This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Verlag von DUNCKER & HUMBLOT in Leipzig.

ABHANDLUNGEN

zur

ERD- UND VÖLKERKUNDE.

Von

OSCAR PESCHEL.

Herausgegeben von J. LÖWENBERG.

X, 530 S. gr. 8. 1877. Preis 10 M.

INHALT:

I. Der Ursprung und die Verbreitung einiger geographischer Mythen im Mittelalter.

(Einleitung. 1. Teratologische Sagen. 2. Die Legenden von den Schifffahrten des heiligen Brandanus. 3. Die Länder von Gog und Magog. 4. Goldene Berge und goldene Inseln. 5. Der Magnetberg. 6. Die Kuppel von Arin. 7. Das südliche Kreuz.)

II. Zur Geschichte der Geographie.

(1. Zur Geschichte der Geographie. 2. Handelsgeschichte des rothen Meeres. 3. Mittelalterliche Missionen in Indien und China. 4. Mittelalterliche Missionen in Afrika. 5. Zur Geschichte des Compasses. 6. Reisen des Nicolo Conti. 7. Prinz Heinrich der Seefahrer. 8. Neue Untersuchungen über den Entdecker Amerikas. 9. Eine alte Weltkarte von 1489. 10. Eine Erdkugel aus dem Jahre 1493. 11. Martin Waltzemüller. 12. Eine neue Ehrenrettung Amerigo Vespucci's. 13. Ueber die Aufgabe einer Geschichte der Geographie. 14. Vivien de St. Martin.)

III. Ueber Alexander von Humboldt.

(1. Alexander von Humboldt. Ein Nachruf. 2. Alexander von Humboldt's Stellung in der Wissenschaft. 3. Erd- und Völkerkunde, Staatswirthschaft und Geschichtsschreibung. 4. Gelegentliches: a) Humboldt's Sprache; b) Präcise Begrenzung von Humboldt's Verdiensten um die Geographie.)

IV. Ueber Carl Ritter.

(1. Ueber den Einfluss der physikalischen Länderbeschaffenheit auf das Wesen der Völker. 2. Wesen und Aufgaben der vergleichenden Erdkunde. 3. Die Rückwirkung der Ländergestaltung auf die menschliche Gesittung. 4. Ueber die Beziehungen zwischen Geschichte und Schule.)

V. Die Erdkunde als Unterrichtsgegenstand.

VI. Ueber die Bedeutung der Erdkunde für die Culturgeschichte.

VII. Darwinisches.

(1. Eine neue Lehre über die Schöpfungsgeschichte der organischen Welt: a) Die Darwin'sche Theorie; b) Einwände gegen die Darwin'sche Theorie. 2. Neue Ansichten über die Geschichte der belebten Schöpfung. 3. Theologen und Naturforscher im Streite über die Schöpfung.) — Anhang.

Verlag von DUNCKER & HUMBLOT in Leipzig.

ABHANDLUNGEN

zur

ERD- UND VÖLKERKUNDE.

Von

OSCAR PESCHEL.

Herausgegeben von J. LÖWENBERG.

Neue Folge.

VI, 546 S. gr. 8. 1878. Preis 10 Mark.

INHALT:

I. Zur Geschichte der Geographie.

(1. Ibn Batuta. 2. Massudi's goldne Wiesen und Edelsteingruben. 3. Der arabische Geograph Ibn-Chordadbeh. 4. Christian Lassen über die Geschichte des indischen Handels im Mittelalter. 5. Friedrich Kunstmann über die frühesten directen Handelsverbindungen der Deutschen mit Indien. 6. Die früheren Christenverfolgungen in Japan. 7. Die 57. Ausgabe des Marco Polo. 8. Die mittelalterlichen Handelsniederlassungen der Italiener in der Levante. 9. Die italienischen Colonien in der Krim und am Don im Mittelalter. 10. Reisen des Johannes Schiltberger. 11. Pflege der Erdkunde in Italien. 12. Lebensbeschreibung und Würdigung Gerh. Mercator's. 13. Zur Geschichte der holländischen Colonien und überseeischen Entdeckungen. 14. Die grossen Entdeckungen in den Jahren 1849—1856.)

II. Zur mathematischen und physischen Geographie.

(1. Ueber die Pluralität der Welten. 2. Was ist eine Sonne. 3. Ueber die Gestalt der Erde. 4. Ueber die Aufgaben der heutigen Erdmessungen. 5. Zur Geschichte des Pflanzenreiches. 6. Die Rolle der Gewürze im Welthandel und auf der Londoner Ausstellung. 7. Die narcotischen und einige exotische Genussmittel im Welthandel und auf der Londoner Ausstellung. 8. Ueber die Veränderungen in der Ernährung der europäischen Völker seit dem sechzehnten Jahrhundert. 9. Ueber das gegenwärtige Wissen von den Erdbeben. 10. Thäler und Seen in den Schweizer Alpen. 11. Die Naturgesetze der Verbreitung des Goldes auf der Erde. 12. Die Alpenreisen als geistiges Bildungsmittel.)

III. Zur Länder- und Völkerkunde.

(1. Ueber den Mann im Monde. 2. Ueber den Baum- und Schlangendienst. 3. Die australischen Goldfelder. 4. Der Werth Indiens für England. 5. Süd und Nord in Deutschland. 6. Wanderziele der Deutschen. 7. Ferienreisen: 1855. Eine Rigifahrt. — Das Reussthal. — Ueber den Oberalppass nach Graubünden. — 1858. Ein Ausflug in die Salzburger und Tiroler Alpen. — 1865. Eine Ferienreise nach dem Mittelmeer: I. Von Lyon nach Nizza. — II. Die Riviera di Ponente. — III. Genua. — IV. Der Comer See. — 1869. Eine Ferienreise über den Apennin. — Nachtrag.)

ABHANDLUNGEN

ZUR

ERD- UND VÖLKERKUNDE.

DRITTER BAND.

ABHANDLUNGEN

ZUR

ERD- UND VÖLKERKUNDE

VON

OSCAR PESCHEL.

HERAUSGEGEBEN

VON

J. LÖWENBERG.

DRITTER (SCHLUSS-) BAND.

LEIPZIG,
VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT.
1879.

BIBLIOTHECA BODLEIANA

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen, wie alle anderen Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Mit diesem dritten Bande schliesst die Herausgabe von Oscar Peschel's zerstreuten Abhandlungen. Der Schluss war geboten, so vieles auch noch zurückbleiben musste, was der Mittheilung werth gewesen wäre.

Bei der Auswahl der handelspolitischen und socialen Artikel war die belehrende Zustimmung des Grossmeisters dieser Disciplinen, des Herrn Geh. Raths Professor Roscher, erfreulich, wofür wir den ehrerbietigsten Dank aussprechen.

In den Artikeln über Gewerbe, Kunst, Poesie sehen wir staunend, dass Peschel auch in diesen Gebieten mit künstlerischem Auge, mit dichterischem Verständniss in überraschender Weise heimisch war.

Der letzte Artikel endlich enthält, man möchte sagen, eine vergleichende Psychologie des Press- und Redactionswesens verschiedener grosser Zeitungen und gewährt tiefe Einblicke in Peschel's sittlich und geistig selten hohe Begabung.

Schliesslich bleibt dem Herausgeber noch der Dank auszusprechen für die Anerkennung, welche seine Wahl und Anordnung bei der Herausgabe der Abhandlungen gefunden hat. Hoffentlich wird es ihm auch noch möglich werden, einen vollständigen Katalog aller zerstreuten Abhandlungen Peschel's den Freunden und Verehrern des seltenen Mannes darzubringen.

Leipzig, im Mai 1879.

J. Löwenberg.

Inhalt.

Seite

I. Zur Länder-, Völker- und Staatenkunde.

1. Deutsche Gesichtspunkte bei der Entscheidung der orientalischen Frage 3
2. Beiträge zur Beurtheilung der türkischen Zustände und der neuesten orientalischen Politik 26
3. Das russische und das britische Reich in Asien mit Beziehung auf die neuesten Verwicklungen in Afghanistan . 42
4. Die Heerstrassen nach Indien 108
5. Die niederländische Colonialverwaltung 120
6. Die Franzosen in Mexico 126
7. Der Werth Indiens für England 134
8. Ein Rückblick auf die jüngste Vergangenheit 139
9. Der Werth der Vogesen als Grenze gegen Frankreich . . 158
10. Rückblicke auf die auswärtige Politik 167

II. Handelspolitisches und Sociales.

1. Die Erfahrungen der Freihandelsgesetzgebung in Grossbritannien und ihre Rückwirkung auf die deutsche Handelspolitik 185
2. Die politischen Wirkungen der Handelssysteme 241
3. Freihändler und Schutzzöllner 257
4. Friedrich List's wissenschaftliche Irrthümer 269
5. Der Unternehmergewinn 284
6. Die Bedrängnisse der Kleingewerbe 298
7. Die Todesstrafe 317

III. Gewerbe, Kunst, Poesie.

1. Die deutsche Industrieausstellung (in München, 1854) . . 329
2. Aus Kaulbach's Atelier 382
3. Deutsche Lyriker 395

IV. Press- und Redactionswesen.

Zehn Jahre deutscher Pressfreiheit 405

I.

Zur Länder-, Völker- und Staatenkunde.

I. Zu

1.

Deutsche Gesichtspunkte bei der Entscheidung der orientalischen Frage.

(Deutsche Vierteljahrsschrift 1854. Heft III. Nr. 67.)

Seit dem Frühling des gegenwärtigen Jahres haben die Wiener Verträge das Ende ihrer rechtlichen Wirksamkeit erreicht. Von den fünf Grossmächten, die sie unterzeichneten, bekriegen sich drei und die letzten beiden scheinen sichtlich entschlossen, nicht ausserhalb der Entwicklung der Begebenheiten zu bleiben. Seitdem wuchsen auf den Trümmern jener berühmten Verträge als Achsen neuer politischer Gestaltungen zwei Staatsverträge: das Bündniss der deutschen und das Bündniss der westlichen Mächte. Statt einer solidarischen Garantie des europäischen Besitzstandes gibt es jetzt nur zwischen England und Frankreich einerseits, zwischen Oesterreich und Preussen andererseits territoriale Bürgschaften. Ja man hat sogar schon behauptet, dass der deutsche Bund als blosse Thatsache und nur noch aus Gewohnheit fortbestehe. Das Aprilbündniss gilt für Fälle, wo nichtdeutsches Gebiet verletzt wird, für Fälle sogar, wo nicht einmal das Gebiet einer deutschen Macht, sondern wo nur deutsche Interessen jenseits der politischen Grenzen verletzt wurden. Es handelt sich in dem Bündniss nicht blos um einen geographisch benennbaren Körper, sondern auch um den Schatten, den dieser Körper wirft. Die deutschen Staaten sind aufgefordert worden, dem preussisch-österreichischen Bündniss [illegible] es ist un[illegible] Vorbehalt beizutreten. Es geschehe diess [illegible] es geschehe von Einzelnen oder von der [illegible] Fällen hat der deutsche Bund sein Ende [illegible]nämlich, der keine Zwecke kannte, als die [illegible]eiten Artikel der Bundesacte. Denn das [illegible] fordert etwas. Es bietet die Pü[illegible]haft [illegible]dert für gewisse Fälle eine [illegible]

Zwecken, von denen unsere Bundesacte nicht spricht. Treten nun die deutschen Staaten nicht oder nicht sämmtlich bei, so nehmen die Nichtbeitretenden nicht, und nur die Beitretenden an dem Genuss der Territorialbürgschaften Theil. Treten aber die deutschen Staaten dem Schutz- und Angriffsbündniss der beiden Grossmächte einzeln oder in der Gesammtheit bei, so verändern sie freiwillig das Wesen des deutschen Bundes, der einen rein defensiven Charakter hat, der nichts von deutschen Interessen weiss, die bis an die untere Donau reichen, der nicht davon berührt wird, ob in Konstantinopel das osmanische Haus oder eine Secundogenitur der Romanow throne.

Dieses letztere rechtliche Bedenken haben bekanntlich die mittleren deutschen Staaten in Bamberg geäussert. Sinn und Buchstabe unseres Staatsrechtes ist klar und entschieden auf Seite dieser Ansicht, aber die Weltlage hat bereits über diesen Sinn und Buchstaben entschieden. Jener bittere Kampf der letzten Jahre um die Ausdehnung der Bundesgrenzen auf das nichtösterreichische Gebiet, der mit dem Wiederaustritt Posens endigte, ist bereits thatsächlich durch das Aprilbündniss reformirt worden. Posen ist von Oesterreich, Italien und Ungarn von Preussen garantirt worden, und da nach dem Ausbruche eines Krieges gerade das nichtdeutsche Gebiet beider, oder der einen Grossmacht zuerst bedroht werden und zuletzt bedroht bleiben würde, so will es die Billigkeit, dass die deutschen Staaten den Grossmächten gerade diese bedrohten ausserdeutschen Gebietstheile garantiren helfen, wenn sie — vielleicht nach grossen Erschütterungen — bei dem künftigen Frieden unversehrt oder mehr als unversehrt genannt werden wollen.

Wo die Gefahr aber eine gemeinsame ist, da muss auch der Gewinn gemeinsam sein und der Krieg muss wirklich den Interessen Deutschlands, nicht den Interessen einzelner deutscher Mächte gelten. Sicherlich gehört nicht Alles auch zu Deutschlands Vortheilen, was die Westmächte auszuführen beabsichtigen, oder zu beabsichtigen sich den Anschein geben.

Man spricht von einer Vernichtung Russlands, von dem Willen, diesen Staat um ein Jahrhundert zurückzuwerfen — zurück in die Steppen, wo die Kosaken streifen, nach dem arktischen Ocean und an die Weideplätze der centralasiatischen Nomaden. Gemeint wird damit, oder vielmehr nur angedroht, die Abreissung Finnlands,

die Erneuerung eines polnischen Reiches, die Rückgabe der Krim und Transkaukasiens an die Pforte, die Vernichtung der Kriegsflotten und ihrer maritimen Festungswerke. Wer zweifelt daran, dass man diess Alles ausführen könnte, wenn eine antirussische Coalition den Willen dazu besässe, wenn sie alle Kräfte und alle Schätze diesem Zwecke opferte, wenn sie so einig und unerschütterlich am Schlusse des ersten Feldzuges zusammenhielte, wie sie ihn beginnen musste, wenn sie den zweiten, den dritten, den vierten Feldzug nicht scheute, wenn sie immer wieder auf dem Felde erschiene, sobald der Rumpf jenes Staates nach den abgeschlagenen Gliedern trachtete? Niemand zweifelt an den Leistungen einer solchen Coalition, aber jedermann wird an der Coalition zweifeln nach dem ersten Feldzug, wenn er nicht schon den ersten Feldzug bezweifelt.

Um gleich bei der ersten Nummer jener Fragmente zu bleiben: wo fände sich ein Erwerber für Finnland? Um dieses Gebiet zu entreissen, dazu bedürfte es wohl nur einer gewonnenen Schlacht; um es zu behaupten, bedarf es eines Widerstandes, so lange das russische Reich noch Krieg zu führen vermag. Wohl hat man Schweden diese Beute zugedacht, und da Eroberungspläne populär sind, wie die Lottospiele, so haben sich in Schweden manche Stimmen für diesen Gedanken geregt. Ueberlegt man aber den Anschlag vor der Karte, so gewahrt man sogleich, dass es sich hier um ein Abenteuer handelt. Schwedische Heere in Finnland könnten nur von der See aus unterstützt werden, folglich gehörte dazu, dass Schweden eine Flotte besässe und die russische damit bemeistern könnte. Nicht einmal der Besitz der Flotte würde genügen, sondern Schweden müsste reich genug sein, ohne Beschwerde den grossen Aufwand für eine solche Waffe zu tragen. Auch müsste der Besitz von Finnland diesen Aufwand lohnen, sonst würde Schweden seine Kräfte durch diese Erwerbung schwächen, anstatt sie zu stärken. Gesetzt nun, diese Vorbedingungen wären ebenso gewiss vorhanden, als sie mangeln, oder die westlichen Alliirten gäben das Exempel beispielloser Grossmuth, dass sie beständig ihre Flotten Schweden zur Erhaltung seines Beuteantheils zu Gebote stellten, so sind doch selbst Flotten an den baltischen Küsten wirkungslos, sobald die Häfen, Buchten und Busen zufrieren, was sich jedes Jahr wiederholt, so dass während sechs Monaten, und länger, jeder grössere Succurs abgeschnitten bliebe und die

schwedischen Armeen verlassen in einem Winterfeldzug der vollen Macht von Russland in Finnland ausgesetzt wären. Endlich ist Schweden bekanntlich für Finnland entschädigt worden. Gibt man ihm seine baltischen Grenzen wieder, so muss es Norwegen an Dänemark abtreten; es bekäme auf diese Art eine angegriffene Grenze statt einer vertheidigten, einen Besitz, der eine Vermehrung der Land- und Seemacht erforderte, statt eines abgerundeten Gebietes zwei Küstenstriche, die wie eine geöffnete Scheere sich trennten, und dazwischen die unwirthliche See, die jede Verbindung in grossem Massstabe auf sechs Monate verhinderte. Es ist möglich, dass die alliirten Mächte die scandinavischen Staaten zum Bruch der Neutralität zwingen, aber aus einem erpressten Bundesgenossen wird schwerlich je ein herzhafter Eroberer. So steht es in der That um die Abreissung Finnlands und um Schwedens Interessen, die wir nicht vermuthet oder errathen haben, sondern wie man sie am Orte selbst erkennt und ausspricht.

Nachdem die Abreissung Finnlands uns fehlzuschlagen scheint, wollen wir unser Glück mit Polen versuchen. Dieser Lazarus bedarf nur einer Berührung, um erweckt zu werden. Er macht uns auch keine Sorgen wegen des Flottenaufwandes, denn er wird aus dem Binnenfleisch des russischen Staates geschnitten. Seine Vortrefflichkeit aber sehen wir darin, dass er sich selbst vertheidigt, und diese Vertheidigung um so kräftiger werden muss, je mehr wir Russlands Heere um polnische Bataillone leichter werden lassen. Gehen wir jedoch auf die Ideen der Palmerston'schen „Revision der Karte von Europa" ein, so müssen wir an eine Einverleibung des losgerissenen Polens in Preussen denken. Da gibt es Tausende von Quadratmeilen trefflichen Ackerbodens und fette Weiden zu erwerben. Preussen würde mit diesem Erwerb erst eine wahre Grossmacht. Es gewönne doppelt: durch die eigene Vergrösserung und durch die Schwächung eines Mitspielers im europäischen Concert. Es würde niemals mehr die Begleitung übernehmen, sondern immer Melodie spielen. Und was läge den Wünschen polnischer Patrioten näher? Die anonyme Broschüre der französischen Hofbuchdruckerei versichert es uns ja! Die Polen würden in dem preussischen Verfassungsleben jenes Mass der Freiheit erlangen, wonach sie so verdienstvoll und immer so unglücklich gestrebt haben. Und welche Mission für Preussen, dieser heissblütigen und unsteten Nation endlich die Ruhe und

den Lebensgenuss durch sorgsame Verwaltung und durch die Aussicht auf die Deputirtenbank und die Pairie zu geben! Zwar haben sich bis jetzt die polnischen Deputirten immer mit allen Elementen des Widerstandes verbunden, und der preussische Staat kann stets mit Sicherheit auf eine antiministerielle Minderheit aus Posen zählen; allein wenn die neue Erwerbung die Oppositionselemente auch verdreifachen würde, so darf man nicht übersehen, dass Preussen auch ein ganz anderer Staat mittlerweile geworden; denn bisher besass es den Beruf, die fremden polnischen Elemente zu assimiliren, was einige Zeit erfordert, aber doch bereits im Gang ist. Nach der Revision der europäischen Karte im Sinne der westlichen Diplomaten würde Preussen aber seinen alten Beruf als deutscher Staat, der ihm so viel Aerger zugezogen, mit einem neuen vertauschen. Es würde beidlebig, eine Art nationales Reptil, halb slavisch, halb deutsch, also nicht deutsch, nicht slavisch, und auf diese Art, versichert die „Revision", eine gewisse Symmetrie Oesterreich gegenüber hergestellt werden. Auch sprechen dafür historische Analogien, denn wie einst Sachsen die Kurschwerter und die polnische Krone geführt, so dürfte dem preussischen Adler noch ein zweiter (polnischer) Kopf und eine zweite Gurgel wachsen.

Gesetzt aber, die Preussen gingen in ihrer gewohnten Verblendung diesen Handel nicht ein und es sollte ein grosses selbstständiges Polenreich geschaffen werden, so müsste Oesterreich Galizien abtreten. Es würde sich dazu vermuthlich mit grösster Freude beeilen, da Maria Theresia Thränen vergossen, als ihr die nordischen Mächte die Complicität an der Theilung Polens aufdrängten. Auch wäre ein Polen und ein polnischer Reichstag eine schickliche und erbauliche Nachbarschaft für die heldenmüthigen Magyaren; nur fragt es sich, wie man Oesterreich dafür entschädigen könnte? Was man zunächst zur Hand hat, wären die Donaufürstenthümer. Sie sind zwar nicht so volkreich, als Polen, auch sind ihre Producte nicht so reich und so mannigfaltig, als die Galiziens, allein wer zweifelt daran, dass wenn Oesterreich die nöthigen Anstrengungen macht, diese Länder zu heben, wenn es ihnen den Wohlstand schafft, der ihnen noch fehlt, sie dann im Laufe eines Menschenalters, wenn störende Zwischenfälle nicht eintreten, etwa die Blüthe erreichen würden, die Galizien jetzt besitzt? Und welche Entschädigung für Oesterreich, sich sagen zu können: ich habe ein reiches Land verschenkt und habe ein

zweites entblösstes mit meinen Mitteln zu einem europäischen Wohlstand erhoben!

Oesterreich zieht ferner aus Polen vortreffliche Soldaten, die bereits in schwierigen Verhältnissen ihre Treue unerschütterlich bewiesen haben. Als Cavallerist ist der Pole so unersetzlich, wie der Magyar als leichter Reiter und wie der Czeche in den eisernen Schwadronen. Allein kommen denn diese vortrefflichen Truppen nicht dem Nachbar zu gut, und ist es nicht der erste und letzte Grundsatz der Politik, für seinen Nachbar besser zu sorgen, als für sich selber? Ganz eigenthümliche Gedanken erwecken dann die Erinnerungen an 1846. Die österreichische Verwaltung hatte für den Bauern so vortrefflich gesorgt, dass bei dem Polenaufstande der Hintersasse gegen den rebellischen Gutsherrn losschlug und für die Legitimität seine Fäuste regte. Zu diesem Bande zwischen der Regierung und der Bevölkerung kam später noch die Ablösung der Feudallasten, welche das bäuerliche Eigenthum um ebensoviel besserte, als der Herrenbesitz geschmälert wurde. Da nun das restaurirte nationale Polen vorzugsweise auf den kriegerisch und factiös gesinnten Adel sich stützen müsste, so wäre es vor allem erspriesslich, den ritterlichen Trägern der antirussischen Nation ein angemessenes Einkommen zuzuweisen. Unvergesslich ist es ja aus der Geschichte der polnischen Theilung geblieben, dass jene Adelspartei, die damals das eigene Vaterland verkaufte, der Bestechung nur durch die Fatalität zugänglich geworden war, dass sie sich an dem Spieltisch zu Grunde gerichtet. Soll nun das alte Stück sich nicht neu wiederholen, so müsste man eben für die Fatalitäten jener Aristokratie besser sorgen, man müsste ihnen vor Allem ihre gutsherrlichen Rechte zurückgeben, damit die Farobank nicht allzu hastig mit ihrer Moral in Streit geriethe. Würde aber dann, gereizt durch den Druck, der Unwille jenes Theils der galizischen Bevölkerung erwachen, den als griechische Katholiken kein religiöses, und als ruthenischer Stamm kein nationales Band mit den Polen vereinigt, so würden dann wohl die Pathen des neuen Polenreichs sich ins Spiel mischen und dem hartköpfigen Bauer fühlbare Begriffe von den Postulaten des europäischen Gleichgewichts beibringen müssen . . .

Wir sind ungern in diesen Ton gerathen, aber da immer und immer wieder diese polnischen Truggestalten auftauchen, wie kann man sie anders bekämpfen, als mit Spott?

Lassen wir uns die Mühe aber nicht verdriessen und gehen wir weiter. Die russischen Grenzen besitzen eine grosse Ausdehnung, und es muss sich doch irgendwo an diesem Körper eine weiche Stelle finden: — die pontischen Küsten beispielsweise. Aber hier fragt sich vor allen Dingen: wer soll erobern? Dass Oesterreich nicht erobern will, darf und kann, mag man einstweilen als bewiesen hinnehmen, und es blieben dann noch die Türkei, Frankreich und England. Unter die kostbarsten Stücke des russischen Besitzes gehört offenbar die Krim, die als Halbinsel für eine Seemacht leichter zu behaupten wäre, als Gebiete mit einer Binnengrenze. Zwanzigtausend Mann Truppen, sechs bis acht Schiffe hohen Bords mit dem entsprechenden Gefolge geringerer Fahrzeuge möchten für England oder für Frankreich etwa hinreichen, die Krim dauernd besetzt zu halten. Das kostete dem Eroberer mit Festungs- und Hafenbauten etwa jährlich 3—4 Millionen Pfund Sterling; denn man darf annehmen, dass die Einkünfte der neuen Erwerbung so ziemlich von den Verwaltungskosten aufgezehrt würden. Dazu käme noch, dass man feste Punkte am Bosporus und an den Dardanellen besetzt halten müsste, um die Colonie beständig unterstützen zu können. Man würde damit erreichen, dass Russland um eine fruchtbare Halbinsel ärmer würde, man legte sich aber auch dafür einen Aufwand auf, der vielleicht noch einmal so gross wäre, als die Zinsen der preussischen Staatsschuld. Nun darf man weder den Franzosen noch den Engländern Uebereilungen beim Placiren ihres Staatsvermögens vorwerfen, so dass sie die Krim wohl nicht einmal als Geschenk annehmen würden. Aber liegt es nicht viel näher, sie dem alten Besitzer wiederzugeben? den Türken, die unter Muhammed II. sich durch die Vernichtung Kaffa's so unvergesslich gemacht! Die Krim aber ist nun einmal ein Gericht nur für eine Seemacht, und mit allem Respect vor den Leistungen des kranken Mannes hinter den Bastionen seiner Schlösser sei es uns erlaubt, an Sinope zu erinnern. Die Türken, die aus Centralasien beritten hervorbrachen und die nach unserem Welttheil nur gelangten, da wo die schmalsten Schluchten die pontische See mit dem Mittelmeer verbinden, werden nie und nimmer, nicht mit Ruder, nicht mit Segel, nicht mit Schaufel und nicht mit der Schraube redenswerthe Dinge ausrichten, sondern sie werden, wie sonst, wo sie den Westen heimgesucht, aufgerieben werden mit dem Fuss im Bügel

oder überrascht auf dem Teppich des Zeltes in fatalistischem Phlegma.

Wir haben uns die Mühe genommen, unter allen Breitegraden dem russischen Leibe ein Glied abzuhauen, nur um das Phantastische aller Vernichtungspläne nachzuweisen. So rasch wie nach einem Hieb ins Wasser die Wellen zu einer Fläche zusammenschiessen, so unzertheilbar ist auch das russische Reich durch äussere Gewalt. Man kann die russischen Heere schlagen, man kann Russland Küsten absperren, kann seine Städte und Festungen in Ruinen verwandeln, aber dauernd etwas besitzen von diesem winterlichen Reich mit seinem Continentalklima, dazu sind die verfeinerten und verwöhnten Occidentalen nicht berufen. In diesem Sinne hat man treffend gesagt, ein Krieg gegen Russland sei ohne strategisches Object.

Wo daher Theilungsplane auftauchen, wird man am besten sie zu ignoriren haben. Gewöhnlich verbirgt sich dahinter nur eine Drohung, die nicht ernst gemeint ist, selbst nicht von dem Drohenden. Denn ohne den Willen der deutschen Mächte ist keine Zerstückelung Russlands möglich. Nun aber fühlen sich der König Friedrich Wilhelm IV. durch seine Verschwägerung und der hochherzige Kaiser Franz Joseph durch die Hilfeleistung im ungarischen Kriege zur höchsten Schonung des russischen Monarchen verpflichtet. Aber selbst wenn diese Rücksichten, die persönliche sind, im Laufe schwerer Begebenheiten mit den Personen — was Gott in jeder Gestalt verhüte! — wegfielen, so bliebe immer noch das europäische Bedürfniss nach dem Fortbestand einer vierten Grossmacht auf dem Festlande. Denn wären nur drei vorhanden, wie nahe wäre die Gefahr, dass sich immer zwei gegen den hilflosen Dritten vereinigen könnten? Sind nun die deutschen Mächte gegen jede Abtödtung der russischen Grossmacht, wie viel mehr nicht Frankreich? Denn die Beziehungen zwischen Frankreich und Russland sind insofern einzig in der Welt, als zwischen beiden Mächten jede unmittelbare ernstere Reibung der grossen Interessen beinahe zu den Unmöglichkeiten gehört. Die jetzige Politik Frankreichs, ohnehin eine Anomalie, darf uns diese Erkenntniss nicht rauben, denn sie steht im nahen Zusammenhang mit dem Ursprung der neuen Dynastie. Napoleon III. fand sich bei seiner Thronbesteigung einsam, verlassen möchte ich fast sagen und bedroht von einer kriegerischen Stimmung in

England. Wie es ihm gelungen ist, in Frankreich alle feindlichen Parteien zu zersetzen, wie er sich die realen politischen Kräfte des französischen Volkes, die Armee, das Landvolk und die Geistlichkeit zu gewinnen wusste, so hat er, von den Ereignissen merkwürdig begünstigt, seine Person zur Erhaltung der alten und unerlässlichen Machtproportionen in Europa unentbehrlich zu machen gewusst, während er gleichzeitig die Lehre, die Frankreich im Jahre 1840 erhielt, bei der nämlichen Veranlassung und beinahe mit der nämlichen Strafe, nämlich mit einer wenn auch bis jetzt nicht eingestandenen Quadrupelallianz vergelten durfte. Liegt es nun im Interesse Frankreichs, die Uebergriffe Russlands nicht zu dulden, so würde Frankreich doch seine grössten Vortheile verkennen, wollte es Russland — das Können immer vorausgesetzt — als europäische Grossmacht auslöschen helfen, denn dasselbe Motiv, welches Russland und England bestimmte, im Jahre 1815 in keine Schwächung Frankreichs zu willigen, müsste ebenfalls die französische Politik bestimmen, Russland zu schonen.

Und hier sei es uns verstattet, einen Abweg von den Zielen dieser Erörterung zu verfolgen. Man hat nämlich zu oft schon davon gesprochen, dass aus den Wechselfällen eines Continentalkrieges leicht eine französisch-russische Allianz geboren werden könnte. Manches deutsche Gemüth bangt vor einer solchen Gestaltung, welche die zwei gefürchteten Nachbarn unserer Staaten zu einem gemeinsamen Anfall gegen unser Vaterland vereinigen würde. Unsere besten Patrioten haben deshalb vor jedem leichtsinnigen Bruch jener politischen Verbindung gewarnt, die unter dem Namen der heiligen Allianz verrufen oder gesegnet worden. Es liegt auch sehr nahe, dass Russland selbst nach einer friedlichen Ausgleichung einen schweren Groll gegen die beiden deutschen Mächte nachempfinden würde. Die Kriegsaussichten haben in St. Petersburg einer Partei zu Einfluss verholfen, die fast instinctartig Deutschland hasst. Ein Glaubenssatz dieser Partei ist es, dass die Deutschen ohne russische Hilfe von der napoleonischen Herrschaft sich nicht befreit haben würden. Obwohl nun Russland mit Gebietsabtretungen reichlich dafür entschädigt worden ist, so erneuert es doch beständig seine Ansprüche auf unsere Dankbarkeit. Jene Briefe eines Hauptes der altrussischen Partei, die vor Monaten in Abschrift bei uns circulirten und durch eine französische Monatsschrift veröffentlicht wurden, beschuldigen die

deutschen Mächte gar des Verrathes, weil sie nicht nachsichtig gegen die russischen Eroberungsplane in der Türkei gewesen sind. Jene Partei nun wird sicherlich entweder vor oder unmittelbar nach dem künftigen Congress eine Rachepolitik gegen Deutschland verfolgen, und es liegt dann sehr nahe, dass sie eine Allianz mit Frankreich, als einer eroberungssüchtigen Macht, sehr empfehlen wird. Käme es aber dazu, vielleicht würde das Bündniss nur zum Gewinn unseres Vaterlandes ausschlagen. Es wäre ein beständiges Memento zum Festhalten zwischen Preussen und Oesterreich. Die gemeinsame Gefahr würde das edle Wohlwollen zwischen beiden Monarchen nur steigern, man würde gleichsam genöthigt werden, einer für des andern Vortheil zu sorgen, und neben diesem Bündniss würde das übrige Deutschland einig dastehen wie niemals zuvor; denn nur wo die beiden Grossmächte sich befehdeten, schwenkte der eine Theil unseres Vaterlandes rechts, der andere links. Bedenkt man nun, dass wir gemeinsam anderthalb Millionen Streiter ins Feld stellen können, wenn nur zwei Procent der Bevölkerung ausrücken, was kann uns der östliche oder der westliche Nachbar anhaben, selbst wenn sie gemeinsam angriffen?

Der drohende Zerfall der heiligen Allianz ist wohl das wichtigste Erlebniss, welches uns bevorsteht. Die alten vierzigjährigen Gestaltungen Europa's verschwinden und wir müssen uns auf das Neue vorbereiten. Dazu gehört aber vor allem eine offene Aussöhnung Englands und Oesterreichs nach der unerklärlichen, von den orientalischen Angelegenheiten aufs härteste gestraften Politik Lord Palmerston's. So wird es immer gehen, wo sich ein Staatsmann erdreistet, den Ueberlieferungen seiner Vorgänger Schande zu machen. Das Wohlwollen oder Misstrauen, welches die Staaten nähert oder trennt, war sonst und sollte immer das Product ihrer Beziehungen zu den grossen Begebenheiten unseres Welttheiles sein. Wo die Launen oder der Kitzel eines Ministers etwas daran ändert, da darf man getrost erwarten, dass sich die Zeiten bitterlicher Reue früher oder später einstellen, denn es wurde damit ein Vergehen gleichsam gegen die lebendige Natur der Staaten begangen. Auf der andern Seite sollten sich die Continentalmächte sagen, dass man die kleinen Bosheiten eines Ministers rasch vergeben müsse, wenn es gilt, einen alten Alliirten wieder zu gewinnen. Man denke zurück an die Napoleonische Zeit, an die Todesstunde Karl's VI., an Marlborough und an den oranischen Wilhelm! Vor

drei oder vier Jahren hätte jedem Deutschen der Puls rascher geschlagen, wenn er einen Krieg zwischen England und Russland vorausgesehen, wenn er Frankreichs jetzige Stärke zur See wahrgenommen, wenn er die grossartige Anwendung der Schraube bei Kriegsschiffen schon geahnt hätte. Damals hätte vielleicht England vereinsamt die Flotten des Festlandes bekämpfen müssen, es wäre vielleicht gelungen nach Malepartus hinüber Armeen zu werfen, auf den Boden, den seit 1688 kein fremder Soldat mehr betreten. Uns alle hätte nichts in eine bessere Stimmung versetzt, als wenn es gelungen wäre, den Hochmuth des händelsüchtigen Inselvolkes zu demüthigen. Aber was uns damals Freude gemacht, würden wir jetzt wohl bitter bereuen.

Eine kleine levantinische Episode ist vorübergegangen, ohne den Eindruck zu hinterlassen, der ihr angemessen gewesen. Es geschah zum ersten Male im vorigen Jahr, dass sich die Amerikaner in eine innere Angelegenheit Europa's mischten. Gestehen wir von vornherein, dass die Verhaftung des Flüchtlings Kossta eine Bagatelle gewesen. Aber alle grossen Dinge haben auf diese Art angefangen. Die Vereinigten Staaten wollen schon jetzt in ihrem Welttheil keine Einsprache der älteren Mächte gelten lassen. Bricht auf unserem Festland ein Krieg aus, dann wird das eroberungs- und abenteuerlustige amerikanische Volk mühelos das erreichen, was es seine natürlichen Grenzen nennt, nämlich das ganze nördliche Festland mit der oceanischen Landenge und den projicirten Archipelen der beiden oder des einen Golfes. Die Verfassung der Creolenstaaten und die Ohnmacht Spaniens arbeiten ihnen frisch in die Hände. Wir müssen auch zugeben, dass dort wirklich für angelsächsisches Blut eine Mission bestehe, denn die Spanier haben rasch die Fähigkeit zu colonisiren eingebüsst, und seit der Befreiung ihrer Colonien wiederholen sich in allen Republiken die alten Scenen zwischen Almagristas und Pizzaristas, ohne dass ein Gasca erscheinen will. Jener amerikanische Staat aber, den man schon durchschimmern sieht, wie das neue Fell der Raupe vor der Häutung, wird sich nicht mehr an dem ruhigen Besitz jenseits der Wasser begnügen, denn die Weltherrschaft gehörte ihm schon am Tage seiner Geburt. Und mehr noch als etwaige Eroberungen ist das staunenswerthe Progressionsgesetz der amerikanischen Bevölkerung zu fürchten. Was wir an Blut und Geld verlieren, strömt ihr jährlich zu, und wir Alle dürfen erwarten, es zu erleben,

die Vereinigten Staaten volkreicher zu sehen, als jede unserer Mächte, Russland allein ausgenommen. Der Ocean würde uns dann schlecht vor dem transoceanischen Ehrgeiz schützen; denn der Ocean ist eine viel geringere Wehr, als das Mittelmeer zu Zeiten der Kreuzzüge dem erobernden Abendland gewesen.

Darum sollte es dem monarchischen Europa ernst am Herzen liegen, dass die Demokratie am andern Saume des atlantischen Thales nicht allzujäh emporwachse, und es gehört jetzt schon zu den ersten europäischen Sorgen, dass kein weiteres Fragment des neuspanischen Reiches in die Hände der Nation falle, die schon zwei Oceane beherrscht, und zwischen den Ufern der alten Welt gelegen, nach dem Morgenland, wo die Sonne aufgeht, und nach dem Abendland, wo sie untergeht, ihre Arme hinüberstreckt.

Aus den einleitenden Bemerkungen ergibt sich von selbst, welches die Grundlage eines künftigen Friedens sein müsse, nämlich im allgemeinen der unveränderte Besitzstand vor dem Kriege, oder mit andern Worten: ein modificirter Status quo ante bellum. Die Erhaltung dessen, was gewesen, hat die grössere Wahrscheinlichkeit für sich, denn es mangelt an Liebhabern zur Erwerbung losgerissener russischer Provinzen. Die einzige Macht, die geographisch in der Lage wäre, ihre Grenzen zu erweitern, ist Oesterreich. Allein nirgends findet sich ein Grenzland, welches Oesterreich einen echten Zuwachs an politischer Macht verspräche. Nach Süden und Südosten trifft es überall griechische Bevölkerungen, deren Beherrschung grösseren Kraftaufwand erfordern würde, als das Besitzthum neue Macht verhiesse. Die meisten jener Völker sind unkriegerisch und würden nicht einmal brauchbare Soldaten liefern; wo sich aber streitbare Nationen befinden, wie in Serbien und Albanien, da würde Oesterreich entweder politisch gefährliche Elemente in sich aufnehmen, oder es müsste erst Mohammedaner zum Christenthum zurück bekehren.

Wenn wir oben den modificirten Status quo als die wünschenswerthe Grundlage des künftigen Friedens bezeichneten, so ist es nöthig, sich rasch über den Sinn des gebrauchten Ausdrucks zu verständigen. Es sollen Russland keine Gebietsabtretungen zugemuthet werden, ausser am Donaudelta. Bestehen die alten Friedensschlüsse mit der Pforte seit Ausbruch des Krieges rechtlich nicht mehr, so dürfen sie nur so erneuert werden, wie es zur Erhaltung des Weltfriedens und für die Verkehrsfreiheit, namentlich

Deutschlands, erspriesslich wäre. Mit dem Kriege ist die Pforte aller lästigen Servituten auf ihre Hoheitsrechte, welche die letzten Friedensschlüsse ihr auferlegten oder wiederholt bestätigten, ledig geworden. Jene Rechte müssen von neuem wieder zugestanden werden, und da die Pforte sich verpflichtet, keinen Frieden ohne ihre Alliirten zu schliessen, so folgt daraus von selbst, dass die künftigen Verträge zwischen Russland und der Pforte einen europäischen Werth annehmen werden.

Weit mehr als Frankreich und England ist Oesterreich bei Entscheidung des Looses über die Donauländer betheiligt, und Oesterreich ist hier nur die Ostmacht Deutschlands, denn Alles, was in Beziehungen steht zur Donau, das berührt das Lebensprincip unseres Vaterlandes. Der Lauf der Donau ist ausgesprochen ein westöstlicher, mit Ausnahme jenes Gliedes, welches durch die Einbiegungen in zwei rechten Winkeln unterhalb Gran und gleichsam als Complement an der Dravemündung erzeugt wird. Die Hauptrichtung der Donau liegt parallel mit dem Mittelmeer und parallel mit der grossen Achse der Donau, ja das pontische Thal lässt sich füglich als eine Verlängerung und Vertiefung des Donauthales betrachten. Ein Geograph, der nur die Wasserlinien unseres Festlandes kennte, müsste aus der Gliederung des Donaugebietes auf ein grosses Parallelgebirge zwischen dem Mittelmeere und jenem Flussgebiete schliessen; er würde ahnen, dass diese Höhenkette bei Wien einen Bruch ihrer Glieder erleide und sich später so fortsetze, dass sie statt bisher am rechten, nunmehr am linken Ufer den Fluss geleite. Er würde ferner schliessen, dass diesen Fluss in seinem untern Lauf eine zweite, südlicher gelegene Parallelkette nach Osten abwehre. Und so ist es in der That; die drei Gebirgsglieder lassen sich als Alpen, Karpathen und Balkan erkennen, und der Lauf der Donau entspricht genau dem parallelen Streichen unserer Gebirgssysteme, der grossen Achse unseres Welttheiles, der selbst nur als eine Halbinsel grösserer östlich liegender Continente gedacht werden muss. Der merkwürdige Bruch des Gebirgssystemes bei Wien hat die eigenthümliche Gliederung veranlasst, dass die Donau von den beiden Wasserscheiden der Alpen genährt wird. Dem Laufe des Hauptflusses entspricht der Parallelismus der Drau und der Save, so dass man also auf demselben Wassersystem vom nördlichen Gebiet des Flusses hinter das Rückgrat der grossen Wasserscheide auf

bedeutenden Nebenflüssen gelangen kann. Diess ist wichtig, insofern die Tendenz der Höhenverhältnisse dadurch klar ausgesprochen wird. In der That liegen auch alle Spalten der grossen mitteleuropäischen Bodenerhebung parallel dem Hauptstrom, sie streichen sämmtlich westöstlich. Nach Osten hinaus hat die Natur unsere Blicke geöffnet, nach Osten tragen unsere Schiffe, westöstlich streichen die Thalmulden und nach Osten werden die Producte, welche wir mit Benützung unserer Wasserkräfte gewinnen, immer abgesetzt werden müssen. Umgekehrt würde beispielsweise eine österreichische Armee in Italien wohlfeil und sicher mit Mundbedarf aus dem Banat versehen werden können, wenn im Drauthal eine Eisenbahn aufwärts führte, oder dieser wilde Strom für Dampfer schiffbar gemacht würde.

Diese geographische Gliederung hat die Geschichte unseres Welttheiles beherrscht. Man könnte es beinahe tasten, dass durch jene Engpässe und in ostwestlicher Richtung der Lebensodem nach Mitteleuropa hereinströmen müsse, dass aber auch von dorther alle Gefahren drohen. Wie die Gewitter an der Luftschicht über den Flüssen auf und niederziehen, so sind instinctartig die grössten Begebenheiten immer in die grossen Furchen des Festlandes localisirt worden. Der Donau folgten die Hunnen, die Magyaren, die Mongolen, folgten später die Türken, die hinaufstreiften, tief nach Steiermark und Kärnthen hinein, immer dem Flussgebiete treu. An der Donau hinab suchten die ersten Kreuzfahrer ihren Weg, Donau abwärts breitete sich Oesterreich aus, Donau abwärts fand die deutsche Sprache ihren Weg. Wer also vor die Donaumündungen tritt, der tritt uns vor Licht und Luft, wer an der untern Donau erscheint, mit dem stehen uns Händel bevor, entweder in der Nähe der Mündungen, oder, wenn wir diese Gelegenheit versäumen, am obern Laufe. Nicht nur die Donau müssen wir uns aber frei halten, sondern alles Land, was zu ihr gehört, die Donauländer, die wir vorzugsweise so nennen. Von allen betheiligten Mächten wird es gefühlt, dass Russland ferner in dem Gebrauch seiner schutzherrlichen Rechte über die Donaufürstenthümer beschränkt werden müsse. Als es neuerlich in das moldau-walachische Gebiet einrückte, wurde darin anfangs kein Kriegsfall erblickt; diess konnte aber nur dann geschehen, wenn der Inhalt der Verträge nicht im höchsten Grade willkürliche Störungen der Besitzverhältnisse begünstigte. Sowie

aber die Pforte für ihren Besitzstand europäische Garantien erhält, klären sich sogleich die Rechtsfragen; ein Einmarsch Russlands würde dann von den Garanten der Pforte als Kriegsfall erklärt werden dürfen. Wird aber Oesterreich durch den Eigensinn des russischen Cabinets genöthigt, mit den Waffen Russland zurückzutreiben, dann gebührt ihm als Lohn sicherlich die Schutzherrlichkeit über die Fürstenthümer, die Russland missbraucht und die der Westen weit lieber an Oesterreich als an Russland übertragen sähe.

Völlige Einigkeit herrscht unter den vier Grossmächten wohl über Vorkehrungen gegen die dolosen Vernachlässigungen an der Sulinamündung. Russland hat ein eigennütziges Interesse, dass die westlichen Staaten ihr Getreide in Odessa und nicht in den Donaufürstenthümern holen. Dem Handel legt diese Politik die empfindlichsten Nachtheile auf, denn Russland sperrt sich durch seine Handelsverbote gegen die europäischen Erzeugnisse ab. Odessa ist ein Markt, wo man kaufen aber nicht verkaufen kann, während die Donauländer von jeher ein jungfräulicher Markt gewesen und in neuerer Zeit ein bedeutendes Consumtionsgebiet geworden sind. Russlands Grenzen müssen daher wieder am Nordrande des Donaudeltas endigen und der Fluss, der an seinem untern Lauf die Flaggen aller Nationen trägt, darf nicht unter russischer, er muss unter europäischer Curatel stehen. In einem Jahrhundert, wo wir Alpenthäler überbrücken und Bergketten durchstossen, um, wo sie versagt oder erschwert waren, uns Luft und Bewegung zu schaffen, ist es eine empörende Anomalie, dass wir die Donau, das stärkste, von der Natur dem Verkehr gewährte Organ unseres Festlandes, durch eine Art leicht zu hebenden Katarrhs völlig unbrauchbar werden lassen. Russland hat in diesem Punkte sich so stark versündigt und so widerwärtige Motive verrathen, dass man ihm nie wieder auf Treu und Glauben die Verwaltung jener Wasserstrecke anvertrauen darf.

Sind diese Stücke durch klare Verträge uns gesichert, dann bedarf es noch der Mittel, die Verträge wirksam zu beschützen. Es ist notorisch, dass der bequemste Weg nach Konstantinopel für einen russischen Eroberer über Varna an der Seeküste hinführt. Der andere Weg über Widdin mit Umgehung des Balkan und den Lauf der Maritza hinab ist nicht nur schwieriger, sondern er ist ohne eine Bundesgenossenschaft Oesterreichs mit den Mar-

schirenden gar nicht ausführbar. Eine Flotte kann den ersten Weg erschweren, sie kann alle Bequemlichkeiten, welche die Nähe des Seeufers für Verpflegung der Armee bietet, zerstören. Der östliche Eroberer Konstantinopels, wenn er auch landwärts angreift, muss daher immer den Pontus beherrschen. Sollen die europäischen Mächte, also auch England und Frankreich, der Pforte ihren Besitz verbürgen, so liegt darin die Nöthigung, dass ihre Flotten immer an den bedrohten Punkten erscheinen dürfen; ja eine alliirte Flotte würde, zeigte sie sich im schwarzen Meer, jedem russischen Eroberer die Gedanken auf Konstantinopel verleiden. Selbst die Donaufürstenthümer würden nicht so leicht überfallen werden dürfen, wenn die Garanten des türkischen Besitzstandes bei drohenden Zumuthungen Russlands in Sicht des Seeufers erschienen. Nun waren bis jetzt die Wasserverbindungen zwischen dem schwarzen und dem Mittelmeere den Kriegsschiffen vertragsmässig geschlossen. Kein russisches Kriegsschiff durfte durch den Bosporus, kein anderes europäisches Kriegsschiff durch die Dardanellen einlaufen ohne einen Ferman des Sultans. Dadurch wurde das schwarze Meer militärisch verschlossen, und zwar zum alleinigen Vortheile Russlands, denn die Flotten dieser Macht beherrschten ausschliesslich alle pontischen Küsten, und auf der Beherrschung jenes Meeres beruhte zugleich das Eroberungssystem am Kaukasus. Auf der Voraussetzung jener Herrschaft legte man die Forts an der abchasischen Küste an und musste sie nach der Kriegserklärung der Seemächte ohne Schwertstreich räumen. Hörte das schwarze Meer auf, militärisch verschlossen zu sein, so wird eine Rückeroberung Tscherkessiens sehr schwierig werden, und sollte Tiflis gar dem tschetschenzischen Emir in die Hände fallen, dann lägen Russlands Grenzen wieder am Kuban und die Völker des Kaukasus könnten — wie diess jetzt bereits der Fall ist — von den Seemächten immerfort unterstützt werden. Ueberhaupt darf man behaupten, dass selbst nach geschlossenem Frieden Russland hinlänglich für die nächsten fünf bis zehn Jahre in Asien beschäftigt bleiben wird, um nur das wieder zu gewinnen, was es in den letzten zwei Monaten am Kaukasus verloren.

Wenn wir bis hieher immer für den Grundsatz der sogenannten Integrität der Türkei gestritten haben, so ist es wohl Zeit, uns zu rechtfertigen, warum es geschah. Die Interessen Oesterreichs fallen

in diesem Stück zusammen mit den Interessen Deutschlands, denn Oesterreich ist eben das südöstliche Deutschland, und wer dagegen die Bundesgrenzen geltend machen wollte, dem darf man nur den Finger auf jene Stelle des Aprilvertrages legen, wo Preussen und Oesterreich (hoffen wir, bald auch das übrige Deutschland) gegenseitig sich den Besitz ihrer deutschen und ausserdeutschen Gebiete zusichern. Wie entscheidend es aber wäre, wenn Russland jetzt schon irgend ein Stück von der Türkei abgerissen hätte, wird jeder inne werden, der sich in die Lage hineindenken kann, dass Silistria, Schumla, Varna bereits in die Hände der Russen gefallen wären. Meister des untern Laufes der Donau, der Strassen nach dem Meere und nach Adrianopel vermöchten die Russen selbst bei einem Widerstand Oesterreichs nach den anatolischen Meerengen zu marschiren. Eine Armee, die Oesterreich dann ausschicken würde, um die Wegnahme Konstantinopels zu wehren, stiesse genau auf die nämlichen Hindernisse, welche die Russen trotz ihrem Aufgebot an Kräften und ihren unerhörten Opfern an Menschen nicht zu überwinden vermocht haben.

Ist es eine Vorbedingung der Grösse und des Einflusses von Oesterreich, dass die Gebietsausdehnung der Türkei nicht verändert werden dürfe, so müssen alle übrigen Rücksichten schweigen und alle andern Wünsche müssen diesem Axiom untergeordnet werden. Es wäre aber ein unvollkommener Frieden, wenn man nur eine Vertagung der Entscheidung bewirken würde. Ueber die Vitalität der osmanischen Herrschaft sich zu entscheiden ist sehr schwer. Mit dem Tode Mehemed Ali's wenigstens hat das Reich wieder einige Kraft gewonnen, und es ist nicht unwichtig, dass es jetzt zweimal schon gegen verschiedene Angriffe eine europäische Quadrupelallianz oder wenigstens den Beistand von vier Grossmächten sich zu erwerben wusste. In diesen Vorgängen liegt eine kräftige Warnung vor jedem Zerhauen dieses politischen Knotens. Noch lassen sich die Ergebnisse des ersten Feldzuges nicht soweit überblicken, um zu einem günstigen oder ungünstigen Urtheil über die militärischen Fortschritte der Osmanen zu gelangen. Sie haben bis jetzt gerade so viel Kraft entwickelt, um den Angriff einer Kriegsmacht, wie Russland, mit Benützung ihrer von der Natur so stark vertheidigten Grenzen so lange abzuhalten, bis das übrige Europa sich politisch einigen und Hilfe schicken konnte. Allein man hat bis jetzt noch nichts gehört, dass die türkischen Truppen-

verluste durch nachgeschobene Massen ergänzt worden sind, und eine einzige Schlacht vermöchte noch immer über die erste und letzte grosse Armee, welche die Türkei ins Feld stellen konnte, zu entscheiden. Wird nach diesen Erfahrungen die Erhaltung der Integrität jenes politischen Gebietes nicht ein zu kostspieliges Problem für die europäischen Grossmächte werden? Und ist nicht der Erfolg eines solchen Einmischens immer nur dann denkbar, wenn der Angreifer isolirt steht? Muss man nicht glauben, dass die Türkei rettungslos verloren wäre, wenn sich einmal zwei Liebhaber für die erwartete Erbschaft finden würden? Und was ist das für ein Staat, dessen Dasein nur abhängt von dem Veto einer europäischen Quadrupelallianz, die sich erst im Momente der Gefahr bilden soll?

Wir erklären es für eine Vermessenheit, aufs Gerathewohl hinaus die Osmanen aus Europa vertreiben zu wollen, ohne zu wissen, wer an ihre Stelle tritt. Von dem innern Zerfall, von Aufständen grosser Provinzen, zahlreicher und kriegerischer Volksstämme ist nichts bemerkt worden, denn über das Schicksal des hellenischen Einfalls ist es am besten zu schweigen. Gäbe es in der illyrischen Halbinsel einen Stamm, der fähig wäre das Ganze ungetheilt zu beherrschen, die Osmanen wären längst vertrieben. So aber sind die kriegerischen oder höher gebildeten Volksstämme unter der Herrschaft des Sultans, wie die Serben, Hellenen, Montenegriner, Albanesen zu dünn an Zahl, um die Einheit des polynationalen Reiches aufrecht zu halten und gierigen Nachbarn zu wehren. Jenen Bevölkerungen aber, die compacter auftreten, wie die Bulgaren oder die Rumänen, versagt ein unkriegerischer Sinn und Unreife der politischen Entwicklung jeden Anspruch auf die Oberhoheit über die Halbinsel. Wirft man also die Osmanen hinaus, so behält man nur Fragmente von Völkerstämmen, die immer in Unterthänigkeit gelebt haben, oder denen nur das unzugängliche Gebiet, das sie bewohnen, eine locale Unabhängigkeit gewährte. Keiner dieser Stämme vereinzelt vermöchte Russland den Widerstand zu leisten, wie bis jetzt die Türken; im Gegentheil läge die Besorgniss nahe, dass, einmal befreit, die Stämme sich gegenseitig befehden würden mit aller Crudität der Racen-instincte, wie sie in Ungarn 1848 und 1849 zum Vorschein gekommen.

Das hindert aber nicht, dass man die Entwicklung der befähigten Stämme befördern sollte, wenn man ihnen nur Achtung für jenes Integritätsprincip einzuflössen verstände. Für das grösste Unglück halten wir daher den unzeitigen Aufstand der Hellenen. Er hat dem Lande eine Occupation zugezogen und hat die hellenische Politik russischer Sympathien verdächtigt. Der wohlberechtigte Türkenhass der Hellenen überwog in dem Naturvolke die feinere Wahrnehmung des politischen Vortheils, der durch eine Neutralität mühelos zu erreichen gewesen wäre. Mit den Leidenschaften eines Volkes lässt sich kein Vertrag schliessen, besonders, wo sie Jahrhunderte alt sind, wie der Hass zwischen Hellenen und Türken. Immer aber sollte die europäische Politik das Wort des Kaisers Nikolaus nicht vergessen, dass er für Erweiterung Griechenlands nie eine Pistole abschiessen werde. Hätte man bei Gründung des hellenischen Reiches jene dünnbevölkerten Landstriche von Epirus und Thessalien ihm zugeschlagen, man hätte einen Anlass zu Feindseligkeiten zwischen Griechen und Türken hinweggeräumt. Jetzt, wo vier Mächte die Integrität des Pfortenbesitzes zu schützen erklärt haben, ist keine Aussicht vorhanden, den Fehler wieder gut zu machen. Ein Fehler wird es aber immer bleiben, denn so lange jene Gebiete noch widernatürlich unter türkischer Herrschaft gelassen werden, muss die Pforte bei jedem Angriff Russlands eine Diversion Griechenlands fürchten und ihre ohnehin schwachen Widerstandskräfte vertheilen. Dass sich die europäischen Mächte bis jetzt nicht zu Gunsten eines neubyzantinischen Reiches entschieden haben, liegt wohl in der richtigen Erkenntniss, dass die Hellenen noch weniger zur Vertheidigung der Donau und des Bosporus befähigt seien, als die Osmanen, wenn sie in die Lücke dieses Volksstammes treten müssten. Dass man sie nicht mächtiger werden lassen will, beruht aber auf der Erwägung, dass ihre Ansprüche auf die volle byzantinische Erbschaft nur dadurch gesteigert werden, dass sie niemals ihren Türkenhass aus höhern politischen Rücksichten verleugnen, dass sie immer geneigt sein würden, sich jedem Angriffe gegen die Osmanen beizugesellen, und dass man nur die Stärke ihrer Diversion mit ihrer Macht vermehren würde. Will man aber in diesem Volke nicht einen Alliirten der Russen gross ziehen, so

wäre es eben so falsch, es zu reizen, seinen Hass in Verzweiflung zu verwandeln, oder die Uebereilung des Volkes an einem Monarchen zu rächen, der aus einem Gewissensfehler nicht die Massregeln ergriff, den Willen seines Volkes abzutödten. Erinnern wir uns immer, dass der König von Griechenland und seine erhabene Gemahlin Kinder deutscher Fürstenfamilien sind. Sagen wir uns, dass ihr Unglück und ihr schnödes Schicksal immer ihrer Heimath den Tadel zuziehen würde, ihre Abkunft vergessen zu haben. Moralische Niederlagen zählen in der Politik wie reale Niederlagen, und wenn wir verlangen, dass jeder von uns muthvoll gegen auswärtige Feinde sich halten soll, welche Lehre würden wir ihm ertheilen, wenn er gewahrte, dass nicht einmal die Söhne erlauchter Dynastien einen Rückhalt an der Nation besitzen!

Man verlangt von den deutschen Mittelstaaten, dass sie ihre Kräfte für die Politik der Grossmächte aufbieten, dass sie nicht allzukritisch an den Sinn der Bundesverfassung sich binden, man begehrt, dass sie sich zu Complicen bei der Veränderung des Wesens dieser Verfassung machen sollen, dass sie die Gefahren und die Verantwortung dafür theilen, die doch die minder Mächtigen immer viel schwerer treffen, als den höheren politischen Besitzstand — man verlangt das und hat ein Recht es zu verlangen, weil jede Weigerung der Mittelstaaten bei einer Lossagung von den Grossmächten sie allen Wechselfällen des Krieges preisgeben würde. Allein es wäre eine unbillige Ausbeutung dieser Verhältnisse zu nennen, wenn man die Mittelstaaten wohl oder übel zur Contingentsstellung befehligen wollte. Die deutschen Alliirten würden damit den Mittelstaaten die Dienstbarkeit eines Rheinbundes zumuthen, mit dem einzigen Unterschied, dass der Suzerain nicht in Paris, sondern in einer diplomatischen Conferenz sässe. Wenn es nun auch nicht ausführbar erscheint, dass die deutschen Mittelstaaten über den Kriegsfall selber mit entscheiden, weil darüber die Freiheit der Entschlüsse in Wien verloren gehen würde, so ist es doch völlig billig, wenn die Mittelstaaten begehren, in den künftigen Frieden mit eingeschlossen zu werden. Gewährte man ihnen diese Forderung nicht und würden die Mittelstaaten sich zu militärischen Leistungen, ohne Aequivalente für die Gefahr, der sie sich aussetzen, nöthigen lassen, so käme diess thatsächlich einer stillschweigenden Mediatisirung in der auswärtigen Politik völlig gleich.

Sprechen diese Staaten dann ein Wort für Griechenland, um so ehrenvoller für sie, denn die Gelegenheit wird selten wieder kommen, wo kleinere Binnengebiete Deutschlands zeigen können, dass ihr Einfluss bis in die Levante reiche. Will man aber Russland wirklich in der Türkei entwaffnen, so ist vor allen Stücken nöthig, dass Europa die Rolle des Fürsten Menschikoff in anderer Art übernehme. Ein Protectorat muss es in der Türkei geben, nicht über die Christen gegen den Islam, der seinem Geiste nach duldsam ist, sondern über die slavischen, hellenischen, romanischen Racen gegen den nationalen Hochmuth der Osmanen. Die sogenannten Reformen genügen nicht, und die Emancipation der Christen steht in schneidendem Widerspruch mit dem Grundsatze, die osmanische Herrschaft zu erhalten. Die Christen emancipiren, sie völlig dem Muselman gleichstellen, hiesse den Aufruhr gegen die Türkei buchstäblich bewaffnen, denn die Emancipation wäre eben nur dann vollkommen, wenn die Christen so gut Waffen tragen dürften, als die Bekenner des Propheten. Verstehen wir uns recht auf die letzten Motive der Grossmächte, wie sie durch die Conferenzbeschlüsse sich abgeklärt haben, so übertragen die europäischen Höfe den Osmanen von neuem die Aufgabe, den Balkan und die Donau gegen östliche Angreifer zu halten und die Durchfahrt nach dem pontischen Meere als Pförtner zu hüten. Wir wollen sie frei wissen in diesem Beruf von jeder rückwärts liegenden störenden Diversion, die zum Vortheil Russlands angestiftet werden könnte. Nun wird man beide Zwecke: den Türken ihren militärischen Beruf zu erleichtern, und die christlichen Elemente für Erhaltung der osmanischen Herrschaft zu gewinnen, nur dann erreichen, wenn man das ausführt, was im Gegensatz zur Emancipation eine Separation der Christen genannt werden könnte. Gleicher Werth der Zeugenschaft vor muselmännischen Richtern wäre gut, ein neues, vom Koran abgelöstes Gesetzbuch wäre vortrefflich, weit besser als beides aber wäre eine völlige Trennung der Gerichtsbarkeit. Man versuche deshalb die Christen in der Türkei örtlich als geschlossene Gemeinden abzusondern, überlasse ihnen, sich selbst zu verwalten, selbst ihre Rechtshändel zu schlichten, sich selbst zu besteuern, man lasse bei Streitigkeiten zwischen Christ und Muselman den Kläger das Forum des Beklagten suchen. Man entferne die Ursachen zu Reibungen, ver-

mindere sie wenigstens, und erbittere nicht durch trügerische Neuerungen den Gewaltigen gegen den Wehrlosen. In diesem Sinne ist aber eine gänzliche Umstürzung der Steuererhebungen unerlässlich. Es ist bekannt, dass die Pforte sehr geringe Einkünfte besitzt, und dennoch sind die Steuererpressungen so gründlich, dass das fruchtbarste Land unseres Welttheils in erbarmenswerthe Dürftigkeit versunken ist. Was der Christ erbaut, wird ihm geplündert, bis ihm nur so viel bleibt, um sein Leben zu fristen. Er richtet sich also darauf ein, dass ihm nicht viel mehr zuwächst, als seine Nothdurft, weil er doch weiss, dass ihm kein Ueberfluss gelassen wird. So lange die Pforte daher nicht ihre Steuererhebung ändert, so lange der Türke den Christen aussaugen darf, so lange ist an eine Hebung dieser Bevölkerung nicht zu denken, so lange werden auch die Reibungen, die Quälereien der Mohammedaner fortdauern, denn hinter allen den Brutalitäten steckt jedes Mal (man stelle darüber Untersuchungen an) immer eine unredliche Zumuthung an Geld oder Geldeswerth. Würde die Pforte das Doppelte der jetzigen Kopfsteuern begehren, würde sie die Summe auf die Krongebiete, von den Krongebieten auf die Gauen, und von diesen auf die Gemeinden umlegen, dürften die Steuern in Geld oder in Geldeswerthen in den christlichen Gemeinden nur von Christen, jedoch wegen ihres üblen Rufes in Geldsachen keinesfalls durch die kirchlichen Behörden aufgetrieben und abgeliefert, bei Saumsalen nur von Christen Execution angeordnet werden — das Land würde sich in wenigen Jahren in einen Garten verwandeln, mit Bevölkerung füllen und unerschöpfliche Hilfsquellen sich erschliessen. Aber wir fürchten auch hier, dass die Wahrheit leicht auszusprechen, schwer zum Bewusstsein einer Menge zu bringen und noch schwieriger durchzuführen ist, weil vorher ein zähes Gewebe persönlicher Vortheile zerrissen werden müsste. Die Verwaltung, wenn man das Ding so nennen darf, beruht in der Türkei auf dem bilateralen Princip des Bestechens und der unredlichen Erpressung, und die Osmanen würden sich nicht mehr für die Herren im eigenen Lande halten, wenn plötzlich ein trockener europäischer Mechanismus an die Stelle der asiatischen Blutegelei, und die Sicherheit des Eigenthums an die Stelle der Plünderung treten sollte. Auch darf man nicht darauf rechnen, dass die Erkenntniss der Gefahr die

Türken zu kräftigen Mitteln noch aufwecken werde. Das Phlegma lässt sich auf kein Abkommen mit den Umständen ein. Hier kann also nichts helfen, als ein Imperativ der europäischen Mächte, und fügen sich die Osmanen nicht in den Befehl, dann muss Europa einsehen, dass es die osmanische Tutel der illyrischen Halbinsel mit ihren ewig sich neu gebärenden Erschütterungen des Weltfriedens und mit den Opfern, die seine Befestigung kostet, mit allzugrossen Anstrengungen bezahlt.

2. Beiträge

zur Beurtheilung der türkischen Zustände und der neuesten orientalischen Politik.

(Ausland 1855. Nr. 28. 13. Juli.)

Hat nicht jeder von uns die Phrase gehört: das Verhängniss der Osmanen sei der Koran? Denn, pflegt man zu behaupten, der Koran heilige die Vielweiberei, die Vielweiberei fordere aber den Harem mit seiner Etikette und seinen Intriguen, sie verlange, dass man durch grausame Hilfsmittel die Bedürfnisse eines despotisch regierten Staates befriedige, den Bruder des Sultans nach der Geburt eines Thronerben, die männliche Geburt der Sultanstöchter, sowie sie das Licht der Welt erblicken, ermorde. Die Vielweiberei und der Koran aber sind Dinge sehr verschiedenen Alters. So lange es asiatische Völker gegeben hat, bestand die Vielweiberei. Sie bestand bei den biblischen Patriarchen so gut wie bei den Persern, Phöniciern, Indern; sie bestand unter den Arabern vor der Erscheinung des Propheten, und sie bestand unter den Mongolen, bevor diese theilweis zum Islam übertraten. Sie bestand und besteht noch bei vielen Völkern Afrika's, Amerika's und der Südseeinseln. Die Vielweiberei findet sich seltener in den kalten als in den heissen Ländern, und sie findet sich nur in despotisch regierten Staaten. Der Koran gebietet die Vielweiberei nicht, er verstattet sie nur, und jedenfalls ist er unschuldig an den Folgen, wenn Völker an einem unmässigen Gebrauch der verstatteten Freiheit zu Grunde gehen.

Es ist überhaupt völlig unhistorisch, die religiösen Satzungen für die Aufführung ihrer Bekenner verantwortlich zu machen. Es gäbe sonst keine Religion, die mehr unsern Abscheu verdiente als die christliche, denn christliche Völker haben im Namen des Glaubens Inquisitionen errichtet, Holzstösse entflammt, Ketzer

gerichtet, beim Glockenklang um Mitternacht ihre arglosen Mitbürger mit dem Schwert angefallen, sie haben endlich — das schlimmste von allen — auf Menschen Jagd gemacht und an Ketten Millionen aus einem Welttheil in den andern geführt, um sie dort aus schnöder Gewinnsucht abzurichten, wie den Stier zum Pflügen. So wenig nun wie man die Lehre von der Erlösung für die Ketzerbrände in Spanien, für die Bartholomäusnacht, für die puritanischen Gräuel in Irland und für den Negerhandel zur Rechenschaft ziehen darf, so wenig hat der Koran Schuld, wenn ein türkischer Pascha den Commandanten einer christlichen Festung, die auf Treu und Glauben capitulirte, lebendig zwischen zwei Brettern zersägen lässt. Der Koran schreibt unter anderem vor, dass die Sklaverei unmittelbar nach dem Bekenntniss des Islam aufhören müsse. Die Christen haben rothe und schwarze Sklaven in der Knechtschaft gehalten, unbekümmert, ob sie das Credo gesprochen oder noch Schlangen und Steinfratzen angebetet.

So geht es der Oberflächlichkeit auch in diesem Punkte: sie hält das Hinderniss für die Ursache, das Symptom für die Krankheit, die Praxis für die Satzung, die Mängel der Race für Irrthümer des Propheten, den Wahnsinn der Menschen für eine Verkehrtheit der göttlichen Gebote. Es ist an keinem Orte der Welt und aus keinem Munde den Völkern eine Religion verkündet worden, die unmittelbar ihre höchsten Ziele erfüllt gesehen hätte. Welche lange Zeit hat es bedurft, ehe sich der jüdische Jehovahdienst zum Monotheismus verklärte? Wie lange nach Moses noch bluteten dem Gotte der Hebräer Menschenopfer? Wie lange hat es gewährt, ehe im Abendlande gesellschaftliche Zustände sich entwickelten, die nur einigermassen den evangelischen Anforderungen entsprachen, und wie unvollkommen sind noch die heutigen gegenüber jenem längst verkündeten idealen Gottesreiche? Ihr verlangt, hat einst ein spanischer Jesuit seinen Landsleuten zugerufen, dass die Peruaner Christen werden sollen; ihr vergesst aber, dass sie erst Menschen, gesellig und gesittet werden müssen, ehe sie das Christenthum nur begreifen können.

Geht man hinter das sechzehnte Jahrhundert zurück, so findet man trotz der Herrschaft des Christenthums keine Spur von Theilnahme oder Mitgefühl für Andersglaubende, ja selbst für Christen, wenn sie eine andere Sprache redeten, ja selbst nicht für die Leute gleicher Zunge, wenn sie einem andern politischen

Verbande angehörten. Christliche Kriegsgefangene werden im Mittelalter als Sklaven von Christen verkauft, das Standrecht wird geübt, so lange es Verträge nicht ausdrücklich abschaffen; man gibt, namentlich zur See, keinen Pardon, und das eroberte feindliche Kriegsschiff wird behandelt wie ein Seeräuber, d. h. es wird die Mannschaft aufgehängt und die Officiere werden gekreuzigt. So war es Sitte im Mittelalter, auch nach den Kreuzzügen und zwischen Italienern und Italienern, zwischen Genuesen und Venetianern, zwischen Pisanern und Genuesen. Je höher die Gesittung steigt, desto mehr verklärt sich die Religion. Das Wort Gottes bleibt todt, wenn ihm die lebendige Auslegung fehlt, und diese Auslegung wird sich ändern, je nachdem die gesellschaftlichen Zustände höhere ethische Bedürfnisse in dem Menschen erwecken. Wie der Weise zum Stein der Weisen gehört, so der Christ zum Evangelium. Was er im göttlichen Wort nicht sucht, wird er nie darin finden.

Habent sua fata libelli! Auch der Koran wäre fähig gewesen, verklärt zu werden, wenn die gesellschaftlichen Zustände seiner Bekenner sich höher entwickelt hätten. Diess war nur zu erwarten von dem Menschenschlag, in dessen Schooss der Prophet geboren wurde. Nun wissen wir alle, wie kurz die Weltherrschaft der Araber gedauert hat, wie bald das Reich der Chalifen sich spaltete, wie die Fragmente sich nie wieder vereinigten, sondern die siegreiche Race bald unter die Herrschaft anderer Völker fiel, die sie zuvor bekehrt hatte, wie selbst frühzeitig durch den Verkehr mit Persern und Griechen die Ketzerei unter den Arabern geliebkost wurde, und wie rasch sich die Bekenner des Islam wieder in Rechtgläubige und Ungläubige trennten. Als Säulen tragen zuletzt die Prophetenlehre Völker, die einer ganz andern Race angehörten als die Araber.

Sträfliche Unwissenheit ist es, wenn öffentliche Stimmen für osmanische Zustände geltend machen, was die Araber für die Civilisation gethan. Wenn den türkischen Paschas Bestechlichkeit vorgeworfen wird, gibt man zu bedenken, dass Abderrahman die erste Palme in Andalusien gepflanzt und besungen hat. Wenn die Türken der griechischen Liebe verdächtigt werden, so erinnert man uns, dass moslemitische Alchymisten in Aegypten zuerst die chemischen Leistungen der Schwefelsäure und des Scheidewassers erkannt haben. Wenn die Osmanen angeklagt werden,

dass sie die italienischen Colonien in der Krim und am Don, Trapezunt, Alexandrien und Cairo nutzlos zerstört und ihren Handel vernichtet haben, so rühmt man uns die Araber als die Importeure der sogenannten arabischen Ziffern, oder richtiger des indischen Systems vom Stellenwerth der Zahlen. So wenig wie der Koran die Bestialität eines nomadischen Räubervolkes der centralasiatischen Steppen verschuldet hat, so wenig nehmen die Türken theil an den geistigen Triumphen der einst so beglückten arabischen Welt. Es gibt und kann keine Gemeinsamkeit geben zwischen Semiten und Türken, zwischen Arabern und Osmanen, der Koran macht sie so wenig einander ähnlich als ein Auswendigbeten des Katechismus den neubekehrten Kaffer dem britischen Missionär, so wenig als eine Gemeinsamkeit besteht zwischen dem mohammedanischen Albanier und dem mohammedanischen Malayen auf den Gewürzinseln.

Nicht der Koran ist der Unheilstifter, sondern die Racenfehler sind das Verhängniss der Osmanen und der unterworfenen Bevölkerung der illyrischen Halbinsel. Wenn es aber Racenfehler sind, dann bleiben menschliche Satzungen kraftlos. Wären die Osmanen verbesserlich, so würden sie den Koran und die richtig oder fälschlich diesem zur Last gelegten Zustände entwickelt haben; sind sie aber unverbesserlich, dann hilft auch die Abschaffung von Kopfsteuern und der Umsturz der alten agrarischen Gesetze nicht, denn die Beschützer und Hüter der neuen Zustände bleiben doch immer wieder die Unverbesserlichen.

In Epirus und an den thessalischen Küsten blüht der Mandelbaum im Januar, am Fusse des Pelion isst man im April die ersten Kirschen, und im Julius pflückt man die ersten reifen Trauben. Im östlichen Bulgarien, in den Becken von Scutari und Janina, erntet man Ende Junius, im westlichen Bulgarien und im südlichen Albanien Anfangs Julius, während auf den bosnischen Hochebenen und in den serbischen Gebirgen die Ernte bis auf den September, ja bis in den October hinausgeschoben werden muss. In den sonnigen Gegenden des Landes gedeiht Tabak, Baumwolle, Reis, Safran, Sesam, der Ricinus, der Krapp, und am Südabhang des Balkan die Rose von Damaskus. In jenem günstigen Klima gelang es zuerst den Seidenwurm in unserm Welttheil zu acclimatisiren. Dennoch steht die Cultur jener Länder auf

einer Stufe, die für gesittete Europäer unmittelbar auf den Zustand der Verwilderung zu folgen scheint.

Es ist nicht sehr wahrscheinlich, dass seit der Eroberung durch die Osmanen der Ackerbau in der europäischen Türkei beträchtliche Rückschritte gemacht habe, oder höchstens nur an den ehemals vom Handel belebten Küsten. Er ist nur, während alles um ihn herum sich vervollkommnete, stehen geblieben, und so wird eine Fahrt von London nach Konstantinopel zu einer Reise vom neunzehnten ins fünfzehnte Jahrhundert. Jedes Dorf der Rajah besteht aus einer beschränkten Zahl von Hütten; die männliche Bevölkerung, welche sich dem Ackerbau widmen will, endlich die Zahl der Gespanne und Ackergeräthe darf nicht eine bestimmte Ziffer überschreiten, man sieht sogar darauf, dass nicht mehr als ein mässiges Capital auf die Ausbeutung des Bodens verwendet wird.

Eben so schlimm als diese despotische Einschränkung der unterworfenen Race wirkt der Mangel an Strassen. Das Königreich Griechenland ist übrigens in diesem Punkt so verwahrlost als die Türkei. Die Trauben von Morea und die Seide Bithyniens werden in gleicher Art auf den Rücken von Lastthieren fortgeschafft. Es ist wahr, dass es in der Türkei an Strassen, die mit Wagen befahren werden können, so gut wie gänzlich mangelt. Es gibt über den Balkan nur zwei brauchbare Strassen, von Widdin nach Konstantinopel und von Schumla nach Karnabat. Die sogenannten gepflasterten Strassen sind aber so schlecht, dass sie an vielen Stellen sich mit Rasen bedecken, während die Fahrzeuge neben der Chaussee einen neuen Weg sich ausfindig gemacht haben. Gewöhnlich führen die Strassen nicht weiter als 2—3 Stunden, sie münden also gewöhnlich in einer Einöde. Die besten Strassen steigen steil die Anhöhen hinan, wo nur der Stier einen Wagen, das Lastthier eine Ladung aufwärts bewegen kann. Dass es in den Donaufürstenthümern keine Strassen gibt, wissen wir alle, allein das Land ist dort meist flach und die leichten Fahrzeuge fliegen im Galopp querfeldein. Serbien ist das einzige Land, welches seiner Befreiung vom türkischen Joch Ehre gemacht durch den Bau der besten Chausseen innerhalb des osmanischen Reiches. Sie entstanden auf Befehl des Fürsten Milosch, tragen aber den Stempel barbarischer Civilisation. Der Fürst hatte nämlich befohlen, diese Strassen mit Alleen zu bepflanzen, um ihnen

ein europäisches Ansehen zu geben. Dieser Luxus in einem holzreichen Lande, ja selbst bei Strassen, die durch den dicken Wald führen, beweist recht auffällig, dass man eigentlich keine Ahnung hatte, wozu Strassen dienen sollen.

Am weitesten ist Griechenland zurück. Die klägliche Chaussee, welche von Konstantinopel nach Adrianopel führt, ist noch immer classisch gegen die Strasse, welche Athen mit Sparta verbindet. Wäre Griechenland nicht ganz verwahrlost in dieser Beziehung, so wäre es nicht länger der Schauplatz fortgesetzter Räubereien. In Deutschland, Frankreich und England sind die Räuberbanden mit den Chausseen verschwunden, und bei Eisenbahnen und Dampfschiffen müssen vollends die Strauchritter »um ihr Brot kommen«. Chausseen und Räuberbanden sind Dinge, die sich widersprechen, und es macht den griechischen Patrioten wenig Ehre, wenn sie sich mit einer Art von Selbstgefühl auf ihre Räuberbanden berufen. Die Logik dieser Herren besteht manchmal in der naiven Aeusserung: Es geschieht dem civilisirten Europa schon recht, wenn Griechenland von Dieben und Mördern heimgesucht wird, warum schlägt man Epirus und Thessalien nicht zu unserm Königreich. Eine Nation, die ihre Sache von Galgenvögeln vertheidigen lässt und sich ihrer Thaten rühmt, steckt noch in den Schuhen mittelalterlicher Barbarei. Es ist wahr, Franz Drake, die Buccaniers und die Wassergeusen waren nichts besseres als Piraten und sind trotzdem hoch und vielfach gefeiert worden. Die Buccaniers haben nur spanische Colonien überfallen und nur Katholiken geplündert und gewürgt, wie die Geusen jede protestantische Flagge geachtet haben. Allein der Unterschied zwischen jenen historischen Erscheinungen und dem hellenischen Raubritterthum besteht in der Kleinigkeit, dass seitdem zwei Jahrhunderte und mehr verflossen sind, und sicherlich würde heutigen Tages jede europäische Regierung ohne weiteres ihre eigenen Unterthanen aufknüpfen, die etwa die Thaten der westindischen und pacifischen Seeräuber wiederholen möchten, und wenn sie zehnmal sich darauf beriefen, dass sie »nur« spanische Städte überfallen und »nur« Katholiken erschlagen hätten. Die Freibeuter vom »einsamen Stern« sind in Havana öffentlich erdrosselt worden, ohne dass sich das Cabinet von Washington damit befleckt hätte, die Sache dieser »Patrioten« zu vertreten.

In Kleinasien stösst jeder Reisende auf verlassene Städte,

verfallene Moscheen, auf Trümmer und Spuren ehemaliger Cultur. Es lässt sich nicht von der europäischen, wohl aber von der asiatischen Türkei behaupten, dass sie seit dem Mittelalter an Bevölkerung abgenommen habe. Als einzige Ursache lässt sich der Steuerdruck anführen. Man muss aber richtig verstehen, was das sagen will. Es gibt wenig Länder, wo so wenig Steuern gezahlt werden als in der Türkei. Man erhebt nicht mehr als den Zehnten, aber die Art der Erhebung ist es, welche den Druck vervielfältigt. Die Steuerpächter zwingen nämlich zur Verhinderung des Unterschleifs die Ernte so lange auf dem Felde stehen zu lassen, bis der Zehnte erhoben worden ist. Dort steht sie oft zwei Monate dem Wetter preisgegeben. Dadurch geht nicht bloss ein beträchtlicher Theil des Ertrages nutzlos verloren, sondern die Bevölkerung ist gezwungen, zwei Monate im Jahr zu feiern. Es ist kaum glaublich, dass ein solches »System« auch in einem Lande bestehen blieb, das »parlamentarisch« regiert wird, und wo »Senatoren und Deputirte« die höchste Achtung vor der einheimischen »Civilisation« und Pietät gegen die Wiege der europäischen Cultur fordern. Griechenland besitzt zwar eine solche moderne Verfassung, das Getreide aber muss »angesichts der Ruinen des Theseustempels und der Säulen des olympischen Jupiter« wochenlang im Freien bleiben, bis der Zehnte erhoben worden, und man hat in dem Lande der Sieger von Marathon die Einführung von Dreschmaschinen verboten, weil, wenn sie allgemein würden, Steuerdefraudationen sich nicht mehr entdecken liessen!

Alle Arten Frachten sind in den letzten Jahrhunderten in Europa gesunken. Man stelle sich vor, dass Kupfererze aus Chili in Südamerika bis nach Sachsen zur Verhüttung gebracht und das Metall sehr oft wieder nach Amerika ausgeführt wird. Diess ist ein Zeugniss erstens, auf welcher Stufe von Vollkommenheit der Bergbau in Freiberg stehe, und zweitens, wie wohlfeil Land- und Wasserfrachten geworden sein müssen. Die Differenzen zwischen den Fruchtpreisen in England, Frankreich und Deutschland sind jetzt so gering, dass die gleichzeitigen Maxima in irgend einem der drei Gebiete schwerlich höher wie 1 : 2 sich stellen. In Russland dagegen herrschen Differenzen um mehr als das vierfache zwischen Orten, die kaum 20 deutsche Meilen entfernt liegen. Diess sind Werthmesser über den Zustand der Verkehrsmittel. Auch in Russland, wie überall, geschehen Fortschritte; in der

Türkei aber und namentlich in Kleinasien waren seit zwei Jahrhunderten nur Rückschritte zu beobachten. Seit dieser Zeit nämlich haben die Gemeinden aufgehört, die Strassen zu unterhalten, wie es früher geschah. Die Regierung hat die Gelder für den Strassenbau in Beschlag genommen, um »selbst den Strassenbau in die Hand zu nehmen«. Was sie, oder vielmehr die osmanischen »Würdenträger« in die Hand nahmen, waren die Gemeindegelder, und was sie nicht in die Hand nahmen, war der Strassenbau. Seit jener Zeit hörte der Handel der Türkei mit Venedig und Ancona auf, wohin noch immer viel Getreide, Handelsgewächse und namentlich Baumwolle ausgeführt wurden. Die Strasse aus dem Innern nach den Stapelplätzen verfiel, die Frachten für die Producte verschlangen die Erzeugungskosten, folglich wurde nichts mehr producirt; der Verkehr mit dem nächsten Orte hörte auf, die Gemeinde zerlumpte, ihr Obdach sank in Ruinen, und endlich hörte sie auf und »ward nicht mehr gesehen«. Das ist die triviale Geschichte so mancher Städtetrümmer ohne Namen, auf welche die Reisenden in Kleinasien stossen, und so mancher Städtenamen ohne Trümmer, welche die Gelehrten in alten Beschreibungen und auf alten Karten so häufig antreffen. Das wird das Schicksal Kleinasiens sein, wenn keine Aenderung eintritt. Das Leben verschwindet und verschwand schon aus vielen Ländern ganz geräuschlos, wie man etwa im Wochenblättchen von einem ehrsamen Landsmann liest: er sei eines sanften Todes gestorben, womit man nur sagt, dass er die Umstehenden durch den Anblick des letzten Kampfes nicht belästigt habe; einem solchen sanften Tod geht Kleinasien entgegen. Die menschliche Cultur entwickelt sich immer da am leichtesten, wo sie ein Verkehrsmittel schon fertig vorfindet, also an Küsten und an Flüssen. Sie wagt sich nur etappenweise in das Innere, je nachdem sie eine Verbindung mit der Küste herstellen kann. Sprengt man aber hinter ihr die Brücken in die Luft, dann muss sie nothwendig zu Grunde gehen, denn die Cultur ist nichts als das Product des Völkerverkehrs, und zwischen der Cultur eines pfadlosen Gebirgslandes und einem von Canälen und Bahnen besponnenen Gebiete besteht in Kräften und Geschwindigkeit derselbe Unterschied wie zwischen einem Saumthier und einer Locomotive.

Was also vor allem der Türkei gebricht, sind Strassen. Wo es keine Strassen gibt, da nährt sich ein Viertel oder Drittel

der Bevölkerung damit, Kameele oder Esel zu treiben. Diese unstete Bevölkerung zehrt sammt ihrem Viehstand nicht bloss an den Producten des Landes, sondern sie ist es in der Regel selbst wieder, welche die Strassen unsicher macht und das Eigenthum gefährdet. Erst wenn das Absatzgebiet durch Vervollkommnung der Transportmittel und in Folge dessen durch Verminderung des Frachtlohnes sich erweitert, wird der Ackerbauer über den eigenen Bedarf hinaus produciren, weil er nicht mehr zu befürchten hat, sein eigener Ueberfluss könne ihn in Verlegenheit setzen. Erst durch den Handel wird er in Besitz von Geld kommen, und erst wenn die Geldwirthschaft in einem Lande angebrochen ist, können die Zehntabgaben auf einen bestimmten Geldwerth gesetzt werden, wobei sich Staat und Ackerbauer noch einmal so wohl befinden.

Wer aber soll die Strassen bauen? Die Türkei ist das reichste und wiederum ärmste Land in ganz Europa. Sie ist reich an edlen Metallen und arm an Capital und deswegen ein vortreffliches Exempel, welche verschiedene Dinge Geld und Capital sind. Es mag vielleicht befremden, der Türkei grossen Geldreichthum zuzutrauen, da auf dem flachen Land die umlaufende Baarschaft verschwindend gering ist. Auch haben in keinem europäischen Lande die Münzverschlechterungen schlimmer gehaust, als in der Türkei, selbst Portugal nicht ausgenommen, wo der Real so werthlos geworden, dass man jetzt nur nach Tausenden von Reis zu rechnen pflegt. Der türkische Asper ist genau um das Hundertfache in Zeit von vier Jahrhunderten gesunken, und der türkische Piaster ein Hohn gegenüber jener ursprünglichen schweren Silbermünze, die sich als Douro und Dollar im alten Werthe erhalten hat. Trotzdem stecken ungeheure Schätze in der rumelischen und anatolischen Türkei. Vom Sultan abwärts bereichern sich alle Beamten, sie raffen Schätze auf Schätze zusammen, die bei ihrer Mässigkeit und ihrem Geiz immer sich mehren. Der Handel mit der Levante ist zu allen Zeiten passiv gewesen, oder, mit andern Worten, die Türkei hat immer mehr aus- als eingeführt, und der Ueberschuss hat stets mit baarem Gelde ausgeglichen werden müssen. Die Türkei ist Jahrhunderte lang ein wahrer Ducaten- und Thalerspeicher gewesen. Mit Unrecht wundert man sich oft, woher der Sultan und die Paschas das Geld nehmen, um Paläste zu bauen und ihre Kinder prachtvoll auszustatten; denn man vergisst gänzlich, dass der Türke nichts höheres kennt als sich

bestechen zu lassen und zu bestechen, durch die Finger zu sehen und selbst zu stehlen, und den Ertrag dieser »Production« zu thesauriren. Daraus entsteht denn ein Zustand, wie er nur in asiatischen Staaten begreiflich ist. Ueberfluss an edlen Metallen in einzelnen Händen, bei einem entwertheten Papierumlauf und Abwesenheit von Baarschaft auf dem flachen Lande; völliger Mangel an öffentlichem Credit, obgleich die Türkei der einzige Staat in Europa ist, welcher sich von Schulden frei erhalten hat; endlich ein Zinsfuss, der um das Dreifache höher ist als im westlichen Europa. Thesauriren, Mangel an Capital, hoher Zinsfuss sind aber drei Erscheinungen, die genau denselben Ursprung haben, nämlich Rechtsunsicherheit. In einem Lande, wo die Justiz bestechlich ist, kann sich niemand seiner Person und seiner Habe erwehren, der nicht besser zu bestechen versteht als sein Gegner. Er ist also gezwungen, baar Geld im Vorrath zu haben, er muss Schätze aufhäufen, denn sie sind »eine gute Wehr und Waffe«. In einem solchen Lande wird sich auch schwer das baare Geld in Capital verwandeln, denn wo kein Vertrauen herrscht, wagt sich der Thaler nicht aus der Hand, oder er wagt es nur gegen hohen Gewinn oder hohen Zinsfuss. Je öfter sich das baare Geld in Capital verwandelt, um so höher steigt die Masse der Capitalien, und mit der Masse der Capitalien fällt der Zinsfuss. Der Zinsfuss kann aber gar nicht in der Türkei fallen, weil sich das baare Geld selten aus seinem Versteck wagt und in Capital verwandelt.

Wenn wir wenig Vertrauen zeigen in die übertünchte Civilisation Griechenlands, und viele Gräuelthaten für wahr halten, welche die »Patrioten« während des thessalischen Aufstandes im Jahr 1854 verübt haben, so liegt doch in dem neuhellenischen Staate der Keim einer Zukunft in seinem Richterstande. Auch dieser leidet zwar noch unter nicht ungegründetem Verdacht, allein im Durchschnitt ist die Justiz unparteiisch, und die Willkür der öffentlichen Gewalt reicht wenigstens nicht, wie in den asiatischen Despotien, in die Sphäre des Privatrechtes. Rechtssicherheit ist der Zauber christlicher Staaten, Rechtssicherheit ist die Forderung, welche man an die europäische Türkei stellt, Rechtssicherheit auf der illyrischen Halbinsel ist in letzter Instanz der ganze Inhalt des orientalischen Problems. Es kommt wenig oder nichts darauf an, welches Recht gilt und wie das Gesetzbuch heisst, Koran oder Codex, wenn überhaupt nur Ein Recht geschützt wird. Auch hat

in der Türkei nicht immer Rechtsunsicherheit geherrscht, wie es durchaus nicht aus der Natur despotischer Staaten folgt, dass Rechtsunsicherheit nothwendig mit ihnen verbunden sei. In despotischen Staaten hängt alles ab von der Person des Souveräns. Die türkischen Historiker schreiben daher sehr scharfsinnig den Verfall des osmanischen Reiches von jener Zeit her, wo der Sultan nicht mehr persönlich im Diwan erschien, und die höchsten Befehle nur schriftlich und durch Mittelspersonen, nämlich durch die Wessire, erfolgten. Eine Neugeburt des osmanischen Staates ist durchaus nicht so undenkbar, als es geflissentlich seit Menschenaltern von den ungeduldigen Erben des osmanischen Hauses ausgestreut wird. Aber diese Neugeburt verlangt eine Reihe seltener Zufälle, eine Gallerie grosser Regenten in unmittelbarer Folge, wie sie die Türkei im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert besessen hat. Gross müssten diese Regenten sein im Charakter des Orientes, und der jetzige Sultan ist gerade das Widerspiel von dem, wie man sich einen Regenerator des osmanischen Reiches denken müsste. Man rühmt an Abdül Medschid seine Herzensgüte; Herzensgüte aber war nie die Eigenschaft gewaltiger und starker Regenten. Man lobt seine Humanität, die offenbar in einem asiatischen Staate Contrebande ist. Ein osmanischer Heros auf dem morschen Throne müsste schlau sein wie Mohammed II., rücksichtslos bis zur berechneten Grausamkeit, ohne Phlegma, wie Abdül Medschid, unerbittlich und wachsam wie Nikolaus I., despotisch wie Peter der Grosse, vor allen Dingen aber gerecht. In Sultan Mahmud staken einige dieser Eigenschaften, und wären nach ihm mehrere seines Gleichen gefolgt, das politische Dasein des osmanischen Reiches hätte sich auf längere Zeit sichern lassen. Wenn aber der echte Regenerator erschien, der die Betrüger verfolgte, die doppelten Masse und Gewichte aus dem Reiche vertilgte, die schamlosen Richter in Schrecken setzte, den Schweiss der Völker in Wohlthaten verwandelte, überall gewaltsam die verrenkten Glieder in Ordnung brächte und überall mit dem Eisen die Schäden des Körpers heilte, das sentimentale Europa, welches der modernen Türkei so hold ist, würde Ach und Weh erheben, wenn ein solches blutiges Meteor in der Levante aufstiege. Der Türke wird durch Verfassungsrecepte nicht geändert, und wo der Despotismus nicht mehr mit heilsamen Schrecken aufzutreten vermag, da ist er überhaupt mit seinen Hilfsmitteln zu Ende.

Die Russen haben diese Zustände vortrefflich ausgebeutet, und es ist eine unbegreifliche Vernachlässigung der Westmächte sowohl als Oesterreichs, dass sie die jetzige Entfernung der Russen nicht benützen, um nach ihrem Sinn die Dinge in der Türkei zu ordnen, d. h. nämlich in einem Sinn, wie er der russischen Politik am widerwärtigsten sein müsste. Aus dem Dialog des Kaisers Nikolaus mit Lord Seymour wissen wir genau, was man in Petersburg anstrebte. Man wollte Konstantinopel nicht erobern, aber man wollte auch nicht nach dem Sturz des osmanischen Reiches lebenskräftige Staaten aus den Trümmern entstehen lassen, sondern schwächliche Halbgeburten mit kraftlosen Regierungen, die allerlei Unruhen und Militärinterventionen verhiessen. Daraus folgte einfach für jene drei Mächte, dass sie den umgekehrten Weg einschlugen. Sie mussten sich nicht begnügen, die Russen über den Pruth manövrirt zu haben, sondern sich an die Stelle des vertriebenen Protectors setzen. Es ist damit keine Verjagung der Osmanen gemeint. Die Türken haben sich in den Jahren 1853—54 durch ihre Vertheidigung des rechten Donauufers und des Balkans ein hohes Verdienst um das europäische Gleichgewicht erworben, und bewiesen, dass sie noch nicht entbehrlich sind. Auch wäre es eine unerhörte Handlung gewesen, die Türkei, den doppelten Alliirten der Westmächte und Oesterreichs, während der Dauer gemeinsamer Vertheidigung zu berauben. Allein die drei europäischen Mächte konnten mit Einwilligung der Türkei eine Zukunft vorbereiten, wie sie Russland um jeden Preis vermieden wünschen musste.

Vor der Sprachenkarte der Türkei lässt sich allein eine Vorstellung gewinnen, welche Reiche sich bilden würden, wenn man nach einer Vertreibung der Türken die illyrischen Völker ihrer eigenen Entwicklung überliesse. Die Türkei zerfällt in drei grosse und, was das wichtigste ist, abgerundete Völkergebiete. Im Nordosten, mit der Donau zur Grenze, sitzt in den Fürstenthümern das romanische Element. Südlich von der Donau und Save, zwischen dem adriatischen und dem schwarzen Meer, breiten sich die Südslaven aus, Bulgaren, Serben, Bosnier, bis ziemlich zu den Küsten des ägäischen Meeres. Dieses compacte Ganze wird nur durch kleine türkische Gemeinden gestört; sie sind aber rari nantes »wie die Fettaugen in einer Spitalsuppe«. Alles was südlicher liegt als Salonik, gehört dem griechischen Element sammt dem

Archipel und der thracischen Halbinsel. Es ist sehr wahrscheinlich, dass jene Völker, sich selbst überlassen, grössere Reiche nach gemeinsamer Sprache und Abkunft gegründet hätten. Die Herrschaft über alle südslavischen Theile konnte nothwendig nur den Serben zufallen, dem streitbarsten unter diesen Völkern. Diess ist keine leere Vermuthung, denn im vierzehnten Jahrhundert besass das serbische Reich bereits eine ähnliche Ausdehnung, wenigstens nach dem adriatischen Meere zu. Die Bulgaren sind ein schöner kräftiger Menschenschlag, aber ausserordentlich verzagt. Der Türke, viel kleiner, viel schwächlicher als der Bulgare, reitet und fährt quer durch das Fruchtfeld des Bulgaren, und der Eigenthümer sieht geduldig zu und zieht die Pelzmütze ab vor dem Osmanen, der ihn keines Seitenblickes würdigt. Es kann diese Feigheit leicht der vierhundertjährigen Entwaffnung und der Unbekanntschaft mit den eigenen Kräften zugeschrieben werden, denn die Bulgaren haben den einbrechenden Osmanen, bevor sie unterjocht wurden, starken Widerstand geleistet. Auf einem serbisch-bulgarischen Staat ruht überhaupt alle Hoffnung einer nachosmanischen Zukunft, denn die türkischen Südslaven vermöchten allein wegen ihrer Bevölkerungszahl und ihrer Militärkräfte einen unabhängigen Staat zu bilden. Diess ist z. B. von den an Zahl armen, über die Küsten zerstreuten Hellenen nicht zu erwarten. Man rühmt das Wachsthum des hellenischen Handels und der Schifffahrt als günstiges Zeugniss für die Schöpfung des Königreichs Griechenland, allein die griechische Schifffahrt und der griechische Handel haben sich unter dem türkischen Joch in Kleinasien, auf den Inseln, in Konstantinopel und Smyrna und am südlichen Küstensaume des Pontus in der Knechtschaft ebenso stark entwickelt als in der befreiten Heimath. Die Griechen sitzen in Kleinasien von Sinope angefangen bis Selefke, Cypern gegenüber, in Europa von Burgas bis zum Meerbusen von Lepanto. Nirgends besitzen sie mehr als den Küstensaum, nirgends treten sie compact auf, sondern wohnen über die Inseln und buchtenreichen Halbinseln zerstreut. Bei einer solchen elastischen Verbreitung und so ausgesprochener Vorliebe für den Handel zum Nachtheil des Ackerbaues ist an keine grosse politische Zukunft der Griechen zu glauben. Man sollte daher den Hellenen geben, worauf sie am meisten Anspruch haben, nämlich die geistige Herrschaft, die Hierarchie des Orients. Athen wäre der Brennpunkt, wo eine Metropolitangewalt über die nichtrussische

orientalische Kirche residiren müsste. Man gebe den Bekennern der orthodoxen Kirche ein Oberhaupt in Athen, und man wird an dem hellenischen Clerus augenblicklich einen wachsamen und natürlichen Gegner Russlands sich erziehen, der mit allen Kräften, mit hierarchischem Instinct gegen die russische Cäsaropapie arbeiten müsste.

Die meisten ethnographischen Schwierigkeiten möchten die Albanier bereiten. Sie sitzen bekanntlich vom Meerbusen von Lepanto angefangen längs der Küsten des ionischen und adriatischen Meeres bis hinauf nach Cattaro, und zerfallen wieder in drei grosse und compacte Gebiete von dem gleichen Volumen. Im Süden gehören sie der griechischen Kirche an, Mittel-Albanien ist mohammedanisch, und die nördlichen Albanier, die an Montenegro grenzen, sind eine römische Provinz. Der Glaubenshass dieser drei Gruppen ist bekanntlich weit stärker als das Band der gemeinsamen Herkunft. Nur die griechischen Albanier, wie der Aufstand des vorigen Jahres bewiesen hat, würden einer Vereinigung mit dem Königreich Griechenland nicht widerstreben. Was aber aus den katholischen und mohammedanischen Arnauten werden soll, ist eine Frage, der gegenüber wir uns ganz rathlos verhalten.

Fasst man diese Zukunft ins Auge, so fragt es sich, was die drei Mächte mit Zustimmung der Türkei und in Abwesenheit Russlands hätten thun können, und was sie unterlassen haben. Offenbar konnte zweierlei geschehen: man konnte neue staatsrechtliche Verhältnisse in den Donaufürstenthümern und in Serbien schaffen. Die französische Regierung ist die einzige gewesen, welche in diesem Sinn einen Vorschlag gemacht. Sie wollte wenigstens eine Vereinigung der Donaufürstenthümer und Einsetzung einer erblichen Dynastie. Niemals haben sich die eigennützigen Pläne der russischen Politik besser verrathen, als in Fürst Gortschakoff's Entgegnung. Russland will das alte Wahlrecht der Bojaren, also für die Fürstenthümer den Zustand Polens vor seiner Theilung, erhalten wissen. So lange jenes Wahlrecht bestehen bleibt, werden die Bojaren immer und immer intriguiren, die Fürstenthümer werden immer in zwei Parteien getheilt bleiben, in eine, die zu dem erwählten Fürsten hält, und in eine andere, die ihm Widerstand leistet, und diese letztere wird immer an den Nachbarhöfen Unterstützung suchen. So lange die Fürsten wählbar bleiben, kann sich auch der materielle Zustand der Donauländer nie bessern, und

namentlich die Lage der ackerbau- und viehzuchttreibenden Classe nicht erleichtert werden. Der Fürst wird nie etwas thun dürfen, was die Interessen seiner Wähler, nämlich der Bojaren, schmälern würde, und daher ist es unmöglich, dass man in den Donaufürstenthümern nach dem grossen Vorgange Oesterreichs die feudalen Fesseln des Ackerbaues löste. Wie anders würde in Zukunft das Schicksal der Fürstenthümer und mittelbar der Türkei sich gestalten, wenn mit Einverständniss der Seemächte und der Pforte irgend ein zweitgeborener Sohn einer katholischen, und zwar einer deutschen Königsfamilie, auf den Thron der Vereinigten Fürstenthümer berufen worden wäre; wenn man zur Befestigung seiner Macht auch über den künftigen Friedensschluss hinaus österreichische Garnisonen bis zur Bildung einer einheimischen Militärmacht im Lande gelassen; wenn dieser Fürst die Macht der unruhigen Bojaren durch Befreiung des Grundes und Bodens gebrochen hätte, und durch Belebung istrischen Getreidehandels in den Städten an europäischen Ansiedlern, wie diess zum Theil in Bucharest schon durch Deutsche geschehen, ein achtbarer Bürgerstand herangezogen worden wäre? Kein europäischer Staat hätte die vier Mächte an einem solchen Vorgehen verhindert, das sich beim künftigen Friedensschlusse mit der Kraft einer unabänderlichen Thatsache würde geltend gemacht haben. Die Kriegführung der Alliirten im Orient mag glücklich oder unglücklich enden, jedenfalls müssen sie früher oder später ihre militärischen Kräfte zurückziehen. Die politische Kunst hätte nun darin bestanden, nach dem Feldzug Zustände zurückzulassen, welche den Russen beim weitern Ausspinnen ihrer Pläne hinderlich wären, und die sich nicht ohne Gewalt und Geräusch wieder beseitigen liessen, so dass durch den Allarm Europa ermuntert und zum Einschreiten bestimmt werden würde. Diess wären wirksame Garantien gewesen, dauernder und kräftiger als Friedensclauseln, die heimlich und allmählich umgangen werden konnten. Der französische Vorschlag ist ganz unbeachtet geblieben, man hat ihn nicht einmal der öffentlichen Aufmerksamkeit empfohlen, obgleich er doch die einzige Aeusserung einer der Grossmächte enthielt, welche auf die zukünftige Gestaltung der orientalischen Dinge Bezug hatte. Ebensowenig hat man Serbien erwähnt. Auch dort konnten die Alliirten eine erbliche Gewalt begründen und diese Gewalt von der russischen Vormundschaft erlösen. Sie hätten dadurch jeder künftigen Diversion zu Gunsten

eines russischen Eroberers vorgebeugt und das serbische Volk für eine antirussische Politik gewonnen. England, Frankreich und Oesterreich sind jetzt factisch die Gebieter der Türkei, und alle Zustände sind bildsam in ihrer Hand wie Wachs; aber es scheint fast, als fehle es an der plastischen Fertigkeit, die weiche Masse so zu gestalten, wie es den europäischen Bedürfnissen entspricht. Mit weit grösserer Begabung hat die europäische Diplomatie zur Zeit der Wiener Verträge geschaffen, wie hat sie namentlich an der französischen Grenze künftige Weltkriege im Keime zu beseitigen gesucht, theils durch einen Gürtel neutraler Staaten, theils durch neue Grenzausdehnungen, welche alte Allianzen lösten und kräftigen Staaten den Beruf zur Schützung des Bestehenden auferlegten. Im Orient aber hat man nichts geleistet, als die Entscheidung der alten Verlegenheiten im Vertrauen auf den Scharfsinn künftiger Staatsmänner zu vertagen.

3. Das russische und das britische Reich

in Asien mit Beziehung auf die neuesten Verwicklungen in Afghanistan.

(Deutsche Vierteljahrsschrift 1857. Heft II. No. 78.)

Das Jahr 1848 wird ewig denkwürdig bleiben als chronologischer Grenzstein in der Culturgeschichte, nicht sowohl wegen der mancherlei Veränderungen im innern politischen Leben europäischer Staaten, deren Wirkungen zum Theil so vergänglich waren, sondern weit mehr durch die Entdeckung der Goldfelder in Californien, die nicht ohne ursächlichen Zusammenhang mit der Auffindung der australischen Reichthümer standen. Es ist aber nicht etwa der Goldgewinn selbst, dem wir einen grossen culturgeschichtlichen Werth beimessen, sondern die Entdeckung wurde nur die Ursache, dass die angelsächsische Civilisation mit unerhörter Schnelligkeit nach den Ufern der Südsee schritt und nun der früher so stille Ocean plötzlich aus seiner idyllischen Verlassenheit gezogen und mit dem Ueberschuss der europäischen Populationen bevölkert wurde. Bisher hatte nur Europa mit Amerika und Asien mit Europa verkehrt. Jetzt aber sollten die Enden der Welt, der äusserste Westen und der äusserste Osten verknüpft werden und ein ununterbrochener Völkerverkehr den Erdball umgürten. Die Vereinigten Staaten erhielten seitdem ein doppeltes Antlitz. Ihr Gesicht blieb nicht mehr auf den atlantischen Horizont beschränkt und die Sonne ging nicht mehr unter hinter den Felsengebirgen, sondern im Westen erschloss sich eine neue oceanische Fläche, offener als das enge begrenzte atlantische Thal, und voll grosser Verheissungen, wie alles Neue und Unbekannte. Der neueste Theil der neuen Welt, die Gestade jenseits der Felsengebirge, wo bisher der rothe Jäger nur selten auf Fussstapfen bleicher Gesichter gestossen war, liegt aber gerade gegenüber dem ältesten Staat des

ältesten Welttheiles im culturgeschichtlichen Sinne. Ostasien und Westamerika, China und die Vereinigten Staaten, die gelbe und die weisse Race, das älteste und das jüngste Culturvolk wurden Nachbarn, denn sie trennt oder vielmehr sie verbindet das vollkommenste terrestrische Verkehrsmittel, der Ocean. Diese neue Wendung der Dinge gebar rasch nach einander wichtige Ereignisse. Zuerst eine Vervollkommnung und Beschleunigung in der Bauart und den Leistungen der Segelschiffe, ein nautischer Fortschritt, wie er seit drei Jahrhunderten nicht erhört worden war. Dann erschienen nach wenig Jahren die ersten Dampfer auf dem stillen Meer. Endlich suchte mit Ungeduld der mercantilische Instinct der Amerikaner nach einer Verbindung beider Oceane an der schmalen Kehle, welche die Continente von Süd- und Nordamerika verbindet. Wirklich geschaffen wurde bis jetzt nur die Eisenbahn zwischen Aspinwall, dem alten spanischen Nombre de Dios, und Panama. Aber dieses Verkehrsmittel leistete nicht alle Dienste, die man beanspruchte. Es sollte auch eine Wasserverbindung zwischen den beiden Weltmeeren hergestellt und der Isthmus Centralamerika's durchstochen werden. Der Gedanke einer Verbindung der Fonsecabucht am stillen Meer mit dem Managua und Nicaraguasee, der sich durch das Thal des San Juan del Norte in die atlantischen Gewässer ergiesst, ist noch heutigen Tages nicht aufgegeben, es hat ihn aber das durch A. v. Humboldt seit einem halben Jahrhundert angeregte Project einer nassen Verbindung des darien-sischen Golfes und des stillen Meeres mittelst des Atrato und seiner linken Nebenflüsse (Truando) und eines Canals ohne Schleussenwerke ganz in neuester Zeit wieder in den Schatten gedrängt. Dazu gesellt sich nun, dass die Amerikaner auch die Tehuantepeclandenge oder Territorien zum Bau eines grossen Verkehrsmittels angekauft haben. Wie die Panamabahn die caribische See, so soll die Tehuantepeclinie den mexicanischen Golf mit der Südsee verbinden, die eine auf dem kürzesten Weg nach dem pacifischen Süd-, die andere auf dem kürzesten Weg nach dem pacifischen Nordamerika führen. Wird aber das Gestade des stillen Meeres der Einsamkeit entrissen, so wird die Regsamkeit der Nordamerikaner nicht träumerisch an den Ufern stehen bleiben und gedankenlos das Schwellen und Sinken, Ebbe und Fluth der Südsee betrachten. Dass sie eine Zukunft in Asien suchen, beweist die Absendung ihres Geschwaders nach Japan. Der nordamerikanische

Handel mit China ist zwar noch nicht sehr gross und kann nie sehr gross werden. Alles was die Chinesen den Amerikanern zu bieten haben, besteht in Thee, und alles, was die Amerikaner den Chinesen zu bieten haben, in Silberpiastern oder Wechseln auf London. Aber die Dinge können sich ändern. Noch ist freilich der Verkehr mit China auf die fünf Hafenplätze beschränkt, wenn aber die europäischen Schiffe je Zutritt in die grossen Stromsysteme des himmlischen Reichs erhielten, wenn sie mit Dampfern den Yang-Tse-Kiang und Hoang-ho befahren dürften, so ist gar nicht abzusehen, welche wunderbaren Dinge das alte Morgenland noch zu gebären vermöchte. Und dahin wird es kommen, früher oder später. Vielleicht erlebt es das jetzt geborene Geschlecht, vielleicht geschieht es schon in zehn, vielleicht in fünf Jahren, vielleicht ist schon der Anfang gemacht, um die Thore Asiens zu sprengen. Ganz in der Stille breitet sich aus und befestigt sich die niederländische Herrschaft im malayischen Archipel, dessen Erzeugung und Ausfuhr nach Europa von Jahr zu Jahr sich steigert. Siam ist erst kürzlich durch den britischen Handelsvertrag uns erschlossen worden, und die Japanesen, die früher so liberal die Europäer aufgenommen haben, werden doch endlich ihre an Reichthümern und Industrie so merkwürdige Inselwelt nicht länger den seefahrenden Nationen verschliessen können. Am Anfang unseres Jahrhunderts liess sich in jenen Gewässern nur die britische und die niederländische Flagge blicken oder die einsame spanische Gallione, welche mexicanische Dollars alljährlich von Acapulco nach Manilla brachte. Jetzt aber haben sich zu den Briten zwei mächtige Gehilfen — par nobile fratrum — die Russen und Amerikaner gesellt. So scheint es denn beschlossen, dass die grossen Ländermassen des asiatischen Festlandes, dem die Halbinsel Europa angehört, von den occidentalischen Völkern bewältigt, dass sie europäisirt werden müssen. Es liegt diess in dem nothwendigen Gang der Völkergeschichte. Als die Cultur der europäischen Staaten im fünfzehnten Jahrhundert eine gewisse Reife, die Ländergebiete selbst eine gewisse Fülle von Bewohnern erlangt hatten, erwachte ein unbezwinglicher Trieb, die Grenzen dieses Welttheiles zu erweitern. In den früheren Jahrhunderten hatte man, von religiösem Eifer angetrieben, durch Kleinasien vorzudringen gesucht. Nach drei Jahrhunderten mühseliger Kämpfe sank die Begeisterung, ermattet und kühl wurden die Erwerbungen der Kreuzfahrer ver-

lassen. Das ganze fünfzehnte Jahrhundert verstrich dann in fortwährenden Anstrengungen, eine Wasserverbindung um das beschwerliche ungegliederte und massenhafte Festland Afrika's zu finden. Endlich gelang es, und ehe es noch auf dem einen Wege gelungen war, Indien zu erreichen, führte eine glückliche geographische Illusion schon europäische Schiffe nach einer neuen Welt, die lange Zeit für das Ostufer Asiens gehalten wurde, und noch heutigen Tages im trügerischen Sinne der damaligen Zeit den Namen des westlichen Indiens sich bewahrt hat. Ein Jahrhundert war erforderlich, um Afrika zu umschiffen, aber nur ein Vierteljahrhundert bedurfte es nach der Entdeckung Westindiens, um die Erde zu umsegeln — Primum circumdedisti me, wie auf der Erdkugel im Wappen Elcano's zu lesen war. Das ganze sechzehnte Jahrhundert verstrich hierauf in misslungenen Versuchen der Briten und Franzosen, in der gemässigten Zone des nordamerikanischen Festlandes Colonien zu gründen, die endlich in Virginien und zwar erst dann Wurzel schlagen konnten, nachdem sich Europa bereits an eines der seltsamsten narkotischen Genussmittel, an den Tabak, gewöhnt hatte; denn Tabak war damals die einzige Rimesse der jungen Niederlassung, die noch lange Zeit an den Brüsten des Mutterlandes sich stark säugen und ihre Lebensbedürfnisse aus der alten Welt befriedigen musste. Etwas mehr als anderthalb Jahrhunderte verstrichen wieder und es gab in der neuen Welt nur Colonien. Die Gesellschaften der atlantischen Welt durchlebten ihre Kinderjahre, erzogen und beaufsichtigt von den Elternstaaten. Ehe aber das zweite Jahrhundert nach Gründung Virginiens, das dritte nach der columbischen Entdeckung verflossen war, reifte die jüngste der Niederlassungen zur politischen Selbständigkeit und der erste Staat entstand durch die einfache Erklärung: Ich bin. Seitdem sind nun drei Vierteljahrhunderte verflossen und die Entwicklung ist fortgeschritten fast mit der Geschwindigkeit fallender Körper. Was früher eine Ausnahme war, ist zur Regel, was früher universell war, ist zur Ausnahme geworden. Der andere Welttheil besteht nur noch aus Staaten und die Tage und Stunden der noch vorhandenen Colonien sind gezählt. Derjenige Staat, der zuerst die Reife der Selbständigkeit erreichte, die nordamerikanische Union, hat bereits eine zweite Stufe der Entwicklung überschritten. Er kämpft und ringt nicht mehr um die blosse Selbsterhaltung, er begnügt sich nicht mit einem geschlossenen Dasein und mit der Ab-

wehr fremder Einflüsse, sondern er regt sich nach auswärts, er greift hinüber in das Gebiet des Nachbars, er herrscht über Fremdes. Der ganze Welttheil soll ihm gehören, und wo er kann, stösst er zurück und vertreibt europäische Einflüsse. Jetzt lautet seine Parole nur: europäisches Wesen und europäische Mächte keinen Schritt weiter in dem andern, in seinem Welttheil vordringen zu lassen, sondern sie nur zu dulden, wo sie sind, bis die Zeit kommen wird, wo er stark genug ist, um die Parole zu ändern und sie nicht mehr zu dulden.

Da ist es nun klar, dass die Europäer wenig mehr jenseits der atlantischen Wasser zu thun haben. Die Welt, die sie dort gründeten, ist fertig, so fertig und vollkommen bereits, dass sie beginnt, sich nach andern Welten auszustrecken. Die civilisirende Kraft aber, welche den abendländischen Kosmos im Laufe dreier Jahrhunderte durch jene neue Welt verdoppelte, ist noch nicht erloschen und verbraucht. Sie regt sich unaufhörlich, und ehe noch das kleinere Werk vollendet und fertig war, hat sie bereits das grössere ergriffen. Wenn man bisher keine Bewegung dem plumpen, physiognomisch unbedeutenden, von den ländergestaltenden Kräften vernachlässigten afrikanischen Continent mitzutheilen vermochte und man ihn bisher nur den Kindern, denen er zur Wiege diente, überliess und er blieb was er war, eine Wiege kindischer Negervölker, so steht den Europäern jetzt nur Eine Arbeit noch offen: das älteste Festland, die Heimath aller Religionen und Culturen, die Ländermassen Asiens zu europäisiren, gleichsam beim Anfang wieder zu beginnen, und — damit das Sprichwort von der westwärts weichenden Weltgeschichte einige Berücksichtigung finde — mit Hilfe der Amerikaner zu beginnen.

In diesem Sinne nun liegt eine grosse prophetische Wahrheit darin, wenn begeisterte Orientalisten behaupten, der jetzige Krieg Englands und der Vereinigten Staaten mit China könne zur grössten Begebenheit des neunzehnten Jahrhunderts werden, wenn nämlich die Katastrophe so gewaltig endet, dass durch die wirklich gesprengten Thore des Reichs der Mitte europäisches Wesen und abendländischer Geist triumphirend einzieht in den volkreichsten Staat des klügsten und am frühesten verfeinerten Volkes. Wohl gehört es zur Schwachheit helldenkender und weitblickender Köpfe, bei jedem Schatten an den vorauswandelnden Schatten grosser Ereignisse zu glauben, und es ist leicht möglich, dass der jetzige

Zwist mit China endigt wie der letzte, nämlich mit einem Frieden in Nanking, der die alte Erstarrung nicht bannt und das himmlische Reich nicht lüftet. Allein schon die rasche und ungestüme Wiederholung des Anklopfens ist ein bedeutsames Anzeichen, und wenn auch China eine neue Prolongation sich erhandeln mag, so schreitet doch im Westen und Norden allmählich die Europäisirung fort und berührt und belastet bereits zu Wasser und zu Land den ungeheuren politischen Leib der chinesischen Welt.

Bei der hohen Bedeutung der letzten asiatischen Ereignisse befürchten wir auch nicht auf ein Befremden der Leser dieser Zeitschrift zu stossen, dass wir es wagen, auf scheinbar so fern liegende Dinge ihre Aufmerksamkeit zu lenken, weil etwa das Titelblatt dieser Bände uns nur auf die nächsten erreichbaren vaterländischen Stoffe beschränke. Ist doch der Deutsche nichts weniger als abgeneigt, grossen Ereignissen nachzudenken und ihre Ursachen zu ergründen, selbst wenn mehr zwischen ihnen und der Gegenwart läge, als ein Seeweg um das Cap, nämlich ein Zeitraum von Jahrhunderten und Jahrtausenden. Mit Verständniss den Ereignissen unseres Zeitalters zu folgen, ihre Entwicklung zu belauschen, die kleinen Merkmale von der Nähe einer andern Zukunft richtig zu deuten, die Gegenwart mit Bewusstsein zu erleben — das sind, sollte man meinen, Dinge, die den grössten geistigen Genuss gewähren, und wenn es gelingen sollte, den Ereignissen einen innerlichen, einen historischen Zusammenhang zu geben und damit sich geistig zu erfrischen und zu beschäftigen, so ist damit schon eine ehrbare Aufgabe gelöst. Allein, wenn wir auch nur müssige Zuschauer asiatischer Umwandlungen bleiben müssen, so folgt daraus noch nicht, dass wir ganz unbetheiligt sein werden. Die Mächte, die sich dort regen, sind unsere Nachbarn, sind unsere politischen Dränger und Widersacher oft gewesen und ihre Gegensätze haben erst kürzlich den europäischen Boden blutig gefärbt und mit Waffenlärm erfüllt. Es darf uns nicht gleichgiltig sein, was Briten und Russen im persischen Golf oder am Amur thun, weil oft genug ihr asiatisches Thun mit ihren europäischen Bewegungen in genauem Zusammenhang steht. Und selbst wenn das nicht wäre, so sind wir doch gar nicht mehr so fern von Persien, Indien und China, als wir glauben, und geheime Einwirkungen reichen von Canton bis in das friedlichste und verlassenste europäische Dorf. Ist es doch, um dieser Bagatelle zu gedenken, ganz sicher, dass

der Geldcurs an deutschen Börsen zum Theil und zwar zu einem nicht unbeträchtlichen Theil abhängig ist von der chinesischen Theeausfuhr, dem Ertrag des indischen Opiummonopols und von den britischen Eisenbahnbauten auf der vorderindischen Halbinsel. Unsichtbare Glieder verketten ein Land und ein Volk mit dem andern und nichts geschieht mehr auf dieser Welt, das seine Wellenringe nicht bis zur entferntesten Peripherie erweiterte. Obgleich die Deutschen es nicht gewesen sind, die Amerika europäisirt haben, wenn sie auch zu seiner Bevölkerung beitrugen, welcher unfassliche und unaussprechliche Verlust wäre es dennoch für uns, wenn plötzlich über Nacht jener Continent sich senken und die Wellen des atlantischen und pacifischen Meers über ihn zusammenschlagen würden! So ist es auch für uns ein kommender Gewinn, wenn Asien europäisirt, oder wenn seine Europäisirung vollendet sein wird, denn bereits arbeiten daran unablässig seit vollen zwei Jahrhunderten zwei Mächte, die der grössten Leistungen fähig sind, Russland und Grossbritannien, eine Continental- und eine Seemacht.

Und ganz verschieden müssen die Werke dieser beiden so anders gearteten Mächte ausfallen. Russland rückt auf grossen nur von Flüssen durchschnittenen Ebenen vor, das Mutterland wächst gleichsam gegen Asien hinaus, der Zusammenhang mit der Eroberung wird nie unterbrochen. Grossbritannien besitzt keinen Zusammenhang mit seinen fernen Besitzungen, oder es bietet ihn nur das Meer und die Herrschaft über das Meer, das vergänglichste Moment politischer Kraft. Die Russen dehnten sich bisher unter derselben Zone aus, die sie geboren hatte. Das Klima ist dasselbe in Sibirien und den turkistanischen Steppen, wie im südlichen Russland. Wäre Russland diesseits des Kaukasus geblieben, wäre es nicht hinabgestiegen in die Ebene des Kur und Araxes, wo der Wein wild seine Rebe um die Ulme spinnt, wo die Früchte der Citrusarten ungeschützt reifen, wo die Seidenzucht, ja sogar der Indigobau gelingt, man könnte behaupten, das russische Reich erfreue sich mit geringen Variationen einer meteorologischen Einheit. Die Briten dagegen haben sich aus einem vor Extremen völlig geschützten Seeklima der gemässigten Zone in das Palmenklima gewagt, wo die senkrechten Strahlen der Sonne ungestraft nicht auf den Scheitel des Europäers fallen dürfen.[1]) Aus diesen

1) Ueber die Macht der indischen Sonne ist K. Graul besonders beredsam. »Ich versuchte es,« erzählt er (Indien Bd. 5 S. 78), »einige Stunden vor Sonnen-

Ursachen folgte einfach, dass die Engländer wohl asiatische Reiche erobern, beherrschen und ausbeuten, sie aber nie bevölkern konnten. Russland dagegen hat nicht bloss die grosse sibirische Ebene entdeckt, es hat sie auch zuerst der Cultur gewonnen. Wenn heute Indien den Briten entrissen würde, so bliebe von der ehemaligen Herrschaft nichts übrig, als der Raum, den sie in den Annalen der beherrschten Völker einnehmen wird. Wenn heute dagegen sich Sibirien vom Mutterlande losreisst, so wird dieser Theil asiatischer Cultur immer seinen russischen Charakter behalten, wie Nord- und Südamerika ihre europäische Abkunft nie verleugnen können. Wenn nun auch heutigen Tages eine Losreissung Sibiriens nicht denkbar ist, so wissen die gebildeten Leser dieser Schriften doch recht wohl, dass unter den sibirischen Colonisten ein ganz eigener beweglicher, unruhiger, ja frivoler Geist herrscht, der grosse Neigung zu Veränderungen verkündigt. Die Russen haben sich ferner über eine beinahe unbewohnte Welt ausgebreitet. Die Völker, die sie fanden und sich unterwarfen, waren entweder Wilde, oder Hirten oder Jägervölker. Sie brachten zuerst den Ackerbau nach dem Norden und Nordosten Asiens. Jedenfalls waren sie geistig unendlich jenen Wanderstämmen überlegen, und wie es immer geschieht, wo ein stärkeres und höher geartetes Volk andere Menschenstämme berührt, die physisch und geistig tief unter ihm stehen und in minder geschlossenem gesellschaftlichen Verband leben: die stärkere Race entzieht der schwächeren die Lebensbedingungen und das eine Geschlecht stirbt unrettbar hinweg, wenn man auch nicht sagen kann, es sterbe eines gewaltsamen Todes. Ganz anders sind die Briten in einem der dichtest bevölkerten Reiche vorgedrungen, wo nicht bloss Ackerbau, sondern Gartenwirthschaft und Fruchtbaumpflege herrschte. Sie stiessen auf hochcultivirte Völker, die ihre eigene originelle Entwicklung hinter sich hatten, welche wenig oder nichts von der fremden Civilisation brauchen mochten, die nur durch ihres Gleichen, nicht durch den fremden Eroberer regiert werden konnten. Und so wenig hat sich durch

untergang umherzuwandern auf den reizenden Schervaroybergen (bei Madras, wo doch europäisches Obst noch gedeiht), allein ich musste, trotzdem dass ich den Kopf durch ein umgewundenes Tuch, durch einen weitkrämpigen und wohlüberzogenen Hut und durch den Sonnenschirm dreifach verwahrt hatte, nach dem ersten Versuche davon abstehen und selbst für diesen theuer bezahlen.«

die britische Herrschaft in den innern gesellschaftlichen Verhältnissen Indiens geändert, dass thatsächlich noch wie vor länger als zweitausend Jahren die höchste Kaste, die Brahminen, herrschen. Die englischen Beamten sind der Landessprache nicht, oder nicht vollkommen mächtig, sie müssen also einen gelehrten Hindu zur Seite haben, und in dessen Hand ruht weit mehr der Gang der Verwaltung, als in den Händen des Europäers. Diese untern Beamten aber wählt man aus den gebildeten Hindus und diess sind eben die Brahminen. Die Zahl der europäischen Beamten in einem Reiche von 150 Millionen beläuft sich nur in die Tausende, so dass also alle Verwaltungs-, Justiz- und Steuerbeamten, und zwar gerade die Organe, welche unmittelbar mit der Bevölkerung verkehren, Eingeborne sind. So konnte es vor zwei Jahren dahin kommen, dass das britische Publikum mit Bestürzung, Zorn und Beschämung vernahm, dass in der grossen Statthalterschaft Madras die Folter in schönster Praxis von den Steuer- und Polizeibeamten geübt werde. Der einzige Trost der Briten blieb dabei, dass das Uebel sehr alt sei und nur den Hindubeamten zur Last falle; aber niederschlagend war es gleichzeitig zu vernehmen, dass es sich gar nicht vollständig werde ausrotten lassen, wenn man nicht die Administration durchgängig aus Europäern bilden wollte, was aus vielen Gründen zu den Unmöglichkeiten gehört. Wohl darf sich die britische Regierung rühmen, manche Segnungen der Civilisation nach Indien gebracht zu haben. Die Wittwenverbrennung, der Kindermord werden nicht mehr geduldet, die geheimen Mordbanden sind ausgerottet worden, der Ackerbauer wird zwar hart, aber nicht so hart als früher besteuert, und die Eingriffe des willkürlichen Despotismus in das Eigenthum der Unterthanen haben aufgehört. Die Staaten werden nicht mehr ausgesaugt von betrunkenen, possenhaften und bösartigen Wüstlingen, deren Treiben uns kürzlich an dem warnenden Beispiele Nasreddin's mit erbaulicher Treue geschildert worden ist.[1]) Auch erhalten die Reiche jetzt, wo sie unter Einen Herrscher gerathen sind, endlich nach Jahrhunderten fortwährender innerer Kriege Ruhe zur Entwicklung. Man würde sich aber vollständig täuschen, wenn man glaubte, dass jemals die Bevölkerung Indiens die britische Herrschaft als

1) Private life of an Eastern King by a Member of the Household of his late Majesty, Nussir-u-deen, King of Oude. London 1855.

eine Wohlthat und eine Veränderung als Unglück betrachten würde. Im Morgenlande trennt die einzelnen Elemente der Bevölkerung die Religion auf immer. Der Hass der Bekenntnisse ist frisch, wie am ersten Tage, und erhält sich unauslöschlich von Geschlecht zu Geschlechtern. Im Auge der Mohammedaner bleibt der Brite und der Christ immer Kafir oder Ungläubiger, er ist ihnen verächtlich, weil er sich durch Uebertretung ihrer Speise- und Trankverbote täglich besudelt, und wenn er auch den Schimpfnamen sich hüten wird auszusprechen, er hält im Herzen doch jeden Europäer für einen »Hund« oder ein »Schwein«. Physischer Ekel zwischen verschiedenen Menschenracen bleibt immer unvertilgbar, und der Orientale, wenn er einen Europäer durch verbotene Speise sich verunreinigen sieht, wird innerlich denselben Schauder und körperlichen Abscheu empfinden, als wie ein Europäer, der einen amerikanischen Indianer Tausendfüsse und Regenwürmer aus der Erde ziehen und mit grösstem Appetit verschlingen sieht. Buddhisten wie Brahmanen ist das Thierleben heilig in Folge ihres Glaubens an eine Seelenwanderung. Den Tiger nennen sie ihren Vetter und die Kühe ganz besonders betrachten sie mit religiöser Inbrunst. Wenn der bigotte Hindu das Ungeziefer nicht tödtet, welches ihn verfolgt, welches Grauen muss ihm der Fremdling einflössen, der sich vom Fleisch nährt und vielleicht seinen eigenen Vater oder seine Mutter in Thiergestalt geniesst! Wie kann ein Hindu überhaupt für materielle und politische Wohlthaten empfänglich sein, wenn er sie von Geschöpfen empfängt, die ihm einen Widerwillen einflössen, wie uns etwa anthropophage Völker? Muss er nicht immer fühlen, als drücke ihn die Herrschaft ungeschlachter Riesen und zum Uebel begabter Dämonen?

Die alten religiösen Vorstellungen der Hindu sind unerschütterlich für europäische Mittel, der Orient verharrt streng und starr beim Alten, selbst die Natur begünstigt das Einerlei; tritt doch das Veränderlichste unter unsern Breiten, Wind und Wetter, mit astronomischer Regelmässigkeit ein. Nicht ein Jota hat sich durch die Eroberer in der alten indischen Gesellschaft geändert. Die Kasten bestehen noch, wie sie bestanden haben, es ist nur eine mehr hinzugekommen, die Kaste der Christen, die ein wenig höher im Rang steht, als die Kasten der Mohammedaner, höher als die sogenannten verächtlichen Kasten, aber tief unter denen, welche die brahmanische Gesellschaft im engern Sinne bilden. Deshalb

ist das Christenthum einer geringen oder keiner Ausbreitung fähig. Der Hindu aus höherer Kaste würde durch seinen Uebertritt sinken und jede derartige Zumuthung macht auf ihn den Eindruck, als wenn man uns eine jenseitige Glückseligkeit unter der Bedingung anbieten würde, dass wir ein mit bürgerlicher Infamie belastetes Gewerbe, z. B. das eines Abdeckers, ergreifen würden; denn wie wir mit vorurtheilsvollem Abscheu oder Mitleid diese Leute ansehen, so schaut der Hindu auf eine niedrige Kaste herab mit dem Unterschied, dass bei ihm kein Mitleid, sondern nur Hochmuth sich findet.

Darin besteht der grosse Unterschied zwischen der civilisirenden Thätigkeit der Russen und Briten. Die Russen erwerben die Welt, die sie erobern, der abendländischen christlichen Cultur; die Eroberungen der Briten haben wenig, oder sie haben gar nichts mit der Ausbreitung unserer Cultur zu thun. Völkerschaften, die eine originelle geistige Entwicklung hinter sich haben, gehen ihren eigenen Weg, sie können beherrscht, unterdrückt und ausgerottet, sie können auch materiell erzogen, gehoben, administrativ gepflegt werden; sittlich vermag man nichts an ihnen zu ändern. Sint ut sunt. In diesem Sinn darf man wohl sagen, dass die Ausbreitung der russischen Herrschaft dauerhaft, nicht episodisch sei, wie die britischen Eroberungen, die mit Hilfe der schwankenden See ihren Anfang nahmen und mit der Wellenbeherrschung ihr Ende erreichen werden. Es ist schwer zu sagen, welche dieser beiden Mächte rascher erobere. Nehmen wir zum Massstab die Zahl der Bewohner, die unterworfen werden, so gebührt den Briten der Vorrang, denn sie haben seit einem Jahrhundert im Durchschnitt jährlich zwei Millionen Menschen dem britischen Reiche gewonnen. Nehmen wir dagegen den Raum als Massstab, so übertrifft die Ausdehnung der Russen alles bisher in der Geschichte Erhörte.[1])

Es geschah erst im Jahre 1855, dass man staunend in Europa vernahm, die Russen hätten von der Mandschurei Besitz ergriffen, obgleich in Petersburg schon 1852 ein Atlas für Kriegsschulen erschienen war, wo die Mandschurei bis zum 44. Grad nördlicher Breite und die gesammte Insel Sachalin als russisches Eigenthum

1) Ferrier rechnet bis zum Jahre 1846 die britischen Eroberungen in Asien auf 1,283,000 engl. Quadratmeilen und 134,000,000 Köpfe, die russischen in Asien und Europa auf 10,270,498 engl. Quadratmeilen und 21,356,000 Köpfe.

bezeichnet wurde, während nach dem Frieden von Nertschinsk (7. September 1689) das Gebirge im Norden, dem die linken Nebenflüsse des Amur entschlüpfen, und das sich unter dem 55. Breitegrade von West nach Ost bewegt, die Grenze zwischen Russland und dem chinesischen Reiche bilden sollte. So hatte Russland unbemerkt in der Zeit zwischen 1846 und 1852 — denn wann es geschehen, weiss man noch heutigen Tages nicht genau — sein Gebiet um 11 Breitegrade oder 165 geographische Meilen gegen Süden erweitert und von dem Uferlande des untern Amur oder der Mandschurei Besitz ergriffen, wodurch ihm ein Flächeninhalt von 11,000 deutschen Quadratmeilen, also das Doppelte vom Raume Grossbritanniens, zugewachsen war.[1])

Dieser Erwerb, wie ihn die Russen nennen, weil angeblich die Chinesen eingewilligt haben sollen, oder vielmehr diese Eroberung, weil die Chinesen ihre Einwilligung leugnen, wird von unberechenbaren Folgen sein. Die Russen besitzen jetzt den untern Lauf des Amur, eines Stromgebietes, welches doppelt so gross ist, als die Summe des Donau- und des Rheingebietes. Sie befahren ihn bereits mit Dampfschiffen, die mit Hilfe eines leicht ausführbaren Canals bis zum Baikalsee in das Herz Sibiriens dringen könnten. Das neu erworbene Gebiet erschliesst ihnen sehr werthvolle Reichthümer. Auf dem linken Amurufer bis etwa zum 51. Breitegrade stehen Nadelwälder, noch reichlich bevölkert mit kostbaren Pelzthieren, Ottern, Füchsen, Zobeln, mit Edelhirschen und Elennthieren. Dort stösst man auf die merkwürdige nördliche Grenze des Verbreitungsgebietes des Tigers (felis tigris), den man sich irrthümlich auf die tropische Zone beschränkt denkt, während er im Himalaya bis zu 9000 Fuss hoch hinaufsteigt und dort bereits, wie im Norden der Mandschurei, den Polarthieren begegnet.[2]) Weiter südlich beginnen herrliche Wallnuss-, Linden-, Ahorn- und Eichenwälder, die sich nach weiten üppigen Prairien öffnen, während schon vom 48. Grad südlicher Breite an der Mais und die Melonen gerathen. Der Amur wird im Mai schiffbar und dann gewährt er den Russen ein unübertreffliches Verkehrsmittel vom Meere bis in die Nähe des Baikalsees. Auch haben sie im tatarischen Golf,

1) Petermann's Geogr. Mittheilungen 1856, p. 478.

2) Carl Ritter über die geogr. Verbreitung des Tigers. Zeitschrift für Erdkunde 1856. Juli. S. 96.

in der Castriesbucht und am Amur unter 51° 40′ nördlicher Breite, wo er sich, wie man nach neueren Beobachtungen weiss, bis auf wenige Meilen dem Meere nähert, zwei Forts am Fluss und in der Bai, die Mariencolonie und Alexandrowsk gegründet, die nur ein schmaler Isthmus trennt. Der politische Werth dieser Besitzung ist aber darin zu suchen, dass die Russen jetzt ihre unerquicklichen und nutzlosen Niederlassungen in Kamtschatka aufgeben können und aufgeben werden. Die russische Bevölkerung Sibiriens ist ein unruhiges, bewegliches und abenteuerliches Geschlecht, ganz ähnlich den amerikanischen Hinterwäldlern, und nichts wird sie zurückzuhalten vermögen, die undankbaren Rennthiersteppen des nördlichen Sibiriens mit dem Capua im Süden des Amur zu vertauschen, wo dürftige Tungusenstämme nomadisch umherziehen und von chinesischen Kaufleuten nur gelegentlich besucht wurden, denn eine chinesische Bevölkerung oder auch nur Colonien sind in der Mandschurei nicht vorhanden. Dort sind aber die Russen Peking ebenso nahe, als dieses von Nanking entfernt ist, sie besitzen gerade dasjenige Gebiet, von welchem die letzten Eroberer des himmlischen Reiches aufbrachen. Auf der Insel Sachalin, die von den bärtigen Acicos bewohnt wird, und deren südliche Hälfte bisher zum japanischen Reiche gerechnet wurde, hatten die Russen in der Bai von Aniva, die durch eine Gabeltheilung der Südspitze Sachalins gebildet wird, die Japanesen vertrieben und eine Niederlassung gegründet, die 1854 beim Ausbruch des Kriegs geräumt wurde. Nur die enge Strasse La Perouse scheidet Sachalin von der Insel Jeso, so dass also die Russen jedenfalls die nächsten, und zwar nahen Nachbarn der Japanesen geworden sind. Von diesem Vordringen der Russen ist nur ausserordentliches zu erwarten, denn gutwillig werden sich nie die beiden ähnlichen Culturreiche China und Japan erschliessen, als bis mehrere europäische Völker hart ihre Grenzen bedrängen. Niemand hat ein Interesse daran, die Russen an einer Ausbreitung in diesem Sinne zu hindern, denn sie besetzen beinahe herrenlose, fruchtbare und schlummernde Gebiete, und tragen zur Belebung des stillen Oceans und seiner Gestade das ihrige wacker bei, was jedenfalls als universeller Gewinn betrachtet werden darf.

Dasselbe lässt sich von ihrem Vordringen in den turanischen Steppen behaupten, obgleich gerade diess eine Menge Verdächtigungen ihnen zugezogen und die Eifersucht der Briten erregt

hat. Bis zum Jahre 1826 zog sich die russische Grenze beinahe unter dem Parallel von Orenburg gegen Osten. Im Süden dieser Linie lagen die Steppen, welche von den drei Horden der Kirgisen bewohnt wurden. Von Ost nach West, zwischen dem 100. und 70. Grad östlicher Länge von Paris, bewegen sich jetzt die grosse, die mittlere und die kleinere Kirgisenhorde, von denen die sogenannte grosse, zwischen dem Balkasch- und Issikulsee nur 75,000, die beiden andern aber je 160,000 »Zelte« zählen. Dieses ungeheure Gebiet im Osten des kaspischen Sees, dessen grosse Axe von Ost nach West 300 deutsche Meilen betragen mag, bei einer Breite von 150 Meilen, wird nur etwa von 2,500,000 Köpfen bewohnt, die mit ihren Heerden sich von Nord nach Süd und umgekehrt bewegen, indem sie mit dem Vorrücken der Jahreszeiten und dem Gang der Sonne zwischen den Wendekreisen Schritt halten. Sie brechen im Sommer gegen Norden auf und ziehen im Herbst wieder gegen Süden. Auf dieser herrenlosen Fläche haben die Russen etliche Forts angelegt und sind immer weiter, Schritt für Schritt, gegen Süden gedrungen. Am Ende des vorigen Jahres erschien ein Ukas, welcher die Kirgisen des Ala-Tau administrativ mit den Kirgisen der grossen Horde vereinigte. Wie weit sich die russische Macht gegen Südost erstreckt, lässt sich nicht genau sagen. Nur das eine ist gewiss, dass der Balkaschsee völlig zu ihrem Territorium gehört, und dass sie östlich und südöstlich davon Forts errichtet haben, eines derselben dicht am Seisansee, ein zweites Fort Kopalsk nördlich, ein drittes Vjernoe südlich vom Ilifluss. Ein britischer Emissär, der im October 1852 von Kaschmir aufbrach, um Nachforschungen nach dem vermissten Reisenden Wybard anzustellen, erfuhr in Kaschghar, dass noch keine Russen bis jetzt nach Ili (Kuldscha) selbst gelangt seien. In einer diessjährigen Februarsitzung der russischen Akademie wurden aber bereits Nachrichten des Reisenden Semenoff verlesen, der sich als russischer Uebersetzer von Ritter's Erdkunde einen Namen gemacht hat. Er war von dem Fort Vjernoe über den Ala-Tau gedrungen und hatte dann, dem Tschui folgend, den Issikulsee erreicht, der nur vier deutsche Meilen von dem Fort entfernt lag. Solche Reisende und Entdecker sind immer die Herolde der nachrückenden Eroberer gewesen, und vielleicht, indem wir schreiben, haben sich die Russen schon an diesem See festgesetzt, wo sie in höchst bedeutungsvolle Nähe zum chinesischen Reiche gelangen.

Nicht eher aber durften die Russen die Kirgisensteppe vollständig zu ihrem Reiche zählen, bis sie am Aralsee festen Fuss gefasst hatten. Bisher war es ihnen nicht gelungen, nach diesem See vorzudringen, namentlich nicht vom Ufer des kaspischen Sees aus. Sie fanden aber bald einen andern, wenn auch immer beschwerlichen Weg von Orenburg in südsüdwestlicher Richtung. Schon im Jahr 1841—1842 erfolgte eine vorläufige Recognoscirung, im Jahr 1846 aber eine genauere astronomische Aufnahme des Aralsees, und im Jahr 1847 gelang es endlich dem General Abrutschew am Syr Darja, etwas oberhalb seiner Mündung, das Fort Raim, später Aralsk genannt, zu gründen. Im Jahr 1852 erbauten die Russen auf einer Insel vor der Mündung des Syr das Fort Koss Aralsk, befuhren den Aralsee bereits mit Dampfbooten und befestigten zwei Stationen auf der Karawanenstrasse zwischen Orenburg und dem See, Karabutak und Uralsk am Irgysch. Setzen wir hinzu, dass sie sich schon früher dem Aralsee genähert hatten, indem sie vom kaspischen See aus den Fluss Emba hinaufgingen und da, wo dieser Strom am weitesten gegen Osten abweicht, das Fort Embinsk gründeten. Im April 1853 brach eine neue Expedition von Orenburg nach dem Aralsee auf. Der Marsch über die Steppen wird indessen immer höchst beschwerlich bleiben. Im Sommer fehlt es an Trinkwasser und Futter für die Thiere, im Winter wehen eisige Winde, es mangelt an Holz und die Truppen leiden gewöhnlich an Schneeblindheit. Dem Frühling wird daher der Vorzug gegeben, nur droht er mit einer andern Beschwerde, mit dem plötzlichen Wechsel der Temperatur. So geschah es auch, dass die Expedition im Jahr 1853 am 31. Mai noch durch ein Schneewetter marschiren musste, während schon am 8. Juni um 10 Uhr Morgens das Thermometer in der Sonne auf + 40° R. stieg. Hinter Karabutak beginnt die eigentliche Wüste, die bis zum See sich erstreckt. Dort ist alles kahl, kein Tropfen süsses Wasser weit und breit zu finden, sondern nur Salzlachen. Der Marsch hatte am 7. Mai begonnen und währte bis zum 21. Juni, wo das Fort Aralsk (Raim) erreicht wurde. Die Russen hatten die Strecke von 150 deutschen Meilen in 45 Tagen, einschliesslich der Rasttage, also in jedem Tage etwas mehr als drei Meilen zurückgelegt. Von Dampfern unterstützt, die sie den Syr hinauf begleiteten, eroberte die russische Expedition die Festung Ak Mesdschit und erbaute ganz in der

Nähe am Syr das Fort Perowsky (44° 51′ nördlicher Breite, 63° 17′ östlicher Länge von Paris). Die Stadt Ak Mesdschit gehörte dem Chan von Chokand, einem streitbaren centralasiatischen Monarchen, der bis dahin beständig mit seinen Nachbarn, dem Emir von Buchara und den chinesischen Statthaltern in Ostturkistan, in Fehde gelebt hatte. Die Chokanzen warteten die Rückkehr des Winters ab, erschienen am 26. December 1853 mit 10,000 Mann und einem Dutzend Geschützen vor dem Fort Perowsky und begannen die Belagerung. Der russische Commandant, Obristlieutenant Ogarew, wagte aber einen Ausfall und schickte die Belagerer übel zugerichtet und mit Verlust ihres sämmtlichen Geschützes, nämlich 20 Kanonen, heim. Gerade um diese Zeit erreichte der britische Agent Ahmed Schah die Hauptstadt Chokand.[1])

Chokand, das alte Ferghana, ist mit Ausnahme Nasaroff's von keinen Europäern beschrieben worden, und da jetzt bald dieses Chanat mit den Russen in Händel verwickelt werden wird, so gibt das neueste Itinerar des britischen Agenten uns höchst werthvolle Aufschlüsse. Wir wussten bisher nur, dass ein Usbekenhäuptling in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Ferghana, der Heimath Sultan Baber's, ein Fürstenthum gründete, dass der dritte Regent dieser Dynastie die heutige Stadt Chokand erbaute. Am Ende des vorigen und am Anfang unseres Jahrhunderts fielen alle übrigen Landschaften Ferghana's, die bisher unabhängig geblieben waren, dem Usbekenhause durch Eroberung zu, und in die Zeit von 1800 bis 1812, unter der Regierung Alim Chan's, wurden auch die ersten Münzen in Chokand geprägt. Die Wichtigkeit dieses Umstandes wird den gebildeten Lesern dieser Zeitschrift nicht entgehen, da nach den morgenländischen Begriffen das Münzrecht eines jener sichtbaren Attribute ist, woran die Souveränetät erkannt wird. Der jetzige Beherrscher Ferghana's, Jar Chan, war 1854 ein Mann von 25 Jahren. Seine Streitkräfte bestehen aus dem Aufgebot der Lehensleute, die zu Pferd erscheinen und mit Lanzen, Säbeln, Aexten und Dolchen bewaffnet sind. Ein »Regiment« regulärer Infanterie, 3—400 Mann, mit Musketen be-

1) Narrative of the Travels of Kwajah Ahmud Shah Nukshbundee Synd, who started from Cashmere on the 28. Oct. 1852 in search of Mr. Wybard, communicated by the Government of India. Journal of the Asiat. Society of Bengal 1856 p. 344—359.

waffnet, war in Bildung begriffen. Auch besitzt der Chan ein Artilleriecorps und eine Anzahl Geschütze, die in der Regel mit zwei bis drei Pferden bespannt sind. Mit dem Emir von Buchara scheint jetzt eine Allianz zu bestehen, oder wenigstens freundliche Beziehungen, während beide Staaten früher erbitterte Kriege führten.

An der Schwelle dieses reichen und gepriesenen Landes stehen jetzt die Russen. Dass sie tiefer nach Chokand eindringen wollen, darf mit Sicherheit geschlossen werden; denn hätten sie nicht die Absicht, die Länder im Südosten vom Aralsee sich anzueignen, so wären sie den Syr Darja nicht hinaufgegangen. Ihr Fort Perowsky ist äusserst günstig für eine volkreiche Ansiedlung gelegen, denn es gedeihen am Gestade des Flusses selbst edlere Gartenfrüchte. Auch ist man in der Nähe auf ein altes Bewässerungssystem gestossen, welches den vertriebenen Karakalpaken zugeschrieben worden ist und als Zeugniss dafür dienen kann, dass die Gestade des Syr einst eine dichte ackerbautreibende Bevölkerung ernährten. Nichts steht also den Russen im Wege, dort eine grössere Niederlassung zu gründen, um dann ihre Eroberungen fortzusetzen. Der Chan der Chokanzen wird regulären Truppen schwerlich grossen Widerstand leisten und die Eroberung Ferghana's dürfte auch mit geringen Kräften gelingen. Die Russen gewännen dadurch drei asiatische Städte erster Grösse, nämlich Taschkend, Chodjend und Chokand. Die Bevölkerung ist, wie überall in der turanischen Tiefebene, eine gemischte. Die Urbevölkerung sind die persisch redenden, ackerbautreibenden, emsigen, handelslustigen, sparsamen, körperlich wohlgestalteten, aber feigen, treulosen, verrätherischen Tadschik, ein altes Culturvolk, bei dem jede männliche Regung erloschen, jede sittliche Empfindung ertödtet worden ist. Sie sind von räuberischen Turkstämmen, den Usbeken, unterworfen worden, die im sechzehnten Jahrhundert erobernd über den Syr gingen und sich Chokand (Ferghana), Buchara (Soghd) und Chiwa (Chuaresm) unterwarfen. Wie überall in diesen Gebieten ist die herrschende turkische der unterworfenen iranischen Race, also die Usbeken den Tadschik an Zahl gleich, wenn nicht überlegen. Das eine, nämlich das ackerbautreibende Element der Bevölkerung, würde dem russischen Eroberer gewiss zufallen, während die Usbeken europäischen Truppen nicht gewachsen und überhaupt muthlos sind, wo sie auf einen beherzten Feind stossen.

An Chokand gegen Osten und Südosten grenzt das chinesische Turkestan, eine Provinz des himmlischen Reiches, deren politische Lage sich einem dauernden Belagerungszustand vergleichen lässt, denn die chinesische Herrschaft steht auf sehr schwachen Füssen und ist beständig auf dem Qui vive vor einer Rebellion der vielen eingebornen Fürsten, welche den halb weltlichen, halb geistlichen Titel der Kodscha's führen. Die Bevölkerung bekennt sich zum Islam und spricht eine turkische Mundart, welche die Usbeken von Buchara ganz gut verstehen.[1]) Die Bewohner des flachen Landes werden von den Städtern Mogulen genannt, auch weiss man, dass ausserdem etliche Stämme kalmükischer Tataren im Lande angesiedelt worden sind. Wie Alexander Burnes die Zustände vor zwanzig Jahren schilderte, so fand sie der britische Agent Ahmed Schah noch 1853. Die Chinesen besitzen neben den Hauptstädten Jarkand und Kaschghar nur Citadellen, die mit 5—7000 Mann Garnison besetzt sind. Die Verwaltung des Landes wird von turkischer Obrigkeit geführt und es besteht zwischen den Chinesen und den Eingeborenen keinerlei Verkehr als die schriftliche Correspondenz der chinesischen Statthalter (Umban) mit den turkischen »Königen« oder Wauks, wie sie Ahmed Schah nennt.[2]) Alle Beziehungen zu Chokand sind dagegen völlig unterbrochen worden, seit einer der Chane von Ferghana einen rebellischen Kodscha unterstützt hatte. Die Chinesen unterhalten auf den grossen kaiserlichen Strassen noch ihr altes Couriersystem und ein Telegraphenwesen durch Feuersignale bis Peking, um beim Ausbruch von Unruhen sogleich eine Armee nach den unsichern Provinzen zu schicken.

Nach einer Bemeisterung Ferghana's werden sich die Russen diese politischen Verhältnisse rasch nutzbar machen, und es lässt sich leicht voraussehen, dass die Chinesen, sobald sie die Russen auch im Westen zum Nachbar erhalten, ihre turkistanischen Besitzungen nicht mehr behaupten können. Würde jemals ein Aufstand der Kodscha's von Russen gegen die Chinesen unterstützt werden, die gar keine Cavalerie besitzen, so würde es den kaiserlichen Truppen schwer gelingen, diese Provinzen noch einmal zu

---

1) Alex. Burnes Travels tom. II, p. 231.
2) Journal of the As. Soc. of Bengal l. c. p. 348.

bezwingen.[1]) Die Russen können die Chinesen auf zwei Seiten angreifen, nämlich von Chokand aus gegen Kaschghar und vom Ili aus, nachdem sie Kuldscha genommen, gegen Aksu. Fällt ihnen diese Stadt in die Hände, welche auf der kaiserlichen Strasse nach Peking liegt, so können sie alle Verstärkungen, die nach Turkistan geschickt werden, abschneiden.

Wir erinnern an diese Verhältnisse, um zu zeigen, wie reif alles dort für russische Invasionen ist. Bisher lag noch immer die Kirgisensteppe zwischen den Einöden Sibiriens und den bevölkerten Gebieten Centralasiens. Jetzt endlich, wo nach langen Mühen und Opfern die Russen festen Fuss am Syr Darja gefasst haben, wird jedes Jahr ein neues wichtiges Ereigniss uns bringen, denn man vergesse nie, dass alle diese Gebiete Orenburg weit näher liegen, als diese Stadt von Moskau entfernt ist.

Wenn aber die Russen am Aral sich festsetzten, so galt ihr Vordringen nicht bloss Chokand, dem sie vorläufig Ak Mesdschit entrissen haben, sondern es war noch weit mehr auf Chiwa abgesehen, nach dessen Besitze es schon Peter den Grossen gelüstete. Der erste Feldzug gegen das Chanat unter General Perowsky begann mit dem Ausmarsch aus Orenburg am 17. November (alten Stils) 1839. Man hatte diessmal den Herbst gewählt, und es galt die Truppen vor den eisigen Winden und der Schneeblindheit zu schützen. Sie waren mit turkomanischen Filzzelten (Kibitkis) und mit Drahtsiebbrillen versehen worden. Immer wird aber der Marsch über die Steppen höchst gefährlich und kostspielig bleiben. Um 2750 Mann Infanterie und 1500 Reiter unterwegs zu versorgen, bedurfte es einer Karawane von 10,400 Kameelen, von denen je zehn der Obhut eines kirgisischen Treibers zugetheilt wurden. Die Kameellasten, die bekanntlich auf 5—6 Centner berechnet werden, bestanden theils aus Lebensmitteln, theils aus Brennstoffen, die man unterwegs nicht antrifft. Das Schicksal dieser Expedition war kläglich genug. Der ungewöhnlich kalte Winter liess die Truppen nur bis Ak Bulak, zwischen der Emba und dem Aralsee gelangen, und Mitte Februar musste man umkehren. Die Hälfte der Kameele, die unter dem Schnee keine

1) Ueber die verschiedenen Aufstände und die Feldzüge der Chinesen in Ostturkistan vgl. Ritter, Erdkunde, Band 7, S. 519 ff.

Nahrung fanden, war umgekommen, die Infanterie zählte 600 Kranke und kehrte, nicht vom Feinde, wohl aber vom Winter geschlagen, unverrichteter Dinge nach Orenburg zurück. Es hat den Russen nie an einem legitimen Grund zur Bekriegung des Chanates von Chiwa gefehlt. Die herrschende Race sind dort wieder die Usbeken, die friedliche und unterdrückte die Tadschik. Das Chanat ist nur ein geordneter Räuberstaat, wo der Chan selbst einen Quint oder fünften Theil von jeder Beute erhebt. Namentlich aber wurden die russischen Karawanen, die von Buchara zogen, von den Usbeken geplündert und die unglücklichen Christen und Schiiten zu Sklaven gemacht. Alle Beschwerden darüber waren unbeachtet geblieben, weshalb mit der Expedition im Jahre 1839 eine nachdrückliche Züchtigung beabsichtigt werden sollte. Die Briten sendeten damals Major Abbot schleunigst nach Chiwa, um Ali Kuli Chan zur Nachgiebigkeit gegen Russland zu bewegen. Der berühmte Reisende hat uns die Person dieses »unköniglichen« Usbekenhäuptlings mit seiner hohen cylindrischen Mütze aus schwarzem Widderfell in seinem schwarzen Filzzelt beschrieben. Vergebens suchte Abbot den phlegmatischen Monarchen zur Freigebung der russischen Sklaven in Chuaresm zu bestimmen, der Chan wollte oder konnte wahrscheinlich diesen Eingriff in das Eigenthum seiner Unterthanen nicht wagen. Das Loos dieser Unglücklichen ist entsetzlich, denn ihre Herren, die Usbeken, sind erbarmungslos wie die reissenden Thiere. Nichts flösst diesen ungezähmten Nomaden zarte Regungen ein. Sie sind gleichgiltig gegen die Ehre ihrer Frauen, wie diese es sind gegen ihre eigene, und der Usbeke sorgt mehr für sein Ross als für seine Kinder, er sorgt überhaupt nur für seinen Gaul, dem er Alles verdankt, Leben und Beute, weshalb er einen aufrichtigen Cultus ihm widmet. Die kriegsgefangenen Sklaven sind beständigen Misshandlungen ausgesetzt und Flucht ist unmöglich, denn die Oase Chuaresm ist rings eingefangen in einen unüberschreitbaren Gürtel, nämlich in die Wüste, wo jedes Entkommen vereitelt wird. Murawieff, der Sieger von Kars, der in den Jahren 1819—1820 eine Embassade nach Chiwa unternahm und davon eine Schilderung in Paris 1823 herausgab, berichtet, dass der Usbeke seinen Sklaven, wenn er ihn auf einem Fluchtversuch ertappt, mit dem Ohr an seine Hausthüre zu nageln pflegt und ihn dort ohne Nahrung drei Tage lang den Misshandlungen der Vorübergehenden aussetzt

Natürlich geschieht es sehr häufig, dass die Unglücklichen die Dauer der Strafe gar nicht überleben.

Dem traurigen Diebeshandwerk der Usbeken von Chiwa musste ein Ende gemacht werden, sobald die Russen einmal den Aralsee erreicht hatten. In demselben Jahre 1853, wo eine russische Colonne den Syr Darja hinaufmarschirte und Ak Mesdschit eroberte, erschien General Perowsky mit einer Armee vor Chiwa. Der Chan, in Schrecken gesetzt, suchte sich gütlich mit den Russen abzufinden und verstattete ihnen, an der Mündung des Amu oder Oxus Befestigungen anzulegen.[1]) Da begann der orientalische Krieg, und auf die erste Kunde davon brach der Chan von Chokand, wie wir gezeigt haben, gegen das Fort Perowsky auf. Aber auch Ali Kuli Chan von Chiwa scheint alle seine Gelöbnisse vergessen zu haben, denn im Februar 1854 musste Perowsky mit 17,000 Mann zum zweiten Male vor den Wällen Chiwa's erscheinen. Etwas Näheres über seinen Marsch ist nicht bekannt geworden, aber wir können sicher sein, dass die Usbeken gegen russische Truppen nicht Stand gehalten haben werden. Schon bei der unglücklichen Expedition 1839—1840 hatten sich diese Räuberhorden, die gegen die Russen ausrückten, nur darauf beschränkt, das feindliche Vieh zu stehlen, waren aber beim ersten Reihenfeuer der Infanterie aus einander gestoben. Der Chan willigte nun in einen Vertrag, worin er den Kaiser von Russland »als den rechtmässigen Oberherrn seines Landes erklärte, dem das Recht des Krieges und Friedens, das Gesetz über Leben und Tod und die Bestimmung der Handelsstrassen und Handelstarife für ewige Zeiten zustehe.«[2])

So wurde die Oase Chiwa ein Eigenthum der russischen Krone. Wieviel neue Unterthanen dadurch gewonnen worden sind, lässt sich nicht angeben, auch liegt nicht in dem Bevölkerungsinventar der Werth Chiwa's. Diese Stadt besitzt überhaupt nur dadurch Bedeutung, dass der Chan dort Residenz hält. Die wahre Metropole Chuaresms ist Urgendsch, das berühmte Organzi, welches schon am Beginn des vierzehnten Jahrhunderts eine der grössten

---

1) Diese bisher unbekannte Thatsache behauptet der Graf de Warren in dem lesenswerthen Essai: L'Inde anglaise, la Russie et la Perse. Revue Contemporaine 1857, 15. Jan. p. 14.

2) Altmann in der Zeitschrift für Erdkunde. Bd. 6. S. 348.

Etappen des chinesischen Handels mit den Gebieten jenseits des kaspischen Meeres war. Ibn Batuta, der arabische Reisende, der sie vor der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts sah, beschreibt die Stadt als die schönste im Besitze der turkischen Stämme. »Ihre Bewohner,« ruft er aus, »sind so zahlreich, dass die Stadt gleichsam unter ihrer Last zittert und diese wogenden Menschenmassen ihr oft das Ansehen der bewegten See geben.« [1]) Sie wird noch heutigen Tages von den reichen Karawanen aus Buchara durchzogen, die an den Usbekenchan einen hohen Räuberzoll für freien Durchzug entrichten mussten. Sind die Russen wirklich Meister, dann wird diese Gebühr oder vielmehr Ungebühr aufhören und der Handel mit den Oxusländern einen Aufschwung nehmen, der alle Anstrengungen der Russen reichlich lohnen muss.

Seit dem Jahre 1854 ist keine Kunde mehr über Fortschritte der Russen in jener Richtung vernommen worden. Ob die Usbeken sich in dieser Zeit noch als Vasallen des Auk Chan oder weissen Königs betragen haben, wie die russischen Kaiser bei den central-asiatischen Turken heissen, wissen wir nicht. Die Zwischenzeit füllt der orientalische Krieg aus, der Russland nöthigte, alle seine Kräfte an den europäischen Grenzen zu sammeln. Man mag sich vorstellen, mit welcher Bangigkeit und Spannung in Centralasien alles den Nachrichten über den pontischen Krieg mit der Hand am Säbel lauschte, denn mit unglaublicher Geschwindigkeit, wenn auch entstellt und ins ungeheuerliche vergrössert, verbreitet sich in Asien die Kunde von den abendländischen Begebenheiten. Der Fall von Kars, welcher den Eindruck vom Falle Sebastopols neutralisirte, war für die Lage der Dinge in Centralasien daher von beträchtlichem Werthe. Der orientalische Krieg hat auch die Entwicklungen in Turan um volle drei Jahre, wenn nicht länger verzögert, insofern die Russen wieder etliche Zeit brauchen werden, um das gegen die kaukasischen Bergvölker verlorene Gebiet wieder einzunehmen. Allein jetzt, wo der Friede geschlossen ist und die Russen auf lange Zeit ihre Pläne gegen die Türkei aufgeben müssen, werden sie nothwendig mit dem Druck ihrer ganzen unbeschäftigten Macht nach neuen Eroberungen in Turan trachten.

---

1) Ibn Bathouta ed. Defrémery et Sanguinetti, Paris 1855 tom. III. p. 3.

Man hat in neuerer Zeit grosses Gewicht darauf gelegt, dass die Russen am östlichen Ufer des kaspischen Sees, auf der Halbinsel Manghischlek, ein Fort Now Petrowsk angelegt haben, dass sie den kaspischen See mit zahlreichen Kriegsdampfern befahren und angeblich eine doppelte Linie von Brunnen vom kaspischen See nach dem Aralsee gebohrt haben sollen. Die eine dieser Linien soll von der Halbinsel Manghischlek, die andere von der Emba aus gegen den Aralsee gehen. Die Verlängerung der ersten erreicht das Delta des Amu oder Oxus, die andere die Insel Nicolaus im Aralsee.[1]) Dass solche Brunnen von den Russen angelegt worden sind, ist sehr wahrscheinlich. Sie haben dieses Verfahren beim Vordringen in Turan immer beobachtet, wie umgekehrt ihre Feinde, z. B. die Chokanzen, bei der misslungenen Vertreibung der Russen vom Syr diese Brunnen zu verschütten suchten. Es ist aber schwer zu begreifen, warum die Russen, wenn diese Brunnen brauchbar waren, ohne sie zu berühren, von Orenburg aus nach dem Aralsee auf einem östlicheren Wege marschirten. Perowsky hat bei seinem Zuge gegen Chiwa (1854) jene Strasse gewiss nicht benutzt, auch bedurfte er gar keiner Brunnen, denn im Februar, wo er marschirte, liegt Schnee in der Wüste, der ihm jedenfalls ein gutes Trinkwasser lieferte.

Chiwa ist nicht bloss als ein Transitpunkt von grossem mercantilischem Werthe, sondern man sieht in der Oase auch eine Station für einen militärischen Eroberer Indiens. Damit kann zweierlei gemeint sein, je nachdem man an ein südliches oder südöstliches Vordringen der Russen denkt. Bei allen militärischen Märschen in Iran und Turan dreht sich alles hauptsächlich um den Mangel oder die Anwesenheit von Trinkwasser, und zwar von Trinkwasser nicht für eine kleine Karawane von 100—150, sondern von 20—30,000 Kameelen und etlichen Tausenden von Pferden. Russische Truppen vermöchten sich, wenn sie von Chiwa den Oxus aufwärts marschirten, dem fruchtbaren und wasserreichen Chorassan ein beträchtliches Stück zu nähern, allein zuletzt bleibt immer noch eine Wüste zu kreuzen. Abbot (1839) und Shakspear (1840) sind von Merw quer durch die Wüste nach Chiwa gelangt, allein die Leistungen der Karawanen und einzelner Reisenden

1) Die Brunnenlinien sind auf Ferrier's Karte von Persien und Afghanistan angegeben.

beweisen nichts für die Möglichkeit von Truppenbewegungen. Nun wissen wir aber, dass im Jahre 1832 der Chan von Chiwa mit aller seiner Kriegsmacht mitten durch die Wüste nach Merw zog und in 15 Tagen 360 englische Meilen oder 5 deutsche Meilen in einem Tage zurücklegte. Es fehlt auf dieser ganzen Strecke an Wasser, der Chan hatte aber Vorsorge getroffen und vorher Brunnen graben lassen, denn Wasser findet sich überall und gewöhnlich schon bei weniger als 40 Fuss Tiefe. Dennoch kamen 2000 Kameele dabei um. Es ist ein grosser Irrthum, bemerkt Burnes, wenn man glaubt, die Kameele können lange ohne Wasser leben. Sie kränkeln und sterben gewöhnlich am vierten Tage, wenn sie kein Wasser erhalten. Burton, der mit der grossen Pilgerkarawane von Medina nach Mekka ging, schildert sehr anschaulich die Aengstlichkeit und die Klagelaute dieser Thiere, wenn ihnen längere Zeit das Wasser fehlt. Was die Usbeken ausführten, werden natürlich die Russen weit besser und umsichtiger leisten. Sie würden auch Brunnen graben und eben so gut über die Wüste zu setzen vermögen. Allein die Usbeken sind vortrefflich beritten, sie besitzen auserlesene und sehr kostbare Pferde, die, wie Ferrier angibt, oft mit 120 Pfund Sterling bezahlt werden und die ganz eigens für die Raubzüge durch die Wüste abgerichtet werden. In den Besitz eines so kostbaren Materials würden die Russen daher sich setzen müssen, wenn sie vom Oxus nach Chorassan zögen. Burnes kreuzte die Wüste auf dem kürzesten Wege, nämlich zwischen Tschardschui am Oxus und Merw am Murghab. Der Wassermangel, sagt er, wird immer für Truppenzüge grosse Hindernisse bieten. Das Wasser des Amu, mit dem man die fettgeschmierten Schläuche füllt, schmeckt eben so übel als das Wasser der Wüstenbrunnen und verdirbt sehr rasch. Der Staub und die grell vom Sande reflectirten Sonnenstrahlen verursachten Augenentzündungen bei den Kameeltreibern. Die Sandwege müssten für Kanonen erst durch Unterlegung von Gestrüpp fahrbar gemacht werden, an Grasnahrung für die Pferde fehlt es aber gänzlich. »Zwar, «setzt der Reisende hinzu,« durchzogen viele Armeen diese Wüste, aber sie bestanden aus Schaaren leichter Reiter, die mit grosser Schnelligkeit in einzelnen Abtheilungen und auf besonderen Wegen durchkommen können.« [1])

1) Burnes Travels tom. II. p. 26.

Aus diesen Gründen wird es den Russen niemals einfallen, über Chiwa den Weg nach Indien zu suchen, denn die Strasse über Merw führt zunächst nach Herat, Herat aber erreichen die Russen, wie wir später zeigen werden, viel bequemer und näher, wenn sie vom kaspischen See aus ihren Weg durch das fruchtbare Chorassan nehmen, ganz abgesehen davon, dass sie, um nach Chiwa zu gelangen, den Umweg über Orenburg nehmen und von Orenburg 1000 Werst durch die Wüste bis zum Aral marschiren müssten. Die Strasse von Chiwa nach Herat hat also nur den geringen militärischen Werth, dass man auf ihr ein wenig leichte Cavalerie in kleineren Abtheilungen einer Armee, die in oder vor Herat läge, zu Hilfe senden könnte.

Weit wichtiger ist der Besitz Chiwa's, insofern die Russen ungehindert dem Fluss entlang in das obere Becken des Oxus dringen können. Ganz in der Nähe des linken Ufers dieses Flusses mündet der Zerafschan, in dessen gesegnetem Thale die »gelehrte« Stadt Buchara und Timur's Residenz, Samarkand, eines der vier mohammedanischen Paradiese, liegt. Weiter oben im Quellengebiet des Oxus oder Amu winkt ihnen Balch, »die Mutter der Städte,« und durch ihre Thore geht die grosse Strasse nach Kabul, die einzige, welche das obere Indusgebiet mit den Oxusländern verbindet. Russland hat des Handels wegen mit Buchara immer genaue Beziehungen unterhalten und würde in dem Emir wohl eher einen Alliirten, als einen Gegner finden. Buchara selbst, wenn man darunter Soghd versteht, hat nach Baron Bode's Angaben $2\,^1/_2$ Millionen Einwohner und wird von Tadschiks und Usbeken bewohnt; die letzteren sind die herrschende Race, welcher auch die Dynastie angehört. Schwerlich würden die Russen, nachdem sie sich Chiwa bereits unterworfen haben und Chokand bedrohen, den Besitz des zwischenliegenden Buchara's sich entgehen lassen, da sie dann die Herren des ganzen Mawar al Nahar, des Landes zwischen Amu und Syr, zwischen Oxus und Jaxartes würden. Die Beute ist verlockend genug und der Widerstand völlig unbedeutend. »Die höchste Schätzung der Truppenmacht Buchara's,« sagt Chanikoff,[1]) »beträgt 40,000 Mann, von denen nur ein Drittel vollständig bewaffnet ist. Den Rest bildet nur der beliebig aus-

1) Baron Clement A. de Bode, Bokhara, its Amir and its People, translated from the Russian of Khanikoff. London 1845, p. 233.

gerüstete Tross. Die volle Bewaffnung der Bucharen besteht aus einem Helm, einem Kürass, einem Säbel oder langen Messer, einem Luntengewehr, welches auf einer Gabel ruht, und einem Schild. Pistolen sind selten im Gebrauch, und Flinten mit gewöhnlichen Schlössern besassen während meines Aufenthalts in Buchara nur 1000 Mann regulärer Infanterie und etliche Usbeken höheren Ranges.« Diess ist die ganze Kriegsmacht des mächtigsten der Usbekenstaaten. Es bedarf zu einem Umsturz eines solchen Reichs ausserordentlich geringer Anstrengung, wenn man nur in die Nachbarschaft gelangt und die politische Praxis beobachtet, wie sich die Dynasten dort zu bekriegen pflegen. Dank der Polygamie, gibt es überall für jeden Thron eine grosse Auswahl von Prätendenten, Brüdern, Oheimen und nöthigenfalls Söhnen, welche am Nachbarhofe gewissenhaft gefüttert und womöglich als Statthalter in eine Grenzstadt gesetzt werden. Von Vaterlandsliebe, patriotischer Entsagung und Anhänglichkeit an das herrschende Geschlecht kann niemals bei Asiaten die Rede sein. Gerade so wie sich bisher der Chan von Chokand und der Emir von Buchara befehdeten, würden die Russen mit Geld, wenig Truppen und etlichen Kanonen eine Thronfolge ändern und eine dienstbare Puppe zum Monarchen erheben können.

Es ist nun eine weit verbreitete Meinung, dass die Russen dann in der unmittelbaren Nachbarschaft des britischen Indiens durch einen kurzen Marsch in dem Pendschab erscheinen könnten. Für diese Ansicht legt die Geschichte manches Zeugniss ab, denn alle Eroberer Indiens, mit einziger Ausnahme der Engländer, drangen vom Norden her, und zwar über Kabul, nach Indien, und von den zahlreichen Eroberern gingen alle turanischen über Balch nach Kabul. Oeffnen wir A. v. Humboldt's Karte der Gebirgsketten Centralasiens, welche das klarste Bild von den schwierigen und verwickelten, Völker und Welten scheidenden Gebirgsketten darbietet, so gewahren wir unter dem 70° östlicher Pariser Länge ein hohes Meridiangebirge, die Bolorkette, von Süd nach Nord streichen. Quer unter einem rechten Winkel und parallel den Breitengraden durchschneidet diesen hohen Wall der Küenlün, der nach seinem Durchgang durch den Bolor den Namen des indischen Kaukasus oder Hindu Koh empfängt.[1]) Das Land, welches, vom

1) A. v. Humboldt bestreitet nämlich, dass dieses Gebirge als Fortsetzung

Bolor und dem Hindu Koh eingefangen, gegen Süden und gegen Osten durch Gebirgswälle geschützt wird, ist das Quellengebiet des Oxus, das alte Bactrien oder das heutige Balch. Von Balch aus führt kein anderer Weg nach Indien als über den Hindu Koh, und zwar besteht dieses Gebirge nicht aus einer, sondern aus mehreren Parallelketten, so dass hinter einander verschiedene Joche zu überschreiten sind.

Es war Ende Mai 1832, als Alexander Burnes diesen Weg zog. Der Reisende hatte seit 12 Jahren keinen Schnee mehr gesehen, und die Beschwerden, ein Joch von 11,000 Fuss Höhe zu überschreiten, im Schnee einzusinken und knietief meilenweit in einem Bach zu waten, waren ihm unerwartet. Jenseits traf er schon Gewässer, die nach einer andern Richtung flossen, und nachdem er am 22. Mai ein zweites Joch von geringer relativer (1000'), aber beträchtlicher absoluter Höhe (12,400' englisches Mass) überschritten hatte, befand er sich in Bamian mit seinen geheimnissvollen Grotten. Der Hindu Koh und seine Fortsetzung, der Kohi Baba, lagen hinter ihm, während er vor sich vom Schnee befreite, niedrigere, aber immer noch ziemlich hohe Bergketten liegen sah. Nachdem er den Pass Akrobat durchschritten, gelangte er zu dem Dandan Schiken, dem Zahnbrecher. »Die Felsen,« sagt er, »steigen auf beiden Seiten oft senkrecht zu einer Höhe von 3000 Fuss, das Engthal war aber nirgends über 300 Yard (274 Metres) breit. Bei Nacht konnten wir die Sterne nicht sehen und also keine Beobachtungen anstellen, der gesammte Anblick war höchst erhaben.« (Travels, tom. I. p. 193.) Das letzte Joch, der Kara Kuttal, wurde am 26. Mai überschritten, aber noch war man nicht aus dem Gebirge ins Freie gelangt. »Wir zogen,« heisst es weiter, »fortwährend bergab über Churrem und Sarbagh nach Heibek, das nur einen Tagmarsch innerhalb der Berge liegt, und allmählich gelangten wir aus den kahlen Felsen auf wirthliche Fluren. Unser Weg führte durch grauenvolle Engpässe, die 2 bis 3000 Fuss über uns aufragten, und deren Wände den Weg beschatteten, während Adler und Falken hoch über uns kreisten.

---

des Himalaya betrachtet werden dürfe. Der Name Hindukusch oder Hindutödter, der von Arabern erfunden worden ist, gebührt nur einem einzigen Passe oder Joche des indischen Kaukasus, und nicht, wie Ritter gewollt hat, dem ganzen westlichen Theil des Hindu Koh. (A. v. Humboldt, Centralasien, Bd. 1, S. 607 ff.)

In der Nähe von Heibek wurde der Engpass so schmal, dass man ihn Derai Ssindan, das Thal des Kerkers, nennt, und so hoch sind die Felsen dort, dass die Mittagssonne an etlichen Stellen nicht in die Schlucht dringt.« (Travels, I. p. 201.) Der Uebergang über den Hindu Koh kostete neun Tage, vom 18. bis 26. Mai. Es gibt östlich von Burnes' Wege noch verschiedene Uebergänge über den Hindu Koh. Berühmt ist darunter der Pass von Kiptschak, den Sultan Baber zog, und von dessen Höhe er zuerst den lang ersehnten Anblick des Sohail oder Canopus im Sternbild der Argo genoss. Der östlichste Uebergang ist der Chawak-Pass (13,200' hoch). Er führt nach Inderab, ist aber wegen der Plünderung der Bergbewohner (Kafir) gegenwärtig völlig unbekannt und verlassen. Er soll indessen der bequemste aller Pässe sein, und ihn wählte Timurlenk bei seinem Einfall nach Indien. Alle diese Strassen münden in Kabul. Sie sind während der fünf Wintermonate nicht zu erzwingen, sie bleiben im Frühjahr, wo der Schnee schmilzt, höchstens den Karawanen gangbar, und nur im Herbst vermögen Truppen und Artillerie durchzuziehen. Dass Geschütze bereits den Weg gegangen sind, wissen wir aus der Geschichte und bezeugen die Kugelspuren der Idole von Bamian, die ein vorbeiziehender Eroberer, Aurengsib, zum Zeitvertreib und zur Erbauung seiner bigotten Soldaten beschiessen liess. Balch und Kabul, die beiden Thäler diesseits und jenseits des indischen Kaukasus, haben zu verschiedenen Zeiten Einem Herrn gehorcht, und diess bedeutet für uns, dass militärisch brauchbare Verkehrsmittel beide Abhänge des Gebirges verbinden müssen. Erst in den Jahren 1838—1839 marschirte ein afghanisches Truppencorps über den Hindu Koh in das Quellenland des Oxus. »Durch meine kürzliche Expedition nach der Tatarei von Kabul nach Balch in den Jahren 1838—1839,« sagt ein amerikanischer Officier im Dienste des Emirs Dost Mohammed, »wurde ein Unternehmen von höchster Bedeutung durchgesetzt. An der Spitze einer Division der Armee von Kabul und begleitet von einem Artilleriepark, kreuzte ich die gewaltige Gebirgskette des indischen Kaukasus durch Ueberschreitung des Paropamisus. Hindernisse für den Uebergang einer Armee, die man bisher für unbezwinglich gehalten hatte, ermässigten sich zu Beschwerden, welche durch Anstrengung und Ausdauer sich beseitigen liessen, und die Möglichkeit eines Einfalls nach Indien vom Norden her

ist nicht länger mehr zu bezweifeln, sondern thatsächlich bewiesen worden.«[1])

Man hat Burnes vorgeworfen, die Schwierigkeiten einer Invasion Indiens vom Norden her absichtlich entstellt zu haben. Diess ist neuerdings geschehen durch einen der französischen Officiere, die im Dienste Mohammed Schah's die persische Armee ausbilden sollten, Generaladjutant Ferrier, mit dessen grossem Werke über Afghanistan wir noch näher uns beschäftigen müssen. Burnes hatte einen Begleiter Mohan Lal, der ebenfalls die Reise über den Hindu Koh nach Turkistan beschrieben hat.[2]) Er schildert uns die Uebergänge und Pässe sehr beschwerlich, wenn auch nicht so anschaulich als Burnes, und wir gewinnen dadurch die Vorstellung, dass das Gebirge selbst so wenig ein absolutes Hinderniss für den Marsch einer Armee ist, als es die Alpen für Suwaroff und Napoleon waren.[3]) Allein ebenso klar muss es sein, dass der Uebergang niemals erzwungen werden könnte, wenn er von europäischen Truppen vertheidigt und die Defiléen mit europäischer Kunst befestigt würden. Wer früher auf dem Schauplatz erscheint und die Engpässe besetzt, der hat das Spiel offenbar gewonnen. Daraus ergibt sich die Wichtigkeit Kabuls für das britisch-indische Reich, denn dort münden alle Strassen. Im Besitze Kabuls würden die Briten ohne sonderliche Anstrengungen jeder noch so starken Armee den Marsch über den indischen Kaukasus wehren können, und selbst wenn der Eroberer schon nach Kabul gelangt wäre, so liegen noch zwei schwierige Defiléen, von Kabul nach Dschellalabad, und von dort durch die berüchtigten Cheiber-Pässe nach Peschawer vor ihm, ehe er vor dem grossen und natürlichen Vertheidigungsmittel des indischen Reiches, vor dem Indus, steht. Ein Vordringen der Russen bis Balch würde die Sicherheit des

---

1) Man vergl. die interessante kleine Schrift A Memoir of India and Avghanistan by J. Harlan, aid-de-camp and General of the Staff to Dost Mahomed, Ameer of Cabul. Philadelphia 1842, pag. 80.

2) Travels in the Panjab, Afghanistan and Turkistan by Mohan Lal, Esq. London 1846.

3) Ahmed Schah zog denselben Weg wie Burnes durch den Dandan Schikan nach Bamian. Er gibt 20 Stationen zwischen Balch und Kabul an und bemerkt dabei in Bezug auf die eigentliche Passage über den Hindu Koh: Water is plentiful, road tolerable for camels, provisions scarcely procurable, road passes up and down hills during the whole distance. Journ. of the Asiat. Soc. of Bengal. l. c. p. 357.

indischen Reiches noch nicht gefährden, so lange die Briten die Meister von Kabul oder wenigstens einer Allianz der Afghanenhäuptlinge sicher sind. Im Nothfall würden sie sich mit Waffengewalt des Thales von Kabul bemächtigen müssen, wenn sich nicht durch Geld die leicht käuflichen Dynasten der Afghanen viel bequemer und minder kostspielig gewinnen liessen.

Wenn russische Herrscher wirklich schon einer Invasion Indiens nachsannen, so werden sie doch nicht an einen immerhin abenteuerlichen Marsch über den indischen Kaukasus gedacht haben, wenn sie wissen, dass ein europäischer Feind sie in einer Reihe fester Stellungen erwartet, besonders weil es eine andere Strasse gibt, wo sich die Schwierigkeiten besser vertheilen. Dieser Weg führt durch ein Reich, dessen Folgsamkeit und Ohnmacht die Russen nun seit beinahe dreissig Jahren erprobt haben.

Wenige Länder der Erde sind so abgeschlossen und so kenntlich als eine geographische Einheit, wie das iranische Tafelland. Diese Hochebene besitzt eine mittlere Erhebung von 6—700 Toisen oder 3—4000 Fuss, wenn man die Höhen von Teheran (627 T.), Ispahan (688 T.) und Schiras (698 T.) als Massstab gelten lässt.[1]) Allein die Ränder dieser Ebene sind in jedem Sinne etwas gehoben und das Innere sinkt unter das mittlere Niveau herab,[2]) so dass das Plateau den Anblick eines flachen Kraters oder einer Schale gewährt. Durch die Randgebirge, die im Norden weit höher aufgerichtet sind als im Süden, entschlüpft kein Strom von höherer Entwicklung,[3]) die dürftigen Gewässer aber, die an dem inneren Trichterrande abwärts gehen, werden rasch von dem heissen Wüstensande aufgesogen. Die Winde, die über Persien streichen, kommen über grosse Ländermassen und zum Theil über Wüsten; sie sind daher trocken und nur kurze Zeit benetzt den Süden ein heraufdringender feuchter Monsun. So wiederholt sich in Persien der Charakter des inneren Arabien. Denn der Kern des Tafellandes ist eine steinige Wüste, und nur dort, wo sich Wasser in Fülle findet, grünen üppige Oasen, wie Yezd, wie Seistan, wie Herat, während der eigentliche wirthliche Boden sich nur in den

1) A. v. Humboldt, Centralasien, Bd. 1. S. 127.

2) S. die Profile in Grimm's Atlas zu Ritter's Erdkunde. Heft IV. Bl. 5.

3) Mit Ausnahme vielleicht des Kuran, eines Nebenflusses des Schatt el Arab (Euphrat-Tigris), der sich nach Chesney's Versicherung von der See bis nach Schuschter schiffbar machen liesse.

Thälern der Gebirge findet, welche die Ränder des Plateaus krönen. Dieser ringförmige gebirgige Saum des Hochlandes vermöchte aber eine zahlreiche Bevölkerung zu ernähren, denn überall, wo sich Wasser findet, bewirkt die Natur freudig ihre Wunder. Ein solches Land mit einem öden Kern, ein Reich ohne Centrum zu regieren, wird immer eine grosse politische Aufgabe bleiben. Sie ist aber unendlich erschwert worden, seit sich durch das Vorrücken wandernder turkischer und tatarischer Stämme die Bewohner gemischt haben. Der Nordrand des Hochlandes wurde besonders heimgesucht, während in den südlichen Landschaften die Urbewohner mehr verschont blieben.

Allen asiatischen Gesellschaften aber droht ein innerer Verfall in Folge der Vielweiberei, welche, seit Jahrtausenden in Uebung, durch die Lehren des Propheten ihre religiöse Billigung empfing. Gefährlich ist die Polygamie namentlich auf dem Thron. Die Nachfolge wird immer streitig bleiben unter einer endlosen Zahl von Söhnen und für jeden der Sprösslinge werden im Palaste des Sultans Umtriebe gesponnen werden. Die heiligsten Bande der Familie, die Geschwisterliebe, die religiöse Verehrung vor den greisen Locken des Vaters und das berauschende Entzücken vor dem Augenlicht des eigenen Kindes fehlen in den asiatischen Regentenhäusern gänzlich. Die Brüder von denselben, und noch weit mehr von verschiedenen Müttern sind sich fremd, und schlimmer als fremd, denn sie werden im Hass gegen einander aufgezogen, und der tödtlichste Feind eines asiatischen Prinzen ist stets der leibliche Bruder, nach dem Bruder aber der Vater. Dass Geschwister sich vergiften, dass Söhne ihre Väter enthaupten, Väter ihre Söhne blenden liessen, sind die allergewöhnlichsten Dinge; der Verwandtenmord ist sogar zur Regel geworden. Daher der häufige Wechsel der Dynastien, der häufige Uebergang vom Glanz zum tiefsten Verfall. Dass ein mohammedanisches Regentenhaus, die osmanische Dynastie, nun über fünfthalb Jahrhunderte sich auf dem Throne behaupten konnte, würde für uns ein Wunder sein, wenn wir nicht wüssten, dass es Staatsgesetz im osmanischen Reiche ist, sobald Erben des regierenden Sultans vorhanden sind, die Brüder des Chalifen zu erwürgen, wie auch die Wehmütter in dem Augenblick, wo die Tochter eines Sultans einen Knaben gebärt, mit dem ersten Schrei das Leben des Kindes ersticken. Diese grauenhafte Ordnung ist Weisheit und Erbarmen, denn es

ist besser, dass ein Prinz stirbt, als dass seinetwegen im Aufruhr Tausende umkommen. Dass aber der politische Mord sich durch Menschlichkeitsrücksichten empfehlen lässt, beweist eben, wie unsocial überhaupt die Polygamie sei. Die innere Geschichte asiatischer Reiche ist daher eine trostlose Kette von Aufruhr und Mord der Verwandten, die rasch den Staat und die Dynastie erschöpfen. Eine Entschädigung dafür gewähren dieselben Verhältnisse durch das Emporkommen ausserordentlich begabter Menschen. Kühne Thaten führen zur höchsten Reichswürde und der Schritt eines Wessirs an den Stufen des Thrones zum Throne selbst ist nur Ein Schritt. So geschah es in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, dass der Häuptling des turkischen Kadscharenstammes, Nadir, den Souverän, dessen Feinde er glücklich bekämpft hatte, vom Throne stiess. Vier Federn wehten in der Krone Nadir Schah's und sie bedeuteten seine Oberherrschaft über Afghanistan, Indien, Persien und Turan.[1]) Unter ihm erneuerte sich der alte Glanz der Achämeniden, und Persien war vielleicht damals die erste asiatische Grossmacht. Aber so vergänglich war diese Grösse, dass nach der Ermordung des Schah nichts übrig blieb als ein Chaos empörter Provinzen. Seit seinem Tode (1747) bis gegen das Ende des Jahrhunderts (1795) herrschte fortwährend Anarchie und Bürgerkrieg in Iran, bis ein neuer Emporkömmling eine Dynastie von längerer Dauer begründete. Wir werden nicht ein einziges Mal uns irren, wenn wir die Stammväter asiatischer Regentenhäuser für ausserordentliche Menschen halten, und gewiss war der erste Herrscher der jetzigen Kadscharendynastie ein talentvoller und für den Thron begabter Mensch. Fürstengrösse bedeutet aber etwas anderes im Morgenlande als unter unsern gemässigten Breiten des Westens. Wenn wir unsern Monarchen nachrühmen wollten, dass sie ohne Gift und Dolch auf den Thron gelangt seien, dass sie nur wenig unschuldiges Blut vergossen, dass sie das Eigenthum ihrer Unterthanen nicht geraubt haben, so würde dieses Lob wie eine giftige Anklage lauten. Dass sich ein Fürst nicht mit Verbrechen befleckt habe, darf gar nicht von seinen Zeitgenossen erwähnt werden, und einen grossen Fürsten nennen wir nur den, welcher mit geringem Aufwand von Mitteln sein Reich zu hohen Leistungen zu ermuntern vermag. Bei asia-

1) Malcolm, Geschichte Persiens. Uebers. Bd. 2. S. 321.

tischen Fürsten aber müssen wir den moralischen Massstab unendlich verkleinern. Mild nennen wir schon denjenigen, der wenig unschuldiges Blut vergossen hat, der nicht aus Rachsucht und Hass, oder in bestialischer Aufregung Schädel zu Pyramiden thürmte und der Verbrechen nur dann beging, wo sie nützlich waren. Aber nicht einmal in diesem Sinne konnte man Aga Mohammed, den ersten Kadscharen, mild nennen. Seine Grösse bestand in dem scharfen Blick, womit er die Menschen durchschaute, seine Kunst zeigte er durch die Gabe, wie er gefährliche Personen in trügerische Sicherheit einzuschläfern verstand, seine Meisterschaft war es, diese Personen durch vorgespiegelte Monarchengunst an sich zu locken, und seine Klugheit war es, die Arglosen, die sich in die Höhle des Löwen gewagt, durch einen Tigergriff unschädlich zu machen. Als Knabe von fünf Jahren seiner Zeugungsfähigkeit beraubt, übte er sich an dem Hofe Kerim's in den Künsten der Verstellung. Da der Knabe dem gehassten Monarchen nichts anhaben konnte, pflegte er mit einem Federmesser die kostbaren Teppiche des Schah's zu zerschneiden und freute sich heimlich der Beschädigung. Aga Mohammed erzählte diesen Bubenstreich selbst, als er bereits auf dem Throne sass und die zerschnittenen Teppiche ihm gehörten, indem er mit Bedauern hinzusetzte, es thue ihm leid, sich selbst beschädigt zu haben, und dass ihm der Blick in die Zukunft gefehlt habe. Diese Anekdote charakterisirt den Herrscher vollkommen, der niemals vergab, das zugefügte Unrecht am dritten Gliede noch rächte, an hilflosen geblendeten Greisen sich vergriff, mit Geiz sich beschmutzte und über sich selbst Verdruss empfand, die Teppiche seines grimmigen Feindes nicht geschont zu haben. Dennoch war es ein grosser Fürst im asiatischen Stile, er wurde seiner Gegner mächtig, er sammelte in den Schatz und hinterliess ein Reich ungefähr in der Ausdehnung des heutigen Persien, die eine, wenigstens die westliche Hälfte dessen, was Nadir Schah vor ihm besessen hatte.

Der jetzige Schah ist der vierte König in der Kadscharenreihe und die Dynastie behauptet etwa seit 70 Jahren den Thron. Das königliche Ansehen musste aber nothwendig durch die häufigen Wechsel der Regentenhäuser, durch die langen Perioden der Anarchie und den sinkenden Glanz der politischen Macht tief erniedrigt worden sein. Die Kadscharen, welche die Nachkommen Kerim's

verdrängten, sind turkischen Ursprungs, ihre Herkunft ist also keine nationale, während die Regenten zwischen Nadir Schah und den Kadscharen einem Hause angehörten, welches den bezeichnenden Titel der Zenddynastie führte, weil es sich auf die das Pehlwi redende südliche Bevölkerung stützte. Astrabad war der Sitz der Kadscharenhäuptlinge gewesen, allein diese Stadt lag abseits an dem einen Ende der hufeisenförmigen Verbindung von Landschaften, welche die bewohnbaren Theile Persiens bilden. Teheran wurde daher zur Hauptstadt gewählt, wegen seiner geringeren Entfernung vom Schwerpunkte der Herrschaft und von den Thälern Masanderans, deren turkische Bewohner immer die Stütze des Thrones blieben.[1])

Unter diesen schwierigen Verhältnissen fehlte zu einer neueren Lockerung der politischen Bande nur noch die Nachbarschaft einer europäischen Macht ersten Ranges. Russland vergrösserte sich auf Kosten Persiens jenseits des Kaukasus. Es fehlte nun freilich nicht an Staaten, die bei diesen Amputationen Mitleiden mit dem Patienten fühlten und ihm Hilfe versprachen, allein ein eigener Unstern waltete über dem diplomatischen Spiel, welches mit Persien getrieben wurde. Napoleon wollte die Perser gegen England und Russland gebrauchen und brütete eine Zeit lang lebhaft über einer Allianz mit dem Schah. Aber kurz nachdem der Kaiser (1807) die persischen Botschafter in Warschau empfangen hatte, änderte der Frieden von Tilsit vollständig die Constellation der europäischen Politik. Jetzt war es England, dem Persiens »Allianz« zufiel. Kaum aber brach der Krieg zwischen Russland und Frankreich aus, so gaben die Briten den Schah wieder den Russen preis. Es kam zu dem Vertrage von Gulistan, der Persien Daghestan, Schirwan, Baku, Karabag und Talisch kostete. In diesem Friedensschlusse garantirten die Russen dem Kronprinzen Abbas die Nachfolge auf den Thron beim Ableben seines mit einer zahllosen Nachkommenschaft heimgesuchten Vaters, des Schah Fath Ali. Wohl darf man behaupten, dass diese Einmischung für Persien eine Wohlthat gewesen sei, denn sicherlich wäre bei einem Thronwechsel das Land wieder in eine trübselige Anarchie versunken. Allein man erkaufte diesen Vortheil mit dem Verlust aller Selbständigkeit. Die monarchische Gewalt, wenn sie über-

1) Malcolm, Geschichte Persiens. Bd. 2. S. 263.

haupt noch etlichen Zauber besass, musste tief in den Augen des Volkes erniedrigt werden, so bald einer fremden Macht es zustand, die Thronfolge zu sichern. Auch ist der Schahinschah zugleich das geistliche Oberhaupt der Schiiten, und diese Autorität wurde im Sinne rechtgläubiger Perser schwer beschimpft, wenn ein ungläubiger Monarch gleichsam die Investitur der »Zuflucht der Welt« ertheilte. Im Jahre 1826 liess sich der Schah verleiten, Russland unvermuthet zu überfallen, aber theuer genug kostete ihm diese Uebereilung. Abbas Mirza, von dessen militärischen Leistungen man so vieles erwartete, erlitt Niederlagen, von denen die eine immer demüthigender war als die andere, und zuletzt, nachdem die Perser noch einen Waffenstillstand gebrochen, mussten sie den Frieden von Turkmantschai unterzeichnen (22. Januar 1828), der ihnen das Fürstenthum Eriwan entriss. Seit diesem Zeitpunkte hat sich vollständig die russische Politik in Bezug auf Persien geändert. Es galt jetzt, diese asiatische Macht zu schonen, ja wo möglich zu stärken. Die Russen behandelten Persien wie einen Alliirten mit unbegrenzter Nachsicht, so dass nicht einmal die Ermordung des russischen Gesandten in einem Pöbeltumult zu Teheran (1829) zu einer Katastrophe führte. Als Abbas Mirza gestorben war, erklärte Russland, Mohammed, dem Sohne dieses Kronprinzen, die Thronfolge sichern zu wollen, und der Schah Fath Ali musste zu Gunsten dieses Enkels seine 75 Söhne ausschliessen (1833). Am 16. Juni 1834 hatte Lord Palmerston eine Unterredung mit Fürst Lieven über die persischen Angelegenheiten und er äusserte dabei: »England und Russland sind beide zu tief interessirt, die innere Ruhe Persiens zu erhalten, um Verwicklungen gleichgiltig zuzuschauen, welche dieses Land in Unruhe und Bürgerkrieg versetzen könnten, und da nun sicherlich ein Streit zwischen beiden Mächten solche Zustände herbeiführen müsste, so würde es ein glückliches Zusammentreffen sein, wenn die Wünsche und Bestrebungen beider Mächte sich zur Unterstützung eines und desselben Candidaten vereinigen liessen.« Die Russen vernahmen diesen Antrag mit Spannung, besonders als Lord Palmerston erklärte, Russlands Auserwählter sei auch der Candidat Englands.[1])

1) Lord Palmerston ist deswegen von dem Querkopf Urquhart des Hochverraths angeschuldigt worden in der Schrift: Exposition of transactions in Central-Asia through which the British Possessions in India have been sacri-

Diese Uebereinkunft der beiden Mächte, die sich später bei einer andern Gelegenheit wiederholte, verdient unsere höchste Aufmerksamkeit, weil sie ausserordentlich zum Verständniss der asiatischen Entwicklungen beiträgt. Beide Mächte fühlten das Bedürfniss, Persien zu erhalten, wie es war. Die Russen sind sogar weiter gegangen, sie hätten Persien gern für seine Verluste im Nordwesten durch Erwerbungen auf Kosten der Afghanen verstärkt gesehen. Auch in England hielt man eine solche Wendung für erspriesslich. Wir besitzen darüber eine Denkschrift des damaligen Oberstlieutenant Chesney, der tief eingeweiht war in die asiatische Politik. England suchte immer in den Staaten des iranischen Tafellandes eine Schranke gegen die Ausdehnung russischer Macht in der Richtung des Indus aufzurichten. Man möge, rieth Chesney noch im Jahre 1833, Persien verstatten, seine Grenzen bis zum Indus wieder auszudehnen, denn Afghanistan sei nicht als eine Schutzwehr zu gebrauchen, und es würde weit weniger Geld kosten, Persien als Afghanistan zu einer ansehnlichen Macht zu erheben, um Indien den Dienst einer Vorhut zu leisten.[1]) Er empfahl daher eine Vereinigung Herats mit Persien zu einem Königreiche, also gerade dasjenige, weshalb wenige Jahre später England mit Persien und beinahe auch mit Russland in Krieg verwickelt wurde.

Der richtige Moment, um Persien für britische Interessen zu gewinnen und zu stärken, war aber längst versäumt worden. England hatte den Schah in dem letzten Kriege gegen Russland im Stich gelassen, obgleich zwischen Grossbritannien und Persien ein Allianzvertrag bestand, der England zu Subsidien an Geld und Mannschaft verpflichtete. Diese Hilfe war aber für den Fall zugesagt worden, dass Persien der angegriffene Theil sein würde. Die Ansichten der englischen Staatsmänner schwankten damals, ob man den gelobten Beistand leisten oder verweigern sollte; der Herzog von Wellington war entschieden dafür, die Verpflichtungen des Vertrags zu erfüllen, Canning aber behauptete, dass Persien unvorsichtig zuerst die Feindseligkeiten gegen Russland begonnen und dadurch den zugesicherten Beistand Grossbritanniens verwirkt

ficed to Russia by Henry John Viscount Palmerston (p. 14 sqq). Das Pamphlet ist unergibig, wie alle Urquhart'schen Schriften.

1) Memoir on Persia by Lieutn. Col. Chesney. Portfolio vol. IV. 1836, p. 491.

habe. Wenige Jahre verflossen nach dem Abschluss des Friedens von Turkmantschai und das englische Cabinet musste einsehen, dass es sein Spiel in Persien verloren habe und der russische Einfluss in Teheran dem seinigen überlegen geworden war. Wohl hatte Russland Ursache, die Macht der Kadscharenkönige nicht weiter geschwächt zu sehen. Der Schwerpunkt dieser Herrschaft lag im Norden in den kaspischen Provinzen, in Masanderan, welche alle leicht von Russland, der einzigen kaspischen Seemacht, bedroht werden können. Der Kadscharenhof hat daher von Russland das Schlimmere zu befürchten und die britische Politik als höchst wandelbar kennen gelernt. Immer wird es die schwächste Seite parlamentarischer Regierungen bleiben, dass die auswärtige Politik nicht nach grossen Traditionen gelenkt, sondern nur von dem flüchtigen Moment beherrscht wird. Keine britische Regierung darf sich auf weitreichende Pläne einlassen, weil sie nicht weiss, ob sie nicht im nächsten Monat schon die Herrschaft an ihre Gegner übergeben muss. Nicht das, was immer den Interessen des Landes zuträglich sein wird, darf sie im Auge haben, sondern das, was bei der augenblicklichen Stimmung der Nation populär ist. Es kann dann kommen, dass sie gerade das beschliesst, was gegen ihre Ueberzeugung, was unter allen Umständen schädlich ist. Die öffentliche Meinung, die reife oder die unreife, gibt einer Parteiregierung die Investitur, die Impulse. Dieser veränderlichen und unberechenbaren Macht muss das Geschöpf gehorchen, denn so wie sich die Gunst der Nation von der Regierung abwendet, verliert sie Licht und Luft. Russland wird daher in seinen diplomatischen Leistungen immer einen Schritt vor Grossbritannien voraus haben. Es verstand auch vortrefflich die Kadscharen für sich zu gewinnen, indem es Mohammed Schah, der dem russischen Einfluss den Thron verdankte, in seinen Anschlägen gegen Herat und Afghanistan bestärkte und sie heimlich nährte. Russland hatte und hat noch jetzt Ursache genug, Persien zu schonen; denn wie dieses Reich eine Brustwehr für Indien ist, so kann es umgekehrt auch von Russland zum Schutze gegen die britische Macht benutzt werden. So lange Persien unangetastet bleibt, hat Russland freies Spiel in Turkistan, und ehe es dort nicht die äusserste Peripherie seiner Eroberungen erreicht hat, wird ihm Persien immer als spanische Wand gegen England willkommen sein. Es muss ihm sogar daran liegen, Persien gegen Osten an Gebiet gewinnen

zu sehen, denn im Falle eines Kriegszuges gegen Indien ist es der Bundesgenossenschaft der Kadscharen sicher, weil es im Nothfall sie erzwingen kann. Je mehr sich die persischen Grenzen Indien nähern, um so drohender erscheint auch eine russische Invasion. Eine solche ist uns wenigstens nur denkbar auf der Strasse von Astrabad, Meschhed, Herat und Kandahar. Wir besitzen darüber die unschätzbaren Aufschlüsse eines französischen Officiers, des Generals Ferrier, der früher in den Diensten des Schah's (in den Jahren 1845—46) Afghanistan und Beludschistan bereiste, um nach Indien zu gelangen, endlich aber nach den seltsamsten Abenteuern genöthigt war, nach Teheran zurückzukehren.[1])

Ferrier nimmt an, dass die Russen und Perser ihren indischen Zug mit 35—40,000 Mann ausführen. Er meint sogar, dass die Verwendung einer grösseren Heeresmacht nur die Verlegenheiten steigern und »im höchsten Grade unpolitisch und gefährlich« sein möchte. Man muss ihm ferner die Voraussetzung zugestehen, dass Persien in jedem Falle als Bundesgenosse die Russen begleiten würde. Die erste und letzte Bedingung aber ist, dass die Afghanen durch Geld gewonnen werden, denn die Hindernisse eines Marsches nach Indien dürfen nicht in der Unwirthlichkeit und physikalischen Beschaffenheit der Zwischenländer, sondern allein in dem Charakter ihrer Bewohner gesucht werden. Wenn aber die Afghanen bestechlich sind, so werden die Guineen auf sie denselben Eindruck machen, als die Rubel. Es ist auch unbedingt nöthig, dass die Russen, sobald sie Indien erreicht haben, die Engländer rasch und vollständig schlagen, denn im Falle eines Misslingens oder nur eines zweifelhaften Glückes würden die Afghanen auf die Seite des Stärkeren sich schlagen und wahrscheinlich über den rückkehrenden russischen Eroberer herfallen.

Die erste grosse Staffel des indischen Zuges ist Herat. Die Russen werden bei Astrabad landen und in verschiedenen Colonnen gegen Herat aufbrechen. Ein Theil der Truppen könnte den Atrek hinauf über Meschhed, ein andrer über Schahrud, Nüschapur Meschhed, eine dritte Abtheilung (aber nur Cavalerie) von Chiwa

1) Das Nachfolgende findet sich im 30. Capitel der Caravan Journeys and Wanderings in Persia, Afghanistan and Beloochistan, translated by Capt. William Jesse. 2nd Edit. London, Murray 1857. p. 457, welches die Ueberschrift führt: Practicability of a Russian Invasion of India.

aus über Merw und Meschhed nach Herat marschiren.[1]) Es fehlt auf den Strassen durch Chorassan weder an Wasser noch an Lebensmitteln und die Oase Herat war reich genug, um die 40,000 Mann, welche Mohammed Schah 1837—1838 vor Herat führte, zehn Monate lang zu ernähren, doch wurde am Ende dieser Zeit der Mangel an Lebensmitteln im persischen Lager sehr fühlbar. Sämmtliche Strassen von Herat nach Kandahar führen über Girischk am Hilmend, aber es gibt mehrere Strassen von Herat nach Girischk. Die Karawanen wählen den kürzesten Weg über Dschaberan und Waschir nach Girischk, so dass sie Farah nicht berühren, welches westlich liegen bleibt. Diese Strasse aber kann eine Armee nur zwischen Winter und Frühling ziehen, denn später fehlt es gänzlich an Wasser. Bei Versäumniss dieser günstigen Jahreszeit muss die Armee einen Umweg einschlagen, nämlich den Harut-Rud abwärts ziehen, bis er sich in den Hamunsee ergiesst, und dann den Hilmend hinaufmarschiren, an dessen Nebenflusse Argendab Kandahar liegt. Der Hilmend ist schiffbar und würde daduroh der Armee ein bequemes Verkehrsmittel gewähren.

Der 5000 Fuss hohe Ostrand des iranischen Tafellandes steigt wie ein Wall aus dem niedrigen Industhale empor. Nur wenige seltsam gewundene, enge und rauhe Felsengassen führen auf die Höhe, wo sich zunächst auf etliche Tagemärsche nur öde und trostlose Flächen ausbreiten. Ein Zug durch diese kahlen Wüsten ist sehr beschwerlich, doch haben ihn die Engländer bei ihrem Marsch nach Kandahar bestanden, und wir dürfen die Leistungen der Russen nicht geringer schätzen. Vier Pässe gibt es aus dem Industhal nach dem hohen Afghanistan, wovon der nördlichste oder der Gomalpass nach Dera Ismail Chan, der nächste, der Sachi Serwar, nach Dera Ghazi Chan, und die beiden südlichen, der Bolan- und der Mulapass, nach Schikarpur am Indus führen. Ferrier gesteht, dass er diese Strassen nicht aus eigener Beobachtung kenne, er hält es aber für möglich, dass sie sämmtlich von Truppen benutzt werden können. Diess ist ein Irrthum. Es gibt nur drei Strassen, auf denen Artillerie von Afghanistan nach dem

1) Ferrier lässt auch eine Division die grosse Karawanenstrasse von Schahrud über Terschiz nach Herat marschiren; es fehlt indessen dort an Wasser, und Truppenbewegungen auf dieser Linie bleiben immer gewagt.

Industhale gelangen kann, nämlich von Kabul her durch die Cheiber- und Benupässe oder von Kandahar her durch den Bolanpass im Süden. Der Bolan ist ein gefürchtetes Defilé, welches an einigen Stellen kaum einem Dutzend Reiter Raum gewährt und wo ein einziges Regiment der grössten Armee den Durchzug streitig machen könnte. Im Sommer ist der Pass völlig verödet, wegen der tödtlichen Pestluft, die den Wanderer beim Herabsteigen in das Tiefland empfängt. Die Karawanen wählen dann vom Thale Pischin aus den grossen Umweg über Kelat durch den Mulapass, der nur für leichte Artillerie gangbar ist. Durch diese Thermopylen Indiens müsste der russische Eroberer seinen Weg von Kandahar aus suchen, wenn er nicht vorzieht, vorher sich gegen Norden nach Kabul zu wenden. Wird ihm diese Strasse nicht streitig gemacht, findet er auch in Kabul noch keine Briten, so wird sich seine Lage bedeutend verbessern. Er kann, wenn die Jahreszeit günstig ist, Verstärkungen über Balch und den Hindu Koh an sich ziehen, immer vorausgesetzt, dass er unbelästigt von den Eingebornen bleibt.

Allein in Kabul ist er noch 6200 P. Fuss über dem Meere und er muss herabsteigen nach Peschawer. Wie sauer aber diese Aufgabe für eine Armee werden kann, haben die Briten im afghanischen Kriege erfahren. Der Kabulstrom stürzt sich mit reissender Geschwindigkeit in das tiefe Industhal hinab, und die Gewalt seines Falles ist so stark, dass die Fähren beim Uebersetzen oft erst eine Viertelmeile unterhalb das andere Ufer erreichen. Die Strassen aber, die dem Kabul folgen, sind gezwungen, mehrmals über den Strom zu setzen. Einer Armee, die von Kabul aus Peschawer erreichen will, bleibt daher keine andere Wahl, als über Dschellalabad durch die Cheiberpässe zu ziehen. Schon der Weg nach Dschellalabad hinab führt durch eine Felsenschlucht, welche in der »Nacht der Trübsal« am 9. Januar 1842 die britischen Truppen durch eine Barrikade geschlossen fanden und wo sie, 5000 an der Zahl, in einem Blutbad von den Eingebornen vernichtet wurden, so dass nur ein einziger Officier nach Dschellalabad zu entschlüpfen vermochte.[1])

Der Cheiberpass, 50 englische Meilen lang, ist nur das

1) Times vom 4. April 1842, unter der Ueberschrift: Dreadful intelligence from Cabul.

trockene, bisweilen aber auch gefüllte Bette eines Gebirgsstromes, der sich an der schlimmsten Stelle, bei dem Fort Ali Mesdschid, zwischen 600 Fuss hohen Felsenwänden hindurchdrängt, die sich unter Winkeln von 70—80° neigen.[1]) Durch diese dünne Oeffnung hindurch führt der einzige für Geschütze brauchbare Weg nach dem Pendschab.[2]) Burnes zog nicht durch die Cheiberpässe, sondern ging den Kabul aufwärts über Mitschni und Heyder Chan. Mohan Lal bemerkt über diese Strecke: »Es ist unmöglich, ohne häufig abzusitzen, etliche Stellen beim Aufsteigen zurückzulegen. Meine lieben Pilger, wenn ihr heil über diese Berge gelangen wollt, folgt meinem Rath, der euch vor Gefahren schützen wird. Sitzt ab von eurem Gaul, nehmt den Zügel in die Hand und führt das Thier nach. Wir begannen die (Cheiber) Berge beim Einbruch der Nacht zu besteigen, und es war ein Glück, dass wir die Gefahren nicht gewahrten, die uns umgaben, denn als das Tageslicht uns die schauerlichen Abgründe offenbarte, an denen wir vorübergekommen waren, verdunkelten sich unsere Augen bei dem Anblick und Schwindel überfiel uns bei dem blossen Gedanken.«[3])

Die unwirthlichen Gebirge, durch welche diese Passage führt, werden von einem räuberischen Afghanenstamm, den Cheiberries bewohnt, die 25,000 Streiter mustern können. Für asiatische Armeen war der Durchzug nicht zu erzwingen. Nadir Schah soll ihn mit 1 Million Rupien erkauft haben und die Afghanenkönige des Duranihauses zahlten den Cheiberries jährlich 130,000 Rupien für den freien Pass. Dost Mohammed, der zur Sparsamkeit gezwungen war, entrichtete nur einen Tribut von 20,000 Rupien (24,000 fl.). So arm ist aber das Gebirgsvolk, dass Achbar Chan, der Sohn Dost Mohammed's, bei der Vernichtung der britischen Truppen in Kabul 1842 den Beistand der Cheiberries mit 1500 Rupien erkauft haben soll.[4]) Die Engländer erstürmten jedoch den Pass zweimal im afghanischen Kriege.

Eine andere Strasse ist neuerdings entdeckt worden. Sie führt über Kohat nach Kabul durch den Benupass. Brigadier

---

1) Hough, Narrat. of the Expedition to Afghanistan p. 315.

2) Der höchste Punkt des Passes liegt 3373 Fuss (engl.) über dem Meere und 2300 Fuss über Peschawer. Thornton, Gazetteer of the Countries adjacent to India, tom. I. p. 387.

3) Mohan Lal, Travels in Afghanistan, p. 59 sq.

4) Times vom 4. April 1842.

Chamberlain näherte sich im Herbst 1856 auf diesem Wege Kabul bis auf 30 (engl.) Meilen, unter dem Vorwande, Tribut von der dortigen Bevölkerung einzutreiben. Doch fehlen bis jetzt alle genaueren Angaben über die Punkte, die er berührt hat, und über die sonstige Beschaffenheit des Weges.

Setzen wir nun voraus, ein grosses Kriegsglück, oder ausserordentliche Bravour auf Seite der Angreifer und eine ungewöhnliche Fahrlässigkeit auf Seite der Engländer hätte die Russen bis in das Industhal gelangen lassen, so gälte es dann noch das stärkste Vertheidigungsmittel der Briten zu überschreiten. Der Indus ist die grosse politische, klimatische und militärische Grenze des indischen Reiches. Der Indus ist ein breiter, reissender Strom mit tief eingeschnittenen Ufern. Der südlichste Punkt, wo ihn ein Eroberer zu kreuzen vermöchte, liegt bei Bakka, in der Nähe von Schikarpur, der nördlichste bei Atak. Der erste würde gewählt werden, wenn die Russen durch den Bolan-, der andere, wenn sie durch den Cheiberpass vordrängen. Bei Atak ist der Strom noch nicht sehr wasserreich, allein der Eroberer befände sich dann erst im Fünfstromlande und die Flussübergänge würden sich daher noch dreimal wiederholen. Die Engländer haben in neuerer Zeit die schwachen Stellen des Flusses durch Brückenköpfe befestigt, eine Thatsache, die Ferrier nicht kannte, denn wir dürfen nie vergessen, dass er im Jahre 1846 schrieb. Ob nun 35—40,000 Mann Angreifer, von denen der dritte Theil aus persischen Truppen[1]) bestünde, im Angesichte einer feindlichen Armee einen so gewaltigen Fluss wie den Indus zu überschreiten vermögen, wagen wir nicht zu verneinen, da es uns an militärischer Bildung fehlt, um ein sicheres Urtheil zu besitzen. Aus der modernen Kriegsgeschichte ist uns indessen nur ein einziges ähnliches Bravourstück bekannt. Dort war der Angreifer Napoleon, der Fluss war die Donau, die Franzosen waren an Zahl den Oesterreichern überlegen, die sie kurz zuvor geschlagen und vor sich hergetrieben hatten. Der erste Versuch misslang mit der Niederlage bei Esslingen und der zweite glückte erst nach sechs Wochen langen Vorbereitungen und neuen Siegen. Die Russen würden

1) Ferrier p. 467. I think it would be most impolitic and dangerous if it (die Invasionsarmee) exceeded that number (35—40,000 men), of which two-thirds should be Russian and one-third Persians.

aber nicht sechs Wochen auf dem rechten Indusufer warten dürfen, denn gerade der schmale Streifen zwischen dem Indus und dem Ostrand des iranischen Plateaus ist nicht der gesündeste, und die russischen Truppen würden dort die volle zerstörende Gewalt eines Tropenklimas zu ertragen haben. Die Engländer, behauptet Ferrier, können nicht rasch Verstärkungen nach Indien senden, denn alle Truppen, die nach der Halbinsel gehen, müssen sich erst in Gibraltar, auf Malta oder am Kap an südliche Klimate gewöhnen. Wollte man sie ohne Vorbereitung nach Indien versetzen, »so würden drei Viertel wahrscheinlich schon nach den ersten zwei Monaten dem Klima erliegen«. Und die Russen, die an den sarmatischen Winter, und nicht an die gemässigten britannischen Temperaturen gewöhnt sind? fragt man begierig. »Die Russen,« erwidert Ferrier, »sind abgehärteter und enthaltsamer; sie würden zwar auch decimirt werden, aber nicht so massenhaft wie die Engländer, besonders nicht, wenn sie aus Südrussland kämen.« Diess ist ein vollständiger Irrthum. Erstens sind die Russen nur abgehärtet gegen den Winter, und mässiger höchstens im Genuss von Nahrungsmitteln, nicht im Trinken. Das russische Klima ist, mit Ausnahme Transkaukasiens, überall dasselbe, nur dass in Südrussland die Extreme von hoher und niederer Temperatur stärker und plötzlicher sich einstellen. Nun ist es bekannt, dass bei keiner Armee in Friedenszeiten die Sterblichkeit so gross ist, als eben in der russischen. Die Ursachen aber liegen darin, dass sich der russische Soldat wenig schont und die Officiere den gemeinen Mann vernachlässigen. Freiherr von Haxthausen suchte die übertriebenen Angaben über die Sterblichkeit in der russischen Armee zu widerlegen, er gelangte aber doch zu dem Ergebniss, dass der Verlust der russischen Armee in Russland so hoch ist, als der Verlust der britischen Armee in Bombay, einer Tropenstation ($5^1/_2$ Procent jährlich).[1]) Wie gross nun würde die Sterblichkeit der Russen sein, wenn sie von den Tafelländern Irans ohne Vorbereitung in die Tropenschwüle des niedern Industhales herabstiegen? Jedenfalls nicht geringer als die britische.

Ferrier behauptet ferner, die indischen Sipahis seien, von britischen Officieren commandirt, allen asiatischen Truppen überlegen, einem Angriffe der Russen aber würden sie »nicht fünf

1) Frhr. v. Haxthausen's Studien über Russland. Bd. 3. S. 341.

Minuten« stehen, sondern »beim ersten Kanonenschuss davon laufen«. Ferrier hätte die indischen Truppen erst kennen lernen sollen, ehe er schrieb. Was unter europäischen Officieren die streitbaren und tapfern Völker des Nordwestens gegen europäische Truppen zu leisten vermögen, ist noch nie erprobt worden. Niemand weiss, wie lange sie einen Angriff auszuhalten vermögen und beim wievielten Kanonenschuss sie davon laufen. Die neueste Zeit hat uns die russische Tapferkeit und Zähigkeit bei den Vertheidigungen fester Punkte achten gelehrt, allein der Donaufeldzug (1853—1854) bewies wiederum, wie matt sie als Angreifer auftreten. Wir denken also, die beherzten Sipahis, namentlich die aus afghanischen Elementen, aus den ehemaligen Seiks und den streitbaren Bewohnern von Audh gebildeten Regimenter würden den Indus unter britischen Officieren ebenso gut vertheidigen können, als die verwahrlosten Türken ohne europäische Officiere die Donau vor drei Jahren gegen die Russen behaupteten. Ferrier stellt sich vor, dass die Briten dem russischen Eroberer keine europäischen Regimenter würden entgegenwerfen können. Beim Anmarsch der Russen nämlich denkt er sich das indische Reich als ein grosses Feld von Aufruhr und Tumult, die eingebornen Regimenter schwierig und die europäischen Truppen eben nur hinreichend, die Ruhe zu erhalten. Verstärkungen aus dem Mutterlande schneidet er den Briten ab, denn er sieht zugleich England auch in Europa angegriffen, und ausser der Lage Regimenter nach den Colonien zu senden. General Ferrier schrieb im Jahre 1846, er kannte daher unsere neueren Erfahrungen nicht. England ist freilich nicht im Stande rasch eine grosse Armee aufzubringen. Wir haben aber gesehen, dass seine Stärke mit der Dauer des Krieges wuchs. Viel wird daher davon abhängen, mit welcher Geschwindigkeit der russische Eroberer den Indus erreicht. Aber ein solcher Zug fordert doch sehr lange Vorbereitungen, und wenn die Engländer Zeit besässen, 10—15,000 halbacclimatisirte Truppen nach Indien zu senden, so vermöchten sie ihre europäischen Regimenter auf 60—65,000 Mann zu bringen, und würden sie davon mindestens 15—20,000 Mann, ungerechnet die Sipahis, am Indus versammeln können, so wäre es für die Russen ein Ding der Unmöglichkeit, den Indus zu überschreiten. Man vergesse auch nicht, dass mit jedem Jahre die Aussichten des Angreifers dürftiger werden, insofern die Engländer jetzt Indien

mit einem Eisenbahn- und Telegraphennetz überspinnen, so dass es ihnen immer leichter wird, im entscheidenden Moment Truppenmassen nach bedrohten Punkten zu werfen und etwaige Aufstände im Keime zu ersticken.

Man gewinnt aus Ferrier's Darstellung von der »Möglichkeit« einer russischen Invasion nur eine Vorstellung von den namenlosen Schwierigkeiten, auf die sie stossen würde. Kein russischer Monarch wird sich bei gesunden Sinnen und mitten im Frieden entschliessen, bei Astrabad zu landen und durch die afghanischen Pforten die Engländer anzugreifen. Solche abenteuerliche und unruhige Träume vermöchten aber recht wohl in trockene und nüchterne Pläne sich zu verwandeln, wenn besondere Ereignisse dem Angreifer den grössten Theil seiner Aufgabe erleichtern würden. Ferrier denkt an einen europäischen Krieg, der dem Zuge vorausgehen würde. Russland ist schwerlich in der Lage, England mit Krieg zu bedrohen; dazu fehlt ihm die einzig brauchbare Waffe, nämlich eine überlegene Flotte. Es wäre aber möglich, dass Russland eine Seemacht, sei es Frankreich, seien es die Vereinigten Staaten als Bundesgenossen sich zugesellte. Ein solcher Kampf möchte dann allerdings die Engländer verhindern, ihren Colonien ausreichende Verstärkungen zu senden. Gelänge es endlich, in Indien Aufstände anzufachen, die Afghanen zu bestechen und ihre Beutelust zu entflammen, dann möchte Russland, wenn es alle Vorbereitungen schon vollendet hätte, dieses Zusammentreffen grosser Bedingungen rasch auszubeuten im Stande sein. So oft in Indien die Zustände sich einem Umsturz näherten, würde das Erscheinen russischer Truppen am Ostrande Irans leicht zu einer Katastrophe führen. In diesem Sinne, aber auch nur in diesem Sinne allein wird die Ausdehnung der russischen Macht in Centralasien der britischen Herrschaft gefährlich. Je näher sich die Reiche rücken, um so rascher wird Russland jede seltene und vergängliche Gelegenheit benutzen können, um das indische Reich zu gefährden; denn nur selten und nur vorübergehend vermögen wir uns bis jetzt äussere und innere Erschütterungen auf der indischen Halbinsel vorzustellen. Deshalb sind aber auch die Briten so wachsam und empfindlich bei jeder Umgestaltung in den Reichen westlich vom Indus, und darauf beruht die tiefe Bedeutung der neuesten Verwicklungen in Persien und Afghanistan, zu deren Verständniss aber der historische Zusammenhang unerlässlich ist.

Als die Nachricht von Nadir Schah's Ermordung (7. Juni 1747) bekannt wurde, brach ein afghanischer Häuptling vom Afghanenstamm der Abdalli aus dem Lager des Ermordeten mit zwei- bis dreitausend Reitern auf, plünderte unterwegs die Kronjuwelen und erschien am 8. October 1747 in Kandahar, wo er sich in Gegenwart von einigen Häuptlingen seines Stammes, einigen Anführern, von Beludschen, Kissilbaschen und Hesare's zum König von Afghanistan ausrufen liess. Der kühne Mann hiess nach der Krönung Ahmed Schah und soll damals 23 Jahre gezählt haben. Der Afghanenclan, dem er angehörte, nannte sich seitdem nicht mehr Abdalli, sondern Durani, und das Haus, welches Ahmed Schah begründete, ist daher unter dem Namen der Duranidynastie bekannt, eine Bezeichnung, die indessen leicht zu dem Irrthum verführen kann, als ob die jetzigen Dynasten Afghanistans keine Durani seien, während sie es doch so gut sind, als die Nachkommen des grossen Ahmed.[1]) Die Afghanen hatten noch nie, so weit wir ihre Geschichte überschauen, einem Könige gehorcht. Strenge gesellschaftliche Gliederungen kannten diese freien und streitbaren Hirten nicht. Da bei ihnen die Blutrache herrschte, so war der Clan, der sich eines gemeinsamen Stammvaters rühmte, wie bei den Arabern, das nächste sociale Band. Ihre politischen Bedürfnisse erledigte die souveräne Gemeinde in der Volksversammlung und das Richteramt ruhte bei einer Geschwornenbank, die aus den Alten oder »Weissbärten« zusammengesetzt wurde. Allein diese streitbaren Nomaden haben von jeher tiefe aristokratische Instincte besessen und die Anführung im Kriege fiel daher auf ihre Lords. Ahmed Schah zählte zu einer Familie von höchstem Ansehen, zu den Suddosi. Ihr Einfluss beherrschte den Stamm der Durani, und dieser war von allen Afghanenstämmen wieder der edelste und mächtigste. Immer mag man sich aber dabei denken, dass die andern Lords den neuen König nur als den »Ersten ihresgleichen« ansahen. Ahmed Schah war ein grosser asiatischer Regent, und das Andenken von keinem morgenländischen Fürsten ist weniger durch Thaten der Grausamkeit und Ungerechtigkeit befleckt, als das seinige.[2])

1) Der Duranistamm zerfällt wieder in zahlreiche Clane. Der vornehmste davon sind die Popolsi, und zu diesen zählt auch das Haus der Suddosi, dem Ahmed Schah angehörte.

2) Elphinstone, Account of the Kingdom of Caubul. London 1819. tom. II. 354.

Seit 1752 standen unter seiner Herrschaft die Fürstenthümer Kandahar, Kabul, das Pendschab, Kaschmir, Multan, das rechte Indusufer bis Schikarpur und Chorassan bis Nüschapur. Er starb im Juni 1773 und ihm folgte sein Sohn Timur Schah, für den sich in Kandahar nur ein Theil der afghanischen Lords erklärte. Durch die Hinrichtung des Wessirs seines Vaters brachte er den Duranistamm so gegen sich auf, dass er aus Furcht vor den Folgen der Blutrache seine Residenz von Kandahar nach Kabul verlegte, welches meist von folgsamen Tadschik bewohnt wird. Unter seiner phlegmatischen thatenlosen Regierung blieb das Reich zwar beisammen, aber innerlich wurden die Bande doch gelockert. Als er, ohne einen Nachfolger ernannt zu haben, (20. Mai 1793) starb, wählten die afghanischen Lords seinen Sohn Zeman zum Schah. Er hatte die Krone hauptsächlich dem Einflusse Serafras Chans zu danken, dem Oberhaupte eines grossen Duraniclans der Baraksi, welcher an Rang nur dem Popolsiclan nachstand. Aus diesem Clan stammen die jetzigen Regenten Afghanistans, und es ist daher von Nutzen, ihre ältere Geschichte zu kennen. Zeman war voll unreifer Projecte, und seine ungeduldige Thätigkeit trieb ihn zu schlecht gewahrten Eroberungen im nördlichen Indien. Er entdeckte bald eine Verschwörung etlicher Lords, bemächtigte sich der Hochverräther und liess sie hinrichten. Darunter befand sich nun das Haupt des Baraksiclans, Serafras Chan, der Vater Dost Mohammed's und seiner zahlreichen Brüder. Der Sohn des Hingerichteten, Fatih Chan, wurde flüchtig, sollte aber bald die wichtigste Rolle in Afghanistan spielen. Wenn wir hinzusetzen, dass Dost Mohammed, der Emir von Kabul und Kohendil Chan, der letzte Dynast von Kandahar, seine Brüder waren, so wird diese Person unsere besondere Aufmerksamkeit erregen. Versöhnung war nicht möglich, da die Blutrache sämmtlichen Söhnen ewige Feindschaft gegen ihren Monarchen zur religiösen Pflicht machte. Fatih Chan kehrte mit Mahmud, einem Halbbruder des Schah, als Kronprätendenten zurück. Zeman's Truppen fielen im entscheidenden Moment ab, der Schah floh, wurde aber gefangen und geblendet. Die Baraksi hatten ihn erhoben und hatten ihn gestürzt, und Fatih Chan wurde unter Mahmud, dem er die Krone verliehen, der allmächtige Wessir. Er wusste ihm auch den Thron zu erhalten, indem er am 10. September 1801 im Cheiberlande den Thronprätendenten abenteuerlichen Angedenkens, den Schah

Schudscha ol Mulk, einen Vollbruder Zeman's, vollständig schlug. Allein um diese Zeit ging Chorassan an Persien verloren, und Mahmud war so indolent, dass ein zweiter Einfall des Schah Schudscha in Verbindung mit einem Aufruhr in Kabul ihm den Thron kostete.[1]) Schah Schudscha war kein grosser Regent im asiatischen Stile, er hatte versäumt, seinem Bruder Mahmud mit dem Throne das Leben zu nehmen, er hatte ihm sogar beide Augen gelassen, und es gelang ihm nicht, die Baraksi zu versöhnen. Abermals erschien Fatih Chan mit seinem Kartenkönig Mahmud, schlug bei Nimla 1809 den Schah Schudscha vollständig mit 2000 gegen 15,000 Mann und trieb Schudscha abermals in die Verbannung. Fatih Chan war wieder allmächtig in Afghanistan, aber er erregte dadurch die Eifersucht des Kronprinzen Kamran und dieser bestimmte seinen Vater, dem Wessir die Augen ausstechen und später ihn enthaupten zu lassen. \Dieser Katastrophe im Jahre 1818 sollte das Erlöschen der Duranidynastie folgen. Ein Haupt der Baraksi hatte man abgeschlagen, aber noch lebten achtzehn Brüder, darunter Dost Mohammed, und die Blutrache lag allen schwer auf dem Gewissen. Dem Aufstand, der unmittelbar folgte, waren die Duraniherrscher nicht mehr gewachsen, Mahmud und Kamran flohen nach Herat, und von diesem Augenblick bestand das Duranireich nicht mehr, denn die Oase Herat ist seit dieser Zeit eine getrennte Herrschaft geblieben. Nach Kabul wurde Schah Schudscha berufen, aber dieser unglückliche Fürst sollte nie Ruhe geniessen. Die Baraksi, die er vernachlässigt hatte, vertrieben ihn zum andern, wenn auch nicht zum letzten Male, und erhoben Ejub (Hiob), seinen Bruder, auf den Thron, der gelobt hatte, »mit Brod und dem Königstitel zufrieden zu sein«. Er begnügte sich auch damit, bis endlich das Reich vollständig zerfiel und die Baraksihäuptlinge in den Rest der Monarchie sich theilten, in Kandahar, Kabul und Peschawer kleine Fürstenthümer entstanden, von denen Kabul dem Dost Mohammed und Kandahar vorläufig dem Schir Dil Chan zufiel. Allein längst schon war das Reich der Seiks im Pendschab übermächtig geworden und an diese Macht war zunächst Kaschmir verloren

1) Elphinstone's Geschichte Afghanistans schliesst mit den ersten Regierungsjahren Schah Schudscha's bis 1809. Die Fortsetzung hat dann Burnes, Travels II, p. 209 sq. geliefert.

worden. Damit war das Loos des grossen Afghanenreiches entschieden, denn Kaschmir war die einzige Provinz gewesen, welche dem Schatze der Durani mehr einbrachte, als sie kostete. Der talentvollste der Söhne Fatih Chans, des Oberhauptes der Baraksi, war sicherlich Dost Mohammed. Von den 21 Söhnen seines Vaters, Serafras Chans, war er der niedrigste, denn ihn hatte 1793 eine Mutter aus dem persischen Stamme der Kissilbaschen geboren. Auch diente er als Page seinem ältesten Bruder Fatih Chan, bis er die Aufmerksamkeit dieses gewaltigen Mannes durch eine ungewöhnliche That erregte. Der vierzehnjährige Knabe beging mit Vorbedacht einen Mord und dieses Verbrechen war die erste Stufe zu der Höhe, die er erreichte. Fatih Chan hatte in Gegenwart des jüngeren Bruders einen Afghanen genannt und ihm aus Feindschaft den Tod gewünscht. Der Zufall wollte es, dass der Genannte eben mitten in einem Haufen seiner Clansleute vorüber ritt, als Dost Mohammed den Palast seines Bruders in Peschawer zu Ross verliess. Ohne sich zu besinnen, schoss er den Gegner des Wessirs vom Gaule und flüchtete zu diesem, der ihn vor den Folgen der Blutrache allein schützen konnte.[1]) Seitdem wurden die grossen Eigenschaften des gereiften Mannes noch oft erprobt, wenn ihn aber die afghanischen Lords 1824 zum Herrscher von Kabul erwählten, so geschah es nur, weil er allgemein für einen Trunkenbold und Wüstling galt. Unter einem solchen Regenten befürchteten die Oligarchen kein Wachsthum der monarchischen Gewalt. Aber sie sollten bitterlich enttäuscht werden, denn die wüsten Schwelgereien schienen nur die Maske für die Herrschsucht gewesen zu sein. Dost Mohammed war ein strenger, aber gerechter Regent. Er übte fleissig das Richteramt der orientalischen Fürsten, jede Beschwerde fand bei ihm Gehör und er vertilgte die Ungebühr in seinem Reiche so vollständig, dass Reisende unbelästigt von einer Grenze zur andern reisen konnten — eine Sicherheit, wie sie niemals in der Königszeit erhört worden war. Den Handel begünstigte er auf sehr verständige Weise, und er schuf sich durch eine weise Handelspolitik rasch eine Zolleinnahme von 2 Lak, weil er die Transitgebühren bis auf $2\frac{1}{2}$ Procent erniedrigte. Wohl drückten seine Steuern gewaltig, allein immer verstand er es, das Huhn zu rupfen, ohne

1) Harlan, Memoir of Afghanistan, p. 119.

es zum Schreien zu bringen. Gegen Burnes äusserten die Einwohner nur Eine Klage: dass nämlich der Emir streng auf das Verbot geistiger Getränke hielt. Dafür aber gab Dost Mohammed selbst das erbaulichste Beispiel, denn von dem Tage an, wo er zum Regenten erwählt worden war, hatte sich der Trunkenbold in einen nüchternen und bigotten Mohammedaner verwandelt.[1])

Als er endlich 1834 einen neuen Versuch Schah Schudscha's, die verlorne Duranikrone wieder zu erwerben, siegreich zurückgeschlagen hatte, erhoben ihn die afghanischen Lords zum Emir und es wurde das erste Geld mit seinem Namen in Kabul geprägt.

So standen die Dinge in Afghanistan, als vom Westen her plötzlich Alles wieder in neue Bewegungen gerathen sollte. Wir haben oben gezeigt, wie sich der vertriebene Duranikönig Mahmud mit seinem Sohne Kamran, von den Baraksibrüdern vertrieben, nach Herat geflüchtet und dort einen Thron von dem Reste des grossen Afghanenreiches gegründet hatte. Der Sohn vertrieb bald nachher den Vater, mit dem er sich indessen wieder aussöhnte und die Regierung theilte. Das kleine Herat, durch Bürgerkrieg und Empörungen geschwächt, vermochte nicht mehr sich den Ansprüchen der Kadscharen zu widersetzen. Diese Dynastie hat nie aufgehört, das persische Reich bis zu den Grenzen unter Nadir Schah erweitern zu wollen. Seit 1802 gehörte ihr Chorassan wieder und von Herat wurde beständig mit Waffengewalt Tribut erhoben. Wirklich war Persien nahe daran, diese fruchtbare Oase zu erobern, als sich plötzlich die Dinge änderten. Mahmud war 1826 gestorben und sein Sohn Kamran alleiniger Dynast von Herat geblieben. Vier Jahre später wählte er einen Mann von geringer Herkunft zum Wessir, der aber ungewöhnliche politische Begabung zeigte, nämlich Jar Mohammed, einen grossen Staatsmann in asiatischem Stil nach dem Muster Dost Mohammed's, einen hartgesottenen Heuchler, Meister in der Verstellung, geübt in allen Banditenstücken, sonst aber streng, gerecht und politisch klug. Zuerst war er der Diener, bald aber der Meister seines Herrn Schah Kamran. Herat hatte die Suzeränität Persiens durch einen Tribut anerkannt. Jar Mohammed liess auch alljährlich eine gewisse Summe Geldes im Namen des Schahinschah schlagen, sendete es aber stets als Tribut nach Persien und verhinderte,

1) Burnes, Travels II, p. 331.

dass diese Contrebande Umlauf in Herat bekam, denn am Gelde erkennt der Orientale seinen Souverän. Nach dem Tode des gefürchteten Abbas Mirza, des persischen Kronprinzen, wurde von Herat der Tribut verweigert, und der alte Mohammed Schah brach mit 40,000 Mann auf, um die Stadt und die Oase Herat seinem Gebiete einzuverleiben. Es ist sattsam bekannt, dass die Kadscharen damals von Russland zu dieser Eroberung aufgeregt wurden. Die Briten boten alles auf, den Hof in Teheran von dem Unternehmen abzuschrecken. Bisher hatte England gehofft, in Persien sich eine Macht zu erziehen, die im Falle einer russischen Invasion Indiens dem Eroberer in den Weg treten sollte. Es war bald inne geworden, dass die Kadscharen, von Russland völlig beherrscht, nur noch als Vasallen und Alliirte dieses Staates ihr Glück zu machen suchten. Eine Ausdehnung der persischen Herrschaft war daher gleichbedeutend mit einem Vorrücken der russischen Macht in Afghanistan. Während sich ein englischer Officier, Lieutenant Pottinger, verkleidet nach Herat schlich, um die Vertheidigung dieser Stadt gegen die Perser zu leiten, bezahlte der russische Gesandte, Graf Simonitsch, den Sold, welchen der Schahinschah seinen Truppen schuldig geblieben war, und russische Generalstabsofficiere stellten die Batterien gegen die Wälle der belagerten Stadt auf.[1])

Da richtete Lord Palmerston am 27. Juli 1838 an den britischen Gesandten in Teheran eine diplomatische Note, welche die Aufkündigung der englisch-persischen Defensivallianz enthielt. Der Schah trachte darnach, hiess es darin, die Staaten zwischen Persien und Indien zu unterwerfen, welche als subsidiarische Schutzwehren der britischen Besitzungen dienen möchten, und zu diesem Unternehmen habe er sich offen mit einer europäischen Macht zu Anschlägen geeinigt, die eingestandenermassen unfreundlich, wenn nicht absolut feindlich für die britischen Interessen seien. Aber schon früher und ohne vorgängige Kriegserklärung war ein britisches Geschwader bei der Insel Karak gelandet und hatte eine kleine Armee ans Land gesetzt. Diess brachte den Schah zur Besinnung.

Nicht die wenigen tausend Mann waren es, die vom per-

1) Neumann, Persien seit dem Niedergange der Sefi. Raumer's histor. Taschenbuch 1854. S. 87.

sischen Golfe aus ein grosses Reich zu erobern vermocht hätten. Hatte doch noch kurz zuvor eine militärische und landeskundige Autorität, Oberst Chesney, alle Gefahren, ja die Unmöglichkeit eines Angriffs gegen den Südrand von Iran beredsam geschildert.[1] Weit furchtbarer war das britische Gold in einem Staate, wo jeder Statthalter auf eigene Faust Truppen warb, und wo es etliche 70 Thronerben, also ebenso viele Prätendenten gab, von denen einige sogar von britischen Pensionen zehrten. Die Kadscharendynastie ist immer den südlichen Landschaften fremd geblieben, deren Bevölkerung durch die englische Politik längst schon zu einem Abfall vorbereitet worden war.[2] Mohammed Schah mochte sich wohl erinnern, dass er seinen Thron nur dem Beistand Russlands und Englands dankte, und dass trotz dieser Unterstützung die Aufstände bei seiner Thronbesteigung im Süden nicht ausblieben. Zehn Monate lag er bereits vor Herat, die Trümmer der Wälle füllten bereits den Graben, und die ausgeleerte Stadt war nur noch ein Schutthaufen, wo Hunger und Elend herrschte. Dennoch liess er auf die erste Nachricht vom Erscheinen des britischen Geschwaders im persischen Golfe die Beute fahren und zog im September 1838 ab. Damit gaben sich aber die Briten noch nicht zufrieden. Sie nöthigten den Schah, auch auf das Fort Ghorian zu verzichten, welches am Westrande der Oase von Herat liegt. Von Ghorian aus könne der Schahinschah seine Umtriebe fortsetzen und mit der Zeit sich Herats bemeistern. Die Russen hatten vertragsmässig von Persien das Recht erworben, in allen

1) Portfolio IV, p. 483 . . . An invading army must obtain or endeavour to force its way through the regular passes, which are numerous and most formidable . . . There can be little doubt that the principality of Shiraz might be successfully defended against an invading army etc.

2) Ferrier, den man keiner britischen Vorliebe verdächtigen kann, gesteht p. 471 offen, wie sehr sich Persien zu besinnen habe, ehe es mit Russland gegen die Briten sich verbinden dürfe: The clever diplomacy of the English in Persia would also materially assist them and create a powerful diversion in their favour; they have attached to their cause the nomadic population of the south of the empire, who would rise at the first signal and excite a feeling in the country that might threaten the existence of the reigning dynasty, which so many princes pensioned by the British Government hope to overthrow; and the minimum result to the Shah would be the loss of a portion of his Kingdom. It is probable therefore that potentate would look twice, and would require ample guarantees from the Russians before he engaged in an enterprise that might have such fatal consequences for him.

Städten, wo eine Garnison der Kadscharen lag, Consuln zu bestellen, also auch in Ghorian, den Engländern aber lag daran, keinen Russen in ganz Afghanistan zu dulden, um dort völlig freies Spiel zu haben.

Herat war gerettet, allein die Briten hatten während dieser Zeit ein gefährliches Complott entdeckt. Mc. Neill, der britische Botschafter, schickte von dem Lager vor Herat am 11. April 1838 die Abschrift des berüchtigten Vertrags zwischen dem Schahinschah und Kohendil Chan,[1]) dem Baraksidynasten von Kandahar, unter der Garantie des russischen Gesandten in Teheran nach London. Der Schah verpflichtete sich darin, das eroberte Herat an Kohendil Chan abzutreten. Dieser dagegen wollte die Oberherrlichkeit des Schah über Herat und Kandahar anerkennen und ihm einen Sohn als Geisel stellen. Die indischen Besitzungen der Engländer geriethen dadurch in die höchste Gefahr, denn man wird sich erinnern, dass weder das Sind noch das Pendschab damals schon zur britischen Herrschaft gehörten; das Industhal war überhaupt noch völlig unberührt von britischer Herrschaft geblieben, die nur an einer kleinen Strecke bis zum linken Ufer des Setledsch heranreichte. Gerieth nun Herat und Kandahar unter persische Herrschaft und wurde Afghanistan mittelbar den Russen zugänglich, so konnten damals, ohne dass es die Briten zu hindern vermochten, russische Eroberer sowohl durch den Bolan-, wie durch den Cheiberpass brechen und über den Indus gehen. Wer eine historische Karte von Indien bei der Hand hat, z. B. in Spruner's Atlas oder in dem neuen Handatlas von Kiepert, der vermag es mit einem Blick zu fassen, wie unendlich die Gefahren einer Invasion Indiens vermindert worden sind, seit die Briten ihre Herrschaft bis an die Mündung der schwierigen Defilés erstreckt haben, die von dem hohen Ostrande Irans nach dem Industhale herabführen. In ihrer damaligen Verlegenheit suchten die Briten Hilfe in einer Allianz mit Dost Mohammed von Kabul. Der Emir war ein geborener Widersacher seiner Brüder in Kandahar, allein die Engländer vermochten nicht, sich mit dem schlauen Fürsten abzufinden. Da fielen sie auf den verderblichen Gedanken, die alte afghanische Monarchie und das Haus der Suddosi zu restauriren. Prophetisch hätte im Jahre 1834 Alexander Burnes bemerkt: »Es ist klar,

1) Afghan Blue Book, p. 85.

dass die Wiedereinsetzung sowohl des Schudscha ol Mulk, wie des Kamran an die höchste Unwahrscheinlichkeit grenzt. Die Dynastie der Suddosi muss erlöschen, wenn sie nicht von fremder Hand unterstützt wird, und die verlorenen Provinzen des Reiches würden ohne Fortdauer dieses Beistandes nie wieder zurückerworben werden können. Weit schwieriger ist es, eine Dynastie wieder zu beleben, als eine neue zu erheben.«[1]) Diese Prophezeiung ist eingetroffen »wie eine wohlberechnete Sonnenfinsterniss«, und Alexander Burnes büsste für die Wahrheit seiner eigenen Worte bald darauf mit einem jähen Tode. Dennoch beschlossen die Engländer und die verbündeten Seiks, den Unglücksvogel Schudscha wieder auf den afghanischen Thron zu setzen. Sie wollten das Königthum in Afghanistan restauriren, und dieser Anschlag hatte viel Aehnlichkeit mit der Wiedereinsetzung der Bourbonen, nur dass in Afghanistan eine Adelsoligarchie es war, die sich der Auffrischung königlicher Gewalt widersetzte. Selbst wenn die Lösung der Aufgabe in Afghanistan geglückt wäre, so konnte man der Schöpfung doch keine Dauer verheissen. Soll das Afghanenreich wirkliche Stärke erreichen, so gebührt ihm der Besitz Kaschmirs als Krondomäne. Kaschmir aber befand sich in den Händen des Maharadscha der Seiks, und dem Löwen konnte man die Beute nicht entreissen. Schah Schudscha bat die Engländer, ihm nur Geld zu geben, um die Eroberung Afghanistans allein zu vollenden. Wahrscheinlich wäre er damit weiter gekommen. Die Briten gaben ihm aber Geld und Truppen, und so musste das Unternehmen nothwendig mit einer Katastrophe endigen. Ohne die alliirte Armee der Seiks brachen 28,350 englische Truppen[2]) durch den Bolanpass, führten am 8. Mai 1839 den Schah Schudscha als König nach Kandahar, stürmten am 23. Mai 1839 Ghazna und zogen als Sieger am 7. August in Kabul ein. Der Schlag schien so vollständig gelungen, dass der grössere Theil der Truppen das Land wieder verliess. Aber bald zeigte es sich, wie schwer die Afghanen sich bändigen liessen. Ein Aufruhr, geleitet von dem feurigen Sohn des gefangenen Dost Mohammed, Achbar Chan, brach in Kabul aus, und die Garnison der Stadt, 5000 Mann, und ihr doppelt so zahlreicher Tross wurden auf dem Rückzuge nach

1) Travels II, p. 343.
2) Hough, Narrative p. 5.

Dschellalabad bis auf einen Officier erschlagen. Wohl kehrten die Engländer noch in demselben Jahre (1842) nach Kabul zurück, aber nur um ihre Waffenehre zu retten, und um das Land dann gutwillig zu räumen. Schah Schudscha war ermordet worden, und jetzt hatte man keinen Grund mehr, Dost Mohammed in Gefangenschaft zu halten.

Seitdem hat die indische Regierung den Gedanken aufgegeben, ein grosses Reich in Afghanistan als Grenzhut des Indus aufzurichten; das Bessere war auch hier der Feind des Guten gewesen. Die Briten schlugen jetzt einen andern Weg ein, sie unterstützten die Häuptlinge, welche sich in die Fetzen des Duranireiches getheilt hatten. Und namentlich war Jar Mohammed, der Wessir des Schah Kamran in Herat, der Mann ihrer Wahl. Sie hatten durch Drohungen die Oase Herat völlig von persischen Truppen gesäubert (1841), obgleich der Schahinschah dem englischen Botschafter in Teheran Briefe zeigte, in welchen Jar Mohammed den Schah, seinen Widersacher, zu einem Bündniss gegen die Briten, seine Erretter, aufforderte. England zahlte dem Wessir von Herat fortwährend Subsidien, obgleich es die Beweise besass, dass Jar auch mit den Russen heimlich unterhandelte. Der Herrscher in Herat, nämlich eben dieser Wessir, war das Muster eines asiatischen Staatsmannes, der Genius der Perfidie und ein diplomatischer Meister, der bei Persern, Russen und Briten immer ein doppeltes Spiel verfolgte. So lange noch britische Residenten in Herat sich aufhielten, duldete Jar Mohammed seinen Gebieter, den Suddosi Kamran. Allein kaum hatte Major Todd die Stadt verlassen, so sperrte er den Schah ein und bald darauf (1842) wurde er eines Morgens kalt in seinem Gefängniss gefunden. Das Fatum ist im Morgenlande oft gerecht. Schah Kamran, der als Kronprinz die Ermordung des allmächtigen Baraksiwessirs Fatih Chan und damit den Untergang des Duranireichs veranlasst hatte, sollte als verachteter Trunkenbold meuchlings von seinem eigenen Wessir fallen. Dieser gab nun Proben von seiner vollendeten politischen Meisterschaft. Um sich Geld zu verschaffen, hatte er wohl den Basar Herats von seiner Garde umzingeln und eine Anzahl der Kaufleute heraussuchen lassen, um sie als Sklaven nach Chiwa zu verkaufen, allein diese verzweifelten Mittel gebrauchte er nur in der höchsten Noth. Er reinigte die Oase vollständig von Räubern, bevölkerte die Ruinen Herats wieder mit Einwohnern,

hielt sich die Briten vom Leibe und versagte sich alle Attribute der Souveränetät. Er regierte unter dem Titel eines Wessir Sahib und gab sich den Schein, aber auch nur den Schein, als sei er ein getreuer Vasall des Kadscharenkönigs.

Alle Europäer, die den Wessir gesehen haben, fühlten sich in der Nähe eines ausserordentlichen Mannes. Ferrier erzählt uns lebhaft sein erstes Zusammentreffen mit diesem so brauchbaren Bösewicht. Jar zählte damals schon 60 Jahre, erschien aber um zehn Jahre jünger. Obgleich er den französischen Officier für einen englischen Agenten hielt, und ihm in diesem Irrthum ein ehrenvolles Gefängniss gab, so äusserte er doch: »Ich kannte die Absichten der Briten zu gut, um aufrichtig mit ihnen zu sein, denn ihr Einfluss würde tiefere Wurzeln in Herat geschlagen haben, als mir lieb sein konnte. Allerdings haben sie in dem Lande ein schönes Stück Geld sitzen lassen, aber ich wüsste nicht, ob zu meinem Nutzen. Ich stellte mich immer, als sei ich der Betrogene — war es aber niemals. Wenn ich mit Major Todd ausritt, half ich ihm stets in den Sattel und liess ihn vorausreiten zur Befriedigung seiner Eitelkeit, füllte aber dafür meine Koffer auf seine Kosten. So wie seine Freigebigkeit abnahm, war auch meine Unterthänigkeit zu Ende. Er hoffte mich zu stürzen, aber ich schickte ihn aus Herat hinweg, und er zog sich dadurch die Missachtung seiner Vorgesetzten zu.«[1]) Auf Ferrier übte der Mann eine solche persönliche Herrschaft aus, dass der Reisende gesteht: »Es kostete Mühe zu glauben, dass es derselbe Mann war, der seinen Souverän erdrosselt, die Hinrichtung so vieler unschuldiger Geschöpfe befohlen und hunderte seiner Unterthanen, darunter Prinzessinnen von Geblüt, an die Turkomanen verkauft hatte — und doch war alles nur traurige Wahrheit!«

Eine kleine Episode trug sich am Ende seiner Regierung zu, die unberechtigt viel Lärm in Europa erregte. Persien hatte in dem Vertrag von Gulistan und später noch einmal in dem Frieden von Turkmantschai verzichtet, Kriegsschiffe im kaspischen Meere zu halten. Die Russen versprachen dagegen, die kaspischen Küsten Irans vor den Heimsuchungen von Seeräubern zu schützen. In neuerer Zeit haben die Russen sechs Kriegsdampfer in dem See

1) Ferrier, p. 155.

vom Stapel gelassen, und da sich an den Küsten Kohlen gefunden haben, so wird die Unterhaltung dieser Seemacht wenig kostspielig werden. Kein Schiff darf sich zeigen, ohne nicht von den russischen Seestationen mit einer Art Passkarte versehen zu sein. Unter diesen Stationen befindet sich auch die kleine, sandige Insel Aschur Ada in der Südostecke des Sees, eine Verlängerung der 17 Farsäng langen Sandzunge oder Halbinsel Miyan Kalä, Astrabad gegenüber. Die Russen besitzen dort ein kleines Fort, wo sich schwerlich mehr als ein paar Compagnien unterbringen lassen. Die Insel hat überhaupt keinen andern politischen und militärischen Werth, als dass sich von dort aus die turkomanischen Piraten im Südostwinkel des Sees wirksam überwachen lassen. Die Besatzung von Aschur Ada wurde im Jahre 1851 am russischen Ostermontag von Turkomanen überfallen und zum Theil niedergemacht. Diese Gelegenheit liess sich das Petersburger Cabinet nicht entgehen, um Truppen zur Züchtigung der Turkomanen abzuschicken, die sich den Atrek hinauf bewegten. Die politische Presse, welche alle Begebenheiten unter ihr Mikroskop bringt, und eine russische Colonne auf dem Marsch nach Herat begriffen sah, entstellte diese kleine Expedition und erblickte darin schon die Vorhut einer Invasionsarmee, welche den Weg nach Indien recognoscirte. Die Russen kehrten aber bald darauf um, angeblich in Folge einer Verwahrung des britischen Cabinets.

Ein Zufall, aber auch nur Zufall war es, dass gerade damals der hochbetagte Jar Mohammed (4. Juni 1851) starb. Jetzt sollte man erst gewahr werden, wie viel von diesen zwei Augen abhing, denn die gegenwärtigen Verwicklungen folgten unmittelbar auf sein Ableben. Zunächst bestieg den Thron von Herat sein 28jähriger Sohn Seid Mohammed Chan, den der schlaue Vater mit der Baraksiprinzessin Bobodschan, der ältesten Tochter des Emir Dost Mohammed von Kabul, vermählt hatte. Solche Familienverbindungen sind im Morgenlande noch mehr als bei uns nur politische Strohhalme, allein in Afghanistan knüpft sich doch daran die religiöse Pflicht der Blutrache. Ferrier lernte diesen Seid Mohammed als hübschen zwanzigjährigen Burschen kennen, vermochte aber keine grossen Eigenschaften an ihm zu entdecken, sondern sah ihn nur mit kindischer Freude einen Elephanten tummeln. Bei den Afghanen hatte er sich durch hochfahrendes Wesen unbeliebt gemacht und man traute ihm keine politischen

Fähigkeiten zu.[1]) Seine erste Regierungshandlung bestand darin, dass er einen treuen Minister seines Vaters den Persern auslieferte und von diesen ermorden liess. Er suchte überhaupt sein Heil bei dem Schahinschah, und die Oberherrlichkeit Persiens, mit der Jar Mohammed nur seine Possen getrieben hatte, wurde jetzt förmlich anerkannt. Seid Mohammed sah sich nämlich von den ländersüchtigen Baraksi hart bedrängt, und seltsam genug, beide Brüder, Dost Mohammed und Kohendil Chan, die bisher wie — Brüder im Orient, also auf Gift und Dolch zusammengelebt hatten, versöhnten sich zur Theilung der reichen Beute. Von dieser Gefahr befreite den Gebieter Herats aber allein die Anerkennung der persischen Hoheit.

Die Briten konnten natürlich nicht gleichgiltig zuschauen. Nach dem Tode des invaliden Mohammed Schah, des dritten Kadscharen, hatte am 5. September 1848 sein achtzehnjähriger Sohn Nasreddin den Thron von Iran bestiegen. Wie bei jedem Thronwechsel in Persien fehlte es auch diessmal nicht an Aufständen. In Schiras und Ispahan musste der Aufruhr mit Waffengewalt gedämpft werden, und seitdem hat es nicht an unheimlichem Spuk gefehlt. In Masanderan und in Kerman zeigten sich unruhige Bewegungen, aber am gefährlichsten war wohl das Attentat, welches gegen den Schah in Teheran versucht wurde. Wir besitzen darüber die anziehenden Mittheilungen der Lady Sheil, die ihren Gemahl auf den britischen Botschafterposten nach Persien begleitet hatte. Die englische Gesandtschaft befand sich damals in der Nähe von Teheran, als die Nachricht eintraf, der Schah sei ermordet worden. Man war auf das Schlimmste gefasst. War doch früher schon die russische Gesandtschaft vom Pöbel erwürgt worden, und nichts geringeres befürchteten damals Obrist Sheil und seine Begleiter. Später erfuhr man, dass der Schah noch am Leben und nur leicht verwundet sei.[2]) Die Mörder zählten zu der religiösen Brüderschaft, die sich Bab, die »Pforte« (der Frömmigkeit) nannte. Der Stifter dieser bigotten schiitischen Secte, Mullah Sadik, hatte 1839 die Kadscharen wegen ihrer Toleranz gegen die Franken des Thrones für unwürdig erklärt.[3]) Blutig verfolgt, waren sie

1) Ferrier, p. 159.
2) Lady Sheil's Memoiren unter dem Datum Gulahek, August 1852.
3) Neumann, Persien seit dem Niedergang der Sefi. S. 102.

doch nicht gänzlich ausgerottet worden, und die Prinzen und Minister wetteiferten jetzt in ihrer Loyalität, an den eingefangenen Babi eigenhändig Henkersdienste zu leisten. Gewiss war der Thron der Kadscharen sehr zerbrechlich, und hätten nicht Russland und England gemeinschaftlich für die Nachfolge Nasreddin's sich erklärt, es gäbe jetzt nur Bürgerkrieg und zerrissene Provinzen in Iran. Bei dieser Abhängigkeit von den europäischen Mächten war es für den britischen Botschafter nicht schwer, durch Einschüchterungen dem Schahinschah den berüchtigten Vertrag vom 23. Januar 1853 abzunöthigen, dessen Substanz wir vorläufig nur aus der später erfolgten Kriegserklärung kennen. Persien entsagte darin allen Ansprüchen auf die Oberhoheit über Herat. Die Beziehungen dieses Fürstenthums zu dem persischen Throne sollten bleiben, wie sie zu Jar Mohammed's Zeiten gewesen waren. Persien gelobte, seine Truppen aus Herat zu ziehen, um dort nur zu interveniren, wenn eine fremde Macht, namentlich die Baraksidynasten in das Gebiet einfallen würden. Während des orientalischen Krieges bewahrte Persien eine musterhafte Neutralität, und es war froh, dass keiner der kriegführenden Theile ihm die Rolle sauer machte, denn beide besassen ja die Macht, das lockere Reich in Stücke zu reissen oder in innern Brand zu stecken.

Mittlerweile hatte aber Seid Mohammed, der Erbe Herats, sich so weit vergessen, die Perser, seine Retter und anerkannten Oberherren durch einen Einfall in Chorassan zu reizen. Noch lebte aber ein Suddosi, ein Neffe des ermordeten Schah Kamran und Enkel des Hadschi Firuz,[1]) Namens Mohammed Jussuf Schah Sadeh, den die Perser bisher als drohendes Schwert über dem Haupte Jar Mohammed's und seiner Nachkommenschaft gefüttert hatten. Das Fatum des Morgenlandes zeigte sich auch hier wieder gerecht. Jar Mohammed büsste zwar nicht dafür, dass er als Wessir seinen Herrn umgebracht hatte, aber sein Sohn Seid Mohammed sollte sich zum Wessir einen Mann wählen, der seinem treulosen Vater nur zu deutlich glich. Diess war der vielgenannte Isa Chan. Dieser Afghane verkaufte sich an den Prätendenten Mohammed Jussuf, den Duranisprössling, welcher heimlich nach Herat gelangte, Mohammed Seid gefangen nahm und ermorden liess. Jetzt also nach langem Zwischenraum sass wieder ein Glied

1) Bekanntlich ein Bruder des Schah Mahmud und Schah Schudscha.

der Suddosidynastie auf einem afghanischen Throne. Doppeltes Blut hatten die Baraksi an diesem Fürsten zu rächen: war er doch durch den Mord von Dost Mohammed's Schwiegersohn auf den Thron gelangt und hatte doch ein Durani (Mahmud) Fatih Chan das Oberhaupt der Baraksi, bekannt unter dem Namen des »Wessirs«, hinrichten lassen. Anfangs suchte auch Mohammed Jussuf, der Suddosi, bei dem Schahinschah Beistand gegen den befürchteten Angriff von Kandahar her. Dort war inzwischen eine wichtige Veränderung eingetreten. Kohendil Chan war im Herbst 1855 gestorben, und ehe das Jahr verstrich, hatte sich Dost Mohammed des Fürstenthums bemeistert. Schon vorher hatte der Baraksidynast der indischen Regierung sich genähert und mit ihr einen gegenseitigen Schutzvertrag abgeschlossen. Die Briten gaben ihm ausserdem die Versicherung, dass sie keine Ausbreitung der persischen Herrschaft in Afghanistan (Herat) dulden würden. Der Suddosi Jussuf Chan in Herat fürchtete jetzt, Dost Mohammed möchte von Kandahar aus vor Herat ziehen. Er rief daher, ehe sich noch ein sicheres Anzeichen dieser Gefahr zeigte, die Perser zu Hilfe, und diese säumten keinen Augenblick, Truppen unter dem Prinzen Sultan Murad zeitig im Jahre 1856 abzuschicken. Nur die Vorhut aber zog in Herat ein. Die Heratianer, als bigotte Sunniten, waren aber wenig erbaut über die ketzerische Garnison. Jussuf Chan besann sich eines Bessern, als er inne wurde, dass ihm von dem afghanischen Emir keine Gefahr drohte; er schrieb an Dost Mohammed, an den Generalstatthalter Indiens, vertrieb die persischen Truppen wieder aus der Stadt und erklärte sich offen für die britische Regierung.[1]) Jetzt begannen die Feindseligkeiten zwischen den Persern und Heratianern. Allein die letzteren wurden bei Ghorian geschlagen und der persische Anführer Sultan Murad erschien vor der Stadt Herat. Eine strenge Einschliessung des Platzes wurde nicht unternommen, aber kaum waren die Perser vor Herat erschienen, so reiften die Pläne des Naib Isa Chan. Er nahm den Suddosiherrscher, dem er zum Throne von Herat verholfen hatte, gefangen und lieferte ihn den Persern mit den trockenen Worten aus: seine Gegenwart in Herat sei nicht mehr erspriesslich. Welche Anschläge überhaupt dieser Mann verfolgte, ist bis zum heutigen Tage ein Räthsel geblieben.

1) India, Persia and Afghanistan. Edinburgh Review. Jan. 1857, p. 297.

Dass er nicht heimlich im persischen Sinne handelte, lässt sich daraus schliessen, dass er den sunnitischen Fanatismus des heratianischen Pöbels schürte und die Schiiten in der Stadt drückte und verfolgte. Aber auch die Briten dürfen sich nicht rühmen, dass er ihren Interessen Dienste geleistet habe, insofern er den Suddosifürsten, der sich für sie erklärt hatte, seinen und ihren Feinden, den persischen Kadscharen auslieferte und seine Laufbahn mit der Uebergabe Herats (25. October 1856) schloss.

Die weiteren Ereignisse sind bekannt genug. Der britische Botschafter in Teheran hatte schon früher wegen Jurisdictionsstreitigkeiten den Hof verlassen. Jetzt wurden auch die Consuln aus Täbris und Teheran abberufen und am 1. November 1856 erklärte der Generalstatthalter Indiens dem Schahinschah den Krieg, weil er den Vertrag vom 25. Januar 1853 gebrochen und in Herat mit Waffenmacht eingerückt sei. Ein an Zahl ziemlich schwaches Armeecorps schiffte sich von Bombay ein und besetzte die Insel Karak im persischen Golf. Es war mit dieser Bewegung nichts gemeint, als dem Schahinschah Gefügsamkeit zu lehren. Zwar wurden die Briten verdächtigt, einige Plätze im persischen Golfe sich sichern zu wollen, die ihnen bei der Ausführung der Euphratbahn von grossem Werthe hätten sein müssen; allein der jetzt veröffentlichte Friedensvertrag hat diese Anklagen völlig beschämt. Ebenso wenig sind die Russen diessmal die geheimen Anstifter des Krieges gewesen. Sie haben vielmehr dem Schahinschah die möglichen Folgen seiner übereilten Schritte zu bedenken gegeben und ihm Nachgiebigkeit anempfohlen. Wohl kann es den Russen nur erwünscht erscheinen, wenn der Gebieter Persiens seine Herrschaft über Herat erstreckte. Die Motive, welche sie bewogen, Mohammed Schah zu der Belagerung jener Stadt (1838) zu ermuntern, haben in der Zwischenzeit nicht an Kraft verloren, allein der jetzige Moment ist für die Ausführung solcher Pläne ganz besonders ungünstig. Persien allein ist nicht im Stande, gegen die verbündeten Briten und Afghanen Herat zu behaupten. Die persische Armee sollte nach dem Etat von 1837 aus 50 Infanteriebataillonen zu 1000 Mann bestehen. Im Allgemeinen sind die Bewohner Irans ausgezeichnete Soldaten, kräftig gebaut, mässig, geduldig, abgehärtet und vortreffliche Fussgänger. Würden sie auf europäische Art abgerichtet werden, so könnte, da das Land sieben Millionen Einwohner zählt und der Bauer grosse Vorliebe

für den Kriegsdienst zeigt, in Persien eine stattliche Armee aufgebracht werden. Allein es fehlt vollständig an gebildeten Officieren, und folglich an der tactischen und disciplinarischen Ausbildung der Mannschaft. Eine persische Armee auf dem Marsche wie im Lager, sagt ein russischer Beobachter,[1]) bietet noch heutigen Tages das Bild eines vollständigen Chaos dar. Das Heer wird begleitet von zahlreichem Gesindel, welches den Tumult vergrössert und rasche Bewegungen lähmt. Die Regimenter verschiedener Racen gerathen oft in Raufhändel und fallen über einander her. Zwölfjährige Knaben befehligen Regimenter, weil die Truppen in ihren höchsten Officieren nur die Häuptlinge ihres Stammes erkennen, so dass der Sohn den militärischen Rang des Vaters erbt. Bei Soldrückständen oder andern Veranlassungen ziehen die Regimenter in die Moscheen und gehen nicht eher aus diesem unverletzbaren Asyl, als bis ihre Beschwerden gehoben sind. Die Flinten aus englischer Fabrik sind möglichst unbrauchbar. Bei der Belagerung Herats verdarben sehr rasch die Schlösser und die Bajonette mussten mit Taschentüchern an die Musketen gebunden werden, so locker waren sie geworden. Obgleich es eine Kanonenbohrerei in Teheran gibt, so werden die meisten Geschütze gleich als Röhren gegossen und die Folge ist, dass sie sehr rasch springen, weshalb überhaupt viel Muth dazu gehört, ein solches Geschütz zu bedienen, welches, wie in der Kindheit der Artilleriewissenschaften, dem Freunde mehr Schaden zufügen kann, als dem Gegner. Vor Herat fehlte es bei der vorletzten Belagerung an Munition und man sah sich gezwungen, vor der Stadt Kugeln aus Steinen zu fabriciren.[2]) Gründliche Aenderungen sind nur denkbar, wenn vor allen Dingen der Schatz nicht mehr verschwendet wird. Mohammed Schah hinterliess die Finanzen seines Reiches in einem trübseligen Zustande, dem jetzigen Herrscher Nasreddin wird indessen grosse Sorgfalt in diesem Punkte nachgerühmt. Aber was hätte er vermocht, wenn das britische Cabinet die Afghanen unter Dost Mohammed gegen Herat losgelassen und seinen letzten Trumpf im persischen Golf ausgespielt, den Namen eines beliebigen Kronprätendenten ausgerufen hätte? Ver-

1) Die Kriegsmacht Persiens, in Ermann's Archiv für wissenschaftliche Kunde von Russland. 1854. S. 363.

2) Revue Contemp. 1857. 15. Febr. p. 28.

dankte doch der jetzige Kadscharenkönig und sein Vater nur dem vereinigten Einfluss Russlands und Grossbritanniens, dass er sich auf dem Throne behaupten konnte! Was also geschehen wäre, wenn der Schahinschah nicht nachgegeben hätte, lässt sich kaum aussprechen. Es würde dann in Zeit von wenig Monaten wahrscheinlich kein persisches Reich vorhanden gewesen sein. Das Ansehen der Kadscharen in Chorassan ist in den letzten zwanzig Jahren immer tiefer gesunken, die südlichen Provinzen sind der turkischen Dynastie von jeher feindlich gewesen und die Araber an dem Küstensaum des persischen Golfs waren immer erklärte Anhänger der britischen Regierung. Der Schahinschah hat daher nur eine einzige Zuflucht, nämlich russische Hilfe, wenn man das eine Zuflucht und eine Hilfe nennen kann. Er weiss auch recht gut, wie theuer er jede Freundschaftsleistung dieses Nachbars bezahlen müsste, und schwerlich würde sie ausreichen, um ihm die verlorenen Südprovinzen wieder zu gewinnen. So hing denn Alles davon ab, welche Sprache der russische Botschafter in Teheran führen würde. Nun ist es offenbar, dass dieser Macht jede Katastrophe in Persien gerade jetzt höchst ungelegen kommen musste. Russland hat gegenwärtig keine Ursache, die Zertrümmerung des Kadscharenreiches zu wünschen. Noch sind die Leiden und die Erschöpfungen des letzten Krieges nicht überwunden, noch ist man allzusehr mit dem Kaukasus beschäftigt, und noch hat man für eine Reihe von Jahren mit der Befestigung der Herrschaft in Chiwa und Chokand zu thun. Sind die Russen dort Meister geworden, dann werden sie aus solcher Nachbarschaft die Geschicke Chorassans vollständig beherrschen und bei einem Zerfall des Kadscharenreiches würden sie dann weit sicherer ihre Beute auswählen können. Umgekehrt haben auch die Briten Ursache, es bei der blossen Bedrohung des Kadscharenthrones bewenden zu lassen, eben weil beim Signal zum Aufruhr die Russen herbeieilen müssten, um den Bürgerkrieg zu stillen, und dem längst gefürchteten Zusammenstoss der beiden asiatischen Mächte in Asien wäre nicht mehr auszuweichen. Die Russen haben daher dem Schahinschah zum Frieden gerathen, die Briten sich übereilter Schritte vom persischen Golfe aus enthalten, und mittlerweile hat der persische Unterhändler Feruk Chan Lord Palmerston durch einen neuen Vertrag beruhigt, welcher in Herat die alten Zustände wie im Jahre 1853 herstellt, mit dem Zusatze

jedoch, dass der Schahinschah auf jeden Tribut, jedes Münzrecht und jede Nennung seines Namens im Kirchengebete, also auf die drei grossen Attribute verzichtet, an welchen man nach morgenländischem Staatsrecht die Oberherrlichkeit über ein Gebiet erkennt.

Nichts ist aber über das künftige Schicksal Herats beschlossen worden. Die Oase ist gegenwärtig eine völlig herrenlose Sache. Der Erbe Jar Mohammed's ist ermordet, der Suddosi Jussuf Chan ein Gefangener der Perser, der freilich nach dem Frieden vom 4. März d. J. ohne Lösegeld freigegeben werden muss — wenn er bis dahin noch lebt. Ist ihm das Fürstenthum Herat bestimmt? Wird dieser unfähige Mann nicht neue Unruhen erregen? Und was soll mit Kandahar geschehen? Bleibt es Dost Mohammed und seinen Söhnen? Oder soll der Sohn Kohendil Chans, wie Persien es begehrt hatte, die Erbschaft seines Vaters antreten?

Alle diese Dinge sind noch ein Geheimniss des britischen auswärtigen Amtes, und wenn man glaubt, der Frieden zwischen Persien und Grossbritannien habe die Verwicklungen beendigt, so hat man keine Ahnung, wie viel ungelöste Probleme noch westlich vom Indus liegen. Der würdigste Nachfolger Jar Mohammed's wäre unbedingt Isa Chan. Er hat Proben von ausserordentlicher Fähigkeit abgelegt, er hat seinen ersten Herrn an einen Prätendenten verrathen und umbringen helfen, um diesen wieder mit Hilfe der Bevölkerung Herats an die Perser auszuliefern. Solche »Charaktere« haben in der Regel die besten Regenten auf die asiatischen Throne geliefert. Da nun alle gekrönten Häupter dort nach Blut riechen, so fragt es sich nicht, wer von ihnen weniger Schritte zur Hölle voraus, sondern wer unter dieser giftigen Brut die grössten Fähigkeiten und die nützlichsten Verbrechen begangen habe, denn moralisch oder unmoralisch sind sich Männer wie Se. Majestät der Schahinschah, Dost Mohammed, Jar Mohammed, Isa Chan, Kadscharen oder Afghanen völlig ebenbürtig. Isa Chan ist ausserdem ein heisser Sunnite, wie Dost Mohammed, also persischen und russischen Einflüssen niemals zugänglich. Er wird sie hassen, wie er auch die Engländer hasst. Aber daran liegt der britischen Politik wenig, sahen sie doch mit einer Art behaglicher Objectivität zu, dass Jar Mohammed ihre Subsidien einstrich und die britische Regierung den Kadscharen und Russen denuncirte. Die Briten wollen in Herat nur eins: einen Regenten,

der seine Unabhängigkeit wahrt, mit oder ohne asiatische Mittel. Isa Chan wäre daher der auserlesene Mann, den man erfinden müsste, wenn er nicht bereits vorhanden wäre.

Eine andere Auskunft, von der britischen Presse empfohlen,[1]) würde es gewähren, wenn man die Oase Herat an Dost Mohammed gelangen liesse unter der Bedingung, dass er an die Briten die Stadt Kandahar abtrete, die dann mit europäischer Kunst befestigt und mit einer englischen Garnison versehen werden möchte. Diess wäre die gründliche Lösung aller Wirren und würde alle Gefahren einer russischen Invasion glatt beseitigen. Die Strasse von Kabul nach Herat führt über Kandahar. Durch Kandahar führt auch der Weg nach dem Bolanpass. Von Kandahar aus beherrschen die Briten ganz Afghanistan. Ein kurzer Marsch von dort würde sie bei jeder Bedrohung vor Herat führen, und ebenso rasch könnten sie auch vor Kabul erscheinen. Die Baraksiherrscher würden die grösste Folgsamkeit gegen die Briten beobachten müssen, weil sie beide Gebiete ihres Reiches von Kandahar aus bedrohen und umgekehrt auch sie gegen Perser und Russen vertheidigen könnten. Die Rechnung wäre daher sehr leicht gemacht, wie alle Rechnungen ohne den Wirth. Die Afghanen sind viel zu schlau, um auf diesen Handel einzugehen; sie haben von den Briten mehr zu fürchten als von den Persern, und der Erwerb Herats würde mit einer britischen Citadelle in Kandahar zu theuer erkauft werden. Auch würde dieser Plan den Frieden vom 4. März wieder verletzen, welcher jede Occupation afghanischen Gebietes durch die Briten verbietet. Bis jetzt war die Unabhängigkeit der Afghanen die beste Schutzwehr der britischen Herrschaft gewesen, wollte man aber dieses kostbare Gut antasten, so müssten die Afghanen nothwendig mit Persien und Russland sich verschwören.

Ein grosser Vortheil für die Briten ist es aber schon, dass Kohendil Chan, der ewige Widersacher der Briten, gestorben ist und Dost Mohammed Kandahar erworben hat. Wohl liesse sich noch einmal ein grosses Afghanenreich herstellen, wenn man Herat mit Kabul und Kandahar vereinigte. Um dieser Macht aber wahren Halt zu geben, gehörte noch dazu, dass man auch Kaschmir, die alte Domäne des Duranireiches, zu dieser Herrschaft schlüge. Dost Mohammed soll diess ausdrücklich verlangt haben, als man neuer-

1) Herat and the Persian War. Westminster Review. Jan. 1857. p. 197.

dings mit ihm über eine Offensivallianz gegen Persien unterhandelte. Dann freilich würde ein Reich zwischen Indien und Persien liegen, welches Kraft besässe, jeden Eroberer des Nordostens aufzuhalten. Allein es besässe mit der Kraft auch die Begierde, sich auszudehnen und namentlich in der Richtung des Pendschab, um den alten geschichtlichen Zusammenhang des Afghanenreiches wieder herzustellen. Die Afghanen sind käuflich, und der russische Eroberer würde es an verführerischen Versprechen nicht fehlen lassen. Vielleicht hätte man dann die Baraksiherrscher nur stark gemacht, um als gefährliche Vorhut die Russen nach Indien zu führen. Endlich ist eine solche Combination nur auf die Persönlichkeit Dost Mohammed's berechnet, auf dessen Treue nicht sowohl, als auf dessen Klugheit und Scharfsinn die Briten zählen können. Der Emir ist aber hochbetagt, ein Sechziger, und seine Jahre sind gezählt. Der fähigste seiner Söhne, Achbar Chan, welcher Mac Naghten ermordete und die Briten aus Kabul 1842 vertrieb, ist im Jahre 1848 an Gift gestorben und der jetzige Erbe, Gulam Haider Chan, soll durchaus nicht die hohen Eigenschaften seines Vaters besitzen. Ihm fehlt es leider nicht an Brüdern und Neffen, die ihm die künftige Herrschaft sauer machen werden. Das ist der Fluch des Morgenlandes oder vielmehr die bittere Folge der Polygamie, dass die Dinge, welche jenseits dem Grabe eines Fürsten liegen, sich nie voraussehen lassen. Alles, was besteht, ist zeitlich begrenzt durch die Dauer eines Menschenlebens, und dem Leben der Dynasten lauern überall Gefahren auf, die keine Palastwache und kein Schloss von den Schüsseln, die auf die fürstliche Tafel getragen werden, abzuwenden vermag. Dort lässt sich nichts erreichen als Zeitgewinn, und alle Sicherheit beruht nur darauf, in jedem Augenblick auf eine Katastrophe vorbereitet zu sein.

4. Die Heerstrassen nach Indien.

(Ausland 1857. Nr. 8. 20. Febr.)

Indien mit seinen 150 oder 180 Millionen Einwohnern wird durch eine Armee von 200,000 Mann im Zaume gehalten, und in dieser Armee dienen noch nicht 50,000 Europäer, theils königliche Truppen, theils Söldner im Dienst der Compagnie. Diese Handvoll Europäer ist nicht nur ausreichend, sondern sie könnte noch beträchtlich vermindert werden, wenn die indische Regierung nicht von einer Einverleibung, von einer Eroberung, von einem asiatischen Kriege zum andern schritte. Der arische Hindu, mit wenigen örtlichen Ausnahmen, ist so feig und waffenscheu, dass er sogar des fremden Schutzes bedarf gegen die halbthierischen oder wenigstens sehr niedrigen Geschöpfe der Ureinwohner Hindostans, wenn diese, wie die Santals vor zwei Jahren, ihre Dschungeln verlassen und in die cultivirten Ebenen einbrechen. Die Bevölkerung ist ferner getheilt durch religiöse Bekenntnisse, eine Kluft, die im Morgenlande sich niemals überbrücken lässt. Es begegnen sich im britischen Reiche Brahmanen und Buddhisten, Sunniten und Schiiten, Parsen, Juden und Christen aller Farben. Dicht durcheinander wohnen Völker verschiedener Abkunft, arische Hindus, Drawiddas, Perser, Afghanen, Araber, Mongolen. Auch gibt es keine Spracheinheit, oder höchstens eine allgemeine gelehrte Sprache, welche aber nur die höchste Kaste in der brahmanischen Gesellschaft versteht. Zwei grosse und fremde Sprachenfamilien theilen sich in den Norden und Süden der Halbinsel, und jede zerfällt wieder in gesonderte Sprachengebiete. Mehr als alles trennen aber in dieser bunten Welt die einzelnen Elemente die gesellschaftlichen Kastenunterschiede. Die intelligente und die wohlhabende Kaste, welche die Spitze der gesellschaftlichen Pyramide bildet, ist gezwungen, für die Reinheit der leiblichen

Atmosphäre auf 15, ja auf 60 Schritte zu sorgen, da schon in solcher Entfernung ein niedrig gebornes Menschengeschöpf den Brahmanen zu besudeln vermag. Da in vielen eingeborenen Regimentern Brahmanen dienen, sind daher die Officiere gezwungen, nach der Kaste des Recruten zu fragen, weil sonst, wenn etwa ein Recrut seine unreine Abkunft verheimlichte, seine Kameraden ihn ohne weiteres erschlagen würden. In Indien heisst es nicht divide et impera, sondern das Herrscherwort allein ist nöthig für die längst zergliederte Gesellschaft.

Und dennoch würden 20—30,000 feindliche europäische Truppen, die bis zum Indus gelangten, wenn sie sich nur ein paar Monate hielten, völlig ausreichen, um die grosse Herrschaft zu sprengen. Der Hindu wie der Muselman wird nie eine christliche Herrschaft ertragen. Alle Wohlthaten der britischen Verwaltung, vor allem die Justizpflege, die geregelte Steuererhebung, die Förderung des leiblichen Befindens erkauft der Orientale mit der tiefen Schmach, einem Barbaren, einem Ungläubigen, einem Herrn aus einer niedrigen Kaste zu gehorchen, einem Unreinen, der unreines isst, einem Gotteslästerer, der Thiere, der selbst die geheiligten Kühe schlachtet, was im Sinne des Inders genau so ruchlos ist, als wenn wir von Menschenfresserei sprechen. Die britische Herrschaft ist gewiss voller Mängel, denn was vermögen ein paar hundert Beamte und Schreiber an Jahrtausend alten Zuständen in etlichen Menschenaltern zu ändern? Allein trotzdem geniesst Indien gegenwärtig einen Vorgeschmack politischer Seligkeit gegen die Hölle des asiatischen Despotismus, dem es durch die britische Eroberung entgangen ist. Und dennoch mag da kommen, wer da will, der grausamste Eroberer, man wird ihm zujauchzen, wenn er die Engländer vertreibt, wenn er eine neue Aenderung bewirkt, wenn das Reich der Barbaren nur wieder zertrümmert ist und Luft entsteht zur Bildung neuer Zustände. Ein europäischer Eroberer dürfte nur den Fuss ins Industhal setzen, und wenige Provinzen würden die Ereignisse als müssige Zuschauer abwarten, sondern die meisten die Waffen ergreifen, namentlich die streitbaren Völker des Nordwestens, zu deren abermaliger Unterwerfung vielleicht ein anderes Jahrhundert wieder nöthig werden könnte. Dem Eroberer würde ein beutelustiger Völkerschwarm turanischer und iranischer Reiter folgen, denn die Aussicht auf Plünderung in dem goldenen Indien, dem Land der

Phantasie und des Truges, würde Wolken dieser Raubvögel unwiderstehlich zum Angriff mit fortziehen.

Das alles gestehen sich die Briten mit mehr oder weniger Uebertreibung ein, und es fragt sich nur, wenn es keine geflügelten Rosse, keine Locomotive nach dem Geschmack orientalischer Märchen gibt, wenn der Eroberer die Pfade der Sterblichen wandeln muss, welche Strasse ihn am sichersten und bequemsten nach der Halbinsel führen möchte. Darüber finden sich die verschiedenartigsten Ansichten im Curs. Auf dem Festland, je nachdem der Neid gegen britische Macht gross oder gering ist, stellt man sich die Aufgabe leicht oder schwieriger vor, aber selbst in England kann man vollständige Widersprüche zu lesen bekommen. Ein Theil der Presse betrachtet die Verwicklungen in Afghanistan als ein von Russland ausgebrütetes Ei, und erklärt frischweg den Heerzug des Schah gegen Herat als eine russische Invasion Indiens, die Perser selbst als die Vorhut des Eroberers, die sich gegen den Bolanpass bewege. Diese publicistische Staubwolke wird theils durch die Ingnoranz der guten Leute, zum Theil aber auch absichtlich erregt, um die Rauflust und Händelsucht Lord Palmerston's zu motiviren und das englische Publikum auf neue Eroberungen vorzubereiten oder lüstern zu machen. Da ist nun nichts wirksamer, als die Perser für russische Vorposten zu erklären. Ein grosser Theil des britischen Volkes sieht mit einer Art von verzweifelter Resignation der Ausdehnung der asiatischen Herrschaft zu, weil die bunte Seifenblase mit dem wachsenden Durchmesser nothwendig einmal springen muss. Ein anderer Theil und — zur Ehre der britischen Nation sei es gesagt — ein ansehnlicher Theil fragt beständig, mit welchem Rechte denn die Besitzungen der Krone von Jahr zu Jahr vergrössert werden. Um die Zaghaftigkeit der Furchtsamen, die moralischen Bedenken der Gewissenhaften zum Schweigen zu bringen, stellt man die nordwestliche Grenze Indiens als bedroht und Persien als den Sack dar, der die Schläge empfängt, die dem Esel gelten sollen. Ein Krieg gegen Russland ist noch immer populär in England, also muss die Möglichkeit einer russischen Invasion alles Unrecht eines persischen Krieges, alle Gewalt der bevorstehenden Eroberungen rechtfertigen. Man hat also Ursache, mit Argwohn alles zu betrachten, was in England über die Leichtigkeit eines Marsches nach dem Indus gesagt wird.

Auf dem Weg um das Cap ist Indien erobert worden, zur See würden also am nächsten und bequemsten den Briten ihre Eroberungen entrissen werden können. So lange aber England die stärkste Marine besitzt, wird es keinen Feind an den indischen Küsten zu erwarten brauchen, mag er ums Cap, mag er durch den Canal des Herrn von Lesseps und seiner Bewunderer, mag er den Euphrat hinabschwimmen. Vom Nordosten, vom Norden, vom Nordwesten hat England keinen Eroberer zu befürchten. Dort schützt der Himalaya und der Hindu Koh. Es gibt freilich immer noch Gläubige, die es für möglich halten, eine Armee mit Cavalerie von Balch nach Kabul zu führen. Sie wissen auch viel zu erzählen von der doppelten Linie artesischer Brunnen, die Russland vom östlichen Ufer des kaspischen Sees nach dem Aralsee habe graben lassen. Mag nun das wahr sein, so versündigt man sich doch an dem bisher immer bewährten gesunden Verstande der Russen, wenn man glaubt, sie würden den artesischen Brunnen zu lieb auf dem Marsch nach dem Indus einen Umweg nach dem Aralsee machen; denn vom Aralsee wäre der nächste und bequemste, wenn auch nicht der geradeste Weg nach Indien für eine russische Armee die Rückkehr nach dem östlichen Ufer des kaspischen Sees, und auf diesem Rückweg würden ihnen allerdings die artesischen Brunnen in doppelter Linie von unberechenbarem Nutzen sein.

Stellen wir uns aus Galanterie die Rüssen ein wenig klüger vor, als ihre anderen Courmacher es zu thun pflegen, so werden sie bei Astrabad landen, mit dem Willen des persischen Schah, wenn er seinen Verstand verloren hat, oder gegen seinen Willen, wenn er ihn nämlich, den Verstand oder den Willen, noch besitzt. Der Widerstand der Perser würde kein grosses Hinderniss sein. Ein paar russische Regimenter und Geld für einen Thronprätendenten reichen aus, um den Schah in Schach zu setzen. In drei Tagen sind die Russen Meister von Astrabad und werden diesen Punkt mit einer starken Garnison versehen, um mit dem kaspischen Meere in Verbindung zu bleiben. Ihr nächstes Ziel ist dann Herat, wohin sie in drei Colonnen, der besseren Verpflegung wegen, getheilt aufbrechen. Dass es zwei treffliche und eine brauchbare Strasse von Astrabad dorthin gibt, hat man erst im vorigen Jahre durch das Werk eines französischen Officiers, Herrn Ferrier's, erfahren, der, früher am Hofe des Schah's in

Diensten, Teheran in den vierziger Jahren verliess und auf drei Wegen vergeblich versuchte, Indien zu erreichen, bis er nach langen Irrfahrten in Afghanistan, Beludschistan und Chorassan den Versuch aufgab, zu Land nach Indien zu gelangen. Der verdienstvolle Reisende befindet sich noch heutigen Tages im Dienste der englischen Compagnie, und sein Reisewerk, welches, französisch geschrieben, keinen Verleger fand, ist in der englischen Uebersetzung im vorigen Jahre erschienen, und gegenwärtig eine der Hauptquellen unseres geographischen Wissens über den Ostrand des Tafellandes von Iran geworden. Zwei der grossen Strassen vom kaspischen See nach Herat vereinigen sich in der heiligen Stadt Meschhed. Die eine führt im Thale des Atrek hinauf, wo Wasser und Futter für die Pferde allenthalben zu finden ist. Die andere über Schahrud und Nüschapur ist die grosse Karawanenstrasse durch eine bevölkerte Gegend, wo es weder an Wasser noch an Lebensmitteln mangelt. Der gerade Weg von Astrabad über Schahrud, Terschiz nach Herat ist zwar auch für die Artillerie brauchbar, allein beschwerlicher als die Umwege über Meschhed, so dass nur einer kleineren Abtheilung dieser Marsch zugemuthet werden darf. In Meschhed aber werden die Russen eine Zeit lang rasten wollen, auch müssen sie dort Magazine anlegen und eine starke Garnison zurücklassen. Von Meschhed nach Herat rechnet man 50 deutsche Meilen. Der Weg ist für eine Armee nicht unüberwindlich. Schah Mohammed zog ihn 1837, um Herat zu belagern, mit 40,000 Mann und sämmtlicher Artillerie. Der Weg führt anfangs etliche dreissig Meilen durch eine dünn bevölkerte, von Turkmenen verheerte und ausgeraubte Gegend. Wasser ist indessen vorhanden. Es gibt verschiedene Strassen, so dass die Russen in Colonnen sich theilen können. Bei Ghorian betreten sie die blühende Oase Herats, wo sie ziemlichen Ueberfluss finden. Mohammed konnte dort wenigstens seine 40,000 Mann ernähren, wenn auch gegen Ende der zehnmonatlichen Belagerung Herats die Lebensmittel im persischen Lager sehr knapp wurden. Sollten die Russen in Herat nicht mit geöffneten Thoren empfangen werden, so müsste doch die Stadt nach kurzer Belagerung fallen, denn alle Sachverständigen stimmen überein, dass Herat trotz der Verbesserungen, die englische Ingenieure in neuester Zeit angebracht haben, nur ein Bollwerk gegen asiatische Kriegskunst

gewährt, aber einer europäischen Armee wenig Anstrengung kosten würde.

Herat wäre der dritte Punkt, wo die Russen eine starke Abtheilung ihrer Heeresmacht zurücklassen müssten. Alle Strassen, die vom Industhale westlich und nordwestlich nach dem Nordrande Irans führen, kreuzen sich in Herat, dem Königssitze der Nachfolger Timur's. Von Herat aus läuft die »Kaiserstrasse« nach Kabul und in das Fünfstromland gerade gegen Westen, von Herat mehr in südöstlicher Diagonale die grosse Strasse nach Kandahar und den Pässen in das Tiefland des Indus. Der russische Eroberer wird indessen wahrscheinlich einen Einfall in das Fünfstromland von Herat aus aufgeben. Der Weg von Herat nach Kabul, den Sultan Baber zog, ist einer der beschwerlichsten, und eine Armee, welche die Strasse über Bamian einschlagen muss, läuft die grösste Gefahr, selbst wenn sie völlig unbelästigt zöge, in den öden Gebirgsschluchten des Hindu Koh umzukommen. Die Briten würden aber nicht müssig zuschauen, sie würden sogleich Kabul besetzen und von dort aus die Gebirgspässe sichern. Diess ist auch der Grund, weshalb ein etwaiges Vordringen der Russen am Oxus nie für Indien Gefahren bringen kann. Aber selbst wenn ihnen das von der Natur so wohlverschanzte Kabul in die Hände fiele, die Eroberer hätten noch nicht alle Schwierigkeiten überwunden, sondern sie müssten erst die Cheiberpässe gewinnen. Die Beschwerden dieser Strasse sind so auserlesen und die Vertheidigung so leicht, dass kein Mensch und vor allen die Russen nicht an einen so abenteuerlichen Zug denken würden, wo wenige hundert Mann die grösste Armee aufhalten könnten.

Weit bequemer ist die Strasse nach Kandahar, die auf 80 bis 100 deutsche Meilen geschätzt wird. A. Conolly (October 1833) erreichte die Stadt in zwölf Tagemärschen, allein er war beritten und es wurde täglich eine Strecke von 6—7 deutschen Meilen, ja sogar einmal ein Eilmarsch von 50 englischen Meilen zurückgelegt. Die Artillerie, wird man zugeben, bewegt sich langsamer, und die Russen im allgemeinen sehr langsam. Drei Strassen, die sich bei Girischk am Hilmend vereinigen, und von denen zwei über Furrah führen, sind der Reiterei und der Artillerie zugänglich. Sir John Mc. Neill, der britische Botschafter am persischen Hofe, schrieb zur Zeit der Expedition gegen Herat (1837) an Lord

Palmerston: »Ich kann Ew. Lordschaft versichern, dass kein Hinderniss, weder in der physikalischen Beschaffenheit des Landes, noch in dem Mangel an Vorräthen vorhanden ist, um einer grossen Armee den Marsch von den Grenzen Georgiens durch Persien zu wehren. Wenigstens gibt es schlechterdings kein Hinderniss für den Marsch nach Herat, und nach allen eingezogenen Erkundigungen bietet das Land zwischen dieser Stadt und Kandahar keine Schwierigkeiten, sondern würde dem Marsch grosser Truppenmassen jede Erleichterung gewähren.« Diese Besorgniss des britischen Botschafters ist indessen ein wenig übertrieben. »Auf der ganzen Strecke,« sagt Ritter (Asien VIII. S. 161), »zwischen Herat und Kandahar ist nur sehr wenig Anbau, und man bemerkt ihn nur in der Nähe der Flüsse. Die Afghanenstämme, zwischen welche wilde Beludschen nur hie und da eingedrungen sind, leben unter Filzzelten in grösster Unthätigkeit, ärmlich, grob gekleidet, schmutzig, genügsam, mit einfachen Speisen. Hart gepresste Salzgurken mit gekochter Butter und ungesäuertem Brod ist ihre tägliche Nahrung, deren sie nie überdrüssig werden. Nur im Frühling geniessen sie Fleisch, und nur bei Festen essen sie tüchtig und sprechen wenig.«

Aus den Itinerarien, die wir über die Route von Kandahar nach Herat besitzen, ergibt sich nur soviel, dass erstens eine Strasse vorhanden ist, auf der sich Artillerie bewegen kann, dass keine unzugänglichen Gebirge, keine schwierig zu bezwingenden Defilés zu überwinden sind, und vor allen Dingen, dass man überall Wasser findet, und zwar Wasser für viele Tausende sammt ihren Pferden und Lastthieren. Lebensmittel wird man aber mit sich nehmen müssen. Die Bildung einer grossen Karawane aber und die Errichtung von Magazinen auf der Mitte des Weges dürfte längere Zeit kosten.

Diess alles bezieht sich auf die geraden Wege in südöstlicher Richtung. Ferrier macht indessen aufmerksam, dass es eine Wasserverbindung zwischen Herat und Kandahar gibt, die beide Städte, wenn auch in einem spitzen Winkel, vereinigt. Im Süden von Herat und im Südwesten von Kandahar liegt nämlich der See (Zareh) Hamun, in welchen der Harut, der von Herat her, und der Hilmend, der an Kandahar vorbei fliesst, sich ergiessen. Der Hilmend ist eine grosse Strecke aufwärts schiffbar. Der Umweg in den Thälern dieser Ströme und über

den See ist zwar nicht unbeträchtlich, allein er führt durch wohlangebaute fruchtbare Gegenden.

So hätten wir denn die Russen ohne sonderliche Gefahren glücklich bis Kandahar gebracht. Sie sind jetzt aber beinahe 200 deutsche Meilen von ihrem Ausgangspunkte am kaspischen See entfernt, und wenn sie 80—100,000 Mann stark vor Astrabad erschienen, so werden sie überall so viel Truppen detachirt haben, dass, wenn sie auch Kandahar noch besetzen wollen, ihnen kaum noch 40,000 Mann für den Marsch nach dem Industhale übrig bleiben werden.

Drei grosse Strassen führen nach diesem Thale von Kandahar aus. Die eine, nordöstliche, über Ghazna, würde in Kabul endigen, wo die Briten die Russen gemächlich erwarten könnten. Die zweite, kürzeste, gerade gegen Osten, mündet bei Dera Ghazi Chan am Indus. Die dritte führt nach den berühmten Bholanpässen. Diese dritte Strasse ist diejenige, wo die Briten sich am meisten gefährdet halten. Der Weg von Kandahar nach Quetta (Ketta auf den Karten zu Ritter's Asien), in dem Gebirgsthale Pischin, ist zwar beschwerlich, allein er bietet keine Hindernisse um das Vordringen zu verhindern, auch rühmt man den kühlern Höhen gesunde Luft nach. Von Quetta erreichen die Karawanen am dritten Tage die furchtbare Bholanpassage. Von dem Ostrande des iranischen Hochlandes führen nämlich mehrere Felsengassen in das tiefe Industhal hinab. Der Bholanpass ist eine solche Schlucht mit senkrechten Wänden, die anfangs nur einem Dutzend Reiter Raum gewährt. Vier Stunden lang zieht sich der Weg beständig zwischen Klippen hin, und an dieser Stelle ist es, wo ein einziges Regiment jedes noch so starke Heer aufzuhalten vermöchte. Uebrigens ist diese Route im Sommer gar nicht brauchbar, denn sowie der Wanderer bei Dadur in das Tiefland herabsteigt, trifft er dort eine Pestluft an, der er rasch zum Opfer fällt. Es zieht daher um diese Zeit keine Karawane diesen Weg, der völlig bis zum Winter verödet. Nur hin und wieder wagen sich einheimische Couriere in dieser Zeit durch den Bholan, die aber nicht selten ein Frass der Hyänen werden sollen. (Ritter VIII. S. 173.)

Den Karawanen bleibt in dieser Zeit nichts übrig, als von Quetta nach Kelat in Beludschistan abzubiegen, um durch den seltsam gewundenen Mulapass, der in dem Gundawalande mündet,

das Sind zu erreichen. Diess ist ein ungeheuerer Umweg, denn er führt in Hufeisenform nach Schikarpur. Ritter sagt, der Weg solle für Karawanen nicht übel sein. Auf der grossen Karte von Afghanistan, welche die indische Compagnie herausgegeben hat, ist dieser Pass deutlich verzeichnet, und er beginnt an der Quelle des Mulaflusses bei Anjeera oder Angeera, wie andere britische Quellen den Ort nennen, der 5250 Fuss über dem Meere liegt. Der Pass endigt bei Kotree im Gundawa, 600 Fuss über dem Meere, und hat eine Länge von 100 englischen Meilen. Diesen Pass ist bereits ein britisches Armeecorps nach der Erstürmung Kelats unter General Willshire 1839 gezogen. Dadurch kennt man genau die verschiedenen Halteplätze und die Beschaffenheit des Defilé's. Nach diesen Quellen gibt das ausgezeichnete Werk von Thornton (Gazetteer of the Countries adjacent to India II. p. 57) folgende Belehrung: »Nach Bapow, 12 (englische) Meilen entfernt, fiel die Strasse steil ab, da die Höhendifferenz zu Angeera 1250 Fuss beträgt. Der Fluss schien an einigen Stellen ganz unter seinem Kiesbett zu verschwinden, seine Tiefe betrug niemals mehr als etliche Zoll. Zu beiden Seiten wurden schroffe und hohe Berge sichtbar. Der nächste Marsch nach Peesee Bhent 4600 Fuss hoch, betrug 12 Meilen. Das Bett des Flusses war an vielen Stellen trocken und bildete im allgemeinen die Strasse. An einer Stelle rückten 500 Fuss hohe Abhänge so dicht aneinander, dass der Durchgang nur 30—40 Fuss breit blieb. Ein Feind könnte dort jedes Vordringen von Truppen durch Herabrollen etlicher Steinblöcke verhindern, da sich das Defilé nirgends umgehen lässt.« Der Pass wird von diesem Punkte an offener, obgleich er immer noch der Vertheidigung grosse Mittel gewährt. Die Kanonen, welche die Engländer mit sich führten, waren leichte Feldstücke. Diese Strasse, heisst es weiter, die aus einer Reihenfolge von offenen Plätzen besteht, die durch enge Passagen wieder geschlossen werden, ist ausserordentlich leicht zu vertheidigen, da sich allenthalben gute Lagerplätze, sowie Holz, Wasser und Futter finden.

Wir haben oben von der zweiten Strasse gesprochen, die von Kandahar gegen Osten geradenwegs nach dem Indus führt. Man hat dort nicht nöthig, bis Quetta zu gehen, sondern die Strasse beginnt schon im Tiefthale von Pischin und mündet bei Dera Ghazi Chan am Indus. Kein Europäer ist bis jetzt diese Strasse

gezogen. Nach unseren Karten ist die Strasse besonders öde, denn nur ein einziger grosser Ort, Tull, findet sich Mitte Weges. Besitzen wir also über die Schwierigkeiten dieser Route für eine Armee keine klaren Vorstellungen, so wissen wir doch so viel genau, dass die Strasse zuletzt den Ostrand des iranischen Tafellandes erreicht und in die Tiefebene des Indus hinabsteigen muss. Alle diese Pässe, welche von der Höhe nach der Tiefe hinabführen, sind enge Gebirgsspalten, Felsengassen, wie Ritter sie nennt. Durch solche Nadelöhre muss nun eine Armee, zu einem Faden ausgedehnt, schlüpfen, und der Feind braucht nur das Oehr zu verstopfen, dass der schwache Faden nicht hindurch kann. Der Pass, der nach Dera Ghazi Chan führt, heisst nach dem Dorfe Sakhee Surwar, wo er in das tiefe Indusland mündet. Wir wissen im allgemeinen nur, dass er höchst beschwerlich ist, ausserordentlich steil herabfällt und die Strasse zu beiden Seiten durch Höhen beherrscht wird. Eine einzige Quelle ist in der Nähe.

Ganz in neuester Zeit soll ein neuer Pass den Briten bekannt geworden sein. Er führt über Kohat nach Kabul, und die Expedition des Brigadier Chamberlain, die eben von Kohat zurückgekehrt ist, fand diese Strasse bis 30 englische Meilen vor Kabul, von wo man umkehrte, ganz brauchbar.

Diese Darstellung, hoffen wir, wird genügen, um das Abenteuerliche einer Bedrohung Indiens durch russische Truppen sattsam zu erweisen. Selbst wenn die Briten ungestört ihre Annäherung geschehen liessen, würden sie doch eben nur den Rand des iranischen Tafellandes erreichen, und sie müssten dort durch eine jener Felsengassen hindurch. Gelänge ihnen der Durchbruch nicht, so würden von der Armee, möchte sie stark oder schwach sein, wenige mehr ihr Vaterland wiedersehen. Der Zug geht durch Länder, die von den verschiedensten herrschenden und unterworfenen, jedenfalls beutelustigen und treulosen Völkerschaften bewohnt werden. An jedem wichtigen Punkte auf mehr als 200 deutschen Meilen müssten Besatzungen zur Sicherung der Verbindungen zurückgelassen werden. Hätte man den einen Völkerstamm als Bundesgenossen erworben, so würde der andre dadurch ins feindliche Lager getrieben. Die erste Niederlage würde aber augenblicklich zum Abfall der Hilfsvölker führen, und die Asiaten würden sich keinen Augenblick besinnen, heute über ihren gestrigen Bundesgenossen herzufallen und ihn auszuplündern, wenn sie den

siegreichen nicht mehr zu fürchten brauchten. Man kann daher nur die Achsel zucken, wenn man Behauptungen niederschlucken muss, als vermöchten die Russen vom kaspischen Meere aus in 15 Tagen vor Herat und in 40 Tagen am Indus zu stehen. Es ist möglich, dass jemand in der angegebenen Zeit Herat und Indien von Astrabad aus erreicht, diess vermögen aber nur Couriere oder Reisende, die bloss den Fuss in den Bügel zu setzen brauchen. Eine Armee aber mit Artillerie, der die Lebensmittel nachgeschoben werden, die sich theilen muss, die zu Fuss marschirt, die von der Quantität des vorhandenen Trinkwassers unterwegs abhängt, die jeden bequemen Umweg der beschwerlichen geraden Strasse vorzieht, die keinen Schritt vorwärts machen darf, ohne ihren Rückzug zu sichern, die erreicht nicht in 15 und 40 Tagen, nicht in 15 und 40 Wochen Herat oder Indien.

Nicht ohne Besorgniss hat man sich jetzt in England erinnert, dass man in Indien nicht eine grosse Festung, nicht eine! besitzt, welche einen Eroberer aufhalten, wo sich eine geschlagene Armee wieder sammeln könnte. Würde ein Eroberer im Pendschab eine Schlacht gewinnen, der Weg bis Calcutta oder bis Kurratschi stände ihm völlig offen. Wir müssen immer siegen, sagte kürzlich die Westminster Review, wir müssen jedesmal dreimal sechs werfen, denn wenn die Würfel anders fallen, ist ganz Indien verloren. Warum also, wenn der Marsch nach dem Industhale so leicht ist, wenn es nur des Erscheinens europäischer Feinde bedarf, um das britische Reich in hellen Aufruhr zu versetzen, warum, fragen wir, hat Russland diese entscheidende Diversion im orientalischen Kriege nicht ausgeführt? Warum hat es sich froh und dankbar mit Persiens Neutralität begnügt? Warum haben die russischen Truppen, die 1852 angeblich zur Züchtigung turkmenischer Räuberstämme vom kaspischen See aus den Atrek hinauf in der Richtung gegen Meschhed marschirten, augenblicklich wieder Kehrtum gemacht, als Grossbritannien gegen dieses Vordringen protestirte? Warum haben sie den Schah Mohammed 1837 und 1838 nicht offen durch Hilfsvölker unterstützt? Herat wäre dann gefallen, und zwar zu einer Zeit, wo die Briten weder das Sind noch das Pendschab besassen.

An allen Bedrohungen Indiens ist nur so viel wahr, dass, wenn die Russen oder der Schah von Persien, ihre Creatur, Herat besässe, von dort aus allerlei Verschwörungen und Unruhen in

Indien angezettelt werden könnten, welche die Engländer beschäftigen, ermüden und vielleicht aufreiben könnten. Gewiss kennt die Geschichte unzählige Beispiele, dass Eroberer siegreich von Iran nach Indien vorgedrungen sind. Allein es waren doch nur asiatische Kriegsvölker gegen asiatische Vertheidiger und asiatische Verrätherei im Rücken der Vertheidiger, welche das Wunder bewirkten. Haben nun jetzt auch die Briten keine Festungen, um den siegreichen Feind aufzuhalten, so besitzen sie gegenwärtig theilweis und in nächster Zukunft bald vollständig ein Vertheidigungsmittel ihrer nordwestlichen Grenze, welches mehr werth ist als eine Festung, nämlich ihre Eisenbahnen, die ihnen erlauben, rasch eine grosse Truppenmacht am Punkte der Gefahr zu versammeln. Auch werden sie nicht versäumen, aus dem gegenwärtigen Krieg mit Persien Nutzen zu ziehen. Den letzten benutzten sie zur Wegnahme von Aden und Kurratschi. Diessmal ist ihr Augenmerk auf Kandahar gerichtet, und gelingt es ihnen, sich dieses Schlüssels von Iran[1]) wie von Indien zu bemächtigen und es stark zu befestigen, so ist der letzte Riegel für westliche Eroberer vorgeschoben.

1) Nadir Schah nannte Chorassan das Schwert Irans und Herat den Griff des Schwertes. So heisst es auch allgemein, Herat sei der Schlüssel zu Afghanistan, Kandahar aber der Schlüssel zu Indien.

5. Die niederländische Colonialverwaltung.

(Ausland 1862. Nr. 46. 9. November.)

Man wird sich noch erinnern, welches Aufsehen voriges Jahr Money's Buch »Java or how to manage a Colony« in Holland machte. Vor allen Dingen beschwerten sich die Kammern, dass ein Engländer Ziffern über die Einkünfte der Colonie veröffentlichen durfte, die ihnen selbst verheimlicht worden waren. Verheimlichung war und ist die Seele der holländischen Colonialwirthschaft. So kommt es, dass die holländischen Journale sich mit indischen Ereignissen beschäftigen, die zehn und fünfzehn Jahre alt sind. In Bezug auf Money's Angaben versprachen die Minister Untersuchungen in Batavia vornehmen zu lassen, auf welche Art der englische Publicist zu seinen Budgetziffern gekommen sei; denn sie selbst wussten nicht anzugeben, wie es zugegangen sein möge. Endlich kamen aus Indien die amtlichen Ziffern, und es ergab sich, was nicht einmal das Cabinet im Haag gewusst hatte, dass Herrn Money's Angaben gar nicht urkundliche gewesen waren, sondern der ausserordentlich begabte Nationalökonom durch bekannte Grössen die unbekannten ermittelt hatte. Seine Ziffern waren also nicht genau, aber sie näherten sich ganz überraschender Weise der Wahrheit. Das niederländische Publicum aber verdankt ihm jetzt seine Kenntniss von den indischen Finanzen, die bisher im Dunkel gehalten worden waren.

Bekanntlich war in der Zeit von 1814, wo Indien den Holländern von den britischen Sequestratoren wieder ausgeliefert, bis zum Jahr 1830, wo das neue Cultursystem des Herrn van den Bosch eingeführt wurde, Java oder überhaupt das gesammte niederländische Indien fiscalisch rückwärts gegangen. Nach dem allgemeinen Herkommen des Orients ist die niederländische Regierung Eigenthümerin alles Grundes und Bodens,

alle Ländereien sind daher Domänen und alle Bauern nur Pächter, welche entweder zu zwei Roboten in der Woche oder zu Leistungen in Geld oder in Producten verpflichtet waren. Um die chronischen Deficite zu heilen, schritt man eine Zeit lang zu Verkäufen von Ländereien, gab aber diese Aufzehrung des Vermögens glücklicherweise bald wieder auf. Später erhob man längere Zeit den dritten Theil der Ernten, entsprechend dem dritten Theil der Wochenzeit, den die Bauern robotpflichtig gewesen waren. Endlich machte man 1824 den ersten Versuch, auf Regie des Staates Handelsproducte zu bauen, aber immerhin musste das Mutterland selbst im Jahr 1826 noch einen Zuschuss von 37 Mill. fl. nach Indien senden. Seit 1833 aber änderte sich die fiscalische Lage insofern, als Indien anfing, eine reine Rente abzuwerfen, die, in Franken (21 Frcs. = 10 holl. fl.) ausgedrückt, sich von Jahr zu Jahr steigerte, nämlich:

1833	592,200 Frcs.	1845	30,529,800 Frcs.
1834	15,120,000 „	1846	28,249,200 „
1835	19,494,300 „	1847	29,603,700 „
1836	29,211,000 „	1848	16,102,800 „
1837	27,300,000 „	1849	43,577,100 „
1838	22,560,300 „	1850	39,652,200 „
1839	38,243,000 „	1851	37,125,900 „
1840	23,000,000 „	1852	30,450,000 „
1841	25,000,200 „	1853	30,594,900 „
1842	16,409,400 „	1854	42,932,400 „
1843	27,325,000 „	1855	51,695,100 „
1844	26,882,100 „	1856	63,695,180 „

Im Jahr 1859 hat der Ueberschuss in runder Summe 30 Mill. betragen, wurde aber in der Heimath nur mit 13,600,000 fl. verrechnet, indem der Rest für ausserordentliche Bauten (Eisenbahnen) verwendet wurde. Beim Zufluss einer solchen Rente konnten die Niederlande eine Menge einheimischer Steuern aufheben, in Ost- und Westindien die Sklaverei am 1. Januar 1860 abschaffen und die Eigenthümer entschädigen (15 Mill. fl.), endlich auch die Staatsschuld stark vermindern. Das alles verdanken sie ihrer geduldigen Milchkuh, der Insel Java. Schauen wir nun zu, wie sie aber auch das Melken verstanden.

Die Ausgaben für die Verwaltung Niederländisch-Indiens nach dem Budget von 1847 vertheilten sich folgendermassen:

Statthalterei u. s. w. . . .	1,119,238	Frcs.
Justiz	1,100,271	„
Verschiedene Anstalten . . .	377,328	„
Polizei und Verwaltung . .	7,418,197	„
Ackerbau und Unterricht . .	1,078,224	„
Oeffentliche Arbeiten . . .	1,874,006	„
Finanzdepartement	61,945,330	„
Krieg	16,822,615	„
Marine	3,649,082	„
Pensionen u. s. w.	1,644,033	„
	97,028,324	Frcs.

Von dem Aufwand für die Finanzen muss aber sehr viel abgerechnet werden. Die wahren Kosten der fiscalischen Verwaltung betragen nämlich nur 8 Mill. Frcs., und die Kosten der indischen Schuld eine Kleinigkeit weniger als 900,000 Frcs. Mehr als 52 Mill. fl. wurden für Ankauf von Monopolsartikeln ausgegeben. Es ist diess also kein wirklicher Aufwand, sondern nur ein mercantilisches Betriebscapital der Staatscasse. Ziehen wir aber diese 52 Mill. fl. vom Generalaufwand ab, so erhalten wir als runde Summe 45 Mill. Frcs. für das Jahr 1847, welches mit einem Reingewinn von 29,603,700 Frcs. schloss. Gewiss ist dieses fiscalische Kunststück höchst bewundernswürdig, ganz besonders im Vergleich mit Britisch-Indien, wo die Engländer Jahr aus Jahr ein mit einem Deficit kämpfen, und bisher noch immer zugeschossen haben, um den Aufwand zu decken. Setzen wir aber auch sogleich hinzu, dass in Niederländisch-Indien die besten Jahre vorüber sind, indem der Aufwand jährlich mit einer misslichen Geschwindigkeit steigt. So finden wir für das Jahr 1858 die Kosten der Truppen bereits auf 35 Mill., der Flotte auf 7 Mill., also beinahe um das Doppelte wie vor zwölf Jahren gestiegen. Beiläufig bemerkt, wiesen am 1. Januar 1858 die Armeelisten 1043 Officiere, 25,195 Soldaten und 1017 Pferde nach.

Die Einkünfte bestanden im Jahre 1847 aus den:

Contributionen	25,296,448	Frcs.
Grunderträgnissen	22,133,377	„
Zöllen, Accisen u. s. w. .	13,696,443	„
Monopolserträgen in Indien	13,857,519	„
Ertrag Sumatra's	3,515,946	„
Verschiedenen	1,603,929	„

Wie man sieht, ergeben diese Posten etwa 80 Mill. Frcs., die bei einem Aufwande von 45 Mill. schon einen beträchtlichen Ueberschuss gewähren. Ausserdem aber wurden durch Verkauf von Monopolsartikeln 68 1/3 Mill. Frcs. in Holland erzielt, die im Ankauf nur 52 Mill. gekostet hatten.

Die Art und Weise, wie sich die Holländer von den Eingeborenen die Colonialwaaren verschaffen, ist sehr einfach. Man schätzte die Bodenfläche ab, welche den Dorfschaften zu ihrer Ernährung, also zur Bestellung mit Reis, unentbehrlich war, und befahl ihnen, auf dem Rest, etwa dem fünften Theil der Bodenfläche, Kaffee, Zucker, Tabak und Indigo zu bauen. Die Ernten kaufte man aber den Landwirthen zu einem bestimmten, allerdings sehr niedrigen Preis ab, der aber doch hinreichte, mehr als die Hälfte von dem Bodenzins zu decken. Ausserdem gewährte man den Häuptlingen der Dorfschaften, sowie den höheren Beamten kleine Tantièmen nach der Höhe der abgelieferten Monopolsproducte, damit sie die Eingeborenen anspornen sollten, recht grosse Oberflächen mit Regierungsproducten zu bestellen. Die Folge war, dass die indirecte Einnahme des Colonialschatzes auf 16 1/2 Sh. per Kopf stieg, bei nur 1 1/2 Sh. directer Grundsteuer, während im britischen Indien die Einnahmen im ganzen nur 5 Sh. per Kopf betragen, wovon 2 Sh. 8 1/4 P., also weit mehr als die Hälfte aus den Grundsteuern gezogen werden. Die Niederländer wussten also bei gleichen oder ähnlichen Naturverhältnissen unter geringerem Druck ihren Unterthanen nicht bloss das Dreifache abzunehmen, sondern diese gediehen obendrein noch dabei, denn 100 Acres Land in Java, die vor 1830 nur 3960 fl. Rente abgeworfen hatten, trugen 1857 6210 fl.

Das italienische Sprüchwort sagt: chi sta bene non si muove. Der niederländische Schatz befindet sich nun in der Lage, sehr gut zu stehen, warum sollte er eine Veränderung vornehmen? Das ist es aber, was dringend und immer dringender ihm gerathen wird. Das Cultursystem des Herrn van den Bosch habe zwar die Eingeborenen gewöhnt, werthvolle europäische Rimessen zu erzeugen, jetzt aber sei es Zeit, den Zwang aufzuheben und den Anbau ganz frei zu geben. Folgende Ziffern bringt die Tijdschr. voor Nederl. Indië, um klar zu beweisen, dass das Cultursystem, ehemals eine Wohlthat, jetzt zur Plage zu werden droht. Es betrug nämlich die Erzeugung an:

	Kaffee, Piculs à 125 Pfd.	Zucker, Piculs à 125 Pfd.	Indigo, Amsterd. Pfd.
1848	854,610	987,785	1,114,069
1849	456,094	949,329	859,919
1850	967,723	1,046,666	614,767
1851	1,062,123	991,859	679,580
1852	874,489	936,014	798,886
1853	648,088	941,751	673,365
1854	1,066,021	881,833	657,986
1855	1,147,016	876,788	448,259
1856	741,041	878,567	732,973
1857	895,062	927,434	614,784
1858	896,144	905,163	773,811
1859	962,770	810,365	680,478

Diese Zahlen beweisen ganz klar, dass das »Cultursystem« keiner Entwicklung fähig ist. Die Volumina beim Zucker blieben dieselben, beim Kaffee sind sie ein wenig, beim Indigo entschieden in Abnahme begriffen. Beim Kaffee hat man die sonderbare Erfahrung gemacht, dass die Sträucher zwar viel früher zu blühen und zu tragen beginnen, dass sie aber nach der fünften oder sechsten Ernte schon unfruchtbar zu werden pflegen. Diess ist ein unverkennbares Merkmal von der Erschöpfung des Bodens und eine abermalige Bestätigung der v. Liebig'schen Lehren. Dass die Sträucher früher fruchtbar werden, ist kein gutes Zeichen, denn bekanntlich geht das Wachsthum jedes Fruchtbaumes, so lange er reiche Nahrung findet, ins Holz, und erst, wenn er aufhört, massenhaft Holz zu bilden, trägt er reichlich Früchte, dann aber auch desto mehr und desto länger. Andererseits hat man beobachtet, dass, auch in Holländisch-Indien, die Ausgaben viel rascher steigen als die Einnahmen. Im Jahr 1849 betrugen die reinen Einnahmen der Colonien (ohne die Handelsgewinnste) $34^1/_6$ Mill. fl., im Jahr 1858 hatten sie zwar um $8^3/_4$ Mill. zugenommen, die Ausgaben waren dagegen um 20 Mill. gestiegen. Im Jahr 1849 betrugen die Ausgaben, abzüglich der Ankäufe für Monopolsproducte $27^2/_5$ Mill., die wahre Staatseinnahme (abzüglich der Monopolsgewinne) belief sich aber auf $34^1/_5$ Mill., so dass also etwas über 7 Mill. fl. als reiner Ueberschuss verblieb. Im Jahr 1858 dagegen ändert sich das Verhältniss der Ziffern. Die wahren Einnahmen belaufen sich auf 42,933,034 fl., und die

wahren Ausgaben auf 46,632,531 fl. So entsteht ein Deficit von $3^2/_3$ Mill., welches 1859 noch grösser gewesen sein soll. Dieses Deficit wird noch immer reichlich aufgewogen durch den Handelsgewinnst aus den Monopolserzeugnissen. Der Handelsgewinnst ist aber ein höchst unsicheres Element. Für den Zucker z. B. zahlte der indische Fiscus im Jahr 1844 9 fl. 60 Deut, im Jahr 1857—58 10 fl. per Picul ($4^4/_5$ kr. per Pfd.). Wenn man aber die Spesen der Magazinirung, der Versendung u. s. w. berechnet, so erlitt die Regierung in den Jahren 1841, 1842, 1848 und selbst 1852 noch Verluste. Der Gewinn schwankt ganz unglaublich. Im Jahr 1857 z. B. zahlte der Zucker einen Bruttogewinn von $29^1/_4$ fl. Das Picul im Jahr 1859 musste im Nettopreis mit $14^1/_3$ fl. verkauft werden. Von 1840—1859 hat der niederländische Schatz aus seinen Zuckerverkäufen 33 Mill. fl. rein gewonnen oder 15—16 Tonnen Gold im Jahr. Allein diese hohen Summen verdankte man nur dem Umstand, dass in den letzten Jahren die Preise für alle überseeischen Handelsartikel stetig gestiegen sind. Wenn sie nicht gestiegen wären, oder sobald sie fallen, muss nothwendig das Deficit überwältigend werden. Daher kann man das wälsche Sprüchwort auch umdrehen und kann sagen: niemand hat mehr Ursache, sich zu bewegen, als wer gut steht.

6. Die Franzosen in Mexico.

(Ausland 1862. Nr. 48. 23. November.)

Die Franzosen sind die artigsten und stillsten Kinder der Welt, wenn man ihnen Bilder zeigt, und der grosse Gukkastenmann in Paris sorgt meisterlich dafür, dass ihnen diese Unterhaltung nicht ausgeht. Auf das Mamelon vert und den Malakoff folgte die Spia d'Italia, auf den Thurm von Solferino der Brand des Yuen-ming-yuen mit seinen lackirten und vergoldeten Schnabeldächern; als man sich an den Drachenpalästen satt gesehen, verwandelte sich abermals die Scene. Wir marschiren durch Zuckerschilf hindurch unter die Wipfel von Palmen- und Affenbrodriesen. Wir pflücken uns die Taschen voll Cacaoschoten, wir sehen die Orchideen blühen und riechen an der Vanille, um dann über kahle Lavajoche bis zum Rand des grossen Trichterlandes hinaufzusteigen. Es blitzen drüben im Feenlande die Seen von Anahuac, wie zu Cortes' Zeiten, es leuchtet vor uns auf tropischem Himmel die weisse Frau und der Feuerberg, und wir hören im Geiste schon eine neue Strasse von Paris Rue Popocatepetl und eine neue Brücke Pont de Montezuma benannt. Sicherlich! Das legitime Europa hat Aussicht auf einen sorgenfreien Carneval, denn der Kaiser der Franzosen und aller Neu-Caledonier studirt jetzt die tschitschimekische Frage. Es muss ihm einmal geträumt haben, dass er in Begleitung von Engländern und Spaniern nach Veracruz gekommen sei. Die Engländer wollten Zinsen und Amortisation für 32 Millionen Piaster, die sie den Mexicanern geliehen, die Spanier hatten eine durch unbezahlte Zinsen angeschwollene Forderung von 10,310,331 Piastern. Als er erwachte, sah er sich allein, Engländer und Spanier waren davon, rechts auf der Höhe lag der Citlaltepetl oder Vulcan von Orizaba, und vor ihm schaarte sich ein Volk in Waffen um Puebla. Mit diesem Volk hatte er

Krieg, einen Krieg, der, so viel er sich erinnerte, aus einer Schuldforderung französischer Bürger gegen den mexicanischen Staatenbund erwachsen war, und diese belief sich in Summa auf 190,000 Piaster, etwas weniger also, was die Ueberfahrt eines einzigen Regimentes von Toulon bis Veracruz gekostet hatte. Gewiss! Wenn es kein Traum war, oder die Franzosen nicht Studirens halber aus der Tierra-Caliente nach der Tierra-Fria hinaufgestiegen sind, so sind es nur jene 190,000 Piaster, wegen deren so viele der Ihrigen bereits das schwarze Erbrechen bekommen mussten.

Sie sind jetzt einmal drüben, und wir können sie nur abermals bewundern, dass sie allein für eine Idee fechten. Die Mexicaner könnten das reichste Volk der Welt sein. Sie sitzen à cheval auf dem merkwürdigsten Festlande der Erde, und lassen ihre Füsse herabhängen in zwei Oceane, jenseits deren die östlichen und die westlichen Ränder der alten Welt auftauchen. Wenn sie lüstern sind nach blankem Geld, ihre Berge sind grosse Silberkeller, sie brauchen nur, wie die Directoren in Threadneedlestreet, ihre Leute hinabzuschicken, und davon heraufholen zu lassen, so viel ihr Herz begehrt. Die Spanier haben zwar schon etliches heraufgeholt; aber was ist es im Vergleich zu dem, was sie unten liessen? Wollten die Mexicaner Zucker bauen, ihr warmes Küstengestade brächte so viel hervor, dass der See im Bois de Boulogne als Kühlpfanne noch zu klein wäre. Wollten sie Kaffee pflanzen, so würden sie die Pflanzer in Brasilien und auf Java zur Verzweiflung bringen. Wollten sie Mais oder Weizen bauen, sie würden selbst Californien seinen auswärtigen Absatz streitig machen können. Die Natur hat dem Chocoladenreich alles gegeben, was der Mensch begehrt, jede Laune und jedes Laster liesse sich in Mexico befriedigen, höchstens dass der Eskimo dort seine Seehunde und der Tunguse seine Zobel vermissen würde. Die Mexicaner könnten die glücklichsten Menschen der Welt sein, wenn sie wollten.

Sie wollen aber nicht, und darum hat das Volk, welches an der Spitze der Gesittung marschirt, wie der Regimentstambour vor der Musikbande, grossmüthig beschlossen, ihnen die Art und Weise zu zeigen, wie Völker glücklich werden. Dazu bedarf es für die Mexicaner sehr wenig. Wenn sie nur auf etliche Jahre sich den Bürgerkrieg abgewöhnen wollten, so ist ihnen geholfen. Man spricht vom Verfall der spanischen Creolenstaaten, aber man sollte

doch nicht alle nach einem Massstab messen. Trotz aller Bürgerkriege schreitet Südamerika mit raschem Schritt vorwärts. Der englische Handel mit den ehemaligen spanischen Colonien beläuft sich jährlich auf 633 Mill. Frcs.; der französische Handel, der 1825 nur einen Werth von 12, im Jahr 1848 von 150 Mill. besass, ist bis zum Jahr 1860 auf 618 Mill. gestiegen, er hat sich also vervierfacht im Laufe von 12 Jahren. Es ist sonach ganz gewiss, dass alle Revolutionen die Creolen nicht verhindern zu arbeiten, zu erzeugen und zu speculiren. Sie kommen mächtig vorwärts, trotz aller Raufereien zwischen Federalistas und Unitarios. Aber wer kommt vorwärts?. Ueber Peru liesse sich streiten; es lebt nur von der Hand in den Mund, es zehrt jetzt vornehmlich und buchstäblich von dem Vogeldünger der Tschintscha-Inseln. Ecuador, Neu-Granada und Venezuela gehen sichtbar zurück, sie fallen einem Bürgerkrieg nach dem andern in die Arme. Die grössten Fortschritte nach rückwärts haben aber unbedingt die Mexicaner gemacht. Die Zölle in Veracruz, die anfangs 15 Mill. Piaster trugen, sind auf 5 Mill. gefallen. Auch besteht die Finanzgeschichte der mexicanischen Freiheit darin, wie man 60 Mill. Ausgaben mit 25 Mill. Einnahmen bestreitet. Wenn die Mexicaner heut einen Schatzmeister fänden, dessen Genie ihnen ein Darlehen zu 25 Proc. Zinsen verschaffte, sie würden glauben einen Fould zu besitzen, denn das Anlehen von Zuloaga ist selbst bei einem Curs von 95 Proc. unter Pari nicht ganz vergriffen worden. Selbst die 5 Mill. Zolleinkünfte von Veracruz, welche allen Gewalthabern Anahuacs immer noch eine Birne für den Durst gewesen waren, stehen jetzt unter Sequester, und zwar ziehen die drei alliirten Gläubiger des »befreiten« Mexico 79 Proc. der reinen Erträgnisse. Diese Härte haben die mexicanischen Liberalen nicht verdient, denn ihr Finanzminister, Señor Zamacona, bewies Sir Charles Wyke in einem Schreiben vom 17. Juli 1861: dass er die Zinszahlung der fremden Schuld erst eingestellt habe, »nachdem er vorher eine Anzahl der angesehensten Bewohner Mexico's habe einsperren lassen, um durch die ihnen auferlegten Lösungsgelder seine internationalen Verpflichtungen befriedigen zu können.« Die mexicanischen Dictatoren besassen obendrein Hilfsquellen ganz eigenthümlicher Art. Sie haben Obercalifornien den Yankees um 25, das Thal von Messilla um 10 Mill. Piaster verkauft, und hätten beinahe — nämlich der edle, uneigennützige und rechts-

gelehrte Juarez 1861 — auch noch Sonora und Chihuahua um 11 Mill. Dollars dreingegeben, wenn das Cabinet von Washington sich nicht anders besonnen hätte. Ausser diesen Linsengerichten hat die liberale Partei die Kirchengüter eingezogen, deren Werth von einigen auf 500 Mill., von andern auf 1 Milliarde oder sogar auf $1^1/_4$ Milliarde Franken von »einem talentvollen mexicanischen Finanzmann« geschätzt wird. Einziehen konnte man die Kirchengüter allerdings, aber das Verkaufen war eine sehr missliche Sache. Das Volk ist nämlich so unwissend, dass es noch immer in sehr vielen Theilen von Mexico der Geistlichkeit den Zehnten zahlt, der schon vor einem Menschenalter abgeschafft wurde, sowie die Abgabe zum Loskauf von Christensklaven, welche in die Hände algerischer Corsaren gefallen sind. Da die mexicanische Geistlichkeit in der Beichte niemand losspricht, der sich mit Kirchengut bereichert hat, und selbst Comonfort ein so guter Katholik war, dass er den Erzbischof von Mexico 1857 in den Kerker werfen liess, weil er an der Gründonnerstagsmesse nicht, wie es herkömmlich war, dem Präsidenten die Schlüssel zum Tabernakel überreichen liess — eine symbolische Handlung, welche das Vertrauen der Kirche in die Frömmigkeit der irdischen Obrigkeit ausdrücken sollte — so war es begreiflich, dass sich die Kirchengüter nur verschleudern liessen. Ausser den Verkäufen von Provinzen, dem Verschleudern fremden Gutes, dem Einsperren »angesehener Personen«, blieb aber den mexicanischen Staatsoberhäuptern immer noch eine grosse Hilfsquelle, nämlich ihre Schulden nicht zu bezahlen, bis endlich durch die Sequestration von Veracruz auch diese Ressource verstopft war.

Nach diesen Thatsachen wird man uns gern glauben, dass das von seinen Tyrannen befreite Mexico nicht zu denjenigen Creolenstaaten gehört, welche Fortschritte machen. Diess sind wohl überhaupt nur Costarica, Chili, der Silberbund und Brasilien. Chili und Peru liefern uns Beispiele, dass eine grössere Pause in den amerikanischen Bürgerkriegen einzutreten pflegt, nachdem ein Farbiger, gleichviel ob ein reiner Indianer oder ein Mestize zur Gewalt gelangt ist. Da, wo der Racenkampf ausgefochten, und wo das blaue Blut unterlegen ist, wird es etwas besser. In dem argentinischen Bunde dagegen herrschen andere Verhältnisse. Dort rast kein Racenkampf, weil die Bevölkerung meistens aus Europäern besteht, sondern nur ein gelinder Bürgerkrieg zwischen Föderalisten

und Unitariern, ein wenig Anarchie, welche fast zur politischen Gesundheit der Creolenbevölkerung nothwendig zu sein scheint. Seit dem Sturze des blutrothen Metzgerhäuptlings Rosas hat sich alles zum besten gewendet, und die Argentiner geben sich jetzt die grösste Mühe, Millionäre zu werden, was ihnen auch bei einigem Geschick jedesmal gelingt. Brasilien endlich verdankt — sagt man — seinen Wohlstand der Monarchie. Wir sind grosse Verehrer der monarchischen Form, allein wir fürchten, man schreibt in Brasilien mehr auf ihre Rechnung als ihr gebührt. Wir sehen, dass Chili gedeiht, weil dort der Racenkampf nach dem Siege der Farbigen geschlossen ist. Wir sehen ferner die argentinische Conföderation trotz einer gemüthlichen Anarchie gedeihen, weil dort allerdings ein Parteienkrieg, nicht aber ein Racenkampf wüthet. Brasilien findet sich in einer ähnlichen Lage. Es gibt dort Weisse, Schwarze und Mischlinge, bis jetzt aber, wenn auch durch die Verfassung auf dem Papier gleichgestellt, hat sich das afrikanische Blut keine gesellschaftliche oder politische Bedeutung zu erwerben verstanden. Die wahren Eingeborenen, Botocuden, Tupi, Guarani u. s. w., leben noch in ihren Wäldern und fischen noch in ihren Flüssen, wie sie Moritz Rugendas gemalt hat.

Ganz anders ist die Lage in Neu-Granada, in Venezuela, in den Isthmusrepubliken und besonders in Mexico. Dieses letztere Reich ist nie durch eine Einfuhr von afrikanischem Blut beträchtlich verunreinigt worden, sondern die Bevölkerung besteht jetzt aus $^{1}/_{10}$ spanischer Creolen, $^{5}/_{10}$ amerikanischer Eingebornen und $^{4}/_{10}$ Ladinos oder Mestizen, d. h. Mischlingen von Creolen mit Indianern. Hr. Calderon Collantes schilderte in einer Unterredung am 9. Oct. 1861 mit Sir John Crampton in Madrid sehr scharf und richtig die Zustände von Mexico als »einen Kampf der indianischen Race gegen das immer schwächer werdende europäische Element«. Man hat die Befreiung der spanischen und der portugiesischen Colonien sehr irrthümlich mit der Befreiung der nordamerikanischen Colonien von England verglichen, denn die Aehnlichkeit hört sogleich auf, wenn man sie nicht auf Brasilien und die La-Plata-Staaten beschränkt. Es war in den amerikanischen Staaten nicht ein Reifwerden von Töchter-Staaten, sondern es war der Anfang eines Abschüttelns des europäischen Joches von Seiten der Eingebornen. Nichts ist in Mexico verhasster, als der Name des Ferdinand Cortes, dessen Grab und dessen Leichnam zu

schänden dem Pöbel der Hauptstadt beinahe einmal schon gelungen wäre. So wie die spanischen Creolen nicht mehr die vicekönigliche Gewalt und das Mutterland im Rücken hatten, unterlagen sie allmählich der indianischen Uebermacht. In Mexico hielten sie sich noch am längsten. Dort hatten sie vor allen Dingen eine gewaltige Stütze an der Geistlichkeit, die wiederum durch ihre kirchlichen Gewalten und durch ihren grossen Grundbesitz das indianische Element in Abhängigkeit erhielt. Die beiden Dictaturen Santa Ana's waren die Galgenfristen vor der letzten Ueberwältigung der Creolenherrschaft. Was man in Mexico missbräuchlich die liberale nannte, sollte von Rechtswegen die nativistische Partei heissen. Wenn diese 1857 die Säcularisation der Kirchengüter aussprach, so darf man darin weniger eine antikirchliche, als eine politische Massregel sehen. Die Kirchenräuber Comonfort und Juarez sind so gute Katholiken wie ihre Gegner, sie verfolgen den Clerus nicht aus atheistischer, und noch weniger aus protestantischer oder amerikanisirender Liebhaberei, sondern weil die Kirchenoberhäupter spanische Creolen sind. Juarez ist ein Zapoteke, das darf man nie vergessen, und von allen Indianerstämmen Mexico's sind die Zapoteken vielleicht derjenige, bei welchem die nativistischen Leidenschaften am höchsten erregt sind.

Wir zweifeln, dass die Franzosen, als sie von Veracruz nach dem Hochlande marschirten, eine klare Anschauung von den Zuständen in Mexico gehabt haben, wenigstens beweist es deutlich die Absicht, dort eine Monarchie aufzurichten. Sie schoben alle Ursachen der Anarchie auf die republikanischen Formen, die doch unter Santa Ana nur dem Namen nach vorhanden gewesen waren, und sie glaubten Mexico zu helfen, wenn sie ihm einen Monarchen gaben, weil zufällig Brasilien unter einem Monarchen gediehen war. Sie haben sich nicht die Frage gelöst, warum das Kaiserthum Iturbide's so klanglos endigte, und warum ein solcher Mann wie Santa Ana unterliegen musste. Wer nach Mexico marschirt, hat nur zwischen zwei Fahnen zu wählen: Creolen oder Tschitschimeken. Die Creolen sind die unterliegende Partei, der letzte schwere Schlag, der sie getroffen hat, ist die Einziehung der Kirchengüter. Ohne Rückhalt an einer europäischen Macht kann diese Partei nie wieder dauernd sich behaupten, es ist sogar die Frage, ob sie es mit einem solchen Rückhalt kann. Und dennoch ist es diese Partei, zu welcher jeder Europäer sich hingezogen

fühlen muss, denn sie ist die Trägerin unserer Cultur. Siegen die Farbigen, hat Calderon Collantes richtig bemerkt, dann wird Mexico rasch wieder in die Zustände zurückfallen, die Ferdinand Cortes auf seinem Marsch nach Anahuac antraf. Dass diess keine leere Prophezeiung ist, sehen wir an Chihuahua und Sonora, welche allmählich unter den Streichen der Apatschen und Comantschen absterben, genau wie der Zustand des Reiches beim Untergang der Toltekenherrschaft war, als die tschitschimekischen Raubgeschwader vom Norden her auf das Hochland einwanderten.

Das beste, was also die Franzosen thun können, besteht darin, ihre Hand, die sie zwischen zwei Mühlsteine gestreckt haben, sanft wieder herauszuziehen und Mexico — die Creolen und die Farbigen — ihrem Gottesgericht zu überlassen. Sie können das Land erobern, daran zweifeln wir keinen Augenblick, wenn sie es aber nicht als eine französische Colonie behandeln, es zu einem andern Algerien machen wollen, so werden sie dauernd weder eine Herrschaft noch eine Ordnung in Mexico hinterlassen, denn ein Racenkampf endigt nur mit dem vollständigen Sieg des überlegenen Elements, und das sind die Eingeborenen.

Die nativistische Partei hat aber ausserdem noch einen mächtigen Helfer und Bundesgenossen in den Vereinigten Staaten. Wüthete der Bürgerkrieg nicht zwischen Süden und Norden, so würden die Spanier sich so wenig der Republik Domingo bemächtigt haben, als die Franzosen nach Orizaba marschirt sein. Der Bürgerkrieg der Vereinigten Staaten kann aber früher oder später ein Ende nehmen, und zwar ein Ende, dass zwei Bundesstaaten statt eines entstehen. Nun gibt es aber einen Punkt, worin die Pflanzer und die Yankees herzlich übereinstimmen, nämlich in der Monroe-Doctrin. Die Lehre des Präsidenten Monroe bestand aber bekanntlich darin, dass keine europäische Macht ausserhalb ihres Colonialgebietes in Amerika sich in irgendwelche Händel der neuen Welt zu mischen habe, sondern dieses Geschäft die Vereinigten Staaten sich als ihr Monopol vorbehalten, dass aber von dem Augenblick an, wo europäische Mächte diese Warnung vergessen sollten, die Vereinigten Staaten wiederum sich genöthigt sehen würden, an europäischen Händeln theilzunehmen, und in Europa Bundesgenossen zu suchen. Ihr Bundesgenosse in Europa ist aber bekanntlich Russland. Man darf sicher darauf zählen, dass am Tage, an welchem die Unionisten und Seces-

sionisten Frieden schliessen, sie auch die alte Monroe-Lehre den europäischen Mächten ins Gedächtniss rufen werden. Wenn sich also zur Zeit des Friedensschlusses die Franzosen noch in Mexico, gleichviel in welcher Lage, befinden würden, so haben sie die Vereinigten Staaten gegenüber. Die Amerikaner haben in den mexicanischen Händeln auch von vornherein diejenige Partei begünstigt, welche am raschesten und am gründlichsten das Land an den Abgrund zu bringen versprach, nämlich die Farbigen; darum ist auch die sogenannte liberale oder nativistische Partei in Mexico zugleich die amerikanische. Haben daher die Vereinigten Staaten die Arme wieder frei, so werden sie sich ihres Lieblings Juarez erinnern und annehmen, und ihn redlich mit Waffen, Geld und Freibeutern unterstützen.

Wenn man alles diess überlegt, so ist es unbegreiflich, dass ein so schlauer und vorsichtiger Monarch wie Napoleon III., wegen einer Schuldforderung von 190,000 Piastern, oder dem dritten Theil dessen, was die Gartenanlagen des Bois de Boulogne der Stadt Paris gekostet haben, sich an das Verhängniss der weissen Race im heissen Amerika gekettet hat, denn wo die dreifarbige Fahne entfaltet wird, da fordern die Franzosen Sieg und Erfolg, oder wenigstens den Schein beider. Wie aber lässt sich in dem langsamen Process einer Racenvertilgung Sieg oder Erfolg denken?

7. Der Werth Indiens für England.

(Ausland 1866. Nr. 38. 18. Septbr.)

Vor dem Jahre 1859 wurde bei jeder Verwicklung auf unserm Festlande gefragt: welche Partei wird die britische Regierung ergreifen? wie wird sich das Parlament entscheiden? Jetzt fragt kein Mensch mehr nach dem Hass und nach der Liebe des britischen Volkes. Das letzte Mal, wo es eine europäische Rolle spielte, war der Krieg in der Krim, an dem es anfangs mit 30-, später mit 50,000 Mann Theil nahm. Seitdem weiss man nicht mehr, dass England eine europäische Kriegsmacht sei. Man hat sie nicht gesehen 1859 in Italien, 1864 auf der cimbrischen Halbinsel, 1866 in Deutschland. Wenn die Franzosen Belgien sich aneigneten oder das linksrheinische Deutschland bedrohten, wir würden uns vergebens umsehen nach den Waffengefährten bei Waterloo. Zwischen 1854 und 1859 fällt der indische Sipahiaufstand und mit ihm dankte Grossbritannien ab für eine europäische Rolle. Grossbritannien hat nämlich keine Soldaten und wird keine für eine europäische Rolle haben, so lange es mit geworbenen Truppen ficht.

Seine gesammte Hausmacht besteht alles in allem aus 150,000 Mann, seine indische Armee aus etwa 75,000 Mann. Von seiner Hausmacht muss man reichlich abrechnen 50,000 Mann, die es zur Bewachung von Gibraltar und Malta in Europa, von Canada, Jamaica und den Antillen in Amerika, von Australien und Neu-Seeland im stillen Ocean, von Singapur und seinen chinesischen Häfen in Asien braucht. Es bleiben also daheim, einschliesslich des Depots für die indischen Regimenter, 100,000 Mann für Garnisons- und Festungsdienste sowie zur Bewachung Irlands. Es ist wahr, England könnte bei Beginn eines Krieges Truppen anwerben, sie einüben und seinen Feinden damit zusetzen. Nimmt der Krieg die Gestalt einer grossartigen Belagerung an, wie die Sebastopols war, und zieht er sich durch zwei Jahre hin, so wird England zum Schluss mit einiger Stärke auftreten können. Dauert

der Krieg aber drei Monate, wie der italienische 1859, oder „sieben Tage", wie der böhmische Feldzug 1866, so kommt England jedenfalls zu spät.

Vor dem Jahr 1857 war die Lage eine andere. Damals gab es noch eine Armee der ostindischen Compagnie, und die Ziffer der europäischen Truppen in Ostindien blieb beständig unter 30,000 Mann. Jetzt bedarf man 70,000 Mann, um die Hindu im Zaume zu halten. Wären die alten Verhältnisse 1864 noch gewesen wie vor 1857, so hätte England leicht den Dänen 60,000 Mann zu Hilfe schicken können, während es in Wahrheit höchstens 20,000 Mann zu solchen Zwecken verfügbar hätte. Man sieht also, es besteht ein deutlicher Zusammenhang zwischen dem Sipahiaufstande und dem europäischen Nihilismus des Londoner Cabinets. In britischen Köpfen macht sich daher die Neigung geltend, zu untersuchen, ob denn der Besitz Indiens seine Opfer werth sei. Es giebt wohl heutigen Tages keinen Engländer mehr, der nicht in dem Abfall der Vereinigten Staaten von dem Mutterlande eine Wohlthat für seine Heimath erblickte. Neu ist es aber, dass man auch ein Aufgeben Indiens für einen weisen Entschluss anzusehen beginnt, und dass gegen das Westminster Review das toryistische Quarterly aufgetreten ist, um zu beweisen, dass Indien noch einen Werth für England besitze und seine 70,000 Mann Besatzung werth sei.

Zunächst ist es überhaupt schwierig, etwas aufzugeben. Oesterreich hat sich sicherlich verstärkt durch den Verlust seiner italienischen Gebiete. Aber auf die Lombardei, auf Venedig verzichten, ohne gefochten zu haben, wer hätte Oesterreich das ernsthaft zumuthen wollen? Hat es an innerer Kraft auch nicht eingebüsst, an äusserem Glanze hat es jedenfalls verloren. England wäre als Kriegsmacht viel stärker, wenn es Indien aufgäbe, aber an irdischem und historischem Glanz würde es um so viel ärmer, das Hochgefühl der Nation würde herabgesetzt, sie träte eine Rangstufe tiefer, und sie wird daher lieber auf eine europäische als auf ihre asiatische Rolle verzichten. Ausserdem ist Indien für England das nämliche, wie Algerien für Frankreich, eine Kriegsschule für Truppen und Feldherren.

Man täuscht sich auch, wenn man glaubt, ein Aufgeben Indiens würde für Grossbritannien die nämlichen günstigen Folgen haben, wie der Abfall der Vereinigten Staaten. Die Vereinigten Staaten

waren nämlich eine Colonie Englands, besiedelt von der gleichen Race, reif zur Selbstregierung als sie sich losrissen, sie waren vor allen Dingen eine consumtionsfähige Gesellschaft, der europäischen Zufuhren bedürftig und zur Leistung der nöthigen Rimessen befähigt. Indien dagegen ist keine Colonie Englands, der Hindu nennt die britischen Inseln nicht sein Mutterland. Indien ist daher eine britische Eroberung und eine Domäne der vereinigten Königreiche. Der britische Handel nach Indien setzt eine britische Herrschaft in Indien voraus. Wollten die Engländer sich begnügen, nur einzelne grosse Hafenstädte, wie Kurratschi am Indus, Bombay, Madras und Calcutta mit wenig zahlreichen Garnisonen festzuhalten, so würde allerdings ein Theil ihres Handels mit Indien sich retten lassen, aber die Werthziffern müssten bedeutend sinken, denn es ist nur die europäische Herrschaft, welche den Hindu befähigt, in grossem Massstabe zu erzeugen und in gleichem Massstabe zu verbrauchen. Zögen die Engländer aus Indien ab, so gäbe es wieder, wie zuvor, innere Kriege, es würden die künstlichen Bewässerungen verfallen, die Landwirthschaft machte Rückschritte unter asiatischer Willkürherrschaft, und mit dem Sinken der Production ginge auch die Consumtionsfähigkeit verloren. Der indische Handel hat aber ganz gewaltige Grössenverhältnisse gewonnen. Die Werthe der Ein- und Ausfuhr betrugen

1834—35	14,342,000	Pfd. St.
1860—61	89,074,000	„ „

Im letzten Jahre (1861) betrug die ausgeführte Baumwolle 369 Mill. Pfd. im Werth von 9 Mill. Pfd. St., und sie hatte sich 1864 in Folge des amerikanischen Bürgerkrieges auf 502 Mill. Pfd. an Gewicht gehoben. Hätte Indien die Lücke, welche das Ausbleiben der amerikanischen Baumwolle liess, nicht einigermassen ausgefüllt, so würde das Elend der Spinner- und Weberbevölkerung in England noch unendlich grösser gewesen sein. Ganz ähnlich erging es, als während des Krieges in der Krim die Zufuhren russischen Hanfes ausblieben. Damals brachen sich indische Pflanzenfasern als Surrogate Bahn, und die aufblühende Ausfuhr von Jute hob sich von 409,243 Pfd. St. im Jahr 1860 auf einen Werth von 1,598,084 Pfd. St. im Jahr 1863. Indien verspricht auch neuerdings England einigermassen die Unabhängigkeit von chinesischen Märkten durch seine Theepflanzungen, wenn auch die Werthe der Theeausfuhren sich nur langsam in der Zeit

von 1860—1863 von 101,693 Pfd. St. auf einen Werth von 222,035 Pfd. St. hoben.

Wenn England Indien aufgeben wollte, so liesse es dort ansehnliche Capitalsanlagen im Stiche. Eine parlamentarische Untersuchung hat ergeben, dass von indischen Staatseinnahmen in England bezahlt werden, an

Zinsen für Actien der alten ostindischen Compagnie	629,970	Pfd. St.
Zinsen für englische Darlehen an Indien	1,372,599	„ „
Pensionen für Civilbeamte	246,918	„ „
„ „ Militärbeamte	1,165,043	„ „
„ „ Marinebeamte	53,951	„ „
Zinsengarantien für Eisenbahnen . . .	1,669,283	„ „
	5,137,764	Pfd. St.

Capitalisirt man diese Rente zu 3 Procent, so gelangt man zu einer Summe von 173 Mill., und schlägt man dazu noch die capitalisirten Zinsen für Eisenbahnen, die mit englischem Geld in Indien erbaut worden sind, so erhöht sich das Capital auf 200 Mill., will sagen auf eine Summe, die dem vierten Theil der englischen Nationalschuld gleich kommt. Gar nicht berechnen lassen sich ferner die Summen, welche britische Officiere und Beamte an Ersparnissen von ihren Gehalten nach Hause senden, obgleich sie in neuerer Zeit wegen der Lebensvertheuerung in Indien sehr knapp geworden sind. Darin hauptsächlich besteht der materielle Genuss des britischen Volkes, dass in Indien eine Legion von Beamten und Officieren Anstellungen finden, die sehr viele von ihnen befähigen, einen fürstlichen Haushalt zu führen.

Mit dem indischen Handel fiele auch die Schifffahrt nach Indien. Zur Vermittelung des Verkehrs dorthin dient eine Dampferflotte, welche grösser ist als die einer anderen europäischen Seemacht, Frankreich und Russland ausgenommen. Die Flotte der Peninsular- and Oriental-Company zählt 64 Dampfer von 90,545 Tonnen Register und 18,649 Pferdekräften, die in Kriegszeiten von England zur Verstärkung seiner Seekräfte beigezogen werden können. An Eisenbahnen hat England in Indien Capitalien von 58 Mill. Pfd. St. angelegt, sie befinden sich in den Händen von 36,533 Actionären, die sämmtlich bis auf 777 ihre Wohnsitze in England haben. Es gibt, wenn man die Pensionäre und Actionäre, welche von indischen Einkünften in England leben,

zusammenzählt, 126,000 Personen, deren Rente vertreten wird im Durchschnitt durch ein Capital von 1600 Pfd. St. Alle diese Leute verlören ihren Zinsengenuss, wenn jemals Indien der Herrschaft der Briten entschlüpfte.

Vor dem Sipahiaufstand bot das indische Budget den traurigen Anblick der fortgesetzten, wenn auch mässigen Deficite. Der Sipahiaufstand schwellte die indische Schuld noch beträchtlich auf, die Vermehrung der europäischen Truppen steigerte den Aufwand für den Krieg und die Herstellung eines Gleichgewichtes zwischen Einnahmen und Ausgaben erschien ganz hoffnungslos. Es hat sich aber alles unerwartet gestaltet. Vor dem Sipahiaufstand betrug in den drei Jahren 1854—57 die durchschnittliche Jahreseinnahme des indischen Schatzes 31,980,000 Pfd. St., 1861 war sie auf 43 Mill. und 1863 auf 44 Mill. gestiegen. Von dieser Mehreinnahme von 12 Mill. sind nur 4 Mill. auf neu erschaffene Steuern zu rechnen, der Rest von 8 Mill. besteht aus dem Mehrertrag alter Steuern. Gegenwärtig besteht die Roheinnahme aus 46,547,483 Pfd. St., von denen nach Abzug örtlicher Lasten 36,895,318 Pfd. St. übrig bleiben. Die Kosten der gesammten Verwaltung, sowie der Zinsen für die indische Schuld belaufen sich nur auf 29,814,211 Pfd. St. Es bleibt also eine Reineinnahme von 7 Mill. Pfd. St. zurück. Von diesen mussten allerdings wieder 1,395,285 Pfd. St. an garantirten Zinsen für Eisenbahnen abgezogen werden. Der Rest aber und ein kleines Deficit von 263,377 Pfd. St. diente zur Bestreitung öffentlicher Arbeiten im Kostenbetrage von 5,685,817 Pfd. St. Letztere Summe ist ein angelegtes Capital, ein Zuwachs des fiscalischen Vermögens. Als ein solches sind namentlich die Bewässerungsbauten von handgreiflichem Nutzen. Trotz seiner dichten Bevölkerung liegen in Indien noch unermessliche Flächen unbebaut, weil sie nicht bewässert sind, denn wo sich Wasser herbeischaffen lässt, ist der indische Boden fruchtbar. In der Präsidentschaft Madras allein sind in den fünf Jahren 1860—64 je 500,000 Acres Land durchschnittlich in einem Jahre der Cultur gewonnen worden.

Unter solchen Verhältnissen wird England gern auf allen europäischen Glanz verzichten, um sich die fette Milchkuh im Lande wo der Pfeffer wächst zu erhalten.

8. Ein Rückblick auf die jüngste Vergangenheit.

(Ausland 1866. Nr. 37. 11. Septbr.)

Die politischen Begebenheiten in der Heimath sollten von dem Kreise unserer Wochenschrift streng ausgeschlossen bleiben. Die geschichtlichen Ereignisse des gegenwärtigen Jahres sind jedoch so ausserordentliche, dass eine Ausnahme wohl verstattet erscheint. Da in diesen Blättern Gegenstände der Erdkunde vorzugsweise verhandelt werden, und da man nicht Geograph sein kann, ohne Geschichte zu studiren, nicht Geschichte schreiben kann, ohne Geograph zu sein, so ist es wohl einem Schriftsteller zu gönnen, der sich der Länder- und Völkerkunde widmet, von seinem Standpunkt aus die jüngste Vergangenheit zu beurtheilen. Der Verfasser der »Rückblicke« am Schluss des Jahres, der niemand anderes ist als der Herausgeber dieser Blätter, könnte sich auch nirgends anders hörbar machen, denn in der süddeutschen Presse würden seine Ansichten wohl ebenso wenig Anklang finden und ebenso vereinzelt stehen, wie im Jahr 1862 und 1863, wo er südlich vom Main der einzige war, der gegen eine Sprengung des Zollvereins und für die Annahme des französischen Handelsvertrages seine Stimme erhob. In der norddeutschen Presse aber will er nicht publicistisch auftreten, weil er sich nicht von seinen süddeutschen Landsleuten trennen mag, sondern gerade auf ihre Ansichten einzuwirken trachtet, und weil er, wenn diese Ansichten sich nicht ändern, immer mit denjenigen gehen wird, unter denen er feste Wurzel geschlagen zu haben glaubt.

Seit 1815 war die ehemalige Wehrverfassung Preussens dreimal auf die Probe gestellt worden, nämlich 1849 im badischen Feldzuge, 1850 bei dem Anmarsch der Oesterreicher und ihrer Verbündeten, 1859 bei der Mobilisirung der deutschen Bundesheere

gegen Frankreich. In allen drei Fällen waren bedenkliche Schäden entdeckt, und in den beiden ersten am lebhaftesten von dem damaligen Prinzen von Preussen, im letzten von ihm als König empfunden worden. Man ist schweigsam in Preussen über innere Fehler des Heeres oder seiner Verfassung, und was wir über jene drei Proben erfahren haben, gründet sich auf Beobachtungen englischer Officiere. Wir sehen denn auch seit 1860 König Wilhelm mit einer neuen Heerverfassung beschäftigt, an die er, durchdrungen von der Erkenntniss ihrer Unerlässlichkeit, alles setzt. Stellen wir uns auf den Standpunkt preussischer Patrioten, so müssen wir tief beklagen, dass die damalige Kammer die neue Heerverfassung erst provisorisch genehmigte und dann ihre endgiltige Durchführung hartnäckig verweigerte. In der neuen Heerverfassung sah sie nur die Vermehrung von Officiersstellen, eine ungewöhnliche Beförderung, ein Wachsthum des Soldatenstaates, die Gefahr künftiger Cabinetskriege und eine Ueberbürdung der Staatskassen. Auch blieb der letztere Punkt das schwerste Bedenken. Mit musterhafter Sparsamkeit hat man freilich jener Ueberbürdung vorzubeugen gesucht; allein auf die Dauer hätte doch wohl nicht Preussen trotz dem unläugbaren Wachsthum seines Wohlstandes einen so hohen Wehrstand zu ernähren vermocht und die martialische Stärke hätte schliesslich zu einer finanziellen Schwächung führen müssen. In den damaligen Zeiten, wo der Streit in Kammern und Presse entbrannte, hörte man oft in preussischen Blättern Aeusserungen folgender Art. Preussen müsse zum Schutze Deutschlands sich ausserordentliche, fast unerschwingliche Lasten auflegen, folglich sei es billig, dass die andern deutschen Staaten einen Theil an dieser Bürde trügen. Die bundesdeutsche Presse erwiderte darauf, dass Deutschland mit seinen matricularmässigen Armeen stark genug sei, um seine Grenzen zu wahren und dass Preussen getrost seinen Heerbestand verringern könne. Die Preussen hatten damals in der Sache vollkommen Recht, denn wenn sie uns nicht gegen Frankreich schützten, wir selbst hätten das überrheinische Gebiet nicht zu halten vermocht.[1]) Was deutsche Contingente leisten, das hat uns die jüngste Vergangenheit deutlich ermessen lassen.

1) Auf Oesterreich liess sich nicht unbedingt zählen, wenn der Angreifer einen Moment wählte, wo es vielleicht in Italien oder im Orient seine Kräfte gebunden hatte.

Ein Bundesarmeecorps aus dreierlei Truppen zusammengesetzt ist ein militärisches Unding. Zu Rheinbundszeiten liess Napoleon nur solche fremde Truppen ungetrennt auftreten, die ein eigenes Corps bilden konnten, wie die Polen, die Bayern, die Sachsen. Die kleineren Contingente wurden stets unter französische Corps oder Divisionen gesteckt. Gerade so haben die Preussen ihre deutschen Bundesgenossen brigadenweise zu den preussischen Divisionen geschlagen. Leicht liessen sich noch zu Napoleons Zeiten Truppen verschiedener Kriegsherren zu einem grösseren Körper vereinigen; wenn aber die Preussen das nämliche ausführten, so verdankten sie es nur ihren Militär-Conventionen. In den südlichen Bundesstaaten dagegen wurde jedes Contingent mit besondern Gewehren und besondern Geschützen bewaffnet, sowie nach besondern Vorschriften geübt. Auf diesen Uebelstand ist vor 1866 unzählige Male hingewiesen worden. Er wurde von jedermann zugegeben, blieb aber unvertilgbar, weil er beabsichtigt wurde. Die »deutsche Freiheit«, auf welche Götz von Berlichingen bei Goethe ein Glas leert, die man im Jahr 1848 als »Particularismus« ächtete und die man im Frühjahr 1866 unter dem Titel Föderalismus laut und öffentlich pries, hiess ins Militärische übersetzt: das achte Armeecorps. Durch die Scheckigkeit der Uniform, durch die Verschiedenheit des Infanterie- und Artilleriekalibers erreichte man vollständig, dass die Besonderheit innerhalb der äussern Schein-Einigkeit eines Bundestruppenkörpers gewahrt blieb. Verschiedenartigkeit in der Ausrüstung, noch mehr aber Unklarheit über die Subordination der einzelnen Bestandtheile unter dem höheren Befehl, erzeugen etwas, was die Militärsprache die Reibung (Friction) nennt. Die Spannung in einem geheizten Dampfkessel kann der Kraft von zehn Pferden gleich kommen, aber wenn die Maschine schlecht gebaut ist, so entsteht bei der Verwandlung der Naturkraft in Nutzkraft durch Reibung (Friction) der Bestandtheile des Mechanismus ein solcher Verlust, dass vielleicht nur die Kraft zweier Pferde zur Benützung gelangt. Ein Truppencorps mit starker innerer Friction ist keine Hilfe, sondern ein gefährlicher Bundesgenosse, und wenn die Franzosen bei Rossbach ohne die Reichsarmee gefochten hätten, wären sie vielleicht besser gefahren. In diesem Sinne enthält ein Wort des Generals von Manteuffel grosse Wahrheit, welcher gegen den Prinzen Carl von Bayern bei einem Zusammentreffen in Würzburg äusserte: »Wir haben das

siebente Armeecorps (Bayern) immer für 50,000 Mann »stark gehalten, seit seiner Vereinigung mit dem achten hatte es für uns nur den Werth von 30,000 Mann.« Er wollte damit sagen, dass durch die Pluralität der Uniformen, durch den Mangel an Einheit der Führung die innere Reibung so stark wird, dass die Nutzkraft durch den Zuwachs an Zahl ab- statt zunimmt. Man erinnere sich jetzt des Streites im Sommer 1859, als die deutschen Truppen gegen die französische Grenze sich in Bewegung setzten und das Berliner Cabinet die Unterstützung Oesterreichs von der Bedingung abhängig machte, dass die deutschen Contingente unter den Befehl des Königs von Preussen als Kriegsherrn, nicht als Bundesfeldherrn sich stellen sollten. Was die Autorität eines »Bundesfeldherrn« über gemischte Contingente bedeute, von denen jedes von einem Prinzen angeführt wird, hat uns der Feldzug im westlichen Deutschland geoffenbart, und wenn im Jahr 1859 irgend etwas gegen Frankreich auszurichten gewesen wäre, so hätte es nur durch die Unterordnung unter einen Willen geschehen können.

Der Ausbildung tüchtiger Heere war in den deutschen Staaten auch das Verfassungsleben hinderlich. Die stehenden Heere sind unter allen Umständen ein nothwendiges Uebel; ein fünfzigjähriger Frieden hatte Deutschland in den Wahn versetzt, das Uebel sei nicht einmal nothwendig. In den Kammern der deutschen Staaten hasste man das, was man Soldatenstaat heisst. Die Kriegsminister waren die Zielscheibe aller spitzen Reden von den Deputirtenbänken. Organisatorisches Talent ist dasjenige, welches hauptsächlich einen Soldaten zum Kriegsminister befähigt. Bei der Wahl der Minister war man jedoch genöthigt, nicht nach den schöpferischen, sondern nach den zungenfertigen Soldaten zu greifen, deren Patriotismus obendrein weit genug reichte, sich zum Märtyrer des Militärbudgets anzubieten. Dieses zu kürzen und zu beschneiden war die eifrigste Sorge der Deputirten und der unfehlbare Weg, um populär zu werden. Nothwendige Pensionirungen unterblieben aus Sparsamkeit, grössere Uebungen wurden vermieden, weil man fürchten musste, »einer Kriegsspielerei« und einer »Pulververschwendung« angeklagt zu werden. Dazu ertönte der Ruf nach »Volksbewaffnung«, worunter man nicht die allgemeine Wehrpflicht wie in Preussen, sondern ein Ding wie das schweizerische Milizsystem sich dachte, welches in der Schweiz seine Probe noch nicht, in den Vereinigten Staaten während des

ersten Bürgerkriegsjahres aber kläglich bestanden hat. Nur in Martialstaaten werden aber Armeen aufwachsen, wie sie der Krieg erfordert.

Die deutschen Staaten genossen inzwischen das goldene Zeitalter des herrschenden Bürgerthums. Es waren glückliche Jahre einer gefährlichen Ruhe. »Inter impotentes falso quiescas,« sagt Tacitus. Ungerecht war es dann, von Armeen, deren Ausbildung man selbst verkümmern geholfen, Leistungen zu erwarten, wie sie nur von Truppen verlangt werden dürfen, die in Soldatenstaaten erzogen worden sind.

Die preussische Presse hat also Recht, wenn sie behauptet, das übrige Deutschland trage zum Schutz der Grenzsicherung nicht einen billigen Theil bei und auf Preussen ruhe eine doppelte Last. Wir sehen jetzt, dass die Siege in Böhmen benutzt werden, die Geldlasten gleichmässig über die norddeutschen Bevölkerungen zu vertheilen. Auf dem Wege des Vertrags und der Uebereinkunft war diess nicht zu erzielen gewesen, also blieb nur der Weg der Gewalt und des diplomatischen Schachspieles übrig.

Die grossartigsten Erscheinungen von Staatsmännern, Feldherren, Monarchen befriedigen in der Regel wenig, wenn wir ihre Handlungen nach der bürgerlichen Moral zergliedern. Cromwell, Peter und Friedrich die Grossen, Katharina II., Napoleon I. und Napoleon III. waren, wer wollte es läugnen? die Begründer neuer und glanzvoller glücklicher Zeiten für ihre Völker geworden. Bei jedem von ihnen wird man manches oder vieles finden, was wir entschieden missbilligen müssen. Fast könnte man sich zu der Behauptung hinreissen lassen, historische Grösse sei unerreichbar ohne Gleichgiltigkeit gegen die bürgerliche Moral, wenn nicht die neueste Geschichte uns wenigstens zwei Namen hinterlassen hätte, wo Fleckenlosigkeit der Handlungen sich mit geschichtlicher Verklärung vereinigt finden: Washington und Lincoln.

Man hat in der letzten Zeit viel Erbauliches gesprochen über Recht und über Gewalt. Wer aber aufrichtig untersucht, der wird Gerechtigkeit nur in Shakespeare'schen Trauerspielen, nicht in der Natur und nicht in der Geschichte, finden. Wo sich in den Schicksalen historischer Grössen ein strafender Arm zeigt, da möchten wir eher vor ihm uns entsetzen, denn in der Regel ereilt die Rache erst die Kindeskinder. So muss Ludwig XVI. auf dem Schaffot die Sünden Ludwig's XV. und der Regentschaft büssen.

Der geschichtliche Erfolg gehört stets dem Starken und Klugen, die geschichtliche Strafe heftet sich nur an die Fersen desjenigen, welcher Fehler begeht. Napoleon's Macht stürzte zusammen, als er seine Kräfte erschöpft, das Mögliche überschätzt und das Haltbare dem Abenteuerlichen geopfert hatte. Die historische Gerechtigkeit zeigt sich daher verschieden von der poetischen. Die letztere wechselt von Jahrhundert zu Jahrhundert wie eine Mode, sie wechselt mit dem Ort, mit dem Breiten- und dem Längengrade, mit den Nationen und mit den Völkerfamilien, sowie mit den Religionsculten. Was im Mittelalter selbst unter christlichen Völkern für erlaubt gehalten wurde, davor würde sich das heutige milder denkende Europa entsetzen. Das Wort Gerechtigkeit hat einen andern Sinn im germanischen oder romanischen Culturkreis wie im mohammedanischen Asien, in diesem einen andern als in der Welt des Brahmanismus und Buddhismus, und es wird fast zum unverständlichen Ausdruck in den Negerlanden. Allgemein gültig wie ein Naturgesetz für alle Zonen und alle Zeiten ist die historische Gerechtigkeit, die nichts anderes ist, als jene Parteinahme der Götter für den Siegreichen, gegen die sich ein Cato empörte. Sie besteht in einer Vorliebe für das Neue und Jugendliche und in einem Hass gegen das Gealterte und Hinfällige. Völker und Staaten sind als geschichtliche Persönlichkeiten dem Schicksal des Wachsthums und des Verfalls unterworfen. Nichts neues kann entstehen ohne etwas altes zu verdrängen, nichts neues entsteht, ohne dass ihm eine höhere Lebenskraft inne wohne. Ein Naturforscher wie Darwin würde auch in der Geschichte den Kampf um das Dasein (struggle for existence) wieder finden, ein Chemiker sähe darin einen Wechsel der Stoffe, ein fortwährendes Zersetzen und ein fortwährendes Binden des Zersetzten, ein Geolog eine Folge von jüngeren auf ältere Schöpfungen. Dass die Geschichte kein sittlich läuterndes Trauerspiel sei, wo der Frevel seine eigene Vernichtung nachzieht, das lehrt uns die Vorstellung aller gebildeten Völker von einem Jenseits, wo das, was sie zu ihrer Zeit für gut oder bös hielten, seinen Lohn oder seine Rache finden soll. In diesem Glauben selbst liegt der Vorwurf, dass in dieser Welt nach Regeln abgerechnet wird, mit denen sich der eingeborne sittliche Trieb des Menschen nicht einverstanden erklären kann. Selbst ein gläubiger Christ, wie Leopold von Ranke, äussert einmal, dass die Schicksale

von Staaten und Völkern sehr viel Aehnlichkeit haben mit den Wechseln der versteinerten Formen in den verschiedenen chronologischen Stockwerken der geschichteten Gesteine. Eine sittliche Verantwortung kann immer nur einen Einzelnen treffen, einen König, ein Volksoberhaupt, einen allmächtigen Staatskanzler. Ein Staat oder ein Volk ist keine Persönlichkeit, die sich sittlich vergehen kann, es ist eine Naturerscheinung wie jede andere.

Solche Betrachtungen nöthigen uns zur Erkenntniss, dass man an historische Umwandlungen, welche das Völkerschicksal entscheiden, nicht den Massstab des geschriebenen Rechtes anlegen darf; doppelt misslich wäre es in unserer Zeit, wo sich alte und neue Gesellschaftsbegriffe bekämpfen, wo gegen die Staaten, die nach dem historischen Rechte vergangener Jahrhunderte aufgewachsen sind, die durch Eroberung, Erbe oder Mitgift zusammengelangten, sich die Idee erhebt, dass die Staaten der Ausdruck und die Form einer exclusiven Nationalität sein sollen. Am allerwenigsten passen Vorstellungen aus dem bürgerlichen Recht in die Welt der historischen Erscheinungen. Man hat Gewicht darauf gelegt, dass die Gründer des deutschen Bundes ihn für unauflöslich erklärt haben. Thöricht bleibt es, aus einem solchen Worte Rechte ableiten zu wollen. Alle irdischen Erscheinungen sind wandelbar, und etwas für unauflöslich zu erklären, das heisst dem Naturgesetze der beständigen Umbildung Schranken setzen zu wollen. Das Geschlecht, welches den Bund für unauflöslich erklärte, ruht längst unter dem Rasen, ein neues Geschlecht lebt in einer neuen Welt, von der die Väter der Wiener Verträge keine Ahnung hatten, deren Bedürfnisse sie nicht kannten, deren Kräfte sie nicht zu berechnen vermochten. Wenn jemanden ein Vorwurf trifft, so sind es sie, dass sie ein so vermessenes Wort, wie Unauflöslichkeit, gesprochen haben; denn unauflöslich ist nichts in dieser Welt, die nicht bestände, wenn nicht Zersetzungen vorher eingetreten wären. Eben jetzt lesen wir, dass Preussen mit deutschen Staaten einen »ewigen« Frieden geschlossen habe. Denkt dabei der eine wie der andere Theil daran, mit diesem Wort auf sein Recht der Kriegserklärung gegen den andern zu verzichten? Nimmermehr. Das Wort ewiger Frieden drückt nur den Wunsch der beiden Parteien im Augenblick der Verständigung aus, dass der Friede ein ewiger bleiben möge, es ist eine Wortverzierung,

anmuthig anzuschauen wie die bunten Schnörkel an den Anfangsbuchstaben eines alten Pergamentes. Nichts weiter!

Südlich vom Main theilt man den grossen Fehler, von jedem Schlagwort — verständig oder unverständig — sich fortreissen zu lassen. Bevor der deutsche Frieden noch unterhandelt wurde, warnte man vor einem »faulen« Frieden. Auch der Friede von Villafranca wurde seinerzeit so geheissen, und doch war er für einen Theil, nämlich für Frankreich, ein ganz gesunder Frieden. Aber dieselben Stimmen, denen es im Juli vor der Friedensfäulniss schauderte, konnte man im August schon nach einem Frieden um jeden Preis rufen hören, jede Fäulniss wäre ihnen willkommen gewesen, vorausgesetzt, dass sie nur eine friedliche war. Ein anderes geläufiges »Kernwort« vor und während des Krieges war die »Vergewaltigung«. In der That ist auch unsere neueste Geschichte nichts anderes als eine Vergewaltigung, eine Vernichtung dessen, was vorher Recht war, etwas widerrechtliches im bürgerlichen Sinn. Wer hat aber jemals behauptet, dass der Krieg etwas rechtliches sei?

Der Gegensatz von Ueberwältigung ist die Vereinbarung. Auch verlangt die Moral des neunzehnten Jahrhunderts, dass die Versuche zur Verständigung erschöpft sein müssen, ehe der Weg der Gewalt betreten werde. An gütlichen Versuchen, den deutschen Bund umzugestalten, hat es nicht gefehlt, wir waren nacheinander Zeugen eines Vorparlamentes, des grossen deutschen Parlamentes, des Radowitzischen Parlamentes »mit allen, vielen oder wenigen«, welches in Olmütz zur Ruhe bestattet wurde, der Dresdener Conferenzen, welche das »schätzbare Material« lieferten, des Frankfurter Fürstencongresses, dem das österreichisch-preussische Bündniss auf dem Fusse folgte. Der Zeitraum der Vereinbarungen erstreckte sich also fast über ein Menschenalter, und am Ende stand man genau dort wie am Anfang, ohne die mindeste Aussicht, dass das nächste Geschlecht deutscher Zunge auf diesem Wege, auf dem Wege der Güte und der gegenseitigen Zugeständnisse, irgendwie vorwärtsgekommen wäre. Es blieb also nur der Weg der Gewalt übrig. Wer ihn absichtsvoll betrat, der wird ihn zu verantworten haben, das ist seine Gewissenssache. Doch wird man immer finden, dass die Geschlechter, die unter veränderten Zuständen aufwachsen, stets die Urheber der Veränderung gesegnet haben. Friedrich der Grosse war ein Mann des Blutes

und des Eisens, er wird aber nirgends höher verehrt, als gerade in dem »überwältigten« Schlesien. Die Säcularisationen und Mediatisirungen innerhalb des deutschen Reiches im Jahr 1803 waren Vergewaltigungen, und als man den Gewaltthäter an die Felsen St. Helena's geschmiedet hatte und seinem zehrenden Gram überliess, da hätte man das alte Recht voll wieder herstellen können. Man hütete sich wohl, etwas ähnliches zu thun, denn die Gewalt war zur Wohlthat geworden, und wenn wir ihn um etwas segnen, so segnen wir Napoleon für den Todesstoss, den er dem alten römischen Reich gab.

Dennoch wird auch die heilsamste Ueberwältigung gegenwärtig im neunzehnten Jahrhundert auf einen sittlichen Widerstand stossen, der den Gebrauch einer Uebermacht verhindert, nämlich das geschriebene Recht der Verträge. Zum Kriegführen gehört ein Kriegsfall, ein casus belli, eine Rechtsursache, ein Vorwand zur Beschwerde, und wäre es auch nur ein günstiger Schein, eine Beobachtung des völkerrechtlichen Anstandes. Jede Grossmacht muss Rücksicht nehmen auf ihre europäischen Nachbarn, und daher hat der Schwächere stets die Zuflucht, einen Krieg zu vermeiden, wenn er dem Stärkeren jeden Anlass zum Kriegsvorwand entzieht. Dänemark besässe noch heute die Elbherzogthümer, wenn es die billigen Forderungen, die Oesterreich und Preussen vor dem Krieg 1864 stellten, redlich erfüllt hätte. Im Jahr 1859 hätte Oesterreich den Angriff von Seiten Frankreichs verzögern, wenn nicht abwenden können, wäre es nicht selbst nach Piemont einmarschirt. Wenn wir uns streng an die Zeitfolge der Begebenheiten halten, so kamen in diesem Jahr die ersten Andeutungen von Gewaltschritten aus Berlin. Graf Bismarck hatte in der Note vom 26. Februar Oesterreich die Freundschaft gekündigt und ihm angezeigt, dass er sich nach europäischen Alliirten umsehen werde. Vier Monate verflossen seitdem bis zum Einmarsch in Böhmen. Oesterreich war also rechtzeitig gewarnt worden, und von einem »Ueberfall« darf man nicht reden. Dann folgte die Berufung des »Marschallsrathes« nach Berlin und gleichzeitig das Auftauchen des Generals Govone. Es lässt sich also auch nicht leugnen, dass man in Preussen zuerst mit dem Degen geklirrt hat. Würde Oesterreich jedoch diese Dinge ignorirt haben, so hätte man sich in Berlin auf etwas besseres besinnen müssen, um den Gegner aus dem Gleichmuth zu bringen. Aber Graf Bismarck hatte sich

nicht verrechnet. Auf den Berliner Marschallsrath folgte eine Berufung des Feldzeugmeisters von Benedek nach Wien und eine Bewegung etlicher Regimenter nach der böhmischen Grenze. In Berlin hatte man die Möglichkeit eines Krieges angedeutet, in Wien antwortete man mit einer drohenden Handlung. Dennoch war die Schachpartie um den Kriegsvorwand für Graf Bismarck noch lange nicht gewonnen. Als Zwischenspiel erfolgte zuvor die Abrüstungscorrespondenz. Auf beiden Seiten verständigte man sich über eine Abrüstung, und hätten die Oesterreicher die aufgebotenen Truppen wieder auf den Friedensfuss gesetzt, so würden die Preussen von neuem nach einem casus belli haben ausspähen müssen. Da brachte ein Telegramm aus Wien die Nachricht von dem Einfall der italienischen Freischaaren in Judicarien, und auf diese Botschaft hin gingen die abzurüstenden Heeresbestandtheile nach Italien. Wie jene irrige Botschaft entstanden sei, ist nie aufgeklärt worden. Wir wissen aber jetzt alle, dass der Freischaareneinfall nicht stattgefunden hatte und dass das Florentiner Cabinet schleunigst die Thatsache in Abrede stellte. Das Berliner Cabinet erklärte hierauf, in dem Abmarsch nach Italien keine Abrüstung erblicken zu können, und wenn wir auch gern glauben wollen, dass der Kaiser von Oesterreich damals noch nicht entschlossen war, das Schwert zu ziehen, so war doch jene Truppenbewegung nach Italien gewiss kein Schritt, um dem Gegner jeden Vorwand zur Fortsetzung der Rüstungen zu entziehen, denn Preussen konnte mit Recht daran erinnern, dass im Jahr 1850, im tiefsten Frieden, plötzlich Radetzky mit Truppen aus Italien und aus Ungarn gegen das beinahe wehrlose Preussen aufgebrochen war und gewiss damals ohne entscheidenden Widerstand bis nach Berlin marschirt wäre, wenn nicht Kaiser Nikolaus seinen Degen zwischen beide Kämpfer gestreckt hätte.

Eine sogenannte Kriegspartei hatte in Wien die Oberhand bekommen, und sie sorgte redlich dafür, dem Grafen Bismarck einen Kriegsfall in die Hände zu spielen. Man hat den Fehler des Wiener Cabinets damit entschuldigen wollen, dass Preussen im stillen und seit Jahren schon gerüstet habe, und dass es zu einem Bruche »früher oder später« kommen musste. Gerade aber darin beruhte die Täuschung. Die neue Heeresorganisation hatte die Schlagfertigkeit des preussischen Volkes ausserordentlich erhöht, und auf dieser Schlagfertigkeit beruhten vorzugsweise die

spätern Erfolge der Kriegführung. So sehr sich auch das Berliner Cabinet seiner Ueberlegenheit in diesem Stück bewusst sein mochte, niemals hätte es ohne eine genügende Kriegsursache die Feindseligkeiten eröffnen können. Es würde allerdings eine Erledigung der schleswig-holsteinischen Streitigkeiten in seinem Sinn durchzusetzen gesucht haben, es würde dann vielleicht mit andern Beschwerden, vielleicht mit seinem deutschen Bundesreformplan, aufgetreten sein, und wenn man darauf nicht eingegangen wäre, das gethan haben, was man im Jahr 1850 als Kriegsfall gegen es benutzte, nämlich aus dem deutschen Bunde zu scheiden, der ihm mehr Lasten als Gewinn eintrug. Allein allen diesen zu befürchtenden Störungen liess sich ausweichen, ihre Entscheidungen konnten verschleppt werden, und in der Politik mehr als anderswo gewinnt man alles, wenn man Zeit gewinnt. Unter Zaudern und Zögern hätte man seine eigene Schlagfertigkeit verbessern, seine deutschen Bundesgenossen früher aus ihrem Friedensschlummer aufrütteln können, und wer weiss, ob nicht Preussen, sobald es die stillen Rüstungen seiner Gegner inne geworden wäre, die Saiten milder gespannt hätte? Schon im Jahr 1867 konnte die Lage Europa's einem Krieg nicht mehr günstig sein. Menschen sind sterblich, und das Schliessen zweier Augen hätte vielleicht die grössten Veränderungen bewirkt. Nie werden wir uns überzeugen, dass nicht jeder Staat in Europa durch Vorsicht und Nachgiebigkeit einem Krieg auszuweichen vermöchte. Weicht er ihm nicht aus, so sucht er die Entscheidung der Waffen, und wenn er unterliegt, so trifft ihn die Strafe seines Fehlers.

Oesterreich war nicht nur entschlossen, das Waffenglück zu versuchen, sondern es drängte mit Hast zur Entscheidung; erliess doch Benedek schon am 15. Mai sein erstes Bulletin aus dem Hauptquartier in Wien. In den Augen Europa's galt Oesterreich damals, wenn nicht als der angegriffene, doch als der herausgeforderte Theil, und von keiner Seite wären ihm Vorwürfe gemacht worden, wenn es den Krieg begonnen hätte. Inzwischen war die Einladung zu einem Congress nach Paris von drei neutralen Mächten, Frankreich, England und Russland, ergangen. Das Wiener Cabinet erhielt dadurch eine Gelegenheit, seine Stellung wesentlich zu verbessern. War nämlich seit dem 10. April ein Bündniss auf drei Monate zwischen Preussen und Italien geschlossen worden, so konnte diese gefährliche Allianz in Paris

getrennt werden. Unter allen Umständen musste Oesterreich entweder mit Italien sich abfinden und sich mit seiner ganzen Kraft auf Preussen werfen, oder es musste sich mit Preussen verständigen, wenn es Venedig länger behaupten wollte. Mit Ehren und grossen Vortheilen unter dem Applaus aller Neutralen hätte Oesterreich auf den Rest der italienischen Besitzungen verzichten können, wie es, zu spät, nach der Schlacht bei Sadowa wirklich geschah. Aber jene günstige diplomatische Conjunctur wurde nicht nur versäumt, sondern man beging obendrein noch den Fehler, Napoleon III. zu verstimmen. Wollte nämlich Oesterreich, wie man damals sagte, in Paris sich nicht seine transalpinen Provinzen »abgaukeln« lassen, so musste es wenigstens von vornherein den Congressvorschlag abwehren. Es nahm ihn aber halb aufgedrungen an, um ihn durch nachträgliche Vorbedingungen wieder zu vereiteln. Dadurch erlitt der Urheber des Congresses, wenn nicht eine kleine Schlappe, doch eine diplomatische Beschämung. Wie sich aber später ergab, wollte Napoleon III. in einem gewissen Sinne das Beste Oesterreichs, denn ausserhalb Preussen gab es in Europa einen einzigen Kopf, der klar den Ausgang des Krieges vorausgesehen hat, nämlich den Kaiser der Franzosen. In dem Schreiben, welches der Herzog von Gramont Mitte Juni nach Wien überbrachte, bemerkt Napoleon III.: »er bedaure zwar, dass das Wiener Cabinet die Beschickung des Congresses verhindert habe, allein er verstehe und ehre seine Beweggründe, auch sei er fortwährend bereit, seine Vermittlung eintreten zu lassen, wenn sie vielleicht später angerufen werden sollte.« Es war ein prophetisches Wort, dass Oesterreich bald bei ihm anklopfen werde.

Das Wiener Cabinet betrieb nun hastig die Eröffnung der Feindseligkeiten. Es schrieb zunächst ein Zwangsanlehen in Venedig aus. Einen grossen finanziellen Erfolg durfte man sich von dieser Massregel nicht versprechen, sie musste sowohl in Paris wie in London verstimmen, aber sie war ein wirksames Mittel und absichtsvoll berechnet, die Italiener zu erbittern und zum verfrühten Losschlagen zu treiben, da Oesterreich nicht selbst in Italien angriffsweise vorgehen durfte. Gleichzeitig wurden in Holstein die Stände einberufen, und in Frankfurt erklärte der Präsidialgesandte am 7. Juni, er lege jetzt die Entscheidung der schleswig-holsteinischen Dynastienfrage in die Hände des deutschen Bundes. Damit wurde der Gasteiner Vertrag umgestossen, welcher

ausdrücklich bestimmte, dass die Regentenfolge in den Herzogthümern nur nach gemeinsamer Verständigung zwischen Oesterreich und Preussen geordnet werden solle. Das Berliner Cabinet besass jetzt den erwünschten Kriegsfall, aber dennoch zögerte es mit der Erklärung von Feindseligkeiten. Es erkannte vielmehr den Bruch des Gasteiner Vertrages ohne weiteres an, und griff zurück nach dem Rechtszustande vor diesem Abkommen — nämlich auf den Wiener Frieden, der ihm die Befugniss gab, beide Herzogthümer gleichzeitig mit Oesterreich zu besetzen. Es erfolgte darauf der Einmarsch preussischer Truppen nach Holstein und der Rückzug der Oesterreicher, die sich für »überwältigt« erklärten. Hält man sich an das geschriebene Recht der Verträge und Friedensschlüsse, so war dem preussischen Cabinet kein Fehler vorzuwerfen. Der Gasteiner Vertrag allein sicherte den Oesterreichern die ausschliessliche Besetzung Holsteins, und der Gasteiner Vertrag war von Oesterreich durch seine Erklärung im Bundestag am 7. Juni gebrochen worden. Oesterreich auf der andern Seite durfte sich als den früher nachgiebigen, bis dahin friedfertigen, zuerst herausgeforderten Theil ansehen und das Schwert ziehen. Würde der Sieg seinen Fahnen treu geblieben sein, niemand hätte ihm einen Vorwurf gemacht, den Gasteiner Vertrag missachtet zu haben. Das formelle Recht ist der Schild des Schwächeren, wer ihn wegwirft, der muss zu siegen verstehen.

Der nächste Act des politischen Dramas spielte in Frankfurt, wo am 14. Juni ein Beschluss mit 9 Stimmen unter 17 des engeren Rathes zur Mobilisirung der Bundesarmeen, jedoch ohne Angabe eines kriegerischen Zweckes, zur Ueberraschung Preussens, ja der abstimmenden Mehrheit, durchgesetzt wurde, denn im deutschen Südwesten hatte man darauf gerechnet, vielleicht sogar gehofft, dass zwei Curien, Hannover und Kurhessen, entweder mit Preussen gehen oder sich der Abstimmung enthalten würden. Fügen wir hinzu, dass eine der Curiatstimmen, Nassau-Braunschweig, zur Hälfte getheilt war, und ebenso die Staaten der 16. Curie halb zu Preussen, halb zu Oesterreich standen. Diese Abstimmung gewährte dem Berliner Cabinet die Möglichkeit, aus dem Bund zu scheiden und ihn einer Verletzung der Verträge zu zeihen. Das formelle Recht wäre auch hier der Schild des Schwächeren gewesen, wer ihn wegwarf, musste siegen.

Preussen hat nicht völlig unberechtigt der Curienmehrheit

eine Verletzung des Bundesrechtes vorgeworfen. Klar und deutlich schreibt die Bundesacte vor, dass bei Streitigkeiten über einen Besitzstand unter Bundesgliedern erst eine Vermittlung durch einen Ausschuss versucht, misslingt sie, die Entscheidung einer Austrägalinstanz übertragen und der Spruch derselben durch Execution erst im Ungehorsamsfall durchgeführt werden solle. Eine Mobilisirung der Bundesheere gegen einen Bundesgenossen vor erfolgtem Spruche der Austrägalinstanz kennt das Bundesrecht dagegen nicht. Formell war auch hier wieder Preussen berechtigt, zu sagen: man rüstet gegen mich eine Bundesexecution ohne vorgängigen Austrägalspruch, meine Sicherheit wird dadurch gefährdet und ich sehe in dieser Drohung einen Kriegsfall. Wenn auch die Mehrheit der Curien mit ihrem Beschluss nicht gegen den Geist der Bundesacte verstiess, so wollte sie doch etwas neues durchsetzen, was ausserhalb ihrer Befugnisse lag, und wenn sie es that, so musste sie hinlänglich gerüstet, unter sich einig und dem Gegner überlegen sein. Sie war aber weder gerüstet, noch einig, noch überlegen. Sie beging also einen Fehler, und diesen Fehler hat die Geschichte mit der Vernichtung des Bundes gestraft.

Zu den unheilvollen Schlagwörtern der damaligen Zeit gehörte auch, dass Solon gesagt habe: in einem Bürgerkrieg sei Neutralität eine Pflichtversäumniss. Wir wollen nicht untersuchen, ob Solon's Sprüche so giltig sind, wie ein Gebot vom Sinai, wir wollen auch nicht untersuchen, ob Solon's Ausspruch, der sich auf ein Gemeinwesen der Heidenwelt und auf Griechen bezog, noch auf das christliche neunzehnte Jahrhundert passte, ob er sich den Fall, für den er seine Medicin verschrieb, nicht als einen Parteikampf innerhalb einer Freistadt oder eines hellenischen Cantons dachte, nicht als einen Krieg innerhalb der Staaten eines Staatenbundes, von dem er gar keine Vorstellung haben konnte; der logische Fehler jenes politischen Kraftanspruches lag vielmehr darin, dass erst durch die Kriegserklärung der Bundesstaaten die Feindseligkeiten zum Bürgerkrieg oder, wie man sich ausdrückte, zum Bruderkrieg gestempelt wurden. Wäre der deutsche Bund neutral geblieben, so würde der Krieg nur zwischen zwei europäischen Grossmächten, und zwar im Stile von Grossmächten ausgefochten worden sein. Wenn man nämlich Preussen ein Verbrechen daraus machte, mit Italien sich verbündet zu haben, so übersah man völlig, dass sein Gegner, Oesterreich, ihm nicht als deutsche Bundesmacht

gegenübertrat, sondern als Alliirten auch den König von Ungarn, Croatien und Slavonien, den König von Galizien und Lodomerien, den König der Lombardei und des Venetianischen, den Grossfürsten von Siebenbürgen u. s. w. gegen es ins Gefecht führte. In der That sehen wir denn auch, dass für den deutschen Bundesbeschluss vom 14. Juni unter österreichischen Fahnen Ungarn, Polen, Croaten, ja sogar Italiener auf deutschem Gebiete Schlachten schlagen. Ein trauriger Sophismus war es, zu behaupten, dass jene Streitkräfte der kaiserliche Beherrscher von Deutsch-Oesterreich in einem »Bruderkriege« verwenden dürfe, weil sie zu seiner Krone gehören. Das deutsche Bundesrecht kennt nur das erste, zweite und dritte Armeecorps als Bundesheer Oesterreichs. Absurd wäre es gewesen, vom Kaiser von Oesterreich zu verlangen, dass er zur Bundesexecution nur die Truppen seiner Erbländer schicken sollte. Oesterreich führte den Krieg als europäische Grossmacht mit allen seinen Völkern, folglich muss man billig sein und Preussen zugeben, dass es ebenfalls als europäische Grossmacht auftreten durfte, und als solcher stand ihm das Bündniss mit Italien offen. Ein Bürger- und Bruderkrieg entstand erst, wenn deutsche Staaten den deutschen Bund hineinzogen.

Eine staatsrechtliche Nöthigung dazu war vor dem 14. Juni nicht vorhanden, und Klugheit hätte zur bewaffneten Neutralität rathen sollen. Nicht nur wäre Preussen genöthigt gewesen, eine Observationsarmee gegenüber den bewaffneten Neutralen zurückzulassen, wenn der Krieg begann, sondern es war noch viel wahrscheinlicher, dass Oesterreich gar nicht zum Krieg geschritten wäre, wenn es nur auf Neutralität des Bundes hätte rechnen dürfen. Wenn die deutschen Bundesstaaten auch hier wieder die Klugheit ausser Augen liessen, so folgten sie doch nur einem Pflichtgefühl, wie sie es verstanden, denn wenn auch formell das Recht auf Seite Preussens war, Oesterreich erschien ihnen als der herausgeforderte und der zuerst bedrohte Theil und ihm musste man zu Hilfe ziehen. Diess war die ideale Seite des Streites, und die sogenannten Grossdeutschen waren von jeher Idealisten — oder Ideologen, wie Napoleon gesagt haben würde.

Der grossdeutsche Gedanke beruhte zunächst auf der Voraussetzung, dass nur ein verbündetes Preussen und Oesterreich einem Andrang Frankreichs gewachsen sei. Jetzt, wo uns Preussen

durch seine Kriegsstärke überrascht hat, gewahren wir, dass zwei Adler nicht mehr unerlässlich sind. Auch darin waren die Grossdeutschen berechtigt, dass sie den Verband mit »zwölf Millionen Deutschen« nicht ohne Nöthigung fahren lassen wollten. Zwölf Millionen Deutscher gibt es freilich in Oesterreich nicht, sondern nur zwölf Millionen Einwohner in den ehemaligen österreichischen Bundesstaaten, von denen fünf Millionen Tschechen sind. Oesterreich zählt nur 7,800,000 Köpfe deutscher Unterthanen einschliesslich der Sachsen Siebenbürgens, der Bevölkerung der Zipser Bergstädte, der »Schwaben« im Banat und der Bewohner der deutschen Comitate Ungarns, welche jedoch ihre deutsche Herkunft verleugnen. Nur in fünf Kronländern, in den beiden Oesterreich, Salzburg, Tirol und Steiermark, ist der deutsche Stamm herrschend bis zur Ausschliesslichkeit, während in den andern Provinzen die Deutschen der Machtsphäre des Tschechen- und Magyarenthums anheimfallen. Noch zu Friedrich's des Grossen Zeit war die Bevölkerung rechts von der Elbe vorwiegend slavisch. Jetzt gibt es in Preussen nur noch slavische Sprachinseln, und selbst in Posen, wo das deutsche Element bisher nur durch Wohlstand und Bildung sich überwiegende Geltung verschaffte, halten gegenwärtig die Bevölkerungsziffern der deutschen und polnischen Einwohner sich ziemlich gleich die Wage. In Oesterreich verkümmert der deutsche Stamm fast allenthalben. Die italienische Sprache rückt in Südtirol langsam aber unaufhaltsam gegen Norden, so dass selbst das ehrenfeste Botzen halb und halb verwälscht worden ist, in Ungarn verleugnen missrathene Söhne ihre germanische Mutter, in Böhmen bedroht eine Art tschechischer Terrorismus die deutschredenden Kreise. So treffen wir also das deutsche Element in Preussen — astrologisch zu reden — in einem aufsteigenden, in Oesterreich in einem sinkenden Hause. Um so weniger, meinten die Grossdeutschen, dürfe man die Bedrängten ihrem Verhängniss überlassen. Sie hätten auch Recht gehabt, wenn ihre Liebe nicht unerwidert geblieben wäre. Allein die Deutschen in Oesterreich bildeten im Reichsrath die centralistische Partei des Herrn von Schmerling, und diese Partei sah die Dinge »im Reiche« vollständig mit »kleindeutschen« Augen an.

Das alte Bundesverhältniss war so ideal wie die Politik der Grossdeutschen. Im engern Rath besassen Oesterreich und Preussen so viele Stimmrechte als die vier Hansestädte, das heisst, ein

Bewohner Bremens und Hamburgs war sechzigmal so stark vertreten als ein Preusse oder ein Oesterreicher. Es war diess eine Fiction, welche die kleinen Staaten ausserordentlich begünstigte, weil sie die Vormächte auf gleichen Rang mit ihnen herabzog. Deutlich fühlten die Staatsmänner der grossdeutschen Farbe, dass nur ein Dualismus der beiden Grossstaaten diese Fiction zu verlängern vermochte. Bayern, sagte Herr von der Pfordten in seiner berühmten Rede am 21. Juni, kann kein Parlament beschicken, wo nur Oesterreich oder nur Preussen vertreten wäre. Dieser Gedanke war durch und durch bayrisch, allein jener Dualismus brachte nothwendig den nationalen Nihilismus im Gefolge. Aufrichtig musste jeder Deutsche wünschen, dass Oesterreich und Preussen eng verbündet blieben. Die Trennung der cimbrischen Herzogthümer von Dänemark hatte seit 1846 von Seiten der britischen, französischen und russischen Cabinette den heftigsten Widerstand erfahren. Allein das Bündniss Oesterreichs und Preussens zur Zeit der Londoner Conferenzen 1864 war so achtunggebietend, dass keine jener Grossmächte Einsprache gegen die deutschen Forderungen zu erheben wagte. Damals war der reine Wunsch deutscher Patrioten erfüllt: »kein Oesterreich, kein Preussen, sondern ein einiges Deutschland«. Und dennoch hat damals die grossdeutsche Presse beständig gegen das Bündniss geeifert und die Oesterreicher aufgehetzt. Um die Fiction der Gleichberechtigung der deutschen Bundesstaaten zur Wahrheit zu machen, war es nöthig, nicht bloss dass zwei Grossmächte im Bunde blieben, sondern dass auch diese Mächte durch Zwietracht getrennt wurden. Die Allianz mit Preussen im Jahr 1864 war gewiss kein Fehler des Wiener Cabinets, sie wurde erst ein solcher, als man sich ihren unausbleiblichen Folgen zu widersetzen suchte. Das Gesetz der preussischen Macht ist eine Ausdehnung über den Norden Deutschlands. Wer eine Allianz mit Preussen einging, durfte diesem Naturtrieb nicht widerstreben oder er musste die Allianz nicht eingehen. Preussen begehrte anfangs nichts als eine Militärconvention in den cimbrischen Herzogthümern. Die Streitkräfte Norddeutschlands vor einer Zersplitterung in kriegsuntüchtige Duodezcontingente zu bewahren, war eine Forderung, die zur Verstärkung Deutschlands gegen auswärtige Feinde gedient hätte. Man verweigerte Preussen seinen nicht unbilligen Anspruch, und es ist gekommen, wie mit den sibyllinischen Büchern. Fast durfte

man zweifeln, was eigentlich die Deutschen wollten. Vor 1848 hatte man alle salzigen und ätzenden Worte über die 38 Souveränetäten ausgegossen, in den Jahren 1864 und 1866 begeisterte man sich für die Vermehrung der Kleinstaaterei an der Elbe und Eider!

Von 1849—1866 hatte ganz Deutschland nach einem Parlament geseufzt. Ein Parlament erschien wie ein Trunk aus dem Jugendbrunnen. Als Graf Bismarck in diesem Frühjahr ein Parlament zu berufen versprach, da schallte es einstimmig zurück: dieses Parlament beschicken wir nicht. Die Engländer folgen dem goldenen Wahlspruch: measures not men — d. h. sie verlangen, dass man sich in öffentlichen Dingen an die Massregeln, nicht an die Persönlichkeiten halte. So handelt ein politisch reifes Volk. Die Deutschen des Frühjahres 1866 fanden wiederum den Preis zu hoch, den die Sibylle für ihre Bücher forderte.

Bevor der preussische Bundestagsgesandte aus dem Saal in der Eschenheimer Gasse schritt, hinterliess er einen Vorschlag des Grafen Bismarck zu einem neuen Bunde, der Oesterreich nicht gänzlich ausschloss, der den Oberbefehl der deutschen Kräfte im Norden für Preussen, im Süden für Bayern forderte. Es war ein roh gezeichneter politischer Umriss, elastisch genug, um viele Herzenswünsche des deutschen Volkes einzuschliessen, und an innern Merkmalen war es sichtbar, dass er in Paris früher vorgelegt worden und dort auf keine Widersprüche gestossen war. Es gehörte dieses Schriftstück vielleicht zu den grössten Merkwürdigkeiten des verhängnissreichen Jahres, aber es sank klanglos wie ein Blatt Papier zu Boden. Mit Ausnahme von Wiener Zeitungen hielt man es südlich vom Main nicht einmal der Mühe werth, den Inhalt zu zergliedern und zu bekämpfen. Der Vorschlag des neuen Bundes enthielt nicht die alte Frankfurter Parlamentsverfassung, aber doch ihre Grundzüge, er huldigte dem Triasgedanken und er zerriss die alten Einheitsbande mit Oesterreich nicht völlig. Er befriedigte die Centralisten dadurch, dass er zur Verstärkung gegen aussen die Zersplitterung der Militärkräfte aufhob, er schonte die Föderalisten, insofern er den neuen Bundesstaat nur darauf beschränkte, für den Grenzschutz und die Handelsentwicklung zu sorgen, im übrigen aber die Autonomie der Staaten und die Rechte der Souveräne ungeschmälert enthielt, er war selbst grossdeutsch, weil er eine Verbindung mit Oesterreich nicht ausschloss. Schliesslich enthielt er einen vollständigen Verzicht auf eine künftige

Einverleibung des Südwestens in Preussen, denn eine militärisch geeinigte Gruppe von 10 Mill. Köpfen, für deren Erhaltung sich Frankreich wie Oesterreich interessirt hätten, war viel weniger leicht aufzuzehren als getrennte Gebiete.

Die Waffen haben jetzt entschieden, und zwar zu Gunsten der nationalen und centralistischen Idee, welche ihren Gang um die Welt machen will wie die französische Revolution. Bis jetzt ist sie fast überall siegreich aufgetreten. Sie begann mit den Aufständen der Serben, der Befreiung Griechenlands, der Trennung Belgiens von Holland. Sie hat ihr Werk in Italien jetzt zu Ende geführt. Selbst der amerikanische Bürgerkrieg war nichts anderes als ein Kampf um eine festere nationale Gliederung, denn die südlichen Staaten kämpften für den Particularismus (staterights), für lockere föderale Zustände und wollten die nationale Einheit des amerikanischen Volkes durch ihren Abfall zerstören.

Auch wir in Deutschland sollten die neueste Geschichte wie einen gesetzmässigen Entwicklungsprocess betrachten, und uns nach dem englischen Spruch gewöhnen, zwischen den Begebenheiten und ihren Urhebern zu unterscheiden. Bei solchen grossartigen Vorgängen handelt es sich nicht mehr um Recht oder Verschuldung, sondern es ist ein Darwin'scher Kampf um das Dasein, wo das Moderne siegt und das Veraltete hinabsteigt in die paläontologischen Grüfte.

9. Der Werth der Vogesen als Grenze gegen Frankreich.

(Ausland 1870. Nr. 36. 3. September.)

Unsere Betrachtungen über »die deutsch-französische Grenze« haben eine Entgegnung gefunden, die wir nicht unbeantwortet lassen dürfen. Zuvor müssen wir jedoch erinnern, dass jene Betrachtungen über das Fell des Bären geschrieben wurden, als der Bär wohl angeschossen, aber noch nicht erlegt war.[1]) Die drei Schläge bei Weissenburg, Wörth und Saarbrücken waren zwar gefallen, auch wusste man bereits, dass die dritte Armee die Vogesenkämme hinter sich habe, die Franzosen dagegen schienen ihre Fehler verbessert, ihre Truppen einer unfähigen Führung entzogen zu haben und auf Paris zurückzugehen, um dort die volle Widerstandskraft des Reiches zu sammeln und zu gliedern.

Was die künftigen Friedensbedingungen betrifft, so sind wir über sie nicht einen Augenblick in Sorge gewesen, denn die Geschicke der deutschen Nation ruhen in der Hand eines Staatsmannes, der noch immer kaltblütige Vorsicht mit Kühnheit zu vereinigen verstanden hat und dem Gegner sicher keine Quadratmeile, kein Dorf und keinen Centime schenken wird. Wenn Graf

---

1) Sie standen in Nr. 34 vom 20. August. Das »Ausland« wird alle Samstage versendet und der 20. war daher ein Versendungstag. Der letzte Zeitpunkt, wo die Handschrift der Druckerei übergeben werden konnte, musste also auf den Dienstag oder den 16. fallen, folglich der Gedankenentwurf schon am 14. seine Reife erhalten haben.

Zu besserem Verständniss sei noch bemerkt: Peschel hatte in diesem Artikel für Schonung der Franzosen plaidirt, Deutschland müsse gegen sie ebenso grossmüthig sein, wie es 1866 gegen Oesterreich gewesen, es müsse Elsass ihnen lassen, dessen Theilung unter deutsche Grenzstaaten viel Bedenkliches hätte. A. d. H.

Bismarck für rathsam findet, nur eine schwere Geldsumme zu verlangen, werden wir uns im Stillen sagen, dass Staatsklugheit etwas anderes zu begehren nicht erlaubte. Fordert er dagegen die Vogesen, nöthigt er die Franzosen zu Gebietsabtretungen bis zur Mosel, ja sogar bis zur Maas, wir würden zwar seine Berechnung nicht sogleich verstehen, dennoch aber unsere Einsicht seiner Einsicht blind unterordnen, weil er ganz genau auch die Mittel in Bereitschaft haben würde, wie man den Gewinn festhalten könnte. Allein selbst Staatsmänner von dem hohen Credit, wie ihn seinerzeit Graf Cavour genossen, und wie ihn in noch höherem Grade Graf Bismarck geniesst, sind nicht immer in der Lage, das zu thun, was sie für das Erspriesslichste halten. Auch sie müssen Volksempfindungen schonen und bisweilen patriotische Wünsche befriedigen, selbst wenn sie Gefahren mit sich brächten. Darum ist es auch die Pflicht der Presse, wenn sich solche bedenkliche Wünsche regen, ihnen zur rechten Zeit entgegenzutreten. Nun befindet sich das »Ausland« durch die Grundsätze, zu denen es sich in den jährlichen »Rückblicken« immer bekannt hat, in der günstigen Lage, dass sein Patriotismus gar nicht angezweifelt werden kann. Diese Wochenschrift war die einzige, welche es wagte, im Jahre 1862 in Süddeutschland für Erfüllung des französischen Handelsvertrages und gegen die angedrohte Sprengung des Zollvereins aufzutreten. Sie war es, die im Jahre 1866, als alles den Kopf verloren hatte, die Vermessenheit der über Preussen verhängten Bundesexecution zu geisseln versuchte.[1]) Wer uns aber heute zu überzeugen vermag, dass das deutsche Volk durch einen Zuwachs des Wasgaues mehr verstärkt werden könne, als durch Hebung der Geldquellen und einen etwaigen Ankauf von Luxemburg, dem werden wir willig Gehör schenken, und offen unsern Irrthum bekennen, da es sich ja um das Heil unserer Nation handelt.

Wie oft hört man nicht in diesen Tagen aus dem Munde besonnener Freunde, dass die letzten Kriegswochen wie eine Verkettung von Traumbildern an ihnen vorübergezogen seien, oder dass sie wie im Rausche sich zu befinden glauben? Vor Berauschung und Träumerei aber sollten wir uns aufs strengste hüten. Träumerei ist es, am heutigen Tage von der Einverleibung

1) S. Ausland 1866. S. 866.

des Elsasses und Lothringens zu reden, da wir es noch gar nicht besitzen, denn bei der Zumuthung einer Abtretung dieser Gebiete würde heute (am 26. August) jeder französische Unterhändler zur Feststellung der Präliminarien als Gegenvorschlag auf den sogenannten status quo sich berufen. »Nehmt,« würde er erwidern, »vom Elsass, was ihr habt, und lasst uns das, was wir besitzen. Noch immer besitzen wir aber Strassburg, Pfalzburg und Bitsch. Ein Land ist noch nicht erobert, wenn drei solcher Plätze sich behaupten. Nehmt das Elsass, aber ohne diese drei Festungen mit den zugehörigen Etappen.« Ist es nicht Rausch oder Traum, wenn man beständig das Künftige, was noch werden kann, als etwas Gewordenes bereits escomptirt? Wenn wir jetzt schon Elsass und Lothringen in die Tasche stecken, was wollen wir verlangen, wenn Pfalzburg capitulirt hat, die Citadelle von Strassburg erstiegen und das ausgehungerte Metz mit seinen eingeschlossenen Armeen sich ergeben hat?

Man mahne uns nicht an die Denkschrift zur Zeit des Pariser Friedens aus der Feder Wilhelm von Humboldt's, denn nicht nur vertrat er bloss seine Meinung, und zwar nicht die endgiltige im Berliner Cabinet, und wir leben überhaupt nicht mehr im Jahre 1815, sondern schon tief in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts. Ist nicht jetzt eine Macht aufgetreten und siegreich durch Europa geschritten, von der Wilhelm von Humboldt nichts ahnte, die Macht des Gedankens, dass Bevölkerungen über sich selbst bestimmen und frei die Nationalität erwählen sollen, der sie anzugehören wünschen? Auf diesem siegreichen Gedanken beruht unsere heutige Stärke, und fürchten müssten wir jede Versündigung gegen diese gewaltige Idee. Die Elsässer reden deutsch, denken und empfinden aber französisch, wie die Ostschweizer ebenfalls deutsch sprechen und durch und durch schweizerisch fühlen. Wenn wir also die Elsässer in unsere Gemeinschaft hineinzwingen, so haben wir das Nationalbewusstsein gegen uns. Sitzen nicht schon im norddeutschen Parlament bereits als Schmerzenskinder ein dänischer und etliche posensche Abgeordnete? Sobald man die Elsässer in irgend ein Parlament oder eine Ständekammer nöthigte, möchten wir erleben, dass ihre Abgeordneten feierlich unter einer Verwahrung gegen jede Einverleibung die Berathung verliessen. Wir müssten gefasst sein, in den Städten französische Kundgebungen mit dem Belagerungszustand beantwortet zu sehen,

ja für die nächste Zeit könnte man das Wasgau nur regieren, wie die Indianerterritorien von den Vereinigten Staaten regiert werden. Durch Härte allein vermöchten wir uns zu behaupten, Härte ist gehässig. Wir würden zugleich die Wahrheit des englischen Sprichwortes erkennen, dass man einen Gaul wohl zum Wasserschleppen, aber nicht zum Saufen zwingen könne. Doch fügen wir rasch hinzu, dass auch über lang in den Elsässern deutsche Gesinnungen sich anfachen liessen. Geht der Krieg glücklich zu Ende, so kann man ihnen sagen: ihr gehört jetzt einer grösseren und ruhmreicheren Nation an als die Franzosen; wir mildern euere Steuern; wir geben euch Selbstverwaltung der Gemeinden; wir erlösen euch von der Präfectenwirthschaft; wir sorgen dafür, dass ihr nicht mehr die Schrecken einer Invasion zu ertragen habt. Um auch unsererseits uns zu berauschen, denken wir uns das Elsass mit deutschen Schulmeistern beschickt, welche die Bauern von ihrem zweihundertjährigen Franzosenthum curiren, zumal die Landbevölkerung noch fest an Brauch und Sprache hängt. Wenn drei Altersclassen sogleich eingezogen würden, wenn man dem alemannischen Bauernburschen die Pickelhaube aufsetzt und ihm sagt: jetzt bist du ein ganz anderer Kerl, jetzt gehörst du zur glorreichen deutschen Armee, jetzt führen wir dich zum Siege, nicht wie deine früheren Officiere zur Niederlage und Gefangenschaft; wenn etliche Altersfolgen deutsche Farben getragen haben, wer wollte verneinen, dass die Elsässer sich an unserer Seite nicht ebenso beherzt und willig schlagen würden, wie die Truppen des 10. norddeutschen Armeecorps, obgleich ihr vormaliger Kriegsherr schon seine Bevollmächtigten bei Napoleon III. beglaubigt hatte? Die Bewohner Strassburgs endlich liessen sich vielleicht versöhnen, wenn ihre Stadt zum Sitz eines deutschen Fürsten erhoben und mit französischen Contributionen der zweite Thurm ihres Münsters ausgebaut würde.

Doch erfordern solche guten Dinge lange Weile, nicht drei und vier Jahre, sondern zehn Jahre und darüber, bis die deutschen Schulmeister und die deutschen Exerciermeister aus dem französischen einen deutschen Alemannen erzogen und abgerichtet haben. Dazu gesellt sich immer die Schwierigkeit, wer soll das Elsass erhalten? Immer hören wir darauf nur erwidern: Preussen allein ist stark genug, um es zu behaupten und es in deutsches Fleisch und Blut zu verwandeln. Vor allen Dingen müsste man also

wissen, ob denn Preussen nach diesem Besitze Verlangen spüre und die glühenden Castanien aus der Asche zu holen entschlossen sei. Kein Hauch ist aber bis jetzt vorhanden, der uns eine solche Absicht verriethe, sondern im Gegentheil hören wir aus Berlin die ängstliche Mahnung, keine Gebietserweiterung für Preussen zu begehren. In der That hat König Wilhelm bis jetzt nur eines verheissen: einen ehrenvollen und dauerhaften Frieden.

Was darunter im Hauptquartiere verstanden werde, lässt sich deswegen gar nicht ermessen, weil jeder Frieden immer im Verhältniss zu den Kriegserfolgen stehen muss und der Krieg noch nicht beendigt ist. Gesetzt, die Beendigung gliche dem ersten Act am Rhein und dem zweiten Act an der Mosel, dann erst fragte es sich, was man den Franzosen an dauerhaften Bedingungen auferlegen könnte. Diese Bedingungen müssten jedenfalls derartig lauten, dass ihnen die Lust vergeht, mit uns von neuem wieder anzubinden. Nun meinen wackere Politiker, dass die Franzosen, gleichviel ob sie verkleinert oder unverkleinert aus dem Kriege hervorgehen, uns alsbald nach überstandener Erschöpfung wieder angreifen werden. Wer möchte aber jetzt schon so etwas mit Sicherheit zu behaupten wagen? Hat man von Oesterreich nicht genau das nämliche verkündigt, als es 1866 geschlagen wurde? Stürzte es nicht zunächst in ein Chaos, das lange Zeit bedurfte, ehe es sich allmählich zu lichten begann? Sicherlich werden auch die deutschen Sieger, wenn sie aus Frankreich abziehen, nur Graus und Grauen hinter sich lassen. Das jetzige, mit chinesischer und mexicanischer Glorie gefütterte französische Geschlecht hat seit 55 Jahren wieder die Demüthigung und Last eines Krieges auf eigenem Boden schmecken gelernt, und daher werden von den Bewohnern der Invasionsdepartements in nächster Zeit immer ängstliche Warner vor einer künftigen Erneuerung der Feindseligkeiten als Deputirte nach Paris geschickt werden. Wohl haben die Franzosen sich heiser geschrieen nach einer Vergeltung für Waterloo, immerhin haben sie sich aber ein halbes Jahrhundert besonnen, ehe sie sich zu Waterloo Wörth und Gravelotte holten.

Doch kann es auch geschehen, dass nach dem Frieden die Franzosen einem heissen Wunsche alle andern Wünsche opfern: nämlich ihre Niederlagen wett zu machen, und dass sie sich derjenigen Regierung unbedingt unterwerfen, die ihnen Aussicht auf einen siegreichen Krieg gewährt. Nur täusche man sich über

eins nicht, dass nämlich die Franzosen durch Gebietsentreissungen sich nicht erheblich schwächen lassen. Nehmen wir ihnen alles, so weit die deutsche Zunge klingt, oder etwa 1,300,000 Einwohner, so würden sie, wenn sie die preussische Wehrverfassung zum Muster nehmen (und etwas anderes bleibt ihnen nicht übrig, wenn sie siegen wollen), statt 32 nur 31 Divisionen aufbieten können.[1]) Wenn wir aber auch die Franzosen um eine Division geschwächt hätten, so würden wir selbst darum doch nicht um eine Division uns verstärkt haben, denn die neudeutschen Elsässer könnten höchstens als Garnisonen nach Posen oder Schlesien in den nächsten zehn Jahren abgeführt werden.

Noch bleibt uns die Hoffnung übrig, ob wir nicht durch eine Besitznahme des Elsasses eine viel bessere Grenze zur Vertheidigung erwerben. Das entscheidende Wort darüber dürfte im deutschen Hauptquartier General von Moltke sprechen, und namentlich wird er zu bejahen oder zu verneinen haben, ob wir nicht durch einen Kauf von Luxemburg uns noch viel besser decken, als durch den Besitz der Vogesen. Erwarten wir daher geduldig, was solche vertrauenswürdige Sachkenner beschliessen werden.

Für die Einverleibung des Elsasses ist ein Grund geäussert worden, der, wie wir freimüthig bekennen, einen tiefen Eindruck uns hinterlassen hat. Man sagt nämlich, dass die unersättliche Kriegslust der Franzosen deswegen nie gedämpft worden sei, weil man sie selbst nach verlorenen Feldzügen immer wieder ungeschmälert davon kommen liess. Für 1814 ist diess jedoch nicht richtig, denn sie verloren damals Italien, die Rheinpfalz, Rheinpreussen, die Niederlande und ihre Secundogenituren. Im Jahre 1815 wurden sie aber deswegen mit so grosser Schonung beschnitten, weil man sich nicht mit Frankreich, sondern mit seinem Kaiser im Kriege zu befinden erklärte, innere Aufstände zugleich die Alliirten unterstützt hatten, und weil man die Bourbonen beim Friedensschluss in den Augen der Franzosen nicht erniedrigen durfte. Da wir aller dieser Rücksichten aber jetzt ledig sind, möchte es rathsam sein, die Franzosen an ihrem Gebiet für ihre ewigen Friedensstörungen zu strafen, und ihnen damit die Lehre

1) Der norddeutsche Bund mit 30 Mill. Einwohnern stellt 13 Armeecorps oder 26 Divisionen, folglich je eine Division auf etwa 1,200,000 Köpfe.

einzuprägen, dass, wer zu den Waffen greift, nicht bloss um Geld und Blut, sondern auch um Provinzen spiele. Diese Art der politischen Berechnung hätte viel Bestechendes, wenn man nur sicher wäre, dass auf jene Art die Franzosen für die nächsten zwanzig Jahre zum Kleinmuth herabgestimmt würden, allein ebenso wahrscheinlich wäre es auch, dass jener herbe Verlust sie ebenso rachgierig stimmen werde, als die Preussen nach 1806.

Was uns vor allen Dingen scheu macht, bevor Graf Bismarck die Präliminarien dictirt haben wird, eine Einverleibung zweier oder dreier Departements willkommen zu heissen, gründet sich auf die Besorgniss, dass gerade diejenigen, welche so laut darnach schreien, eine Leistung begehren, zu der sie die Mittel zu bewilligen nicht gesonnen sein möchten. Am Tage nach einem Friedensschluss, in welchem Frankreich das Elsass uns abtritt, müssen wir bereits anfangen, Patronen zu rollen für den nächsten Krieg, durch welchen es sich Elsass, die Pfalz und Rheinpreussen zu holen gedächte. Die beste Abwehr für einen solchen Angriff bestände aber weit weniger im Besitz der Vogesenkämme, als in einem nicht bloss einigen, sondern geeinigten Deutschland. Das Zusammenstehen unserer Main- und Nordstaaten dürfte nicht mehr auf Verträgen beruhen, über deren causa die wechselnden Stimmungen der Kammermehrheiten zu entscheiden hätten. Auch dürfte nicht mehr wie früher die Tüchtigkeit der süddeutschen Wehrkräfte bedroht werden durch Budgetnörgeleien irgend einer in militärischen Dingen blödsinnigen, in Bezug auf Geldbewilligungen aber souveränen Partei, sondern durch Gesetz und Vertrag, wie im norddeutschen Bunde, müsste die Zahl des stehenden Heeres auf die Bevölkerungsziffer begründet und für jeden Streiter ein jährlicher Spesenbetrag etwa wie 225 Thaler festgesetzt werden. Mit andern Worten: die Souveräne der Mainstaaten müssten auf ihr Recht über Krieg und Frieden zu Gunsten eines Bundesoberhauptes verzichten und die betreffenden Kammern durch unkündbare Verträge und Gesetze Gliederung wie Bewaffnung ihrer Heere nach dem Muster des norddeutschen Bundes bei sich einführen, zur Deckung des Mehraufwandes aber die Monopolisirung des Tabaks im Zollverein bewilligen. Dann wären wir eine wehrhafte Nation mit Einschluss des Wasgaues von 40 Mill. Köpfen, mit einem Friedensstand von je 1 Procent oder 400,000 Mann und einer Feldarmee von 800,000 Mann, sammt den zugehörigen Be-

satzungen, Ersatztruppen und Landwehren. Eine solche achtunggebietende Macht wird nicht leicht einem Angriff ausgesetzt sein und könnte auch so schwierige Aufgaben, wie die Behauptung des Elsasses und die Entwälschung der Elsässer lösen. Unter diesen, aber auch nur unter diesen Voraussetzungen würden wir uns den eifrigsten Sachwaltern für die Einverleibung des Wasgaues beigesellen.

Was uns aber noch immer diesen patriotischen Wunsch zu unterdrücken räth, ist die Besorgniss, dass er gerade an Orten laut wird, wo noch vor acht Wochen die Milizmeierei und die Verschwärzung Preussens und preussischer Einrichtungen üppig ins Kraut schoss, wo man noch weit entfernt war, die schwarz-roth-goldnen Duseleien gegen die schwarz-weiss-rothen Realitäten einzutauschen. Würde Preussen naiv genug sein, die Last des Vogesenschutzes zu seinen andern Lasten noch zu tragen, so würden hinter jenen gesicherten Bergkämmen die Demokraten und Patrioten gegen den »Militarismus unserer Zeiten« nur um so lauter eifern, und stände die schwarz-weiss-rothe Wacht am Rhein, dann könnten die schwarz-roth-goldnen Landesvertretungen behäbig ihre Abrüstungen beschliessen. Wer also dem deutschen Reich seine alten Grenzen zurückgeben, wer auf dem Strassburger Münster die deutschen Farben entfalten will, der muss auch das deutsche Reich in verjüngter Kraft wieder auferstehen heissen.

Will das die Mehrheit in Süddeutschland? Ist sie schon so weit, die Mainlinie zu Gunsten einer einheitlichen Wehrkraft hinwegzuwischen?

Hätten die wackern Soldaten, die bei Weissenburg und Wörth im Feuer standen, diese Frage zu entscheiden, ihre Antwort wäre leicht zu errathen. Wenn wir uns aber umschauen nach der Stimmung der Bevölkerungen, so ist sie vorläufig noch in tiefes Schweigen gehüllt, so gut auch die Löwen in den Tagesblättern brüllen. Ein einziges Wahrzeichen ist bis jetzt vorhanden, welches eine überraschende, kaum erhoffte Sinnesänderung ankündigte. Am 20. August, als sich die Kunde des Sieges bei Gravelotte verbreitete, glänzten die Spitzen und Abhänge der deutschen Voralpen mit nächtlichen Feuern. Die Niederlage vor Metz war den Franzosen nur durch norddeutsche Waffen zugefügt worden, dennoch, obgleich kein bayerischer Soldat zugegen war, fühlten doch gerade die vormals am besten gegen Norddeutschland

verhetzten Bauern, dass dieser Sieg ihnen so gut angehöre wie alle vorausgegangenen Siege. Jene funkelnden Lichter auf Höhen und Abhängen verkündeten den aufflammenden Gedanken, dass wir endlich ein einig Volk von Brüdern sind, und dass uns nur noch fehlt, auch ein festgeeinigtes zu werden, wenn wir der Grösse der Nation ein Stück unserer kleinen Selbstherrlichkeit zum Opfer bringen. Wer das Elsass will, der muss auch die Mittel wollen, es festzuhalten, und von demjenigen, der diese Mittel bewilligt, trennt uns keine Meinungsverschiedenheit.

10. Rückblicke auf die auswärtige Politik.

(Ausland 1871. Nr. 1. 2. Januar.)

Prévost-Paradol, der bekannte Lästerer des Kaiserreichs, welcher verstummte, als ihm durch Ollivier der Botschafterposten in Washington angetragen worden war, verglich die Lage Frankreichs und Preussens nach der Schlacht bei Sadowa mit zwei Eisenbahnzügen, welche auf derselben Schienenspur einander entgegeneilen. Sie haben sich beide bemerkt, beide hemmen und lassen den Dampf rückwärts wirken, aber es ist schon zu spät, denn der Stoss muss eintreten.

Warum musste er eintreten? Ein deutscher Verstand begreift dieses »muss« noch immer nicht. Dass im Jahre 1866 die Franzosen sich in unsere häuslichen Angelegenheiten hineindrängten, dass sie die Vereinigung des Zollparlaments, oder die Veröffentlichung der süddeutschen Schutzverträge, oder endlich die Luxemburger Händel benutzen möchten, um unser Einigungswerk wieder zu stören, liess sich mit mehr oder minder berechtigter Wahrscheinlichkeit erwarten. Aber dass die Eisenbahnzüge zusammenstossen sollten, nachdem das Neue und Ueberraschende längst in die Geleise der Tagesgewohnheiten hineingelenkt worden war, dafür bestand auch nicht der Schatten einer Nothwendigkeit, und es war geradezu albern zu vermuthen, dass die Franzosen vier Jahre über Sadowa nachdenken, so gut wie nichts zur Erhöhung ihrer Kriegsstärke thun, und zum ausgesucht ungeschickten Augenblicke losschlagen würden.

Was der deutsche Verstand nicht erfassen kann, nämlich die Parabel der beiden Bahnzüge, das war den Franzosen so klar wie das Licht. Herr Jules Favre hat in einem seiner letzten Rundschreiben die Behauptung aufgestellt, dass der Verlust von zweiundeinhalb Departements Frankreich zu einer Macht »zweiten

Ranges« erniedrigen werde, und Graf Bismarck hat zur Widerlegung vergeblich ihm vorgerechnet, dass Frankreich doch nur 700,000 weniger Köpfe besitzen würde, als es vor der Einverleibung von Nizza und Savoyen gezählt hatte. Jules Favre hielt sich und wohl alle Franzosen hielten sich mit ihm durch diese Entgegnung nicht geschlagen, denn nach ihrer Ansicht gab es in Europa und darf es in Europa nur eine Macht ersten Ranges geben, nämlich Frankreich, welches allen anderen Mächten zweiten Ranges überlegen bleiben müsse. So war es 1790 gewesen, und was 1790 gewesen war, darauf glaubte Frankreich ein Recht zu besitzen, dass es immer bleiben sollte. Der Grimm der Franzosen gegen die Verträge von 1815 gründete sich ja darauf, dass für sie Mass und Macht des Jahres 1790 festgesetzt worden war, während Preussen um Posen und das halbe Sachsen, Oesterreich um das Venetianische mit Dalmatien, sowie um säcularisirte Kirchenherrschaften, Russland um die Beute der zweiten und dritten Theilung Polens, sowie um Finnland und Bessarabien, England um Malta und etliche holländische Colonien mächtiger geworden seien.

Diese vergleichsweise Zurücksetzung, welche die Mächte zweiten Ranges wachsen liess, ohne dass gleichzeitig der Rangabstand Frankreichs sich gesteigert hätte, wurde seit 1815 wieder vielfach gemildert. Zuerst trat der Abfall Belgiens von Holland ein, und mit diesem Abfall erwachte die erste Hoffnung auf den Rückerwerb der Rheingrenze. Als sich der junge Palmerston im Januar 1829 nach Paris begab, schrieb er von dort: »Die Staatsmänner Frankreichs beseelt jetzt ein starkes Nationalgefühl, und diess erregt die Begierde auf den Rückerwerb der Gebiete an ihrer Nordgrenze, Belgiens und von Theilen der preussischen Lande. Die Ultra-Liberalen verkündigen, dass sie jeden Minister unterstützen würden, der diese Stücke wieder an Frankreich zurückbrächte, und wie mir versichert wird, soll Pozzo di Borgo heimlich betheuern, dass, wenn Frankreich bei einem allgemeinen europäischen Kriege zu Russland halten wolle, Russland ihm zur Erreichung seiner Ziele behilflich sein werde.« Kurze Zeit nachdem diese Worte niedergeschrieben wurden, führte ein Mittagsmahl Lord Palmerston mit dem General Sebastiani zusammen. »Nach Tisch«, bemerkt der Brite, »erwies mir der General die Ehre mit Offenheit zu erklären, dass es ein Jammer sei, wie doch alle Parteien und Regierungen in England

so verkehrte Ansichten über die Beziehungen zu Frankreich hätten. Es sei wesentlich und unerlässlich, dass Frankreich der Rhein als Grenze zurückerstattet werde; Landau und Saarlouis insbesondere bedürfte es dringend. So lange Englands Politik diesem Rückerwerbe sich widersetze, sei ein herzliches Einverständniss zwischen ihm und Frankreich undenkbar, daher Frankreich, dessen wahrer Vortheil doch in einem Bündniss mit England liege, lieber mit Russland oder mit Preussen oder mit irgend einer Macht sich verständigen werde, die ihm zur Erfüllung solcher Absichten Beistand leisten wolle. Preussen — dem ersten Anschein nach gegen solchen Rückerwerb Frankreichs ein Hinderniss — liesse sich bestechen, wenn ihm Stücke von Oesterreich, Sachsen, oder wenn ihm Hannover angeboten würden. Ich äusserte ernste Zweifel, ob irgend eine Partei in England hinreichend aufgeklärt sei, um die Dinge in diesem Lichte zu betrachten, und dass es sehr schwer sein möchte, das britische Volk für solche Aenderungen zu gewinnen.«

Bei dem Zerfall der Niederlande steigerten sich begreiflicherweise die Rheinbegierden der Franzosen, und als Talleyrand sich der Vereinigung von Deutsch-Luxemburg mit Belgien unter dem Vorwand widersetzte, dass ohnediess die dortigen Grenzen Frankreichs schwache Stellen seien, »erwiderte ich«, fährt Lord Palmerston fort, »dass ein Volk von 32 Millionen, lauter gebornen Soldaten, über Grenzgestaltungen nicht heikel sein und seine Vertheidigung in Männern, nicht in Mauern suchen sollte. Gleichwohl äusserte er, ob es gar kein Mittel gäbe, dass Luxemburg durch eine Uebereinkunft an Frankreich käme.« Als Palmerston so etwas für unzulässig erklärte, versicherte Talleyrand, er lasse sich auch durch eine Abtretung von Philippeville und Marienburg befriedigen. Die Zudringlichkeiten wollten kein Ende finden, denn am 1. Februar 1831 erforschte Talleyrand Lord Palmerston abermals, was er dazu sagen würde, falls ein Prinz von Orleans zum König der Belgier ernannt werden sollte. Der britische Staatsmann liess es diessmal nicht an einer deutlichen Antwort fehlen. »Auch die andern drei Mächte«, sprach er, »sind über Belgien einig, und ich muss gestehen, wenn die Wahl auf den Herzog von Nemours fällt und der König von Frankreich sie genehmigt, es ein Beweis wäre, dass die französische Politik wie etwas ansteckendes an den Mauern des Herrscherpalastes haftet, und bei

jedem nachfolgenden Inwohner ausbricht, der sich ihrem Einflusse aussetzt.« Lord Palmerston wurde durch das Treiben des Pariser Cabinets immer beunruhigter; es rüste, meldet er, ohne von jemand bedroht zu sein. Nachdem Holland seine Truppen aus Belgien zurückgezogen hatte, blieben die Franzosen doch stehen und Palmerston beschwor das Londoner Cabinet am 13. August 1831, dass England mit Krieg drohen müsse, wenn Belgien nicht endlich geräumt werde. »Sebastiani und Soult«, schliesst er, »suchen offenbar Händel mit allen ihren Nachbarn oder wollen jedermann zwingen, ihren Unverschämtheiten (insolence) und Eingriffen sich zu fügen — Zeugniss dafür ihre neuerliche Sprache gegen Spanien.«

Kaum war Napoleon III. in den Pariser Palast eingezogen, so verbreitete sich von den Wänden auch auf ihn die Ansteckung. Nur ging er mit meisterhafter Behutsamkeit zu Wege. Das St. Petersburger Cabinet, oder um gerecht zu sein, Kaiser Nikolaus, bot ihm durch seine Bedrohung der Pforte im Jahr 1853 eine Gelegenheit, drei grosse politische Vortheile für Frankreich zu sichern. Erstens gelang es ihm, die sogenannte heilige Allianz, die ja zur Niederwerfung des ungarischen Aufstandes und zur Schlichtung der deutschen Angelegenheiten in der Olmützer Zusammenkunft erst kurz zuvor ihren alten Zauber bewährt hatte, völlig zu sprengen, und das Zerwürfniss zwischen Oesterreich und Russland so unheilbar werden zu lassen, dass es trotz aller süssen Worte noch heute in aller Frische sich erhalten hat. Zweitens entfaltete er von neuem die Uebermacht Frankreichs, indem er Russland »zehn Jahre in seiner Entwicklung zurückwarf«, und endlich drittens gewann er die Dankbarkeit Englands, gewann er jenen Lord Palmerston, dessen guten Willen er für künftige Plane nicht entbehren konnte.

Hatte Russland mehr eine Schmälerung seines Ansehens als eine wirkliche Verkürzung an Kräften erlitten, und blieb es noch immer das grosse Reich, wie es die Wiener Verträge geschaffen hatten, so sollte dafür Oesterreich, an welches die Reihe gekommen war, um seinen lombardischen Länderbestand geschwächt und auf das Gleichgewicht von 1790 herabgesetzt werden, denn es verlor obendrein seine Secundogenitur in Toscana, und wurde um zwei Satelliten, Parma und Modena, ärmer, während Frankreich als »Soldat Gottes« Papst und ewige Stadt besetzt hielt. Seit dem Tage bei Sedan hat man sich daran gewöhnt den Mann,

der zuerst bespottet, dann gehasst, dann gefürchtet, dann bewundert wurde, wie einen Geistesschwachen zu verhöhnen, und es ist daher nicht überflüssig, an die gebieterische Stellung zu erinnern, welche er Frankreich im Jahr 1859 gegeben hatte. Der Erwerb der Rheingrenze wurde aber nie ausser Augen gelassen, denn fortwährend verschaffte sich Napoleon kleine Verdriesslichkeiten mit Belgien, die bei erster Gelegenheit bis zu Beschwerden und Einmärschen sich hätten hinaufsteigern lassen. Mit dem amerikanischen Bürgerkrieg sollte erst sein Missgeschick anheben. Ein einziger Rechnungsfehler konnte das Kaiserthum gefährden, und dieser Fehler wurde begangen. Ob der amerikanische Norden den Süden bewältigen werde, daran durfte man 1860 und 1861 noch zweifeln, aber 1862 hätte das Ende doch schon vorausgesehen werden können, und gerade damals wurde der Anschlag gegen Mexico ersonnen, welcher doch nur dann einigen Erfolg versprach, wenn die nordamerikanische Union zerfiel, ausserdem aber mit einem schimpflichen Rückzug schliessen musste. Kaum hatte der Kaiser eine Armee auf das Hochland von Anahuac geschickt, so brachte ein Thronwechsel in Kopenhagen den alten Streit um die deutschen Herzogthümer zum Ausbruch. Napoleon dachte vielleicht recht verschlagen zu handeln, dass er auf den damaligen Londoner Conferenzen als kalter Zuschauer auftrat. Nach langem Zerwürfniss waren Preussen und Oesterreich wieder vereinigt, und ihnen musste das übrige Deutschland folgen. Für Frankreich, welches noch immer nach Veracruz Verstärkungen verschiffen musste, war augenblicklich nicht viel gegen das geeinigte Deutschland anzufangen, ausserdem aber konnte man dem englischen Cabinet eine Strafe und Lehre ertheilen, dass es kurz zuvor das französische Bündniss gerade bei dem Marsch von Veracruz gegen Mexico verlassen hatte. Es blieb mit seiner Dänenliebe auf sich selbst angewiesen, und musste seine Drohung, die Dannewirke mit Rothröcken zu bemannen, unerfüllt wieder in die Scheide schieben. Auch mochte dem Scharfblick eines Napoleon vielleicht schon damals nicht entgangen sein, dass das österreichisch-preussische Bündniss bei der Beutetheilung nothwendig in Zwietracht umschlagen müsste.

Hatte der Kaiser so etwas erwartet, so kannte seine geheime Freude im Jahr 1866 keine Grenzen, als der Bruch wirklich erfolgte. Die Donnerworte, welche er in Auxerre damals gegen Thiers

schleuderte, der ihm durch seine Rede gegen Preussen das Spiel verderben wollte, bekundeten laut, wieviel er sich von dem deutschen Bürgerkrieg im stillen versprochen hatte. Nie schienen die Aussichten des Bonapartismus glänzender als damals. Russland hatte sich ja ganz auf sich selbst zurückgezogen, England war durch den Ausgang des dänischen Kriegs gewitzigt worden, wenn nun vollends sich Preussen in einem muthwilligen Kampf gegen Oesterreich erschöpfte, so lag das Spiel für Frankreich gewonnen auf dem Tische, denn aus den deutschen Mittelstaaten liessen sich genug Compensationen gewinnen, und der neue Umsturz konnte doch nur so endigen, dass sich die beiden Kriegführenden in das Deutschland nördlich und südlich vom Main getheilt, Frankreich dafür das linksrheinische Gebiet erhalten haben würde. Der Kaiser übersah nur eins: dass er nämlich ein Schwert haben musste, um es in die Wagschale zu werfen. Gerade damals aber stand der grösste Theil seiner verfügbaren Kräfte in Mexico, und alles übrige befand sich, wie später Marschall Niel es enthüllt hat, in einem völlig unschlagfertigen Zustande. Dass der Krieg selbst in sieben Tagen entschieden, in sieben Wochen beendigt werden sollte, konnte der Kaiser nicht vorhersehen, wurden doch selbst die Preussen eingestandenermassen von ihren eigenen Erfolgen in Verwunderung gesetzt.

Aus dem Prager Frieden erwuchsen dem Bonapartismus peinliche Schwierigkeiten. Der Glanz der preussischen Waffen hatte völlig den Feldzug von 1859 verdunkelt, und die bisherige Missachtung des Zündnadelgewehres den Glauben an die militärische Sachkenntniss in Frankreich tief erschüttert. Gleichzeitig musste der Rückzug aus Mexico angetreten werden, der durch den Tod des schnöde preisgegebenen Max einen schwarzen Schatten über Paris warf. Achtzehn Monate sollten indessen verstreichen, ehe ein neues Hinterladungsgewehr erwählt, geprüft, gebilligt, in genügender Menge angefertigt, und an die Feldtruppen vertheilt werden konnte. Diese achtzehn Monate blieben in Berlin nicht unbenutzt. Die preussische Heerespflicht war sogleich nach dem Prager Frieden auf die Bestandtheile des Norddeutschen Bundes ausgedehnt, dieser Bund selbst durch eine Verfassung befestigt, das Zollparlament gestiftet, die süddeutschen Staaten durch Verträge gefesselt, und ihre Wehrkraft bedeutend verstärkt worden. Mittlerweile hatte sich der Bonapartismus nur eine neue Nieder-

lage durch den vereitelten Ankauf von Luxemburg zugezogen, und das Ansehen Frankreichs durch die Nichterfüllung der Prager Friedensbestimmungen bezüglich der dänischen Bestandtheile Schleswigs herabsetzen lassen.

Es waren nicht bloss mächtige Beweggründe für das Haus Bonaparte, sondern für jeden Herrscher von Frankreich vorhanden, dem Wachsthum der neuen Macht über dem Rhein nicht länger geduldig zuzuschauen. Wir haben schon vor vielen Jahren an das eigenthümliche statistische Verhängniss der Franzosen erinnert, bei denen die Länge des durchschnittlichen Lebensalters immer wächst, während die Ziffer der jährlichen Geburten beinahe völlig stillsteht. Im Norddeutschen Bunde übersteigt bereits der jährliche Zuwachs an frischem Blut den französischen Betrag, und folglich auch ebenso die Zahl der Militärpflichtigen, so dass selbst bei gleichem Wehrgesetze mit der Zeit die Truppenstärke des Norddeutschen Bundes die französische überflügeln musste. Diese Gefahr wurde in Frankreich deutlich vorausgesehen, und sie beherrschte solche Geister wie Prévost-Paradol; nur fand gegen dieses beständige Schwächerwerden der genannte Publicist kein besseres Mittel als eine Einverleibung Belgiens. Wir wissen jetzt auch, dass Graf Benedetti seit den Nikolsburger Präliminarien beständig bald Drohungen, bald Verlockungen an den Grafen Bismarck in diesem Sinne verschwendete. Auf den genannten französischen Diplomaten hatte sich bei uns im letzten Juli ein grosser Theil des nationalen Hasses ergossen. Jetzt, wo er gerichtet ist und die Wellen der Vergessenheit über seinem Haupte längst zusammenschlugen, dürfen wir wohl aussprechen, dass die Schuld des verunglückten Botschafters nur darin bestand, Franzose gewesen zu sein. Ein jeder Franzose wird immer und immer wieder an der Eroberung der Rheingrenze spinnen, und ausgesponnen hat diesen Gedanken auch Herr Thiers in seiner zwanzigbändigen Geschichte des Kaiserreichs, wie denn das Verdienst dieses Redners keineswegs darin besteht, dem Einigungsdrang Deutschlands Befriedigung gegönnt, sondern nur zum Abwarten einer günstigeren Kriegsgelegenheit ermahnt zu haben.

Es war also sehr viel Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass wir nach der Anfertigung des letzten Chassepotrohres, nämlich am 1. Januar 1868, mit Frankreich in Feindseligkeiten verwickelt werden sollten. Einen Kriegsvorwand, der zugleich in England

grosses Behagen erregt haben würde, konnte die Rückgabe der dänischen Theile Schleswigs liefern, überhaupt aber war ein Vorwand wohl die letzte Verlegenheit. Das Jahr 1868 aber verstrich ohne Trompetenstoss und jetzt schien der Friede gesichert. Die norddeutsche Feldarmee besteht bekanntlich aus sieben Altersjahrgängen. Drei davon waren bereits 1866 eingezogen worden, ein vierter 1867, ein fünfter kam 1868 an die Reihe, der sechste wäre 1869, der siebente 1870 fällig geworden. Stärker konnte jetzt die norddeutsche Armee nur noch durch Zuwachs der Landwehren und die Entwicklung der Bevölkerung werden. Wenn jemals, so musste Frankreich im Frühjahre 1868 losschlagen. Statt dessen sahen wir aber, dass sein neues Wehrgesetz zögernd berathen, umgeändert und schliesslich abgeschwächt wurde. Sein wichtigster Inhalt bestand in der Schöpfung einer Mobilgarde als Gegengewicht der deutschen Landwehren, die Mobilgarden-Bataillone wurden jedoch nicht gebildet, oder erst sehr spät, auch nur im Osten, und selbst dort ohne rechten Ernst. Kurz Frankreich that genau das, was ein Reich thun wird, welches seine Sache auf den Frieden gestellt hat. Auch das Jahr 1869 war ungenutzt über dem Rhein abgelaufen, während diesseits jeder Tag uns weiter vorwärts brachte, so dass wir im stillen am 1. Januar 1870 uns sagen durften: bei der nächsten Partie Schach mit Frankreich haben wir bereits einen Thurm voraus.

Wer Napoleon III. auf seiner Laufbahn ohne Hass und Eifer gefolgt war, mochte sich diese scheinbare Resignation auch aus einem reineren Beweggrunde erklären. Womit er seine Grösse begründet hatte, und was ihn jetzt auf Wilhelmshöhe und für alle Zeiten als geschichtliche That ziert und fortan zieren wird, war sein Auftreten in Italien für den mächtigsten Gedanken unseres Jahrhunderts, nämlich dass Völker, die zum Selbstbewusstsein erwacht sind, als freie Persönlichkeiten im Erbe ihrer Väter sich bewegen sollen. Dieser Gedanke war bisher immer siegreich gewesen und er hatte Thaten verrichtet, die uns, deren politische Jugend noch in die Metternich'sche Kanzleiherrschaft gefallen war, wie Mirakel erschienen. So lange es ein einiges Italien gibt, wird der Name Napoleon immer auf jener Halbinsel dankbar genannt werden, deren Wiedergeburt seine Schöpfung ist.

So konnte man sich auch vorspiegeln, Napoleon III. betrachte sich als das Werkzeug eines modernen Verhängnisses, als Messias

einer Idee, die unserm gealterten Welttheil neue Jugendreize geben sollte, und es sei aus Scheu vor den heiligen Gefühlen der Deutschen geschehen, dass er sie gegen Dänemark und später während des Bundeskrieges habe gewähren lassen. Wann hätten aber je Napoleoniden an heilige Gefühle oder an die Hoheit eines Gedankens geglaubt? Die Einverleibung Nizza's wie die Besetzung Roms und Civitavecchia's bewiesen deutlich, dass man es mit der italienischen Idee nicht sehr genau nahm, dass man nichts weniger als Ehrfurcht vor der unsichtbaren Macht empfand, die eben Europa durchwandelte, sondern sie zu überlisten meinte, indem man sich ihrer bediente, um zunächst die Oesterreicher wieder über die Alpen zu drängen und sich an ihre Stelle zu setzen. Auch an den deutschen Gedanken hat der unerwartete Gast in Wilhelmshöhe nicht geglaubt, sonst würde er den Luxemburger Kauf 1867 nicht abgeschlossen, sonst würde er uns 1870 nicht zum Vernichtungskampfe herausgefordert haben. Gibt es denn nicht auch unter uns sehr viele, die auch jetzt noch nicht in der Geschichte die Allgewalt der Idee zu erkennen vermögen? die den Sieg allein der Zahl der Streiter, ihrer Mannszucht, ihrer klugen Leitung, ihren Gussstahlröhren oder der besseren Geschützbespannung zuschreiben, wie sie die Begründung deutscher Macht ableiten von dem rechtzeitigen Eintreffen des Kronprinzen Fritz in der Schlacht bei Sadowa? Wir sind weit entfernt, den Werth solcher Realitäten zu unterschätzen, sondern erkennen dankbar an, dass sie die Reife der neuen Zeiten mächtig beschleunigt haben. Aber Tapferkeit und Kriegskunst sind ohnmächtig, wenn sie sich an den Mächten versündigen, welche still und ungesehen die Gemüther beherrschen. An physischer Kraft und genialer Leitung stand unvergleichlich des grossen Napoleons Weltreich da. Es erstreckte sich bereits über den Rhein bis Hamburg und Lübeck, in Italien bis nach Rom; es zählte zu Vasallen Spanien, Holland, Westfalen und Neapel; zu Bundesgenossen das verstümmelte Preussen und das verschwägerte Oesterreich, und dennoch sank binnen zwei Jahren dieser grosse, aber ideenlose Bau in sich selbst zusammen. Oder hätte nur der früh eingetretene Winter des Jahres 1812 auch dieses Gericht vollzogen? Selbst wenn Napoleon nie nach Russland gegangen wäre, seine Schöpfungen mussten zusammenbrechen an dem Tage, wo seine Pulse still standen. Die Schlacht bei Sadowa liess sich mit einer sorgsam geschulten Armee allerdings gewinnen,

aber der Norddeutsche Bund liess sich nur aufbauen, weil ein mächtiger Gedanke durch ihn verkörpert wurde. Dieser mächtige Gedanke war es, der für alle Gewaltsamkeiten bei der Einverleibung Schleswig-Holsteins, Hannovers, Kurhessens und Nassau's Amnestie ertheilte, ihm allein verdankt die neue Schöpfung ihre Dauerhaftigkeit in diesem Jahre, denn die erste Gefahr von aussen lockerte nicht ihr Gefüge, sondern kittete ihre Theile fester aneinander. Wohl tragen wir alle dankbar im Herzen unsern grossen Wilhelm, seinen Fritz, unsern Bismarck, Moltke und Roon, aber was war es anders, das sie zu ihren Werken und Thaten trieb, als die nationale Idee? Ja, war nicht gerade der grosse Staatsmann, der jetzige Reichskanzler, in einem früheren Lebensabschnitt ein Gegner des deutschen Gedankens, ein Saulus und ein Verfolger des vorauseilenden Schattens unserer jetzigen Grösse?

Selbst wenn den Franzosen des böhmischen Feldzuges wegen der Siegesneid das Leben verbitterte, wenn bei jeder Vereinigung des norddeutschen Reichstags oder des Zollparlaments ihre Galle sich aufs neue ergoss, durften sie gleichwohl, seitdem sie das Frühjahr 1868 ungenützt hatten verstreichen lassen, nichts besseres thun als warten. Eine engere Vereinigung des deutschen Südens mit dem Bunde nördlich vom Main war vorläufig nicht zu besorgen. Die Gegner der Einigung hatten vielmehr allenthalben an Boden gewonnen, im Zollparlament waren sogar die württembergischen Abgeordneten als eine geschlossene geographische Gruppe aufgetreten, in Bayern bei den letzten Wahlen die Freunde der Einigung mit Norddeutschland unterlegen, und wenn auch der neue Bund mit der Zeit fester zusammen wachsen musste, so wäre doch in derselben Zeit der Main eine immer tiefere Trennungslinie geworden, während die Schutzverträge, wie alle Verträge mit der Zeit allmählich an bindender Kraft verlieren mussten. Der klare Vortheil Frankreichs, wie es von Herrn Thiers deutlich ausgesprochen worden war, bestand also in einem Zeitgewinn, was also anders als dynastische Beweggründe trieben Napoleon dazu, einen Kampf hervorzurufen, der nur endigen konnte mit der tiefen Erschöpfung beider Theile?

Wenn Massenabstimmungen irgend ein moralischer Werth beizulegen wäre, so hätte Napoleon III. nach dem letzten Plebiscit, welches ihm den Zuruf beinahe des gesammten französischen Volkes entgegentrug, über die Zukunft seines Sohnes sich beruhigen

können, aber fast scheint es, als hätte die Grösse seines Sieges ihn nur berückt. Wie sein Oheim ist der Kaiser Fatalist, sonst hätte er gewiss nicht den Jahrestag der Schlacht bei Austerlitz zu seinem Staatsstreich im Jahr 1851 sich heraus gesucht. Seit jenem 2. December hatte ihn zehn Jahre lang bis zur Erstürmung von Peking das Glück immer begünstigt, von da ab jedoch ihm entschieden den Rücken gedreht. Alles, was er anfing, schlug ihm fehl: sein mexicanisches Abenteuer, sein zweideutiges Spiel im Jahr 1866, sein Luxemburger Handel, seine Zusammenkunft mit Kaiser Franz Joseph, sein neues Wehrgesetz. Zuletzt entriss ihm der Tod den befähigten Marschall Niel, der, im Invalidendom begraben, jeder Aussicht auf deutsche Kriegsgefangenschaft noch rechtzeitig entgangen war. Der Kaiser hat kein Glück mehr, hiess es allerwärts, und er selbst mochte wohl wie ein abergläubischer Spieler mit neuen Wagnissen zögern, bis sein Missgeschick (guignon) sich erschöpft haben würde. Da, in diesem Jahre bei dem Plebiscit, brach die bonapartistische Sonne fleckenlos wieder durch die Wolken, und wer weiss, ob die unerwartete Grösse des Sieges nicht den Fatalisten mit dem Wahn bethörte: Fortuna habe sich reuig wieder in den Tuilerien zu Gaste gebeten.

Es war ein bedenkliches Unternehmen, in das sich kaltblütig ein Monarch hineinstürzte, der im voraus wissen musste, dass beim Donner des ersten Schusses ihm nur noch Sieg oder Untergang übrig blieb. Allein er hatte Frankreich hinter sich. Er wusste, dass dieses den letzten Hauch an den Sieg setzen und ihm Zähigkeit nicht fehlen werde, wie in der Krim, zwei volle Jahre vor dem Feinde auszuharren. Wog diess nicht reichlich auf, dass der Gegner anfangs eine grössere Streiterzahl ins Gefecht führen mochte? Der grosse Napoleon hatte seine Regimenter auf den Märschen nach den Schlachtfeldern ausgebildet, als Rekruten waren sie ausmarschirt, als junge Garden fochten sie bei Lützen und Bautzen. In drei oder vier Monaten liessen sich in Frankreich ebensoviele Kräfte zusammenraffen als in Deutschland die allgemeine Wehrpflicht unter die Fahnen geführt hatte. Nach drei bis vier Monaten schon wird der Franzose als Infanterist ganz repräsentabel, während der deutsche Soldat erst nach längerer Abrichtung seine Tüchtigkeit erreicht. Die Hauptsache blieb übrigens, dass die Kinder Frankreichs Franzosen waren. Was man in neuerer Zeit vielleicht mit unberechtigter Härte einen Grössen-

wahnsinn genannt hat, beruhte es nicht auf weltgeschichtlichen Erfahrungen? Preussen, Oesterreich und England, Oesterreich, Russland und England, Preussen, Russland und England, sie waren als Tripelalliirte stets nach einander Frankreich unterlegen. Erst eine Coalition von ganz Europa, eine spanische Volkserhebung, gestützt von britischen Kerntruppen, und ein gleichzeitiger Angriff der sogenannten drei nordischen Grossmächte waren im Stande gewesen, Frankreichs Widerstand zu brechen, ja an welchen Zufälligkeiten hing es nicht in den Wintermonaten von 1814, dass Frankreich nicht selbst diese Coalition bewältigen sollte? Hatte sich etwa französische Tüchtigkeit seitdem vermindert? Von Algier zu schweigen, welches nur als Uebungsfeld anzusehen war, der Befreiung von Holland als einer Geringfügigkeit nicht zu gedenken, was hatte Russland mit seinen vielen Hunderttausenden, die es nach und nach auf die Wälle Sebastopols führte, gegen die verhältnissmässig kleine französische Armee ausgerichtet? Wie rasch und glatt wurde nicht Oesterreich 1859 geschlagen, hinter die Etsch getrieben und zum Frieden genöthigt? Welche Ausdauer hatten nicht Bazaine's Truppen in Mexico gezeigt? Sicherlich die Franzosen waren noch immer die ersten Soldaten der Welt, wurden für solche allenthalben angesehen besonders in England, welches doch allein nach General Trochu's Ausspruch eine der französischen ebenbürtige Infanterie zu stellen vermochte. Zwar die Streiterzahl des Gegners war höher, aber sollte nicht viel davon, wie in Frankreich, nur auf dem Papier stehen? Und im Grunde war diese Ziffer doch nur erreicht worden durch Bewaffnung des Volkes. Ein Volk in Waffen kann wohl rasche Kriege führen wie den böhmischen Siebenwochen-Feldzug, aber wie, wenn der Kampf Monate, wenn er ein halbes Jahr oder darüber dauerte, wurde er dann nicht zugleich eine Frage der Geldkräfte? und wie konnte sich der Credit Norddeutschlands mit dem Credite des reichen Frankreich messen, dessen letztes Anlehen 1868 siebenunddreissigfach überzeichnet worden war? Auch war es nicht nothwendig, dass man den Krieg mit dem gesammten Deutschland führen würde. Der vierjährige Norddeutsche Bund konnte ein festeres Gefüge noch nicht besitzen, und in seinem Schoosse regte sich noch immer eine Partei, die welfische geheissen, welche geschäftig nach den Zuständen von 1866 zurückstrebte, die im Falle anfänglicher Niederlagen Preussen in grosse Verlegenheiten

stürzen konnte, zumal wenn eine Flotte sich an der Küste zeigen und Truppen in die hannoverschen Lande werfen würde. Vor allen Dingen aber musste man Preussen und den Süden von einander abdrängen. Links vom Main hatte man nur einen kleinen, aber rührigen Gegner, nämlich Baden, zu beachten, das aber mit dem Brückenschlag über den Rhein bereits dem Tritt der französischen Legionen erliegen musste. In Württemberg herrschte eine preussenfeindliche Mehrheit, die sich die grösste Mühe gegeben hatte, das Bett der Mainlinie tiefer zu graben und in das Zollparlament geographische Zwietracht hineinzutragen. Diese Partei war zusammengesetzt aus Demokraten, die leicht durch französische Honigworte zu überlisten waren, aus Anhängern der fossil gewordenen Schutzzolltheorie, denen die Dividenden der Fabrikanten gleichbedeutend sind mit der Grösse der Nation, endlich aus engherzigen Particularisten, denen der Gedanke an ein grosses Vaterland, in welchem dem Mittelmässigen nothwendig das grosse Wort entzogen werden musste, die Kehle zuschnürte. Uebrigens war Württemberg durch seine Lage gezwungen, nothwendig den Schritten Bayerns zu folgen, und wenn sich der Blick auf Bayern richtete, durfte sich das Antlitz des Angreifers verklären, Dort war durch frische Wahlen eine Partei zur Gewalt gelangt, die, weit entfernt, die Schutzverträge anzuerkennen, nach einem Wortbruch förmlich lechzte, eine Partei, welche, gestützt auf eine traurige und sorgsam erhaltene Unwissenheit, durch den Beichtstuhl die Gewissen der bäuerlichen Frauen und durch diese wieder die bukolischen Wählerschaften beherrschte, eine Partei, die in einem Krieg zwischen Frankreich und Deutschland nur eine Gelegenheit zu neuen confessionellen Hetzereien erblicken würde, eine Partei, welche schon vorher durch die Milizgimpelei Bayern zu entwaffnen und an der Erfüllung seiner Verträge durch militärische Untauglichkeit zu hindern suchte, die überhaupt entschlossen war, die deutsche Nation durch Verrath in der Stunde der neuen Entscheidung, die seit 1815 immer erwartet und immer verzögert worden war, im Stiche zu lassen.

Auf die Dauer wäre man auch nicht ohne Bundesgenossen geblieben, sobald nur der erste Erfolg errungen worden war. Italien war ja für jeden feil um den Preis von Rom, und Oesterreich hatte die Niederlage von 1866 nicht vergessen, so dass, wenn ihm nur Zeit gegönnt wurde, sich zu rüsten, es früher oder

später in den Kampf eingreifen würde. Freilich Russland stand dann drohend im Hintergrunde, aber bis Russland ein schlagfertiges Heer zusammenzieht, verstreichen viele Monate, verstrich doch 1863 ein halbes Jahr, ehe es aus der Vertheidigung zum Angriff gegen die polnische Rebellion übergehen konnte. Bis dahin war man längst in Berlin oder über Berlin hinaus, denn hatte nicht General Changarnier, ein Soldat, wie es einen zweiten nicht ausserhalb Frankreich gab, 1867 in der Revue des Deux Mondes klar ausgesprochen, dass 200,000 altgediente Franzosen ausreichen würden, die preussischen Truppen mit ihrer nur dreijährigen Dienstzeit völlig im Schach zu halten? Hatte nicht Marschall Niel, noch viel bescheidener, wie oft! den Kaiser beschworen, ihm 100,000 Mann anzuvertrauen, um das seit 1866 gestörte Gleichgewicht in Deutschland wieder zur Ordnung zu bringen?

Es konnte, es musste sogar der Plan gelingen, wenn man mit Blitzesschnelle in Süddeutschland einfiel. Mit der dortigen Kriegsbereitschaft hatte es gute Wege. Wie schläfrig sammelten sich nicht im Jahr 1866 jene Reichstruppen? Bis sich die guten deutschen Fürsten nur verständigt haben würden, wer den Oberbefehl führen solle, bis sie alle die Cautelen festgesetzt, um ihre kriegsherrlichen Rechte über ihre Contingente auch während des Feldzugs gegen die Einheit des Befehles zu wahren, mussten Wochen vergehen, hatte denn nicht der König von Hannover 1866 zwischen Göttingen und Eisenach zehn Tage, obgleich ihm das Schlimmste drohte, gezögert, in der Erwartung, dass der Kurfürst von Hessen ihm seine Truppen zuführen sollte? Genau so, wie es dem General Vogel von Falkenstein damals gelungen war, eine Abtheilung der nördlichen Reichsarmee zu überraschen, genau so musste man 1870 mit Süddeutschland verfahren. Bestand doch das Kunststück nur in Schnelligkeit, und ganz in diesem Sinne liess sich eine Stimme im gesetzgebenden Körper Mitte Juli vernehmen: Preussen suche in Ems Zeit zu gewinnen, aber von 24 und 36 Stunden hänge die Entscheidung des Kriegs ab. Ein Ueberfall, und der Feldzug war halb gewonnen.

Wirklich hing von der Schnelligkeit unendlich viel ab. Schnelligkeit setzt aber strenge Ordnung, Pünktlichkeit, Vorbereitung des Nothwendigen, die höchste Kriegsbereitschaft voraus. Eben weil in Frankreich Mangel an Ordnung, Mangel an Pünktlichkeit,

Mangel an Vorbereitung, Mangel an Kriegsbereitschaft herrschte, war auch an Schnelligkeit nicht zu denken, sondern man stürmte vorwärts, ehe noch die nöthigen Kräfte sich gesammelt hatten. General Trochu schildert in seiner berühmten Flugschrift das verzweifelte Chaos, in welches 1859 auf ihrer Heeresfahrt nach Italien die französischen Truppen gerathen waren, dem der Minister schliesslich nicht anders abzuhelfen wusste, als dass er an die einzelnen Befehlshaber telegraphiren liess: débrouillez-vous! Hatten sich seitdem die Franzosen um nichts gebessert, so gehorchte dagegen die süddeutsche »Reichsarmee« einen Tag nach der Kriegserklärung bereits ihrem Oberbefehlshaber, zwölf weitere Tage genügten für ihre Schlagfertigkeit, und sechs Tage später, als sich die Besatzung Civitavecchia's noch wegen ihrer Einschiffung besann, die Ueberfahrt der afrikanischen Truppen nach Europa noch fortdauerte, die französischen Grenzfestungen noch nicht hinlänglich mit Mund- und Kriegsvorräthen versehen waren, fiel bereits Deutschlands eiserne Hand zerschmetternd auf Weissenburg.

Noch tröstete sich Paris damit, dass, wenn auch die kaiserlichen Truppen zu spät anrückten, doch Franzosen heranrückten, die ersten Soldaten der Welt. Sie waren es, sie konnten und könnten es noch sein, jedoch nur unter einer Bedingung: dass der grosse Napoleon sie führe. Hätten sie freilich vor der Kriegserklärung sich die Mühe gegeben, die ältere Kriegsgeschichte zu befragen, so mussten sie auf empirischem Wege zu einer besseren Selbsterkenntniss gelangen, denn abgesehen von den Feldzügen der Jahre 1792 bis zum Baseler Frieden, wo es weder den Preussen rechter Ernst war, noch die Franzosen gegen sie erhebliche Thaten verrichteten oder die Schmach von Rossbach ausgetilgt hätten, waren die Preussen nur geschlagen worden, wo Napoleon befehligte. Höchstens von Davoust könnte man sagen: er habe die Schlacht bei Auerstädt gewonnen, wenn nicht diese Schlacht immer wieder im Zusammenhange mit der gleichzeitigen Schlacht bei Jena gestanden wäre. Selbst der grosse Napoleon sollte den preussischen Waffen an den Tagen bei Leipzig, bei Laon, bei Waterloo nicht unüberwindlich bleiben. So oft dagegen seine unberechenbare Grösse fehlte, so oft nur französische Generale preussischen Generalen gegenüber standen, an der Katzbach, bei Grossbeeren, bei Dennewitz, am Montmartre, da war der Sieg stets auf Seite der letzteren gewesen. Einem Napoleon allein war

es gegeben, über Tripelallianzen zu siegen und Coalitionen zu widerstehen. Dass der Feldzug des Jahres 1859 nicht an Marengo oder Austerlitz erinnere, mussten sich die Franzosen längst gestanden haben, dass dagegen die Preussen 1866 musterhaft geführt worden waren, wollte nur französische Verblendung nicht zugeben, lieber wurden ihre raschen Erfolge allein dem schnelleren Gewehrfeuer beigemessen. Gerade der jetzige Krieg hat aber bewiesen, dass die Preussen auch einen Feind zu bezwingen vermochten, der mit einer überlegenen Waffe ihnen gegenüber trat.

Bei ihren politischen Rechnungen hatten die Franzosen noch eine andere Macht übersehen, die Macht eines grossen Gedankens, der flammenartig gleich einer Naturkraft sich seine Wege brach. Ein Hauch der Begeisterung hatte die deutschen Gemüther ergriffen, so dass jene Partei in Bayern, die den schnödesten Abfall im Herzen trug, der siegreichen Idee erlag, indem ihre edleren Bestandtheile, die sich der höheren Regung nicht entziehen konnten, klingenden Spieles, sie wussten selbst nicht wie, getragen von einer unsichtbaren Gewalt zu den Gegnern übertraten. Man hatte in Paris sich nicht geträumt, dass der deutschen Idee auch die deutschen Fürsten huldigten, und dass es südlich vom Main Minister gab, die fest entschlossen waren, Verträge zu halten, welche schon bei ihrem Ursprung gegen den alten Friedensstörer gerichtet waren.

Caetera quis nescit? Der Gegner, der mit einem Tigersprung Main und Mainz zu packen gedroht, liess sich selbst überfallen, und vor lauter Ueberschätzung der eigenen, und Unterschätzung der fremden Kräfte sank das Kaiserreich, das arme ideenlose Kaiserreich, gerichtet durch seine eigenen Fehler. Warum also, fragen wir, musste der Zusammenstoss beider Bahnzüge stattfinden? Ein wenig Bedachtsamkeit, der Blick eines Thiers hätten ausgereicht, Geschehenes nie geschehen zu lassen. Und wenn es französischer Eitelkeit zu schwer gefallen wäre, die deutsche Stärke anzuerkennen, so hätte man sie mit der Ausrede beschwichtigen können, man halte Frieden aus Scheu vor der Hoheit eines secularen Gedankens. Ohne diese Scheu und ohne jene Erkenntniss den Zeitpunkt des einzigen möglichen Gelingens versäumen, und im ungeschicktesten aller Momente alles zu überstürzen — wie konnte das anders endigen als mit einer Waffenstreckung, die beispiellos in der Geschichte steht?

II.

Handelspolitisches und Sociales.

1. Die Erfahrungen der Freihandelsgesetzgebung in Grossbritannien

und ihre Rückwirkung auf die deutsche Handelspolitik.

(Deutsche Vierteljahrsschrift 1859. Heft II. Nr. 86.)

Zehn Jahre sind jetzt seit Abschaffung der britischen Korngesetze und dem Genuss völligen Freihandels in England verflossen. Dieser Zeitraum mag zu gering erscheinen, um alle Vortheile und Nachtheile eines neuen Systems zu erproben, aber dennoch waren die Ergebnisse so grossartig, so überraschend selbst für diejenigen, welche viel gehofft hatten, dass in England wenigstens entweder alle Anhänger der frühern Ansichten in das siegreiche Lager übergetreten oder wenigstens zum Schweigen verurtheilt sind. Vor sechs Jahren, als sich die grossen Neuerungen in der deutschen Handelspolitik, der Beitritt des Steuervereins zu dem Zollverein und der Abschluss des sogenannten Februarvertrages mit Oesterreich vorbereiteten, hatten wir den letzten erbitterten Kampf zwischen der Schule des Freihandels und des Schutzzolles. Damals bot der grosse Schritt der britischen Nation noch keine entscheidenden Erfolge. Die Anhänger der Schutzzolllehre durften ihn vielmehr noch immer als ein Experiment betrachten, dessen schliesslicher Ausgang erst über Werth oder Unwerth entscheiden müsse. Seitdem nun hat sich, gestützt auf die Beobachtungen, die uns England gewährte, und auf die vereinzelten Schritte der französischen Regierung, ein stiller Umschwung in den Ansichten vollzogen. Wir könnten noch auf andere kleinere Staaten, auf Piemont und auf Holland verweisen, allein es sind eben nur die Erfahrungen grosser Staaten, durch die sich grosse Gebiete belehren lassen dürfen. Jener stille Umschwung der Ansichten wird sich freilich erst kund geben, wenn abermals eine Aenderung unserer Tarifgesetzgebung die allgemeine Aufmerksamkeit und die Thätig-

keit der leidenden Interessen aufregen wird. Dann wird es sich zeigen, dass von jenen Publicisten, welche bei der letzten Gelegenheit die Lehre des Schutzzolles in der Presse am glücklichsten und wirksamsten vertraten, alle bis auf höchst geringe Ausnahmen ihr Bekenntniss gewechselt haben, gewiss nicht zu ihrer Schande, so wenig als es den Ruf Sir Robert Peel's verdunkelt hat, dass er, als der Anschlag reif geworden war, als Gesetzgeber im Sinne derjenigen auftrat, deren Ansichten er früher mit Kraft, öfters mit Erbitterung, bekämpft hatte.

Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, dass gerade in dieser Zeit, wo wir Friedrich List ein Denkmal setzen, er als Meister einer Irrlehre erkannt werden soll. Deshalb wird es rathsam sein, sogleich auszusprechen, dass wenn wir auch gegen List's wissenschaftliche Thätigkeit als streitender Theil auftreten, wenn wir seine Lehren als Irrthümer bezeichnen müssen, diess wenig mit der Grösse des Mannes und seiner nationalen Verdienste zu schaffen hat. Sein unvergesslicher und historischer Ruhm gründet sich auf die edle Agitation, welche er zu Gunsten der Einigung seiner Nation ausübte. Er gehört zu den Vätern des Zollvereins und mit seinem Namen beginnt die Geschichte der deutschen Eisenbahnen. Als Gelehrter gehörte er zu denjenigen Geistern, welche selbst durch Irrthümer die Wissenschaft vorwärts bringen. Auch bilde sich niemand ein, dass freihändlerische Wahrheiten in seinem Geist völlig Wurzel geschlagen haben, bevor er nicht eifrig seinen List studirt hat, und auf alle Einwände des grossen Gegners die entscheidende Antwort zu geben vermag. Ausserdem ist es mit List, wie mit Colbert. Freihändler wie Schutzzöllner sind berechtigt, die Bildnisse der beiden Geister in ihrem Pantheon aufzustellen. Beide dachten streng schutzzöllnerisch und handelten wie freihändlerische Radicale. Wenn Colbert französische Industrien gründete, den Venetianern das Geheimniss der Spiegelfabrikation entlockte, Schulen für neue Spitzenstickereien errichtete, nach flandrischem Muster die Tuchwebereien ausbildete, so darf ihm das der grimmigste Freihändler nicht übel nehmen, denn nicht darin unterscheiden sich die beiden Schulen, dass die eine Begründung von Gewerben begünstigen, die andere verhindern wolle, sondern beide wünschen sich Industrien so mannigfach als möglich und streiten nur über die Wahl der Mittel zur Erreichung des nämlichen Zieles. Zu

Colbert's Zeiten waren die Verkehrsmittel des Handels höchst beschränkt. Man hätte damals gut den Rath geben können: erzeugt Rohstoffe und führt Gewerbserzeugnisse ein. Die Zahl der Rohstoffe, welche die hohen Frachten und die Gefahren der Ortsbewegung ertragen konnten, waren äusserst gering, und ein Land, welches nur Roherzeugnisse zu bieten hatte und keine eigene Industrie besass, konnte natürlich nur sehr spärlich von dem auswärtigen Gewerbsfleiss Nutzen ziehen. Ausserdem beherrschte damals die Welt die Monopolsucht, des Eigennutzes rechte Tochter und liebstes, wenn auch thörichtes Kind. Die Erzeugung selbst hüllte sich in Geheimniss und das Geheimniss liess sich lange bewahren in einer Zeit, wo die Oeffentlichkeit keine allgegenwärtigen Werkzeuge hatte und durch die Leichtigkeit der Ortsbewegung nicht die Bewohner verschiedener Länder durch einander geschüttelt wurden. »Mit gewaltiger Hand,« urtheilt Ranke in seiner französischen Geschichte (III. 238) über Colbert's Politik, »griff der Staat in die Bahnen des freien Handels ein, um die commerciellen Kräfte des Landes von der Herrschaft zu befreien, welche eine andere Nation, die dadurch politisch mächtig wurde, über sie ausübte, und derselben eine concentrische Richtung nach dem Innern des Reiches zu verleihen. Wer wollte eine allgemein gültige Theorie der Handelspolitik daran knüpfen? Aber es war ein Standpunkt, welcher die Welt Jahrhunderte lang beherrschen sollte, grossartig ergriffen und behauptet.« Colbert aber, welcher im Norden und im Innern Frankreichs die Binnenzollgrenzen aufhob und Eine Zollgrenze für den grössern Theil des Königreiches schuf, dachte und handelte in dieser Beziehung wenigstens wie ein echter Freihändler, gerade so wie Friedrich List, indem er für den Zollverein wirkte, oder jene österreichischen Staatsmänner, die im Jahre 1849 die Binnenzollgrenze Ungarns öffneten. Von solchen Neuerungen darf man wohl behaupten, sie seien nicht wieder zu vertilgen. Der Zollverein ist fester denn je, wenigstens wird es niemals gelingen, durch handelspolitische Ansichten seine Dauer zu gefährden. So lange Oesterreich noch in seinem alten Länderbestande erhalten bleibt, wird niemals wieder ein Riegel gegen Ungarn vorgeschoben werden, und ebenso wenig ist es denkbar, dass in Frankreich die alten Provinzialzollgebiete entstehen könnten. Jeder Zollverband ist die Herstellung eines schrankenlosen Freihandels innerhalb gewisser politischer Grenzen,

und es ist ein seltsamer Widerspruch, wenn dieselben Geister, welche für Zollvereinigung sich rührten, gegen eine freihändlerische Handelspolitik polemisirten. In Frankreich würde jeder, der die alten Binnenzollgrenzen, welche Colbert noch übrig gelassen und die grosse Revolution niedergeworfen hat, wieder aufrichten wollte, für einen Kopf angesehen werden, dessen Ehrgeiz nach der Aufnahme in ein Narrenhaus trachte, und dennoch musste im Jahre 1841 Louis Philipp seinen Plan einer Zollvereinigung mit Belgien vor einer starken und einmüthigen Opposition gänzlich fallen lassen. Es ist merkwürdig, wie hart der Mensch, ja leider wie gescheidte Menschen am härtesten sich gegen Wahrheiten auflehnen. Belgien mag politisch von Frankreich geschieden werden, mag sich sogar durch die nationale Herkunft der Einwohner scharf von dem Nachbarstaate absondern, wirthschaftlich betrachtet gehört sicherlich Belgien zu Frankreich, und wenn Cabinetsmotive einer Zollvereinigung zwischen beiden Gebieten hinderlich sein möchten, so müsste man sie doch nur in Brüssel suchen und in Paris ebensoviele Motive für die Vereinigung vermuthen. Man könnte sich auch denken, dass fiscalische Missstände ein solches Zollbündniss widerriethen, dass es aber an einem wissenschaftlichen Dogma oder vielmehr an einem theoretischen Irrthum scheitern musste, der sich so leicht greifen liess, das hätte man doch nicht von Leuten erwarten sollen, die Colbert als ihren Heiligen anzurufen pflegen. Dieselben Gründe, welche auf Narrenhausreife schliessen lassen, wenn jemand vorschlagen wollte, die alten Provinzialzollgrenzen wieder zu errichten und den nationalen Markt zu parcelliren, hätten für eine Vereinigung mit Belgien streiten sollen. Das versteht jedermann, dass das Ganze nicht getrennt werden darf, dass aber neue Theile zu dem Ganzen mit Nutzen hinzugefügt werden mögen, will nicht in den Verstand der Menschen hinein.

Ehe wir nun das Schauspiel der grossen Ziffern in dem britischen Freihandelszeitraum betrachten, müssen wir im voraus den Charakter des Zeitraums selbst feststellen. Sicherlich hat die Tarifpolitik eine grosse Macht über das Gedeihen des Handels, aber sie allein entscheidet nichts. Aeussere unbeabsichtigte Begebenheiten fördern oder hindern ihn, so dass man immer sich fragen muss, ob das post hoc auch das propter hoc sei, ob die Abschaffung der Kornzölle wirklich die Ursache gewesen sei, dass nach der Abschaffung der Handel zu solcher Grösse aufquoll. Wir

alle wissen, dass gerade auf der Schwelle des Freihandelszeitraumes die Goldentdeckungen in Californien bekannt wurden und dass dieser Glücksfund nicht vereinzelt blieb, sondern sein australischer Bruder hinterdrein folgte. Dass die Goldentdeckungen den Ausfuhrhandel Englands ausserordentlich gefördert haben, bedarf keiner näheren Erklärung. Es lässt sich sogar mit Ziffern nachweisen, in welchem Grade es geschehen ist. Die britische Ausfuhr nach Australien zum Beispiel war von 1,751,211 Pfd. Sterl. im Jahre 1843 ziemlich stetig bis auf 2,807,356 Pfd. Sterl. im Jahre 1851 gestiegen. Seitdem aber wuchs sie mit folgender Geschwindigkeit:

1852	4,222,205	Pf. Sterl.
1853	14,513,700	„
1854	11,931,352	„
1855	6,278,966	„
1856	9,912,575	„
1857	11,626,146	„
1858	10,464,198	„
Im Durchschnitt	9,849,877	Pfd. Sterl.

Wäre der australische Handel von 1852 bis 1858 in demselben Tempo, wie von 1843 bis 1851, nämlich um je 160 Procent in 8 Jahren fortgeschritten, so hätte er sich 1858 nur auf 3,929,800 Pfd. Sterl. belaufen können. Man kann also annehmen, dass die australischen Goldentdeckungen, welche den Continent des stillen Meeres mit vielen tausenden meist britischen Auswanderern bevölkerten, die starke Zufuhren von der Heimath bedurften, welche sie ausserdem, wenn sie daheim geblieben wären, auch daheim verzehrt hätten, die britischen Ausfuhrwerthe um nahezu 6 Mill. gesteigert haben. Die Entdeckung des Goldschuttes in pacifischen Ländern hing natürlich mit der britischen Freihandelsgesetzgebung so sehr oder so wenig zusammen, wie die Erscheinung des Donati'schen Kometen mit den neuesten Verwicklungen in Italien. Sie ist also sicherlich für die Freihandelspolitik als unentgeltlicher Alliirter aufgetreten. Und wichtig genug war dieser Bundesgenosse, denn die grosse Masse wird stets nach dem Erfolge richten, sie würde wahrscheinlich, wenn ein Uebel eingetreten wäre, von gleicher Wirkung, wie jener Goldschimmer der andern Hemisphäre, dem Freihandel alle dadurch verschuldeten Wirkungen aufgebürdet haben. Wie Herr Bright bei seinen neuesten

Reden für Erweiterung des britischen Wahlrechtes erwähnte, war die Mehrheit, welche für die grossen Peel'schen Gesetze stimmte, ausserordentlich klein, und unter dieser Mehrheit befand sich eine grosse Anzahl Gegner des Freihandels, die gegen ihre Ueberzeugung stimmten, weil sie sich von der Presse und von dem Druck der ausserparlamentarischen öffentlichen Meinung terrorisirt fühlten, so dass also der Beschluss selbst der Sieg einer »kleinen, aber mächtigen Partei« war. So müssen wir den nachweisbaren Einfluss der Goldentdeckungen wenigstens auf 6 Mill. Pfd. Sterl. für Australien und 6 Mill. für Californien schätzen und mindestens diese Summe von dem Gesammtausfuhrwerthe Grossbritanniens abziehen, wenn wir die directe Wirkung des Glücksfalles eliminiren wollen. Die mittelbare Folge entzieht sich natürlich jeder Berechnung.

Vielleicht ist aber selbst jene Ermässigung gar nicht erforderlich. Betrachten wir den Zeitraum etwas näher, so finden wir neben dem Reizmittel des Goldfundes, welches dem Handel grossen Schwung gab, eine Anzahl anderer Ursachen, welche als Hemmnisse eintraten. Der Zeitraum von 1847 bis 1858 wurde durch eine grosse Reihe von Fehlernten ausgezeichnet. Vom Jahre 1851 bis zum Jahre 1856 gab es in Europa nur Ernten unter dem mittleren Durchschnitt oder gar völligen Misswachs. Der Quarter Weizen stieg in England 1855 auf $74^{2}/_{3}$ Shill. durchschnittlich oder 5 Shill. höher als in dem Hungerjahre 1847. Für ein Land, welches sich zum Theil von seiner Ausfuhr nährt, gehören die sieben mageren pharaonischen Kühe zu den schlimmsten Vorkommnissen, jedenfalls sind die von Fehlernten betroffenen Völker tief in ihrer Verbrauchsfähigkeit geschwächt und der Absatz des fremden Landes muss zunächst und am stärksten darunter leiden. In den Zeitraum fallen ferner zwei Jahre vollständiger Anarchie auf unserem Festlande und eine allgemeine Beunruhigung und Kriegsbereitschaft in dem dritten Jahre 1850. Kaum hatte aber unser Welttheil einen dreijährigen Waffenstillstand (1851—53) genossen, so brach ein Krieg in grossartigem Massstab aus. Als auch dieser beendigt war und nur an asiatischen Küsten noch ein Nachspiel aufgeführt wurde, sah sich Grossbritannien durch die furchtbare indische Soldatenverschwörung tief erschüttert und zu ungewöhnlichen Leistungen in Anspruch genommen. Kaum aber waren von dort die entscheidenden Siegesnachrichten eingetroffen,

als eine heftige Handelskrisis eine verheerende Welle von der andern Welt nach den diesseitigen atlantischen Uferstaaten herüberschleuderte. Wir müssen also bei den Erfolgen der Freihandelspolitik uns sagen, sie seien zwar Dank den Goldentdeckungen, aber auch trotz Anarchie, Missernten, Krieg und indischen Aufständen erzielt worden. Da sich der Einfluss dieser verschiedenen Begebenheiten nicht einmal annähernd, wie bei den Goldentdeckungen, in Geldwerth ausdrücken lässt, so wird man fortwährend darüber streiten dürfen, ob der Zeitraum der letzten zehn Jahre ein günstiger oder ein ungünstiger für die Entwicklung des Handels war, doch glauben wir viel eher das erstere als das andere, denn ein ähnlicher Aufschwung wurde auch in Frankreich bemerkt unter dem Einflusse eines tollen Schutz- und Verbotsystemes, freilich aber auch zugleich in Folge einer liberalen Wendung der Tarifpolitik.

Die Ausfuhrwerthe des britischen Handels bewegten sich, von der Durchfuhr abgesehen, nach amtlicher Schätzung von 1801 bis 1815 zwischen 25 und $42^4/_5$ Mill. Pfd. Sterl., ihr mercantiler Werth aber schwankte von 1805 bis 1815 von 38 bis auf $51^2/_3$ Mill. Pfd. Sterl. Valuta (d. h. Banknoten, die zu gewissen Zeiten bis auf 30 Procent entwerthet waren). Es besteht nämlich in Grossbritannien eine doppelte Schätzungsart des Ausfuhrwerthes, die sogenannte amtliche und die auf Declarationen der Kaufleute gegründete. Die Bezeichnung ist aber insofern misslich, als beide amtlich sind, nur ist der Massstab der einen der feststehende Betrag der Werthe, die am Anfange des 18. Jahrhunderts nach den damaligen Durchschnittspreisen der Märkte aufgestellt wurden. Diese Ziffern sind ganz besonders lehrreich, denn wir merken an dem steigenden, imaginären Geldwerth, ob sich die Menge der Ausfuhr (Stückzahl; Ellenmass und Gewicht durcheinander geschüttelt) vergrössert habe. Die andere Abschätzung (real value oder declared value) beruht auf den Erklärungen der Exporteure und seit 1848 auf ausserordentlich verlässigen amtlichen Ermittlungen der durchschnittlichen Marktpreise. Beide Schätzungen wollen wir daher als amtliche und als Marktwerthe wie die Engländer unterscheiden. Aber auch die »Marktwerthe« während der Continentalkriege sind unreine Schätzungen, da sie in Pfund Sterling der damaligen Valuta oder der entwertheten Banknoten ausgedrückt sind. Im Jahre 1805 betrug die Ausfuhr 38,077,144 Pfd. Sterl. Valuta, da aber die

Banknoten $2^1/_2$ Procent unter Pari standen, so belief sich der baare Werth nur auf 37,127,000 Pfd. Sterl. Im Jahre 1815 wird eine Summe von 51,610,480 Pfd. Sterl. bei einer Entwerthung der Valuta um $16^2/_3$ Procent angegeben, so dass wir also einen Ausfuhrwerth von nur 42,966,000 Pfd. Sterl. in baarem Gelde vor uns haben. In jener Kriegszeit schwankte also der Werth der Ausfuhr zwischen 37 und 43 Mill. Pfd. Sterl. in Gold, oder betrug durchschnittlich 40 Mill. Pfd. Sterl. baar. Vom Jahre 1819 bis 1834, wo die Unterschiede zwischen Baargeld und Valuta beseitigt waren, schwankte die Ausfuhr zwischen 35 Mill. und 41,649,191 Pfd. Sterl. (Marktwerth) im letzten Jahre. Die Ausfuhr sank sogar einmal (1826) auf 31,536,723 Pfd. Sterl. und erhob sich nur ein einziges Mal bis und über 40 Mill., nämlich im Jahre 1834. Verglichen mit den fetten Jahren der Continentalsperre war für den englischen Handel mit dem Frieden ein merkwürdiger Rückschritt eingetreten. Die Bevölkerung des vereinigten Königreiches belief sich 1815 auf $17^1/_4$ Mill., im Jahre 1834 auf $24^4/_5$ Mill. Köpfe. Die Ausfuhrwerthe hatten in diesem Zeitraume eine sinkende Curve beschrieben, sie erreichten 1834 erst wieder die Höhe von 1815 und dazwischen lag ein tiefes Thal. Aber selbst 1834 waren sie wohl absolut so hoch als 1815, relativ aber mit Bezug auf die Kopfzahl niedriger im umgedrehten Massstab von $17^1/_4 : 24^1/_5$. Vergleichen wir aber die amtlichen Werthe, so finden wir ein ganz anderes Spiel der Zahlen. Die Ausfuhr belief sich im Jahre 1815 nach dieser Schätzungsart auf 42,880,817 Pfd. Sterl. Valuta oder mit Abzug von $16^2/_3$ Procent Agio auf 35,737,000 Pfd. Sterl. baar (Marktwerth: 42,966,000 Pfd. Sterl. in Gold), im Jahre 1834 aber auf 73,835,231 Pfd. Sterl. (Marktwerth 41,649,191 Pfd. Sterl.). Die officiellen Werthe bilden keine sinkende Curve in jenem Zeitraum, sondern vielmehr nach einem kurzen Sinken eine aufsteigende Ebene, und die Menge der Ausfuhr, die Güterzahl wächst in jenen 20 Jahren um mehr als 100 Procent. Noch merkwürdiger sind aber die Unterschiede zwischen den sogenannten amtlichen und den Marktwerthen. Im Jahre 1815 standen die letzteren 20 Procent über, im Jahre 1834 43 Procent unter dem Pari der amtlichen Werthe. Diese Erscheinung ist von hohem Interesse, insofern sie uns ein allgemeines Sinken in den Preisen der Handelsgüter anzeigt, und da wir wissen, dass die Lebensmittel und die andern

Früchte des Ackerbaues nicht sanken, so muss die Entwerthung rein von den Gewerbserzeugnissen erlitten worden sein.

Vom Jahre 1834 beginnt nun in Grossbritannien ein merkwürdiges Aufschwellen des Handels. Die umgesetzten Werthe steigen in dem Zeitraum von 1834 bis 1858 ununterbrochen. Zwar treten dann und wann Reactionen ein: wenn die Ziffern fünf Stufen in einem Jahre übersprungen haben, gehen sie im nächsten wohl eine Stufe wieder tiefer, aber hinauf geht es immer, und zwar einen steilen Abhang hinauf. Von 1834 bis 1845 haben wir ein Wachsthum des auswärtigen Handels in den Marktwerthen von 41,649,191 Pfd. Sterl. auf 60,111,082 Pfd. Sterl. oder 45 Procent in elf Jahren. Noch kräftiger ist die Ausbreitung des auswärtigen Handels durch die amtlichen Werthe ausgedrückt, denn diese heben sich dort von 73,835,231 Pfd. Sterl. auf 134,598,584 Pfd. Sterl. oder beinahe um das Doppelte. Das Sinken der Marktpreise der Handelsgüter dauert aber fort. Stand 1834 der Marktwerth 43 Procent unter, so steht er 1845 schon 55 Procent unter dem Pari der amtlichen Werthe. Die nachfolgenden drei Jahre 1846, 1847 und 1848 können wir füglich als ein Interim bezeichnen. Missernte und Revolution drücken den Handel. Die amtlichen Werthe zwar zeigen nur einen vollständigen Stillstand, aber die Marktwerthe sinken (1848) unter 53 Mill. Pfd. Sterl. England führte also während jener bösen Zeit nicht weniger aus als früher, aber die Preise sanken durch den Mangel an Nachfrage in Folge des geschwächten auswärtigen Consumtionsvermögens.

Der letzte Abschnitt nun ist zu wichtig, um nicht die Bewegung selbst in ihren Details zu veranschaulichen. Es betrug die britische Ausfuhr mit Ausschluss der Durchfuhr nach dem

	amtlichen Werth		Marktwerth	
1849	164,527,753	Pfd. Sterl.	63,596,025	Pfd. Sterl.
1850	175,437,098	„	71,367,885	„
1851	190,658,314	„	74,448,722	„
1852	196,176,601	„	78,076,854	„
1853	214,327,452	„	98,933,781	„
1854	214,071,848	„	97,184,726	„
1855	226,920,262	„	95,688,085	„
1856	258,505,653	„	115,826,948	„
1857	255,396,713	„	122,066,107	„
1858	unbekannt		116,531,998	„

Diese Zahlen sind ausserordentlich bedeutsam. Die Marktwerthe zeigen von 1849 bis 1857, also in einem Zeitraum von acht Jahren eine Steigerung um 83 Procent. Die amtlichen Werthe dagegen verkündigen nur ein Wachsthum der Mengen um 56 Procent und dieses Wachsthum trat in beinahe gleicher Geschwindigkeit in dem Zeitraum von 1838 bis 1845 (von 105 Mill. auf 151 Mill. in sieben Jahren) ein. Die Unterschiede des doppelten Wachsthums lassen also im voraus schliessen, dass eine Erhöhung der Marktpreise der Handelsgüter eingetreten sein müsse. In der That finden wir, dass 1849 die Marktwerthe 61 Procent unter dem Pari der amtlichen Werthe standen, also gegen 1845 abermals wieder 6 Procent tiefer gesunken waren. Wir bemerkten überhaupt, dass seit 1815 die Differenzen zwischen den amtlichen Schätzungen und den Marktwerthen sich vergrösserten. Seit 1849 ändert sich vollständig das Wetter, die Preise steigen und zwar die Preise der Handelsartikel mit Ausschluss der Lebensmittel, deren Tendenzen sich überhaupt nur in säculären Zeiträumen kenntlich machen. Im Jahre 1853 stehen die Marktwerthe nur noch 54 Procent, im Jahre 1857 bloss 52 Procent unter dem amtlichen Pari. Das Sinken war, sollte wenigstens die normale Erscheinung sein, denn bei den Fortschritten der Mechanik, welche zur Oekonomie der Arbeit führen, müssen sich die Preise der Erzeugnisse des menschlichen Fleisses nothwendigerweise ermässigen. Ihr Steigen ist offenbar der Goldproduction Californiens und Australiens zuzuschreiben, doch darf man uns nicht missverstehen. Wir behaupten nicht, dass die edlen Metalle im Preise gesunken, sondern dass jene Handelsgüter im Preise gestiegen sind, und bitten den Leser darum, ehe er diesen Unterschied spitzfindig oder wohl gar spasshaft finden wolle, doch die praktischen Merkmale beider Fälle zu untersuchen. Kleine Reactionen werden im Laufe des Zeitraums ersichtlich. Wir sehen z. B. im Jahre 1854, dass die amtlichen Werthe ein wenig steigen, die Marktwerthe ein wenig gegen das Vorjahr fallen. Noch anziehender ist das Jahr 1857. Wer den Humor in den Ziffern versteht, wird hier die Handelskrisis deutlich kritisirt finden. Die amtlichen Werthe fallen von 1856 auf 1857 (292 Mill. : 286 Mill.), während die Marktwerthe erheblich steigen (116 : 122), das heisst mit andern Worten: England producirte weniger für die Ausfuhr und hoffte von diesem Weniger noch etliche Procente mehr in Geld zu lösen. Wie schade,

dass die amtlichen Werthe von 1858 noch fehlen, wir wüsstèn dann viel besser, wohin die wohlvorbereitete Reaction gegen den Exportschwindel ihre Schritte gelenkt habe!

Wären die Freihandelsgesetze des vorigen Jahrzehnts die einzigen Urheber der heutigen Handelsblüthe Englands, so müsste nothwendigerweise die Erscheinung auf England selbst beschränkt gewesen sein. Besehen wir uns also die französischen Annalen, wo sich mittlerweile die Handelsgesetzgebung mit Ausnahme zweier allerdings sehr wichtiger Classen von Handelsgütern, Getreide und Eisen, deren Ziffernwirkung jedoch bekannt ist, nicht verändert hat. Auch in Frankreich wird nach amtlichen und nach wirklichen Werthen gerechnet. Die ersteren stammen von den Durchschnittspreisen des Jahres 1826 und sind gegenwärtig von den Marktwerthen bei weitem nicht so fern, als die englischen, sondern stehen vielmehr 20 Procent über Pari. Einfuhr, Durchfuhr, Ausfuhr zusammengeworfen betrug die Umsatzsumme des französischen Handels

von	1840—1844	durchschnittlich	2170	Mill.	Francs
„	1845—1849	„	2512	„	„
„	1850—1854	„	3120	„	„
im Jahre	1853	„	3749	„	„
„ „	1854	„	3758	„	„
„ „	1855	„	4327	„	„
„ „	1856	„	4587	„	„
„ „	1857	„	4594	„	„

Ein grosser Aufschwung ist hier freilich unverkennbar, denn der allgemeine Handel hat sich in den letzten 15 Jahren um 83 Procent gehoben, während in der nämlichen Zeit sich der britische Gesammthandel um 125 Procent nach den amtlichen Werthen hob. Schauen wir uns genau die Geschwindigkeiten des Wachsthums innerhalb dieses Zeitraumes an, so findet sich, dass es hauptsächlich jene Jahre des Goldregens waren, innerhalb welcher Frankreichs Handelsbewegung sich nahezu verdoppelte, während die englische nur mit geringerer Geschwindigkeit wuchs. Wir müssen aber von jener Generalsumme des französischen Handels die Durchfuhr abziehen, die sich seit der Eröffnung der Eisenbahn zwischen Havre und Strassburg gegen frühere Zeiten ungewöhnlich gesteigert hat. Auch die liberalen Tarifänderungen haben ein wenig — sehr wenig — zur Hebung des Handels bei-

getragen. Sie trafen hauptsächlich Lebensmittel, Brod und Fleisch. Die Einfuhr belief sich nach der schlechten Ernte von 1855 im nächsten Jahre auf 303 Mill. Francs in Früchten und 56 Mill. in Vieh, sank aber im nächsten Jahre auf 116 Mill. und 53 Mill. Die bereits zurückgezogenen Ermässigungen der Eisenzölle haben nur eine spärliche Wirkung ausüben können, denn im Jahre 1856, wo die stärkste Einfuhr stattfand, belief sich der Gesammtwerth nur auf 40 Mill. Francs gegen 16 Mill. im Jahre 1854 und war im Jahre 1857 bereits wieder auf 24 Mill. Francs zurückgegangen. Wenn wir alle diese wirksamen kleinen Momente von der Generalziffer des französischen Handels in Abzug bringen, so ergibt sich doch augenscheinlich, dass der auswärtige Verkehr Frankreichs im gegenwärtigen Jahrzehnt trotz der Schutz- und Verbotgesetzgebung einen ähnlichen Aufschwung genommen hat, wie der britische, relativ vielleicht sogar einen höheren.

Sehen wir uns im Zollverein um, so stossen wir auf eine gleiche Erscheinung. Nach Otto Hübner's Berechnungen betrug der Werth der deutschen

	Ausfuhr	Durchfuhr, Einfuhr und Ausfuhr
1850	181,659,164 Thlr.	432,831,700 Thlr.
1851	185,504,736 „	447,729,846 „
1852	196,481,637 „	471,106,601 „
1853	203,931,989 „	560,822,124 „
1854	269,119,053 „	725,257,496 „
1855	315,764,875 „	791,368,286 „

Es fällt allerdings in diese Zeit eine grosse Massregel der Freihandelsgrundsätze, nämlich der Beitritt des Steuervereins in den Zollverein, und sicherlich verdankt dieser Vergrösserung seines Gebietes der Zollverein eine Steigerung seiner Ausfuhrwerthe, allein umgekehrt erlitt er auch wieder eine Verminderung, insofern alle Zollvereinsgüter, die nach dem Steuerverein ausgeführt wurden, in der Ausfuhr, alle Steuervereinsgüter, die in den Zollverein eingeführt wurden, in der Einfuhr aufgeführt wurden, so dass sich Wirkung und Gegenwirkung in den Generalziffern höchst wahrscheinlich compensirt haben. In unserer Tarifgesetzgebung trat aber keine Aenderung ein, der ein nennenswerther Einfluss auf den auswärtigen Handel eingeräumt werden müsste. Diese Betrachtungen ergeben als Frucht der Erkenntniss etliche sehr wichtige Thatsachen.

Wir sahen, dass sich in England seit 1834 der auswärtige Handel mit grosser Sicherheit und gleichem Schritt auszubreiten begann, und zwar nach einem langen Zeitraum merklichen Rückgangs. Wir erkannten auch an den amtlichen Werthen, dass diese Tendenz bis in die letzten Jahre sich fortsetzte. Die aussergewöhnliche Beschleunigung jedoch, welche die Totalsumme der Marktwerthe im letzten Jahrzehnt ausdrückte, war in sofern eine scheinbare, als sich die Nachfrage nach britischen Manufacturen in Folge der pacifischen Gelderzeugung beträchtlich steigerte und die Marktpreise in die Höhe trieb. Wir bemerkten, dass ähnliche Erscheinungen in Frankreich sich offenbarten, welches doch bei seinem Absperrungssystem beharrt war, und im Zollverein, welcher seine Tarifpolitik nicht geändert hatte. Vielleicht können wir die Ursachen vom Aufschwung des britischen Handels noch besser ergründen, wenn wir beobachten, in welcher Richtung der britische Handel zu- oder abgenommen hat. Nach den Marktwerthen betrug die britische Ausfuhr in tausenden Pfund Sterling:

	1846	1855	1856	1857	1858
nach den Colonien:	17,392	26,553	33,300	37,125	40,225
nach andern Ländern:	40,395	69,135	82,527	85,040	76,389
Zusammen:	57,787	95,688	115,827	122,155	116,614
Hansestädte:	6,326	8,350	10,135	9,606	9,024
Frankreich:	2,716	6,013	6,433	6,120	4,861
Cuba:	844	1,060	1,317	1,714	—
Sardinien:	475	854	1,144	1,350	1,174
Vereinigte Staaten:	6,830	17,318	21,918	19,183	14,510
Brasilien:	2,749	3,313	4,085	5,448	3,981
nordamerik. Colonien:	3,308	2,885	4,120	4,326	3,159
Australien:	1,442	6,279	9,913	11,626	10,464
Ostindien:	6,434	10,928	11,807	13,060	18,284
Capland:	481	791	1,344	1,863	1,742

Aus dieser Uebersicht wird klar, dass wenn sich der britische Absatz in den 12 Jahren von 1846—1858 um ziemlich genau das Doppelte der Marktwerthe steigerte, der Handel nach den Colonien um 113, der Handel nach dem Auslande nur um 89 Procent zunahm. Die Ausfuhr nach den Hansestädten, wobei man vorzüglich an den Zollverein denken muss, ist nicht einmal 50 Procent gewachsen, also zurückgeblieben, der Handel nach Frankreich dagegen, wenn man nicht bloss auf das letzte Jahr sieht, hat die

und es ist ein seltsamer Widerspruch, wenn dieselben Geister, welche für Zollvereinigung sich rührten, gegen eine freihändlerische Handelspolitik polemisirten. In Frankreich würde jeder, der die alten Binnenzollgrenzen, welche Colbert noch übrig gelassen und die grosse Revolution niedergeworfen hat, wieder aufrichten wollte, für einen Kopf angesehen werden, dessen Ehrgeiz nach der Aufnahme in ein Narrenhaus trachte, und dennoch musste im Jahre 1841 Louis Philipp seinen Plan einer Zollvereinigung mit Belgien vor einer starken und einmüthigen Opposition gänzlich fallen lassen. Es ist merkwürdig, wie hart der Mensch, ja leider wie gescheidte Menschen am härtesten sich gegen Wahrheiten auflehnen. Belgien mag politisch von Frankreich geschieden werden, mag sich sogar durch die nationale Herkunft der Einwohner scharf von dem Nachbarstaate absondern, wirthschaftlich betrachtet gehört sicherlich Belgien zu Frankreich, und wenn Cabinetsmotive einer Zollvereinigung zwischen beiden Gebieten hinderlich sein möchten, so müsste man sie doch nur in Brüssel suchen und in Paris ebensoviele Motive für die Vereinigung vermuthen. Man könnte sich auch denken, dass fiscalische Missstände ein solches Zollbündniss widerriethen, dass es aber an einem wissenschaftlichen Dogma oder vielmehr an einem theoretischen Irrthum scheitern müsste, der sich so leicht greifen liess, das hätte man doch nicht von Leuten erwarten sollen, die Colbert als ihren Heiligen anzurufen pflegen. Dieselben Gründe, welche auf Narrenhausreife schliessen lassen, wenn jemand vorschlagen wollte, die alten Provinzialzollgrenzen wieder zu errichten und den nationalen Markt zu parcelliren, hätten für eine Vereinigung mit Belgien streiten sollen. Das versteht jedermann, dass das Ganze nicht getrennt werden darf, dass aber neue Theile zu dem Ganzen mit Nutzen hinzugefügt werden mögen, will nicht in den Verstand der Menschen hinein.

Ehe wir nun das Schauspiel der grossen Ziffern in dem britischen Freihandelszeitraum betrachten, müssen wir im voraus den Charakter des Zeitraums selbst feststellen. Sicherlich hat die Tarifpolitik eine grosse Macht über das Gedeihen des Handels, aber sie allein entscheidet nichts. Aeussere unbeabsichtigte Begebenheiten fördern oder hindern ihn, so dass man immer sich fragen muss, ob das post hoc auch das propter hoc sei, ob die Abschaffung der Kornzölle wirklich die Ursache gewesen sei, dass nach der Abschaffung der Handel zu solcher Grösse aufquoll. Wir

alle wissen, dass gerade auf der Schwelle des Freihandelszeitraumes die Goldentdeckungen in Californien bekannt wurden und dass dieser Glücksfund nicht vereinzelt blieb, sondern sein australischer Bruder hinterdrein folgte. Dass die Goldentdeckungen den Ausfuhrhandel Englands ausserordentlich gefördert haben, bedarf keiner näheren Erklärung. Es lässt sich sogar mit Ziffern nachweisen, in welchem Grade es geschehen ist. Die britische Ausfuhr nach Australien zum Beispiel war von 1,751,211 Pfd. Sterl. im Jahre 1843 ziemlich stetig bis auf 2,807,356 Pfd. Sterl. im Jahre 1851 gestiegen. Seitdem aber wuchs sie mit folgender Geschwindigkeit:

1852	4,222,205	Pf. Sterl.
1853	14,513,700	„
1854	11,931,352	„
1855	6,278,966	„
1856	9,912,575	„
1857	11,626,146	„
1858	10,464,198	„
Im Durchschnitt	9,849,877	Pfd. Sterl.

Wäre der australische Handel von 1852 bis 1858 in demselben Tempo, wie von 1843 bis 1851, nämlich um je 160 Procent in 8 Jahren fortgeschritten, so hätte er sich 1858 nur auf 3,929,800 Pfd. Sterl. belaufen können. Man kann also annehmen, dass die australischen Goldentdeckungen, welche den Continent des stillen Meeres mit vielen tausenden meist britischen Auswanderern bevölkerten, die starke Zufuhren von der Heimath bedurften, welche sie ausserdem, wenn sie daheim geblieben wären, auch daheim verzehrt hätten, die britischen Ausfuhrwerthe um nahezu 6 Mill. gesteigert haben. Die Entdeckung des Goldschuttes in pacifischen Ländern hing natürlich mit der britischen Freihandelsgesetzgebung so sehr oder so wenig zusammen, wie die Erscheinung des Donati'schen Kometen mit den neuesten Verwicklungen in Italien. Sie ist also sicherlich für die Freihandelspolitik als unentgeltlicher Alliirter aufgetreten. Und wichtig genug war dieser Bundesgenosse, denn die grosse Masse wird stets nach dem Erfolge richten, sie würde wahrscheinlich, wenn ein Uebel eingetreten wäre, von gleicher Wirkung, wie jener Goldschimmer der andern Hemisphäre, dem Freihandel alle dadurch verschuldeten Wirkungen aufgebürdet haben. Wie Herr Bright bei seinen neuesten

Gelde vergütet zu erhalten und »reicher« zu werden. Selbst Friedrich List war von diesem Irrthum nicht völlig geheilt. Versprach er doch den deutschen Landwirthen, wenn sie sich auf sein Dogma vereidigen lassen wollten, das deutsche Volk zu einer Nation zu machen, die nicht bloss »von Weizenbrod, Schlachtfleisch und starkem Bier lebe«, sondern auch »die nach den tropischen Ländern so viele Manufacturwaaren absetze, dass sie ihren ganzen Bedarf an Colonialwaaren damit zu decken und noch überdiess eine zu ihrem innern und äussern Verkehr zureichende Quantität edler Metalle dafür umzutauschen vermöge«. In unsern Zeiten hat die Lehre von der activen und passiven Handelsbilanz ein erbauliches Beispiel an Indien gefunden. Die Anhänger des sogenannten Mercantilsystems müssten die wirthschaftliche Lage Indiens als höchstes Ideal betrachten, denn die Ausfuhr an Silber und Gold nach dem Morgenlande betrug in den 7 Jahren 1851—1857 nicht weniger als 62 Mill. Pfd Sterl. oder 864 Mill. Gulden, wovon nur eine sehr geringe Quote an China abgegeben wurde, der grosse Rest allein nach Indien schwamm! Und doch sind es gerade die Bekenner jener Irrlehren, welche fort und fort England der Vernichtung ostindischer Industrien anklagen.

Die Lehre von den Handelsbilanzen ist schon deswegen gefährlich, weil die arithmetischen Mittel zum Abschluss der Bilanz fehlen. Man kann mit einiger Sicherheit den Werth der Einfuhren und den Werth der Ausfuhren feststellen. Man kann auch mit genügender Sicherheit ermitteln, ob die Einfuhr edler Metalle die Ausfuhr in einem weder Silber noch Gold erzeugenden Lande überstieg. In unsern Tagen jedoch, wo Vermögenswerthe in Gestalt von Staatspapieren und Actien in fremdes Land so häufig übertragen, und durch solche Sendungen die Rimessen geleistet werden, lässt sich keine Bilanz mehr schliessen, oder höchstens nur bei solchen Ländern, wo der Zinsfuss sehr niedrig steht, weil dorthin Capitale nicht einzuwandern, sondern weit eher von dort auszuwandern pflegen.

Unter ungezwungenen Verhältnissen wird sich jedoch finden, dass die Einfuhr eines Landes, nach den Marktwerthen berechnet, beträchtlich höher sich ergeben muss, als die Ausfuhr. Dieses Schreckbild der Schutzzöllner gewahren wir in England und gewahren wir, wie wir später zeigen werden, im Zollverein. Die

Einfuhrwerthe stehen immer höher als die Ausfuhrwerthe. England z. B. hat nach den Tabellen in den vier Jahren 1854—1857 um beinahe 140 Mill. Pfd. Sterl. mehr ein- als ausgeführt. Es ist um so viel ärmer geworden, rufen die Schutzzöllner aus, es ist um so viel reicher geworden, meinen die Freihändler. Besieht man die Sache mit dem gemeinen Laienverstand, so muss man sich doch sagen, was ein Land einführt, empfängt es, und was es ausführt, gibt es aus, und da die Kunst des Reichwerdens doch nur darin bestehen kann, mehr einzunehmen als auszugeben, so sollte man meinen, die sogenannte Passivität der Handelsbilanz sei gerade dasjenige, was ein Land bereichern müsse. Edler, ruft der Schutzzöllner aus, du vergisst das Schlimmste, den Zahltag. Wenn du vom Auslande bezogen hast, und weniger dahin remittirst, so musst du den Rest in baarem Gelde tilgen. Muss ich? England muss ja nicht. Hier ist der Nachweis. Es wurden an Gold und Silber nach England

	eingeführt		ausgeführt	
1851	13,976,000	Pfd. Sterl.	9,059,551	Pfd. Sterl.
1852	20,351,000	„	10,295,464	„
1853	27,186,000	„	18,906,753	„
1854	26,545,000	„	22,586,568	„
1855	23,891,000	„	18,828,178	„
1856	26,907,000	„	24,851,797	„
1857	noch unbekannt		33,566,968	„

Wir sehen also, dass England immer noch mehr an edlen Metallen empfing als ausgab, dass es bald 5, bald 10 Mill. Pfd. Sterl. im Lande zurück behielt. Wie aber war das alles möglich, wenn England in vier Jahren schon um 160 Mill. sich dem Auslande »verschuldete«? Vielleicht wurden Staatspapiere oder Actien remittirt. Aber wir haben nicht gehört, dass England im Ausland ein Anlehen geschlossen hätte, wir hören im Gegentheil, dass englische Capitale nach dem Festlande wandern. Wie könnte es auch anders sein? Wird ein Franzose Lust haben, dreiprocentige englische Consols zu 95 zu kaufen, wenn er dreiprocentige französische Rente zu 70 haben kann? Gibt es nicht mehr Engländer, die französische Staatsgläubiger, als Franzosen, die englische Staatsgläubiger sind? Werden Amerikaner britische Fonds kaufen, wenn sie im eigenen Lande 7 und 8 Procent erhalten, oder britische Eisenbahnactien, die im Durchschnitt nur 3 Procent tragen? Oder

werden Oesterreicher, die von ihrem Staat nach den jetzigen Cursen des Nationalanlehens 7 Procent empfangen, Begierde nach Consols empfinden? Fanden, fragen wir, aus Indien nach England oder von England nach Indien Vermögensübertragungen statt? Werden die indischen Eisenbahnen mit indischem oder mit britischem Gelde gebaut? Die Wahrheit ist also, dass britische Capitale nach der ganzen Welt auswandern, ohne dass eine nur irgend beträchtliche Rückwanderung eintritt. Wie ist aber das alles möglich? Wir sahen, dass England im Jahresdurchschnitt für 35 Mill. mehr Einfuhrwerthe empfing, als ausgab, dass es auch noch etwas wie 7 oder 8 Mill. an edlen Metallen an seiner Einfuhr zurückbehalten durfte, dass englische Vermögen das Land beständig fliehen — wie kann das mit rechten Dingen zugehen? Hatte nicht Fr. List immer eine so grosse Abneigung gegen statistische Untersuchungen? War nicht sein und seiner Schule Lieblingswort, dass im Handel und Wandel nicht zweimal zwei vier sei und dass die Wirthschaftspolitik die Kritik des Einmaleins nicht vertrage? Wahrscheinlich haben die schlauen Briten, deren Freihandelsmummerei einzig nur auf den Blödsinn des armen deutschen Michel abgesehen war, alle diese statistischen Tabellen vergiftet, um uns Sand in die Augen zu streuen.

Es geht alles mit rechten Dingen zu, und die Tafeln sind auch nicht vergiftet. Es müsste vielmehr mit unrechten Dingen zugehen, wenn die Sache anders verliefe. Der Marktwerth der in England gelandeten Einfuhren besteht aus einem doppelten Element, aus den Kosten des Productes bis zur Verladung ins Schiff und den Kosten der Fracht, der Versicherung der Zinsen, der Spesen und des Handelsgewinnes bis zum Moment, wo die Waare in der Auction zugeschlagen wird. Der Marktwerth der Ausfuhrartikel aber ist der britische Marktwerth. Wenn die Ausfuhren ihren Bestimmungsort erreicht haben, sind sie um die Transportkosten, Zinsen, Spesen und den Exporteurgewinn theurer geworden. Man kann sagen, und bei England ist dieser Fall ganz entscheidend, dass die Einfuhr die Bezahlung für die Ausfuhr des vorigen Jahres einschliesslich Fracht, Handelsgewinn und Spesen, insoweit sie von England selbst getragen wurden, darstellen muss. Wie beträchtlich aber dieses Element ist, werden wir augenblicklich sehen. Afrikanische Baumwolle wird in Abbeokuta mit $4^1/_2$ Pence bezahlt und ist in Liverpool 7 bis 9 Pence werth. Natürlich wird

sie bei den Einfuhren mit etwa 8 Pence verrechnet oder um 33 Procent höher als im Ursprungsland. Setzen wir den Fall, eine Tonne Eisen koste 3 Pfd. Sterl., so wird sie in Bombay ausgeschifft etwas über 5 Pfd. Sterl. werth sein. Setzen wir den Fall, dass für diese 5 Pfd. Sterl. dort 400 Pfund Baumwolle gekauft werden können, so werden diese 400 Pfund, wenn sie in Liverpool in die Auction gelangen, beinahe 7 Pfd. Sterl. werth sein und unter den Einfuhrwerthen als eine solche Summe auftreten. Bei einem Lande, welches aus fernen Zonen wohlfeile und schwere Naturproducte einführt, müssen natürlich die Marktwerthe der Einfuhr durch die Fracht ausserordentlich wachsen, während umgekehrt die werthvollen Industrieproducte der Ausfuhr durch die Fracht minder in ihrem Kostenpreis gesteigert werden. Wenn die Fracht von Calcutta nach London 4 Pfd. Sterl. die Tonne kostet, so wird in der Regel die Fracht von London nach Calcutta um 2 Pfd. Sterl. angeboten, weil es an Frachten aus den Ursprungsländern nie fehlt, die Frachten dorthin aber immer geringer sein müssen, weil der gleiche Werth veredelter Güter immer im Gewicht geringer sein wird, als der gleiche Werth an Rohstoffen.

Es ist also ganz klar, dass man die Wirkungen der Freihandelsgesetzgebung nicht an den Ausfuhrwerthen, sondern vielmehr an den Einfuhrwerthen prüfen muss. Hier ist nun leider die britische Statistik lückenhaft. Wir besitzen nämlich die Ziffern der amtlichen Werthschätzung, aber nicht die Marktwerthe. Erst seit 1854 sind diese berechnet worden, und die Resultate fielen so überraschend und blendend aus, dass man bitterlich den Mangel aus den früheren Jahren bedauern muss. Wir haben auch nur die Generalsumme der Einfuhren, einschliesslich der Durchfuhr, doch kann diese, deren Werthe gleichfalls angegeben werden, durch Rechnung beseitigt werden. Es betrug nun die in England consumirte oder verarbeitete fremde Einfuhr

1815	14,765,702	Pfd. Sterl.[1])
1834	37,802,696	„
1854	94,517,822	„
1855	85,898,234	„
1856	98,514,041	„
1857	105,418,031	„

1) D. h. in Gold; in Valuta beträgt die Summe $^1/_5$ mehr.

Die Geldwerthe sind, wie wir näher ausführen werden, rein imaginäre, aber sie zeigen das Wachsthum der Quantitäten, und zwar um mehr als das siebenfache seit 1815, während die Quantitäten der Ausfuhren nur um das fünffache sich steigerten. In diesen Werthrelationen liegt das Geheimniss des Freihandels. Die Einfuhr ist nach den Quantitäten rascher gestiegen als die Ausfuhr; England empfängt mehr als es ausgibt, es wird zusehends reicher.

Einen ganz andern Anblick gewähren aber diese Ziffern, wenn wir an die wirklichen Werthe denken. Die Gewerbsproducte, welche England ausführte, fielen beständig im Preise, die amtlichen Werthe überschritten die Marktwerthe zuletzt um mehr als 100 Procent. Bei den Einfuhren ist das Verhältniss notorisch anders gewesen. Dort sind etliche Artikel im Preise gesunken, die Mehrzahl aber jedenfalls gestiegen. Für die Zeit von 1854 bis 1857 besitzen wir sogar sehr genaue Angaben. Sehen wir uns zum Beispiel die Durchfuhrartikel an (Exports of Foreign and Colonial Merchandise) so war das Verhältniss der amtlichen und der Marktwerthe folgendes:

	nach amtlicher Schätzung	nach den Marktpreisen
1854	29,820,656	18,648,978
1855	31,504,132	21,012,956
1856	33,423,724	23,393,405
1857	30,797,818	23,353,765

Das Verhältniss lässt im Allgemeinen ein beträchtliches Sinken der Marktpreise unter die alte Fluthmark wahrnehmen, doch verbesserte sich die Ziffernstellung gegen 1856 und 1857 in Folge mercantiler Conjuncturen. Von den sogenannten Colonialwaaren sind seit dem Beginn des Jahrhunderts Zucker, Baumwolle, Seide, Thee, Kaffee theils um das dreifache, theils um die Hälfte im Preise gesunken, und da diese Artikel einen Theil des britischen Zwischenhandels bilden, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn gegenwärtig bei den Durchfuhren die amtlichen Werthe unter den Marktpreisen stehen. Ganz anders aber ist es mit den Einfuhren, die wirklich in England zur Verzehrung oder zur Verarbeitung gelangten. Es betrugen nämlich in Geld die Einfuhren ausschliesslich des Zwischenhandels

	nach amtlicher Schätzung	nach den Marktwerthen
1854	94,517,822 Pfd. Sterl.	133,942,535 Pfd. Sterl.
1855	85,898,234 „	122,647,379 „
1856	98,514,041 „	149,150,749 „
1857	105,418,031 „	164,292,570 „

Eine grosse Rolle bei diesen Werthen müssen natürlich die Getreideeinfuhren spielen, die sich bis über 20 Mill. Pfd. Sterl. durchschnittlich belaufen und die bei der amtlichen Schätzung sehr gering angeschlagen werden müssen, wenn man sich an die Preise aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts hält. Das Gleiche gilt von der Wolle, wovon England in den letzten beiden Jahren nicht weniger als 130 Mill. Pfd. eingeführt und von dieser fremden Wolle nur etwa 30 Mill. Pfd. wieder ausgeführt hat. Mit Beiziehung des Zwischenhandels betrug nach den Marktwerthen

	die Gesammteinfuhr	die Gesammtausfuhr
1854	152,591,513 Pfd. Sterl.	115,833,704 Pfd. Sterl.
1855	143,660,335 „	116,701,041 „
1856	172,544,154 „	139,220,353 „
1857	187,646,335 „	145,419,872 „
	656,442,337 Pfd. Sterl.	517,174,970 Pfd. Sterl.

Differenz 139 Mill. Pfd. Sterl.

Wir werden nun nicht in der irrigen Sprache der Schutzzöllner sagen, England sei um 139 Mill. ärmer geworden, sondern vielmehr es habe für 139 Mill. mehr Werthe eingenommen, als es zu versenden nöthig hatte. Ja wir dürfen dabei nicht stehen bleiben, sondern ziehen auch noch den Metallhandel in die Berechnung. Hier fehlt uns freilich Auskunft über die Einfuhren des Jahres 1857, doch können wir uns mit einem Durchschnitt behelfen. Es wurden nämlich an Gold und Silber

	eingeführt	ausgeführt
1852	20,351,000 Pfd. Sterl.	10,295,464 Pfd. Sterl.
1853	27,186,000 „	18,906,753 „
1854	26,545,000 „	22,586,568 „
1855	23,891,000 „	18,828,178 „
1856	26,907,000 „	24,851,797 „
	124,880,000 Pfd. Sterl.	95,469,000 Pfd. Sterl.

Differenz 29 Mill. Pfd. Sterl.

Also wurden durchschnittlich in den 5 Jahren 1852—56 $5^4/_5$ Mill. edle Metalle mehr aus- als eingeführt, und da das Verhältniss in den 4 Jahren 1854—57 eher günstiger als ungünstiger gewesen ist, so können wir zu der Mehreinfuhr von 139 Mill. in Handelsgütern auch noch 23 Mill. in edlen Metallen, zusammen also 162 Mill. rechnen. In diesen Gewinn theilten sich hauptsächlich die Rheder, der Handel, die im Handel und in der Rhederei beschäftigten Capitale und die gesammte Anzahl der Consumenten je nach ihrer Verzehrungsquote.

Im Zollvereine sind die Ergebnisse minder auffallend, aber sie sind noch immer sehr günstig. Es betrugen nämlich nach Abzug der Durchfuhr die Werthe

	der Einfuhr		der Ausfuhr	
1850	181,659,164	Thlr.	172,948,116	Thlr.
1851	185,504,736	„	178,487,130	„
1852	196,481,637	„	185,090,901	„
1853	203,931,989	„	251,380,676	„
1854	269,119,053	„	334,159,735	„
1855	315,764,875	„	308,567,411	„
	1,352,461,454	Thlr.	1,430,633,969	Thlr.

Differenz 78 Millionen.

Die Metall-Aus- und -Einfuhren sind nicht bekannt, doch hat in den letzten Jahren bei uns eine Preissteigerung in Löhnen und Handelsgütern stattgefunden, welche eher darauf deutet, dass sich die im Umlauf befindlichen Metallwerthe vermehrt, als dass sie sich vermindert haben könnten. Vermögensübertragungen haben ebenfalls mehr nach dem Ausland (amerikanische Papiere, französische Eisenbahnactien und andere Pariser Börsenwerthe) stattgefunden, als dass Capitalien eingeströmt sind. Es beträgt zwar unser Gewinn nur etwa 13 Mill. Thaler in einem Jahre, allein wir haben auch dafür wenig oder keine Frachtspesen für die Rimessen zu tragen, während wir die Frachten für unsere Einfuhren grösstentheils mit unsern Ausfuhren bezahlen müssen.

Ist jener Handelsgewinn klein, so besitzen wir dafür den Trost, dass es Frankreich nicht besser ergeht. Es betrug dort nach den wirklichen Werthen mit Abzug der Durchfuhr:

	die Einfuhr	die Ausfuhr
1855	1,594 Mill. Frcs.	1,558 Mill. Frcs.
1856	1,990 „	1,893 „
1857	1,873 „	1,866 „
	5,457 Mill. Frcs.	5,317 Mill. Frcs.

Differenz 140 Mill. Frcs.,

oder 46 Mill. Frcs. im Durchschnitt der drei letzten Jahre, zu welchen noch eine beträchtliche Mehreinfuhr an edlen Metallen hinzugerechnet werden muss. Die Ortsveränderungen der Capitale mögen sich wohl gegenseitig ausgeglichen haben. Sind englische Vermögen und auch deutsches Geld in Frankreich engagirt worden, so sind dafür wieder ansehnliche Vermögen von Frankreich nach Oesterreich ausgewandert.

Diess ist der statistische Spiegel der beiden Systeme in Bezug auf den auswärtigen Handel, nur muss man immer abziehen, was einem seefahrenden Volke als Rhedereigewinn zu Gute kommt. Der Zollverein hat keine oder nur eine höchst geringfügige Schifffahrt, denn bei uns sind die Hanseaten die Vermittler. Während bei England und bei Frankreich anzunehmen ist, dass sie auf ihre Unkosten ihre Rimessen (Ausfuhren) an das Ausland abliefern müssen, fallen diese Spesen beim Zollverein hinweg, und um so vieles besser steht dann auch unsere Handelsbilanz, um so vieles geringer die englische, um so vieles schlechter die französische. Das ist die Wirkung des Freihandelssystems im Grossen, dass ein Land für seine Producte mehr empfängt als ein Land mit drückenden Schutzzöllen, oder mit andern Worten, dass ihm die fremden Zufuhren so wohlfeil wie möglich zu stehen kommen.

Noch gewaltiger aber ist die fiscalische Wirkung der liberalen Tarifpolitik. Um diese durch ein Gesammtbild sogleich sichtbar zu machen, wollen wir aus dem fünften Band von Tooke eine Tafel benutzen. Wenn ein Land jährlich 2 Mill. Ctr. Zucker einführt und der Zucker ist mit 2 Gulden besteuert, so verzichtet es auf 2 Mill. Gulden, wenn es den Zucker für 1 Gulden eingehen lässt. Erhöht es aber die Besteuerung auf 3 Gulden, so sagt man, es schaffe 2 Mill. Gulden neuer Steuern. Beides ist natürlich ungenau. Wird der Zuckerzoll um 1 Gulden erniedrigt und um 1 Gulden wohlfeiler, so wird dasselbe Land statt 2 Mill. Ctr. vielleicht 3 Mill. Ctr. verzehren, also die Zollresignation nicht den

Verlust von 2 Mill. Gulden, sondern nur von einer Million nach sich ziehen und in den nächsten Jahren wird auch dieser Verlust verschwinden, oder wohl gar einem fiscalischen Zuwachs Platz machen. Umgekehrt, wenn ein Land die Steuer von 2 auf 3 Gulden erhöht, wird der Zucker weniger verbraucht werden und die Verzehrung könnte vielleicht auf $1\frac{1}{2}$ Mill. sinken, in welchem Falle der Staat nur $4\frac{1}{2}$ Mill. Gulden einnehmen würde. Es zeigte sich dann, dass eine Tariferhöhung um 50 Procent nur eine Steigerung der Einnahme um $12\frac{1}{2}$ Procent zur Folge hatte. Denken wir uns den Zucker plötzlich statt mit 2 mit 20 Gulden besteuert, so würde höchst wahrscheinlich der Verbrauch von 2 Millionen unter 200,000 Centner sinken und die Zollcassen trotz dem zehnfach höheren Tarifsatze vielleicht sogar weniger einnehmen als früher. Umgekehrt wollen wir uns vorstellen, dass der Zuckerzoll von 2 Gulden auf 20 Kreuzer erniedrigt würde. Sollte die Zollcasse in diesem Falle keinen Verlust erleiden, so müsste der Zuckerverbrauch um das sechsfache steigen. Natürlich findet ein solches Wachsthum nur in sehr grossen Zeiträumen statt, wenn es überhaupt eintritt. Aus diesen Beispielen merkt man, dass es im fiscalischen Sinne bei jedem Verbrauchsartikel je nach dem Wohlstand der Nation einen Tarifsatz geben muss, dessen Erhöhung die Zolleinnahmen nicht steigert, dessen Herabsetzung sie nicht mehr erhöht. Also besteht die Kunst des Finanzmannes darin, diesen Tarifsatz zu treffen. Im voraus berechnen lässt er sich nicht, aber man findet ihn wie der Blinde, durch Tasten. So lange nämlich eine Zollherabsetzung den Zollertrag nicht mindert, kann man fortfahren herabzusetzen. Diess ist nun in England in grossartigem Massstab geschehen. In der Zeit von 1815—1820 wurden nur auf 749,000 Pfd. Sterl. älterer Zollabgaben verzichtet und für 1,786,000 Pfd. Sterl. neue geschaffen, am Ende des Zeitraums aber fand sich, dass die Zollcasse 1,384,000 Pfd. Sterl. weniger eingenommen hatte, als früher. In einer Rückschrittsperiode 1836—1840 wurden ebenfalls nur 148,000 Pfd. Sterl. nachgelassen und 1,061,000 neue Eingangszölle creirt. Die Folge war, dass die Zollcasse kaum 196,000 Pfd. Sterl. mehr einnahm, während in jener Zeit doch das Wachsthum der Bevölkerung und des Wohlstandes einen viel grösseren Ueberschuss der Zollerträge hätten erwarten lassen sollen. Beim Beginn der grossen Freihandelszeit 1821—1825 wurden für $4\frac{1}{2}$ Mill. Pfd. Sterl. Zölle aufgegeben

und nur 46,000 Pfd. Sterl. neue geschaffen, mit dem staunenswerthen Ergebniss, dass die Zollerträge statt zu sinken um 2,556,000 Pfd. Sterl. stiegen. Für jene ganze Zeit erhalten wir folgendes Gemälde. Es wurden an Zolleinnahmen

	verzichtet	neu creirt	Zollerträge weniger	mehr
	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.	
1815—1840	8,979,000	3,856,000	146,000	
1841—1853	10,372,000	179,000	1,190,000	
1854—1855	983,000	2,666,000		75,000
Zusammen	20,334,000	6,701,000	1,261,000	

England konnte also auf $13\frac{1}{2}$ Mill. Zollsätze verzichten und erlitt dadurch nur $1\frac{1}{4}$ Mill. Verlust an den wirklichen Zolleinnahmen. Nur glaube man nicht, in diesen Erfahrungen ein unfehlbares Recept zu finden und bilde sich nicht ein, was in England gelang, müsse in Frankreich und Deutschland unfehlbar glücken. Um Zollsätze mit fiscalischem Nutzen herabzusetzen, müssen sie eine schadhafte Höhe vorher gehabt haben, wie wir denn sahen, dass von 1815—1820 die Mehrauflage von 1 Mill. Zölle die Zolleinnahmen um $1\frac{1}{3}$ Mill. drückte. Ferner hingen fiscalische Erfolge bei Herabsetzung von Zöllen auch von einer Vermehrung des Volkswohlstandes ab. Setzen wir den Fall, ein Centner raffinirten Zuckers koste 20 fl. und der Zoll betrüge 10 fl., ein verzollter Centner käme daher auf 30 fl. zu stehen. Wollte man nun den Zoll auf 5 fl. herabsetzen, so würde der verzollte Centner auf 25 fl. zu stehen kommen. Wenn sich der Volkswohlstand und die Bevölkerung in der nächsten Zeit nicht vermehrten, so würde die Folge doch gewiss nur die sein, dass, wenn ehemals 25 Pfd. auf den Kopf verzehrt wurden, jetzt jeder für das nämliche Geld 30 Pfd. kaufen kann und verzehren wird. Der Staat wird dann in seinen Cassen die Erfahrung machen, dass früher die 25 Pfd. per Kopf, die mit je 6 kr. per Pfd. (10 fl. der Centner) besteuert waren, ihm einen Kopfantheil von 150 kr., die 30 Pfd. aber, die mit 3 kr. (5 fl. der Centner) besteuert waren, ihm nur 90 kr. per Kopf abwarfen. Daraus folgt ganz einfach, dass, wenn Tarifminderungen die Zolleinnahmen nicht schwächen, der Volkswohlstand zugenommen haben muss. Doch ist diess nur von Gegenständen der Mundverzehrung und selbst dort nicht immer ganz wahr. Bei andern Producten wirken andere Ursachen mit. Setzt

man z. B. die Zölle auf Eisen herab und wird das Eisen dadurch um vieles wohlfeiler, so erhält sein Verbrauchswerth einen vergrösserten Radius; Eisen wird dann vielleicht bei Bauwerken Holz und Stein ersetzen, und eine Steigerung der Einnahme von den Eisenzöllen könnte noch nicht als eine Steigerung des Nationalwohlstandes angesehen werden. Dass sich irgendwo der Nationalwohlstand gesteigert habe, erkennt man also durch das Wachsthum der Kopfantheile an der Verzehrung nur solcher Gegenstände, welche nicht in der allgemeinen Nothdurft liegen, namentlich im Verbrauch höherer Genussmittel. Die britischen Erfahrungen sind in diesem Stücke besonders glänzend. Der Verbrauch von Zucker steht hier obenan. Im Durchschnitt der Jahre 1801—14 kostete der verzollte Centner Zucker etwas über $3\frac{1}{2}$ Pfd. Sterl.; der Zoll selbst betrug 1 Pfd. Sterl. 6 Shill. 2 Pen. In diesem Zeitraum wurden 18 Pfd. auf den Kopf verzehrt. Bis zum Jahre 1845 fand keine erhebliche Minderung der Zuckerzölle statt, sondern man liess sich bald ein paar Shilling mehr, bald ein paar weniger zahlen. Der Verbrauch an Zucker blieb fast still stehen, ja die Jahre, wo er unter 18, ja unter 17 Pfd. per Kopf sank, sind häufiger als die andern, wo der Verbrauch das ältere Niveau überschritt. Der Zucker selbst war viel wohlfeiler geworden, denn der Preis des unverzollten Centners sank von 48 Shilling bis auf 34 Shilling. Hätte der Wohlstand also in gleichem Grade zugenommen, so hätte der Zuckerverbrauch beträchtlich steigen müssen. Im Jahre 1845 aber fiel der Zoll plötzlich von 25 auf 15 Shilling und blieb auf dieser Stufe bis zum Jahre 1858, so jedoch, dass er mit kleinen Schwankungen endlich bis auf $13\frac{1}{2}$ Shill. herabsank. Auch der Preis des unverzollten Zuckers ermässigte sich von 32 auf 27 Shill., so dass der Centner verzollter Zucker, der 1845 $47\frac{1}{2}$ Shill. kostete, 1858 bis auf 41 Shill. gesunken war. In jenen vierzehn Jahren aber stieg der Verbrauch von 17 auf $35\frac{3}{4}$ Pfd. per Kopf! Der Zuckerverbrauch ist für England der Werthmesser des Volkswohlstandes, weil die britische Nation vorzugsweise narcotische Genussmittel (Thee und Kaffee) verbraucht, während in Deutschland, und zwar im Süden und am Rhein mehr als im Norden und Nordosten, Bier und Wein den Kaffee und Thee verdrängen. Da also für eine Wein und Bier trinkende Nation der Zuckerverbrauch minder entscheidend ist, als bei einem theetrinkenden Volke, so lässt sich im Zollverein am

Zuckerverbrauch nicht genau die Zu- oder Abnahme des Volkswohlstandes beobachten, doch dient er immerhin als ein wichtiges Merkzeichen. Im Jahre 1845, wo der britische Verbrauch schon auf 20 Pfd per Kopf stand, wurden im Zollverein nur 5,23 Pfd. nach Dieterici verbraucht. Im Jahre 1856 betrug unser Zuckerverbrauch 7,39 Pfd. oder 5,79 Pfd. auf den Kopf. Es kommt nämlich darauf an, nach welcher Proportion man die 21,297,648 Centner Runkelrüben in Zucker verwandelt. Rechnet man, dass 100 Centner Rüben 5 Centner Zucker liefern, so gelangt man zu dem geringeren Resultat, rechnet man aber auf einen Zuckerertrag von $7\frac{1}{2}$ Centner, wie er thatsächlich stattfindet, so erhält man den höheren Kopfantheil. Ob ein Zollsatz von 120 Silbergroschen für indischen Rohr- und Rübenzucker[1]) für die Stufe des Volkswohlstandes im Zollverein nicht zu hoch gegriffen ist, da wir den Zucker höher besteuern als in England, und ob man nicht den Zuckerverbrauch künstlich niederhält, würde sich rasch zeigen, wenn man den Zollsatz für indischen Rohrzucker herabsetzen würde.

Nächst dem Zucker ist der Thee das wichtigste fiscalische Object im englischen Tarif. Seit 1804 hat sich der Handelswerth des Thees beinahe um die Hälfte ermässigt, er ist von 3 Shill. allmählich (1846—49) bis auf ziemlich 1 Shill. gesunken, dann aber wieder (1857) auf $1\frac{1}{2}$ Shill. gestiegen. Die Zollermässigungen beschreiben in diesem Jahrhundert eine Curve, insofern der Tarifsatz des Jahres 1800, nämlich 1 Shill. $2\frac{1}{2}$ Pen., noch nicht völlig im Jahre 1858 (1 Shill. 5 Pen.) erreicht worden ist. Die Curve culminirte 1809 mit 3 Shill. 5 Pen. Von 1810, wo der Preis eines Pfundes verzollten Thees nahe 7 Shill. Valuta (die damalige Entwerthung betrug $\frac{1}{8}$) kostete, bis zum Jahre 1857, wo er 3 Shill. in Geld betrug, ist für den britischen Verbraucher der Thee noch einmal so wohlfeil geworden. Der Kopfantheil der Verzehrung betrug damals 21 Unzen,[2]) gegenwärtig 39 Unzen, hat sich also nahezu verdoppelt. Noch günstiger ist der Vergleich zwischen dem Jahre 1801, wo der versteuerte Thee 50 Pence

1) Wenn der Centner Rüben mit 6 Sgr. versteuert wird und 5 Procent Zucker liefert, beträgt die Steuer eines Centners Rübenzucker 120 Sgr., steigt aber der Zuckerertrag der Rüben auf $7\frac{1}{2}$ Procent, nur 80 Sgr.

2) Im Jahre 1810 nur 19 Unzen, jedoch ein Jahr früher 23 und ein Jahr später 22 Unzen, weshalb oben ein mittlerer Werth gesetzt worden ist.

Valuta oder 45 Pence in baarem Gelde das Pfund kostete und 24 Unzen auf den Kopf verzehrt wurden, während jetzt bei einem Preise von 35 Pence 39 Unzen verzehrt werden; das heisst mit andern Worten: im Jahre 1801 wurden für $67\frac{1}{2}$ Pen. ($3\frac{1}{2}$ fl.), im Jahre 1857 für 85 Pen. ($4\frac{1}{4}$ fl.) Thee auf den Kopf verbraucht. Auch eine Steigerung anderer Genussmittel trat gleichzeitig ein. Von Branntwein wurde 1843 dieselbe Verzehrungssteuer, wie 1853 erhoben, aber der Accisertrag stieg von 5,21 Mill. auf 7,04 Mill., viel rascher als die Bevölkerung ($26\frac{1}{2}$ Mill. : $27\frac{2}{3}$ Mill.).

Es kann also gar keine Frage sein, dass der Wohlstand Englands sich höchst beträchtlich vermehrt hat. Wir merken diess nur an der erhöhten Verzehrungsquote und lassen gänzlich unberücksichtigt den grossartigen Niederschlag von Capital, welchen nur die Eisenbahnbauten, die Verbesserungen der Landwirthschaft und die vermehrte Häuserzahl darstellen, so dass die Briten nicht nur ihre Verzehrkraft, sondern auch ihre Ersparnisse gleichzeitig steigerten. Freilich ist es sehr gewagt, auszusprechen, dass der Freihandel allein alle diese Holdseligkeit verschuldet habe. Aber jedenfalls war er der Haupturheber des Wohlstandes. England wurde nun erst recht zum Weltmarkt, und dass auf dem grössten Markte die wohlfeilsten Preise herrschen und den geringsten Schwankungen ausgesetzt sind, folgt schon aus der Theorie. Jede Herabsetzung irgend einer Abgabe belohnte sich durch eine Vermehrung der Einnahmen in einem andern Steuerfache, und je mehr Artikel gänzlich frei wurden, um so wohlfeiler wurden die Kosten der Steuererhebung. Ganz besonders lehrreich war die Aufhebung der Backsteinaccise im Jahre 1850. So lange die Ziegelbrennerei unter fiscalischer Aufsicht stand, konnten grossartige Betriebsverbesserungen nicht eingeführt werden, eben weil das Geschäft nur so betrieben werden durfte, dass eine Beaufsichtigung möglich blieb. Jetzt nach Wegfall der Steuer werden nicht weniger als 1800 Mill. Backsteine (60 Stück per Kopf) jährlich gebrannt, deren Gewicht $5\frac{1}{2}$ Mill. Tonnen (110 Mill. Centner) beträgt, und man hofft gegenwärtig durch Maschinenarbeit die Kosten um die Hälfte vermindern zu können. Wir wollen hier nicht in Erwägung ziehen, dass sich der Arbeitslohn beträchtlich gesteigert habe, weil als Hauptursache die Goldproduction, in Folge deren die gesteigerte Nachfrage nach britischen Manufacturen entstand, doch wohl gelten muss. Jedenfalls aber stieg der Arbeitslohn in höherem Grade

als die Verbrauchsartikel des Arbeiterstandes, und der letzte Umstand ist ein handgreifliches Verdienst der Freihandelspolitik.

Sehen wir uns aber jetzt nach einer andern Seite um, und fragen wir, was haben diejenigen Erwerbszweige gelitten, welche von den letzten Freihandelsbeschlüssen am nächsten getroffen wurden: die Rhederei und der Ackerbau. Im vorigen Jahre waren die britischen Rheder die einzige Erwerbsclasse, welche sich wegen des Freihandels beschwerte, und gegen solche Flaggen, die nicht Gleichstellung gewährten, als Strafe die alten Differentialzölle begehrte. Es betrug aber die britische

	Schiffszahl	Tonnenzahl	Zahl der Seeleute
1843	30,983	3,588,387	213,977
1849	34,090	4,144,115	237,971
1851	34,244	4,332,085	240,928
1857	37,088	5,531,887	287,353

oder mit andern Worten: die Tonnenzahl, das heisst die entscheidende Ziffer, wuchs in den sieben Jahren vor Aufhebung der Navigationsacte um $15^1/_2$, in den sieben Jahren[1]) nach Aufhebung um 26 Procent.

Wie kann man überhaupt das Gewerbe der Rheder bedroht ansehen, wenn der Zudrang zu den Werften noch im Wachsen begriffen ist? Es wurden nämlich auf britischen Werften gebaut und registrirt

		Schiffe	Tonnenzahl
	1843	698	83,097
	1849	730	117,953
Im Durchschnitt dieser	7 Jahre	794	116,144
	1851	672	149,637
	1857	1278	250,472
Im Durchschnitt dieser	7 Jahre	930	219,356

oder mit andern Worten, die Tonnenzahl der neuerbauten Schiffe seit Aufhebung der Navigationsacte steigerte sich um 89 Procent des Durchschnittes der sieben vorausgehenden und sieben nachfolgenden Jahre. Die Klagen der Rheder beruhen also nur darauf, dass die Aufhebung der Navigationsacte ihnen zwar sehr viel geholfen, den fremden Flaggen aber noch mehr genützt habe. Auch

1) Das Jahr 1850 ist als amphibisches weggelassen worden.

haben sie in diesem Punkte vollständig Recht. Es betrug nämlich die ein- und auslaufende Tonnenzahl der Schiffe

	unter britischer	fremder Flagge
1843	7,181,179	2,643,338
1844	7,500,285	2,846,484
1845	8,546,090	3,531,215
1846	8,688,148	3,727,438
1847	9,712,464	4,566,732
1848	9,289,560	4,017,066
1849	9,669,638	4,334,750
Dagegen nach Aufhebung der Navigationsacte:		
1851	9,820,876	6,159,322
1852	9,985,969	6,144,180
1853	10,268,323	8,121,887
1854	10,744,849	7,924,238
1855	10,919,732	7,569,738
1856	12,945,771	8,643,278
1857	13,694,107	9,484,685

Das heisst mit andern Worten, die fremden Flaggen genossen im Jahre 1843 nur 27 Procent von der gesammten Schifffahrtsbewegung Englands, im Jahre 1857 aber schon 41 Procent.[1]) Die Klagen der britischen Rheder klingen also nicht anders, als: »Es ist wahr, unsere Seefrachten haben in den sieben Jahren vor Aufhebung unserer Schutzgesetze nur um 36 Procent, in den sieben nachfolgenden Jahren aber um 43 Procent zugenommen, allein die fremde Flagge hat nicht um 43 Procent, sondern sie hat seit Aufhebung der Navigationsacte um mehr als 50 Procent zugenommen.« Darauf kann man zuerst erwidern, dass ihr Procentsatz schon unter der Navigationsacte zunahm, und zwar, dass er in den letzten sieben Jahren vor Aufhebung der Navigationsacte von 27 auf 30 Procent stieg. Zweitens können Klagen über Gewerbs-

1) Das Jahr 1858 war der britischen Rhederei sehr ungünstig, denn es betrug:

	unter britischer	unter britischer und fremder Flagge
der Tonneneinlauf	5,233,311	8,816,133
der Tonnenauslauf	5,873,986	9,936,705
Gesammte Bewegung	11,107,297	18,752,838
Dagegen 1857	13,694,107	23,178,792

beeinträchtigung bei Zunahme der Procente des Wachsthums rein nur aus Handwerksneid entspringen. Drittens ist es unbillig von den Rhedern, wenn sie allein den Genuss aller Vorzüge des Freihandels einstreichen möchten und für ihr Gewerbe wieder die alten Monopole aufrichten wollen. Viertens endlich ist ihre Bitte, diejenigen Flaggen mit Differentialzöllen zu strafen, welche der englischen Flagge nicht gleiche Rechte gewähren, thatsächlich ein Fehlschuss, denn es wird dabei mit dem Finger auf Frankreich und Spanien gewiesen, deren Antheil an den britischen Frachten geringfügig ist, während die Massregel nicht auf die amerikanische und die deutschen Flaggen passen würde, deren Frachten nach und aus Grossbritannien eben diejenigen sind, die so entscheidend zugenommen haben. Endlich kommt noch hinzu, dass die Küstenschifffahrt völlig freigeblieben ist von den vermeintlichen Gefahren einer Aufhebung der Navigationsacte. Im Jahre 1849 beliefen sich sämmtliche britische Küstenfrachten auf 24,883,057 Tonnen. Seitdem aber haben die Eisenbahnen sich vielfach der Kohlen- und Eisenfrachten bemächtigt, die sonst vom Tyne nach der Themse mit Segelschiffen gingen. Trotz dieser Schienenconcurrenz stiegen aber die Frachten bis zum Jahre 1857 auf 27,075,876 Tonnen, und fragt man, wie viel daran fremde Flaggen sich verdienten, so lautet die Antwort: 87,033 Tonnen!

Diese Erfahrung ist ganz besonders wichtig, denn die Navigationsacten waren die Citadellen der Schutzzolllehre und in den Navigationsacten wieder die Küstenschifffahrt der stärkste Punkt. Diese Burgen sind jetzt Ruinen, auf denen Epheu bald umherklettern wird. Selbst Adam Smith, der Erzvater des Freihandels, rechtfertigte noch das Bestehen von Navigationsacten, damit Englands maritime Wehrkraft nicht unter der Concurrenz des Auslandes leiden möge. Hier haben wir also einen Fall, wo politische Beweggründe hinübergreifen in die Verkehrsgesetzgebung. Doch hat auch hier die Wahrheit über den Irrthum gesiegt. Wenn die britische Kriegsflotte die Beherrscherin der Wogen bleiben soll, muss die britische Handelsflotte Beherrscherin der Frachten bleiben. Ihre Seetüchtigkeit darf nicht unter die der andern Nationen sinken. Um diess zu hindern, ist es weit rathsamer, ihr den Sporn des freien Mitbewerbes fühlen zu lassen, als sie durch Monopole und Prämien einzuschläfern. Ein Volk, welches keine gesunde Rhederei besitzt, wird nie eine tüchtige Kriegsflotte bemannen können. Wir

sehen das Beispiel an Frankreich. Die französischen hohen Differentialzölle haben die fremden Flaggen doch nicht ausgeschlossen, und die französische Flotte, so gross ihre Kanonenstärke auch sein mag, wird sich nie mit der britischen messen können. Ein Volk, welches keine Rhederei besitzt, sollte überhaupt nie den Ehrgeiz verspüren, eine Kriegsflotte ersten Ranges invita Minerva bemannen zu wollen, es würde seine öffentlichen Gelder und seine Contingente mit weit grösserem Nutzen dem Landheere zuwenden. Die auswärtigen Interessen Frankreichs, welche sich auf etliche Antillen, auf die Besitzungen in Nordafrika, am Senegal, die Insel Bourbon und einige Missionsstationen im stillen Meere beschränken, lassen sich mit einer Flotte zweiten Rangs völlig beschützen, aber Frankreich will zu den »Seemächten« gezählt werden, und hat nicht der letzte russische Krieg die Brauchbarkeit einer Kriegsflotte für Frankreich augenscheinlich erwiesen? Wer freilich glaubt, es seien »französische Interessen« gewesen, die gegen Russland vertheidigt wurden, der mag Recht behalten. Wir finden aber immer, dass, wenn Frankreich überseeische Unternehmungen rüstet, diess nicht zur Befruchtung des französischen Wohlstandes geschehe, sondern nur um eine glänzende, aber kostspielige Rolle durchzuführen. Die französische Kriegsflotte ist das Geschöpf einer üppigen Cabinetspolitik, die überall nach Einmischungen lüstern ist, nicht der nothwendige Kraftaufwand für die Sicherheit einer allgegenwärtigen Handelsmarine.

Man verstatte uns hier einen Streifzug auf das Gebiet eines innern politischen Problems. Man hört so oft das Verlangen nach einer deutschen Flotte, und gewiss ist es bedenklich, wenn die dritte seefahrende Nation der Welt gegen Unbilden und überseeische Barbareien eine drohende Breitseite nicht zeigen kann. Die Deutschen werden aber nie eine deutsche Flotte bekommen und die Preussen immer nur ein kleines Geschwader unterhalten können. Die Preussen handeln auch darin ganz weise und würden wie Frankreich kostspielige Allotria treiben, wollten sie sich zu einer Seemacht ersten oder mehr als zweiten Ranges ausbilden. Die preussische Rhederei ist höchst dürftig, und wir sahen oben, dass nach den Proportionen der Handelsmarine und nach dem Werthe der überseeischen Beziehungen eines Staates sich seine Anstrengungen für die Kriegsflotte bemessen sollen. Die Rhederei der Hanseaten aber ist die deutsche Rhederei. Wer nun den Nutzen

hat, der sollte auch die Lasten tragen. Irren wir nicht, so kommen gerade die heftigsten Mahnungen nach einer deutschen Flotte aus den Comptoiren unserer fleissigen Importeure an der Elbe und der Weser. Man stelle also ihren Patriotismus und ihr Nationalgefühl auf die Probe. Wollen sie einen Kostenumschlag für eine deutsche Flotte je nach der Tonnenzahl der Handelsmarine übernehmen, so wird Preussen gewiss nicht abgeneigt sein, eine Flotte, die dem Range unserer Rhederei entspricht, zu bemannen und sie auf Requisition hanseatischer Obrigkeiten dorthin zu schicken, wo hanseatische Interessen bedroht sind. Wir werden also nicht eher eine deutsche Flotte haben, als bis die souveränen Rheder an der Elbe und Weser ihre Geldsäcke öffnen. Aber diese Herren sind patricisch schlau: gilt es eine öffentliche Anstrengung Deutschland zuzumuthen, so schüren sie wacker das Nationalgefühl, wendet sich aber das deutsche Volk an sie, damit ein Opfer für gemeinsame Interessen gebracht wird, so sind sie immer die souveränen Hanseaten. Als es sich kürzlich um Aufhebung der Transitzölle handelte, da schrieen sie mächtig über die Bedrohung der »deutschen« Seeschifffahrt. Nun geht unsere Ansicht allerdings dahin, dass der Zollverein einfach wegen der Frachtverluste seiner Eisenbahnen die Transitzölle aufheben solle, aber um das Schicksal der »deutschen« Seeschifffahrt braucht er sich nicht zu kümmern, denn wenn man von dieser deutschen Seeschifffahrt morgen verlangt, dass sie deutsch werden, oder mit andern Worten, dass Bremen und Hamburg dem Zollverein beitreten sollen, so wird man sogleich hören, dass die hanseatischen Biedermänner auf ihre Souveränetät sich berufen und mit vornehmem Pathos bemerken werden, dass man »im Binnenlande nichts von dem Rhederhandwerk verstehe«. Diese unsere Vorwürfe sind wohlgemerkt nur gegen das engherzige Hanseatenthum gerichtet, und wir wissen recht gut, dass mit dem jüngern Geschlechte in den beiden Seestädten der Einheitstrieb und die Opferbereitwilligkeit mächtig aufwächst, und es die Herren der alten Schule sind, welche das engherzige Hanseatenthum vertreten; nur soll man uns nicht immer Anstrengungen für gemeinsames Wohl von jener Seite zumuthen, so lange dort der schlimmste Particularismus, nämlich der patricische, noch immer die Obermacht hat.

Der zweite Erwerbszweig, dem die Freihandelsbewegung am meisten galt, war die britische Landwirthschaft. Nun geschah es

unlängst, dass der Kaiser der Franzosen an sämmtliche Consuln in England eine Reihe von Fragen richtete, welche die Wirkung der Freihandelsgesetze auf den Wohlstand der englischen Landwirthschaft betrafen. Hier fehlt nun leider das wichtigste Hilfsmittel, nämlich eine genaue Ackerbaustatistik. Was bei den Naturwissenschaften das Experiment, ist die Statistik in der Wirthschaftspolitik. Im vorigen Jahre kam der Antrag zur Errichtung einer solchen Statistik für Grossbritannien ans Oberhaus, konnte aber nicht durchgeführt werden, weil der britische Pächter die Enthüllungen fürchtet, die sich aus einer getreuen Angabe seines Budgets ergeben möchten. So kennt man denn in England nie zuverlässig, wie z. B. in Preussen, weder den Ausfall einer Ernte, noch den Raumumfang, welchen irgend eine Frucht behauptet hat. Wie viel England überhaupt an Getreide erzeugt, ob es jetzt mehr oder weniger als früher erzeuge, ist kein Gegenstand thatsächlicher Ermittelung, sondern wir müssen uns hier den Aussprüchen von Sachverständigen und ihrem Augenmasse anvertrauen. Ganz besonderes Gewicht legen die Briten auf das Gutachten des Herrn John Grey in Dilston (Northumberland), eines Landwirths und landwirthschaftlichen Agenten. Seine Aussagen sind der neuen Politik im höchsten Grade günstig. Es haben, wie wir wissen, die Zufuhren fremder Brodfrüchte in der Freihandelszeit sich beinahe verdoppelt. Im Durchschnitt der neun Jahre von 1840—1848 betrugen die jährlichen Einfuhren nach Getreidemass reducirt im Ganzen 4,703,650 Quarter. Doch gehören aus dieser Zeit die Jahre 1847 und 1848 mit einer Einfuhr von zusammen $19^1/_2$ Mill. Quarter in Folge der Missernte und der Kartoffelseuche bei bereits herabgesetzten Zöllen eher in die Kette der Freihandelsjahre. Ohne diese beiden Posten würde die Durchschnittseinfuhr jener Zeit nur etwas über 3 Mill. Quarter betragen haben. Diese Mengen steigerten sich in den 9 Freihandelsjahren 1849—1857 auf durchschnittlich 8,880,449 Quarter,[1]) also um beinahe das Doppelte.

Man sollte daher meinen, Grossbritannien habe bei dieser

---

1) Das Jahr 1858 würde die Durchschnittssumme vergrössert und nicht vermindert haben. An Weizen z. B. wurden 1857 nur 3,475,234 Quarter, im letzten Jahre dagegen 4,275,435 Quarter eingeführt, und in ähnlicher Art verhalten sich die Zufuhren auch der andern Halmfrüchte.

starken Einfuhr weniger eigene Früchte bauen können als früher, und doch ist das Gegentheil eingetreten. Herr Grey meint, der Weizenbau habe im allgemeinen zugenommen und nur in einzelnen Räumen an Ausdehnung verloren, und zwar dort, wo er auf allzu ungünstigem Boden, namentlich wo er in höheren Lagen betrieben wurde. Der Weizenboden wurde dort überall in Triften verwandelt und das vom Körnerbau abgetretene Gebiet von der Viehzucht in Besitz genommen. Wir sehen also, dass hier, man möchte sagen die physikalische Ordnung, welche die Zollkünstelei verrückt hatte, sich wieder einfindet. Man kämpft nicht mehr mit Angst und Schweiss gegen die gewaltige Natur, sondern bequemt sich ihren Geboten. Auf der andern Seite hat die Weizenflur an Rauminhalt überall dort gewonnen, wo die Lage besonders gut war. Es trat eine schärfere Theilung der nationalen Arbeit oder nationalen Erzeugung ein: nur der classische Weizenboden wurde dem Körnerbau, der geringere der Graswirthschaft zugewiesen. Sehr viel neues Terrain für den Ackerbau wurde auch durch Lichtung der Wälder geschaffen. Seitdem nämlich die Zölle auf fremdes Bauholz aufgehoben worden waren, wurde eine fortschreitende Lichtung der Wälder zu einer wirthschaftlichen Nothwendigkeit, insofern der Wald nicht mehr die durch den Schutzzoll erhöhte Rente genoss. Damit nun nicht mancher glaube, dass diese Ausrottung der Wälder für Englands Wohlstand bedenklich sein könne, müssen wir sogleich erinnern, dass der Wald auf einer Insel mit vorherrschendem Seeklima nicht die meteorologischen Leistungen als Ansammler und Sparer der Feuchtigkeit zu leisten hat, wie im Innern der Continente. In England fällt nur zu viel Regen, selten zu wenig; und gegen das Zuviel hilft man sich jetzt mit den Drains. So ist es denn nicht zu verwundern, wenn Herr Grey die Ueberzeugung ausspricht, dass in England ungeachtet der stärkeren Zufuhr mehr Weizen als früher gebaut werde. Hier könnten wir unsere Untersuchungen für die unterrichteten Leser dieser Schrift schon schliessen, denn jeder sagt sich im stillen: wenn es lohnend war, die Körnerproduction zu steigern, so musste der Ackerbau in Grossbritannien nur gewonnen haben. Diese Erfahrung wird noch werthvoller, wenn wir die Weizenpreise zu Rathe ziehen. Es kostete nämlich der Quarter zur

Zeit der Kornzölle					Zeit des Freihandels				
1840	66	Shill.	4	Pen.	1849	44	Shill.	3	Pen.
1841	64	„	4	„	1850	40	„	3	„
1842	57	„	3	„	1851	38	„	6	„
1843	50	„	1	„	1852	40	„	9	„
1844	51	„	3	„	1853	53	„	3	„
1845	50	„	10	„	1854	72	„	5	„
1846	54	„	8	„	1855	74	„	8	„
1847	69	„	9	„	1856	69	„	2	„
1848	50	„	6	„	1857	56	„	4	„
Durchschn.	57	Shill.	3	Pen.		54	Shill.	5	Pen.

Der Durchschnittspreis der Gerste hat sich in den beiden Zeiträumen von 33 Shill. 4 Pen. auf 32 Shill. 5 Pen. und der Durchschnittspreis des Hafers von 22 Shill. 5 Pen. auf 22 Shill. ermässigt. Hat die Körnerproduction trotz der Einfuhr und trotz einem Sinken im Werthe von beinahe 6 Procent dennoch zugenommen, so muss eine grosse Umwälzung im britischen Ackerbau stattgefunden haben. Kehren wir aber vorläufig noch einmal zur Preistafel der Feldfrüchte zurück, so wird es niemandem entgehen, dass in der Freihandelszeit die Schwankungen der Preise doch viel beträchtlicher waren. Im Jahre 1843 sank der Weizen am tiefsten, nämlich um 7 Shill. 2 Pen. unter, im Jahre 1847 stieg er am höchsten, nämlich um 12 Shill. 6 Pen. über den Durchschnittspreis, während der niedrige Stand von 1851 7 Shill. 11 Pen. unter, der höchste Stand von 1855 aber 20 Shill. 3 Pen. über den Durchschnittspreis betrug. Ist diess nicht ein grosser Nachtheil für die Landwirthe? Jeder Producent weiss, dass sein Betrieb sich besser stellt, je geringer die Schwankungen im Preise seines Productes werden, hier aber vergrössert offenbar der Freihandel die Unterschiede zwischen Maximal- und Minimalpreisen? Auch darf man nicht sagen wollen, dass die Freihandelszeit vielleicht durch den Charakter der Ernten diesen Vorwurf auf sich gezogen habe, und dass, wenn wir eine grössere Jahresreihe vergleichen könnten, die Schwankungen nicht so beträchtlich auftreten würden. Die Erscheinung ist vielmehr eine nothwendige Folge von der Aufhebung der gleitenden Scala. Allein ist denn nicht für den Landwirth gerade der Charakter der Freihandelspreise viel förderlicher als die künstliche Gleichung der gleitenden Scala?

Bei ergiebigen Ernten erzielt der Pächter durch die Quantität eine lohnende Rente, in Missjahren durch die höheren Preise. Die gleitende Scala dagegen vernichtete theilweise diese Effecte. Hatte der englische Landwirth eine befriedigende Ernte, so hinderte sie wohl durch Ausschluss der Einfuhr ein allzu starkes Fallen der Preise, dagegen liess sie in Missjahren, wo der Pächter wenig geerntet hat, nicht die Preise ihre natürliche Höhe erreichen, sondern drückte sie durch die Einfuhr. Sie gab dem Landwirth da, wo er am wenigsten bedurfte, und nahm ihm, wo er am meisten brauchte.

Aber, wird man sagen, Weizen ist mehr und zu wohlfeileren Preisen erzeugt worden und die Verbraucher haben davon Nutzen gezogen, allein geschah das nicht vielleicht auf Kosten der Pächter oder der Verpächter? Ist nicht vielleicht der Pachtschilling gefallen?

Er ist nicht gefallen, er ist sogar gestiegen. Das ist das Wunderbarste in der Kette der Erscheinungen, dass trotz dem Fallen der Preise der Pachtschilling dennoch steigen konnte. Im Jahre 1848 betrug die grundsteuerpflichtige Rente 46,718,399 Pfd. Sterl., im Jahre 1857 47,109,113 Pfd. Sterl. Die Steigerung beträgt zwar nur 390,714 Pfd. Sterl., aber man muss sogleich hinzusetzen, dass die landwirthschaftlichen Fluren in doppelter Art: durch Anbau von Wohnungen und die Eisenbahnen, an Raum eingebüsst haben. Die Verluste der ersten Art hat der Economist auf eine Rente von 703,857 Pfd. Sterl., die Verluste der andern Art auf eine Rente von 1 Mill. geschätzt, so dass also trotz dieser Veräusserungen von 1,703,857 Pfd. Sterl. Rente das gesammte grundsteuerpflichtige Einkommen der Landwirthschaft sich dennoch erhöhen konnte. Jedenfalls hat der Grundeigenthümer nichts eingebüsst, sondern steht sich besser als zuvor. Auch ist es für ihn als Verzehrer gewiss nicht gleichgiltig, ob, wenn er nach wie vor den nämlichen oder einen höheren Pachtschilling bezieht, der Preis des Weizens auf 57 oder auf 54 Shill. steht. Bei dem Arbeiter, wo die Ernährung im häuslichen Budget eine so grosse Quote füllt, ist ein Sinken um 3 Shill. bei unverändertem Lohne eine Erhöhung der Einnahmen um 6 Procent. Bei den höhern Classen, wo die Ernährungskosten nicht das gesammte häusliche Budget, wenn auch einen guten Theil füllen, ist es immerhin wichtig, wenn der Weizenpreis fällt, da von seiner Höhe zum Theil auch die

Höhe der Arbeitslöhne abhängig werden kann. Hätte also der Landlord auch seine Rente nicht steigen gesehen, so würde er doch an seinem häuslichen Budget durch die grössere Wohlfeilheit der Lebensmittel — sagen wir nur — 3 Procent erspart haben. Nicht unbeträchtlich ist auch der Gewinn ganz besonders der Pächter durch die Abnahme des Pauperismus. Die Zahl der Armen und die Kosten ihrer Verpflegung stiegen und fielen mit den Getreidepreisen. In der Freihandelszeit hat sich aber ein grossartiger Fortschritt kund gethan. Im Jahre 1849 empfingen in England 6,2 Procent der Bevölkerung Unterstützung, deren Betrag einer Steuer von $6^1/_2$ Shill. auf den Kopf der Gesammtbevölkerung gleichkam, obgleich in jenem Jahre der Quarter Weizen äusserst niedrig, nämlich auf 44 Shill. stand. Im Jahre 1855 stieg der Quarter auf $74^2/_3$ Shill. Man hätte daher eine Verdoppelung der Armenlast erwarten dürfen. Statt dessen sank die Zahl der Unterstützten auf 4,8 Proc. und die Kosten auf $6^1/_4$ Shill. per Kopf. Gleiche Erfahrungen bietet Schottland. In Irland hat sich die Armenzahl von 620,000 im Jahre 1849 auf 86,800 im Jahre 1855 gemindert, doch ist für diese glückliche Wendung dort weniger der Freihandel, sondern hauptsächlich die Auswanderung verantwortlich.

Sind diese Thatsachen nun die Verdienste der Tarifpolitik oder der Landwirthe selbst? Mittelbar der ersten, unmittelbar der andern. »Wer noch,« ruft Herr Grey aus, »sich unserer landwirthschaftlichen Zustände vor Aufhebung der Kornzölle erinnert und sie mit den heutigen vergleicht, der kann nicht genug über die grossen Veränderungen staunen.« Die Zeit des Freihandels ist für die britischen Pächter eine grosse Schule gewesen. Sie haben sich überall nach Ersparnissen umgeschaut und den Betrieb namentlich durch Beiziehen von Maschinen viel wohlfeiler eingerichtet. Die Pflege des Bodens ist eine viel grössere geworden und die mechanische Bearbeitung der Fluren wird in Folge grossartiger Verbesserung der Ackerbauwerkzeuge viel energischer betrieben. Ausserdem waren auch neue Entdeckungen zu benutzen. Zwei davon führten zu entscheidenden Ergebnissen, nämlich die Entwässerung des Bodens durch Thonröhren und die Einfuhr des Guano, sowie die Anwendung chemischer Dungmittel. Wären diese Dinge nun nicht auch erfunden und benützt worden, selbst wenn Sir Robert Peel die Korngesetze nicht aufgehoben hätte?

Erfunden? Vielleicht. Benützt? Schwerlich. Der Mensch entwickelt nämlich einen viel grösseren Aufwand an Scharfsinn und an Thätigkeit, wenn ihm ein Verlust droht, als wenn ihn ein blosser Gewinn lockt. Im letzteren Falle lässt er es oft viel lieber bei dem sichern Alten, als dass er das unsichere Neue ergreife. Heisst es aber: friss Vogel oder stirb, so bequemt sich der Vogel wohl zum Fressen. Jene Neuerungen hätten nach und nach Platz gegriffen, dass es aber so rasch, so plötzlich geschah, das bewirkte eben die »schwere Noth der Zeit«.

So verdankt denn die englische Landwirthschaft sehr vieles der gefürchteten Aufhebung der Kornzölle. Es ist recht merkwürdig, dass gerade der unsinnigste Rest des Schutzzollsystems am spätesten in England beseitigt wurde. Adam Smith kämpfte gegen die Tarifgelüste der Industrie und ahnte gewiss nicht, dass seine spätern Schüler die Gewerbe mit Freihandelswaffen gegen das Monopol der Landwirthe ins Feld führen sollten. Wenn irgend etwas sich für die freie Einfuhr eignet, so sind es gewiss die Ackerbauproducte, ja es scheint sogar, dass in Bezug auf die Feldfrüchte der Freihandel in dem Sinne eine Schranke finden solle, dass die Ausfuhr solcher Producte mit Nutzen verboten werden könnte, nicht etwa, um in Theuerungszeiten dem ausführenden Lande ein grösseres Unbehagen zu ersparen, nicht im Geiste des trübseligen Wahnes vom »Kornwucher«, den der talentvolle Roscher, bei den gebildeten Classen wenigstens, gänzlich geheilt hat, sondern im Sinne der neuesten Entdeckungen der Chemie.

Jede Ackerfläche enthält nur eine gewisse Anzahl Ernten oder die Stoffe zu einer solchen Anzahl. Wird dem Boden nicht das wieder gebracht, was diejenigen Thiere und Menschen ausgeschieden und ausgeworfen haben, welche sich von der Ernte ernährten, so ist der Boden um die Möglichkeit einer gleichen Anzahl von Ernten verkürzt. Sowie die Ernte ausser Landes geht, vermindert sich die Fruchtbarkeit des ausführenden Landes und es steigert sich die Fruchtbarkeit des einführenden Landes, wenn die aus der Zufuhr gewonnenen Excremente den dortigen Fluren zukommen. Wenn Bayern nach der Schweiz 1 Mill. Scheffel oder Quarter Korn oder Weizen ausgeführt hätte und man in der Schweiz den daraus erwachsenen Dünger auf die Schweizer Felder geführt hätte, so wäre die Fruchtbarkeit der Schweiz gerade um so viel vermehrt worden, als Bayern nach der Schweiz an chemischen Ernte-

bestandtheilen ausgeführt hätte. Sollte man also nicht die Ausfuhr von Getreide gänzlich verbieten, wenn dadurch das wichtigste Capital des Landes, nämlich sein Reichthum an fruchtbaren Erntesubstanzen sich vermindert?

Wie wichtig ist nicht diese Frage und in welcher neuen Gestalt kehrt sie aus den Händen einer scheinbar so fernstehenden Wissenschaft, aus der Küche des Chemikers in die Studirstube des Nationalökonomen zurück! Man bemerke zuerst, dass hier die nämlichen Grundsätze wie bei dem Kohlenhandel gelten müssen. Sind die englischen Kohlen erschöpft, so lassen sie sich nicht wieder ersetzen, und wenn England 10 Procent seiner Kohlen ausgeführt hätte, so würde es, wenn seine Fossilien sämmtlich zu Asche verwandelt worden wären, vielleicht von weit her fremde Kohlen herbeischaffen müssen, während es doch noch um den neunten Theil der Zeit länger mit den eigenen gereicht hätte, wenn die Ausfuhr nie gestattet gewesen wäre. Auf den ersten Blick sieht man hier aber schon, wie verkehrt ein jedes Verbot wäre. Sobald die englischen Kohlen auf die Neige zu gehen drohten, würde ihr Preis gewiss so hoch steigen, dass er dem Pari der pennsylvanischen Kohlen einschliesslich der Frachtkosten über das atlantische Meer sich nähern würde. Die Speculation würde diesem Zustande schon zuvorkommen, sie würde die Kohlen aufkaufen, um an der bevorstehenden Preissteigerung zu gewinnen. Ist es nun denkbar, dass jetzt schon ein Geschäft lohnend wäre, die englischen Kohlen aufzukaufen, um dereinst nach Verbrauch sämmtlicher Fossilien damit zu wuchern? Und warum wäre ein solcher Anschlag toll und lächerlich? Weil bis dahin das Capital, welches zum Aufkauf verwendet worden wäre, mit den Zinsen in zwanzig Jahren sich verdoppelt, in vierzig Jahren sich vervierfacht haben, und am Ende eines Jahrhunderts schon das Zweiunddreissigfache betragen müsste. Da nun die englischen Kohlen jedenfalls für ein paar Jahrtausende ausreichen, so wäre eine solche Speculation ein Narrenhausrecept. Eine Nation aber, welche die Kohlenausfuhr in jenem Sinne verbieten wollte, würde wie ein Kohlenaufkäufer handeln, denn das Geld, welches sie für ihre Kohlen vom Ausland empfängt, vergrössert ihr Vermögen, und für die Zinsen dieses Vermögens liesse sich bei Eintritt der Kohlenneige der Verlust an den ehemaligen Ausfuhren reichlich ersetzen.

Wir haben nun den nämlichen Fall bei dem Kornhandel. Die

wichtige Lehre v. Liebig's führt nämlich zur Erkenntniss, dass die Auswürfe der Menschen, die sich von der Kornernte und von dem Fleisch der Thiere genährt haben, auf das Korn- oder Kleefeld zurückgebracht werden müssen, wenn der Kreislauf der Natur nicht gestört werden soll. London lässt seine Cloaken jährlich in die Themse hinausspülen und verwandelt den silbernen Strom in eine stinkende Gosse. Für die Vergeudung der fruchtbaren Stoffe muss es alljährlich den Mist der Seegänse von einsamen Inseln im stillen Meer herbeiholen. Warum nun folgt man nicht den einfachen Liebig'schen Rathschlägen? Man beginnt ihnen zu folgen, man hat sie sogar befolgt, längst ehe die Theorie die Gesetze des Pflanzenwuchses erkannte, nicht bloss in China, sondern in Grossbritannien selbst. Die Landwirthe, deren Fluren zwischen der Stadt Edinburgh und dem Meere liegen, fangen das abfliessende städtische Schleussenwasser auf und verbreiten es über ihre Felder. Als die Stadt in neuester Zeit gegen diesen für ihren Dunstkreis nicht sehr heilsamen Betrieb protestirte, erklärten die Besitzer jener Felder, sie hätten durch Verjährung ein Recht auf Benutzung des Schleussenwassers erreicht und wollten sich nur für eine Summe von 150,000 Pfd. Sterl. ablösen lassen. Zugleich ergab sich, dass wenn die sämmtlichen Cloakenproducte der Stadt benutzt würden, sie einen jährlichen Ertrag von 15—20,000 Pfd. Sterl. gewähren könnten.[1]) Jetzt denke man an London und den Werth seiner jährlichen Ausleerungen, die nach den neuesten Projecten geruchlos gemacht, gesammelt und verkauft werden sollen!

Auf der andern Seite hat man aber in England die Erfahrung gemacht, dass wenn man die Städteausleerungen geruchlos machen und zu künstlichem Guano verarbeiten wollte, dieser Guano sich nicht so wohlfeil herstellen lasse, als der peruvianische jetzt noch käuflich sei. Hier ist also die Zeit abzuwarten, wo der Guano entweder so theuer wird, dass der künstliche den Markt mit ihm theilen kann, oder der künstliche so wohlfeil sich darstellen lässt, dass er den natürlichen verdrängt. Ist der künstliche Guano in versendbarer Form ein Handelsartikel geworden, so wird er aus den getreideeinführenden nach den getreideausführenden Ländern zurückkehren, wenn diese ihn zu bedürfen anfangen, oder wenn

1) S. einen höchst interessanten Aufsatz darüber in Blackwood's Magazine 1859. 2. Heft.

nicht durch gleiche Vertheilung der Fruchtbarkeit die getreideeinführenden Länder aufhören Früchte ein-, die getreideausführenden Länder Früchte auszuführen. Wenn wir also auch, durch die neuen chemischen Entdeckungen belehrt, die Getreideausfuhren mit andern Augen ansehen wie früher, so ändert doch diese Erkenntniss nichts an den handelspolitischen Grundsätzen. Der Vortheil der Menschen ist der beste Lehrmeister, und so wie ein Schaden nur einmal empfunden wird, geschieht von selbst das Rechte; nicht früher, aber auch nicht später.

Haben sich auf der einen Seite, nämlich in England, die Freihandelsgesetze glänzend bewährt, so fängt man in Frankreich an, ein wenig an den alten Zwangsgesetzen zu rütteln. Man muss den Franzosen wenigstens das lassen, dass sie logisch richtig ihr System durchgebildet haben. Alles was in Frankreich erzeugt werden kann, ist geschützt. Im Zollverein dagegen schaut man mit einem Auge nach dem Freihandel, mit dem andern nach dem Schutzzoll. Bei uns gilt die Lehre, Rohstoffe frei eingehen zu lassen, Fabrikate zu besteuern. Was aber ist ein Rohstoff? Der Bäcker wird sagen, Mehl ist ein Rohstoff und der Teig ein Fabrikat. Nein, sagt der Müller, Mehl ist ein Fabrikat und Korn der Rohstoff. Das Korn ist auch kein Rohstoff, kann der Landwirth sagen, denn ich habe es fabricirt, zuerst mit der nationalen Arbeit des Pflügens, dann mit der Hand im Säebeutel, dann mit der Sense und zuletzt mit dem Dreschflegel. Eisen, sagt der Schlosser, ist ein Rohstoff. Keineswegs, ruft der Stabeisenerzeuger, denn ich habe es erst verfeinern und walzen müssen, Gusseisen ist der Rohstoff. Gusseisen kann kein Rohstoff sein, fährt der Hochofenbesitzer fort, denn es ist mein künstliches Product, welches ich mit Aufwand von Kohlen aus dem Erz geschmolzen, indem ich Metall und Erden chemisch von einander trennte, Rohstoff ist nur das Erz. Erz ist kein Rohstoff, ruft der Bergmann, sondern ein Product der nationalen Arbeit, denn es ist mechanisch durch mich aus den einschliessenden Gesteinschichten hervorgeholt worden. So wird der Buntdrucker das Gewebe, der Weber das Garn, der Spinner die Wolle, der Schafzüchter seine Schur als Fabrikat betrachten, und jede Grenzlinie, die man ziehen will, wird zur Willkür.

Viel einfacher ist die französische Gesetzgebung. Sie sagt zuerst: »Ich weiss, es gibt Kohlenlager im holden Vaterlande, sie sind zwar nicht halb so bauwürdig als die englischen und englische

Kohlen trotz der Frachten noch wohlfeiler, aber eben darum sollen sie Zoll zahlen, damit mein Geld im Lande bleibt. Lieber doppelt so viel für französische Kohlen, als englische um die Hälfte. Also 30 Centimes für den metrischen Centner.« Jetzt kommt aber der Bergmann und spricht: »Liebes Vaterland, wir haben Eisenerze, die nicht so reich sind wie die englischen. Wenn wir zehn Centner Erz fördern, so gewinnen wir daraus nur drei, die Briten aus ihren Erzen sechs Centner Metall, also besteure das britische Eisen, damit wir arbeiten können.« Jetzt folgt erst der Hochofenbesitzer und sagt: »Vaterland, du hast mir durch deine Schutzzollgesetze die Kohlen ums Doppelte vertheuert, vergiss das nicht. Vergiss auch nicht, dass ich zu zehn Centnern Erz eben so viele Kohlen gebrauche, wie die Engländer, dass diese mit denselben Kohlen aus ihren Erzen sechs Centner Eisen, ich nur drei gewinne. Gib mir einen Zoll auf Eisen, der so hoch ist, dass ich den Mehraufwand der doppelt theuren Kohlen bestreiten und den Bergmann so bezahlen kann, als ob seine zehn Centner Erz mir sechs statt drei Centner Eisen gewährt hätten.« — »Du hast ganz recht, lieber Hochofenbesitzer, ich werde dich nicht nur schützen, sondern meinen Schutz auch auf deinen Collegen, den Stabeisenfabrikanten, erstrecken, der ja auch die theuren nationalen Brennstoffe kaufen muss.« — »Noch eins habe ich vergessen, liebes Vaterland«, sagt der Hochofenbesitzer: »in England liegen an sehr vielen Orten Kohlenschichten und Eisenlager über einander, oder wenigstens sehr nahe und sind durch die wohlfeilsten Verkehrsmittel verbunden. Vergiss daher nicht, liebes Vaterland, für welches ich so heiss glühe, dass bei deinem Schutzzoll auch meine Ausgaben für den Transport der Kohlen nach der Hütte oder des Erzes nach den Kohlenlagern eingeschlossen sind; du wirst auch billig sein, den Unterschied der Transportkosten zu berücksichtigen, wenn diese bei uns höher sein sollten, als in England.« Zuletzt kommt der Landwirth und spricht: »Liebes Vaterland, du hast mir das Eisen vertheuert, ich verbrauche aber davon 2—3 Kilogramm im Jahre auf den Hektar, macht 70 Mill. Kilogramm für ganz Frankreich, und ich muss diesen Aufwand doppelt so theuer bestreiten, als wenn ich britisches Eisen kaufen könnte. Bedenke ferner, dass, wenn ich meinen Hektoliter Weizen mit 20 Francs verkaufe, ich für meinen baaren Erlös 10 oder 20 Procente weniger Manufacturerzeugnisse in Frankreich kaufen kann als anderwärts,

denn ich muss ja dem Spinner, Weber, Bergmann, Hochofenbesiter durch den Schutzzoll das ersetzen, was sie an Arbeit vergeudet haben. Also, liebes Vaterland, ist es billig, dass du durch Kornzölle das Fabrikat meiner Ackerflur etwas vertheuerst, damit meine Landsleute von der Industrie die Abgaben, die ich ihren Erwerben entrichte, bei meinen Getreideverkäufen mir wieder theilweise ersetzen.«

Das Vaterland erhört sie nun alle und gibt allen, dem Spinner und Weber ein vollständiges Verbot, den Bergleuten und Hüttenbesitzern einen Schutzzoll, dem Landwirth eine Scala und eine Abtheilung der Küste nach Productionszonen. Das Ende vom Liede ist, dass zwar Arbeit vorhanden ist, vom Lohne eines jeden aber abgezogen wird, womit ihn ein anderer Industriezweig besteuert. So darben am Ende alle.

Friedrich List war sehr beredt, wenn er den Segen der Schutzzolländer beschrieb. Nach seiner Meinung hat Polen seinen niedrigen Wohlstand, sein nationales Unglück und seine gesellschaftliche Stufe nur dadurch verschuldet, dass es keine Industrie gründete. Es gibt bei den Völkern aber auch eine selbstverschuldete Armuth und einen selbst erworbenen Reichthum. Dass die polnische Aristokratie der Verschwendung, dem Spiel und den Lastern, das Landvolk dem Trunke ergeben war und ist, dass die einen am Farotisch und beim Champagner, die andern beim Schnapsjuden das ihrige verjubelten, kurz, dass es die Laster gewesen sind, gegen die Tarife nichts helfen, das wird freilich nicht ausgesprochen. Auf der andern Seite sehen wir ein Land, welches so ungünstig wie möglich zur Begründung einer Industrie gelegen ist, nämlich die Schweiz, die ihren Rohstoff durch lange Ueberlandfuhren vertheuern und das Fabrikat mit ebenso beträchtlichen Rückfrachten versenden musste, blühende Industrien ohne Schutzzölle begründen. Man löse dieses Räthsel.

Es war ein Lieblingsgedanke von List, dass die Industrie einen freien, unabhängigen Mittelstand begründen müsse. Kommt der Wohlstand, so kommt die Freiheit, lautete der verheissende Spruch. Nichts ist thörichter gewesen, als gerade diese Verheissung. Zunächst haben Tariffragen wenig oder nichts mit dem Kern des Bürgerstandes zu schaffen, denn diesen muss man immer in den städtischen Handwerkern suchen. Ob wir Freihandel oder Schutzzoll haben, Fleischer, Bäcker, Schreiner, Maurer, Zimmer-

mann, Schuster und Schneider werden wenig davon berührt werden, sondern nur diejenigen Gewerbe, die sich fabrikmässig betreiben lassen. Schafft nun die grosse Industrie einen Bürgerstand? Uns scheint, die echten bürgerlichen Bestandtheile der Gesellschaft werden durch sie an Zahl nur ärmer und ärmer. In der Fabrik herrscht der Capitalist durch seinen mercantilen und technischen Generalstab und ein Heer von Tagelöhnern. Verhindern kann das freilich kein Mensch, sondern es sind diess nur die Consequenzen vom Arbeitstheilungsgesetz. Hätten wir keine Fabriken, so würden doch durch das fremde Fabrikat unsere selbständigen Werkstätten zu Grunde gerichtet werden. List dachte also, wenn er von einem unabhängigen Bürgerstande sprach, an reiche Fabrikanten, an eine Anzahl von Cottonlords, an Bürger, aus dem nämlichen Holze geschnitzt, wie Sir Robert Peel. Armer List! J. B. Say, den er gern den »Verwässerer von Adam Smith« zu nennen pflegte, hat jede solche Illusion von vornherein vernichtet. Kein Schutzzoll, er mag noch so hoch sein, kann die Gewinne irgend einer Industrie über die Gewinne der andern Gewerbe erheben. Geschähe es z. B., dass sich beim Garnspinnen 12 Procent bei hohem Schutzzoll verdienen liessen, während die Capitale in andern Industrien kaum 8 Procent abwürfen, so würden sie sich aus diesen zurückziehen und der Garnspinnerei so lange zukehren, bis vielleicht die Gewinne der übrigen Industrien auf 9 Procent gehoben, die der Garnspinnerei auf 9 Procent gesunken wären. Ja selbst wenn die Illusion auf kurze Zeit an einzelnen Exempeln sich erfüllt hätte, so müsste man sich doch gestehen, dass der eine nur reich geworden wäre durch das, was man dem Consumenten seiner Fabrikate entwendet hätte, und dass, wenn sich ein solcher erhobener Gewerbstand begründen liesse, diess doch nur auf Kosten des Grundbesitzes geschehen könne. Und die Freiheit? Frankreich, unser abschreckendes Beispiel, gibt die Antwort. Wohlgemerkt: wir sagen gar nicht, dass der Freihandel zur Freiheit führen müsse, sonst wäre der Grosstürke längst schon ein Fürst von Gnaden eines Parlamentes, sondern wir sagen nur, dass die Freiheit eine Frucht des sittlichen Werthes eines Volkes sei, und der Tarif nichts mit solchen Früchten zu thun hat.

Gar lieblich schilderte auch List den Wohlstand der Arbeiterbevölkerung in einem geschützten Land, wo es starke Biere, feines Weizenbrod, fette Butter, leckern Schinken verzehrt und in den

Fleischschüsseln ein gewichtiger Inhalt dampft, wo der Alkohol- und der Zuckerverbrauch sich mit jedem Jahre mehrt. Ist es nicht herzlos, unsern Arbeitern diese Kost nicht zu gönnen? Vor allen Dingen einfältig von euch, ihr grossen Grundbesitzer, da ihr für eure Käse an den Taglöhnern der Cottonlords die besten Verzehrer und Abnehmer findet. Frankreich hat nun länger als ein Jahrhundert geschützt und verboten, aber die Zeiten vom Huhn in jedermanns Topfe sind gleichwohl immer tiefer in der Chronologie zurückgewichen. Warum hat's bei den Engländern geholfen, warum will es bei uns, warum bei den Franzosen nicht anschlagen? Warum verdient sich der britische Arbeiter in Geld das Dreifache durchschnittlich wie der Deutsche und Franzose, und hat er für das Dreifache ziemlich das zwei- oder zweieinhalbfache von den Quantitäten oder Qualitäten der Genüsse des festländischen Arbeiters?

Man frage sich, ob der Brite für den dreifachen Lohn nicht auch das dreifache leistet. Eine Tagarbeit in England und eine Tagarbeit auf dem Continent sind eben verschieden. Als die nord-französischen Eisenbahnen gebaut wurden, liessen die Unternehmer Arbeiter aus England kommen, denen sie 5 Francs Tagelohn, das Doppelte wie den französischen Arbeitern, zahlten,[1]) und dennoch waren ihre Leistungen noch viel wohlfeiler, so dass zuletzt ein Aufruhr unter den Franzosen gegen diese erdrückende Concurrenz ausbrach. Der Brite hat also mehr Kraft und Ausdauer bei der Arbeit, er hat aber auch mehr Geschicklichkeit. Bei den britischen Baumwollenspinnereien ist der Arbeitslohn durch Verbesserung der Maschinen ausserordentlich gestiegen. »Während in den älteren Factoreien«, heisst es bei Tooke,[2]) »ein Spinner nur 20 Shill. (12 fl.) die Woche verdient (1856), kann sein Arbeitslohn in den neuen Mühlen mit verbesserten Maschinen bis auf 35 Shill. (21 fl.) steigen. Bei den ersten hantiert ein Mann mit 500, in den andern mit 1500 und 2000 Spindeln.« Es erfordert aber natürlich auch eine grössere Geschicklichkeit, mit 1500 oder 2000 Spindeln zu arbeiten, als mit 500, und wenn unsere Spinner lernen würden, mit solchen verbesserten Maschinen zu arbeiten, so würde sich ihr Arbeitslohn ähnlich wie der englische steigern.

---

1) Deutsche Vierteljahrsschrift 1858. Nr. 82. S. 306.
2) History of Prices VI. p. 174.

Man gehe nun in unsere Garnmühlen und erkundige sich, ob sich ein Spinner dort in 6 Tagen 21 Gulden oder nur 12 Gulden verdienen könne. Der Wohlstand der Arbeiter (diese Erkenntniss hat die neuere Wissenschaft Ricardo zu verdanken) hängt dauernd nicht von einer künstlichen Steigerung der Nachfrage durch einen Fabrikantentarif, sondern weit mehr von ihrer eigenen Selbstbeherrschung und ihren Lebensansprüchen ab. Das Minimum des Arbeitslohnes kann nie tiefer sinken, als zur Befriedigung der Nothdurft und zur Erziehung eines künftigen Arbeitergeschlechtes ausreicht. Sinkt der Arbeitslohn unter dieses Niveau, so reicht er nicht mehr zur Auferziehung des künftigen Arbeitergeschlechtes aus, dieses verringert sich und es sinkt das Angebot von Arbeitsleistungen so weit, dass der Arbeitslohn wieder steigen kann. Steigt durch äussere Ursachen die Nachfrage nach Arbeitskräften und in Folge dessen der Arbeitslohn, so können die Arbeiter diesen Wohlstand entweder zu Ersparnissen, oder zu Erhöhung ihrer Genüsse oder zu einer Vermehrung ihrer Familien, überhaupt zu einer gesteigerten Thätigkeit des Geschlechtstriebes benutzen. Geschieht diess letztere, dann geht für das nächste Geschlecht jede Steigerung des Arbeitslohnes durch die Vermehrung des Angebotes von Arbeitsleistungen verloren, wenn nicht die Nachfrage nach Lohndiensten Schritt mit der Vermehrung der Arbeiterbevölkerung gehalten hat. Hat sie nicht Schritt gehalten, so kann nur zweierlei eintreten: entweder die Arbeiter mässigen ihren Geschlechtsgenuss, um das verlorene Niveau wiederherzustellen, oder sie erniedrigen den Standard ihrer Lebensbedürfnisse, sie machen es wie die Irländer, die zur elendesten Kartoffelnahrung herabsanken und sich durch die Production zahlreicher Familien entschädigten, bis die Natur durch eine Hungerpest wieder einschritt. Der Arbeitslohn und der Wohlstand der arbeitenden Classen ordnet sich nach ihrem eigenen Betragen, nach ihren Sitten und ihrer Lebensart. Ob ein Fabrikantentarif die Nachfrage nach Arbeitsleistungen dauernd steigern könne, darüber kann man in diesem oder jenem Falle streiten, aber dass dauernd nur der Wohlstand der Arbeiter von ihrer Mässigkeit und Selbstbeherrschung abhängt, die weder ein Handelssystem gibt, noch nimmt, diess lässt sich nicht bestreiten. Schinken und starkes Bier wird jeder Arbeiter jedes Landes und jeden Systemes geniessen können, wenn er so viel leistet, als der englische Arbeiter, und wenn die ökonomische

Tendenz in jedem Arbeiterhaushalt den obigen Grundsätzen entspricht.

Die Bildung eines freien, unabhängigen Bürger- und eines wohlgenährten Arbeiterstandes lässt sich also nicht durch die Glashauswärme eines Schutztarifes erzeugen. Beide Dinge kommen, wenn gesunde Keime dazu vorhanden sind, mag Schutzzoll oder Freihandel gelten. Uebrigens ist es gar nicht unsere Absicht, hier Theorien widerlegen zu wollen, besonders seitdem die Perle nationalökonomischer Darstellungen, das prächtige Fabelbuch von Bastiat[1]) französisch wie in der Uebersetzung allgemein bekannt geworden ist. Auch ist die Zahl derer, die noch daran glauben, dass der Weg zum Reichthum mit Sicherheit in Tarifformeln gefunden werden könne, viel zu schwach, um noch länger bekämpft zu werden. Die Lehre des Freihandels, dass ein Land nur solche Erzeugnisse liefern solle, für die es durch natürliche Begünstigungen ein Monopol besitzt, ist zu einfach, als dass nicht jeder zugeben muss, dass nur unter Herrschaft des Freihandels die einzelne Arbeit den höchsten Ertrag abwerfen kann. Wir leben aber nicht unter so einfachen Zuständen, dass die reine Theorie uns noch helfen könnte. Man denke sich, Australien sei unabhängig geworden, der Goldschutt dort erschöpft, und das Land mit einer Million Köpfe bevölkert, so würde gewiss der Wohlstand dieses Staates immer sich gleich erhalten, wenn man nie vom Freihandel abwiche. Es würden eben nur solche Gewerbe betrieben werden, die vermöge der wirthschaftlichen Natur des Landes innerhalb ihres Absatzgebietes ein Monopol genössen, mit denen niemand concurriren kann. Der Arbeitslohn könnte nie unter das Ricardo'sche Minimum fallen, ohne dass eine Reaction zur Herstellung des Gleichgewichtes einträte. Hätte sich aber die Bevölkerung zu rasch vermehrt, so würde die Versuchung eintreten, diesen Ueberschuss durch eine Schutzzollpolitik zu beschäftigen.

Die meisten Anhänger der Freihandelslehre leugnen freilich eine solche Möglichkeit. Sie sagen, die Nachfrage nach Arbeitsleistungen hänge von der Summe der Capitalien ab und man zöge durch die Schutzzollpolitik nur eine Anzahl von Capitalien auf bestimmte Erwerbszweige hinüber: man vermindere die Nachfrage nach Arbeitsleistungen in den natürlichen Productionszweigen und

1) Sophismes économiques.

vermehre sie in den künstlichen. »Die oft gehörte Behauptung«, lehrt Roscher,[1]) »als hinge die Arbeitsnachfrage von der Grösse des nationalen Capitals ab, ist ungenau. So z. B. pflegt jede Verwandelung umlaufenden Capitals in stehendes zunächst, wenn die hierzu verwandte Arbeit selbst vollendet worden ist, die Nachfrage nach anderer Arbeit zu verringern. Nicht einmal vom umlaufenden Capitale gilt jener Satz unbedingt. Es pflegt z. B. den Arbeitslohn zu erhöhen, wenn Capital aus solchen Geschäften, die wenig Arbeit erfordern, in solche übergesiedelt wird, die deren viel bedürfen. Nur derjenige Theil des umlaufenden Capitals kann hier ins Gewicht fallen, und zwar für jede Art der Arbeit besonders, welcher unmittelbar zum Ankaufe derselben bestimmt ist.« Zur Betreibung eines grossen auswärtigen Handels gehört ein sehr grosses Nationalvermögen. Man rechnet in England, dass seine Ausfuhren erst nach Jahr und Tag bezahlt zu werden pflegen. Demzufolge gewährt der britische Handelsstand der übrigen Welt einen Credit von nahe an 100 Mill. Pfd. Sterl., ohne dass die andern Nationen mit geringen Ausnahmen ihm gleiches vergelten würden. Der Handel selbst ernährt nur eine kleine Anzahl von Leuten, wie würde sich aber die Nachfrage nach Arbeitern steigern, wenn plötzlich diese 100 Mill. zum Betrieb von Manufacturen flüssig würden? Wenn ich mir ein Haus baue, so zahle ich mit Ausnahme des Bodenwerthes beinahe alles übrige in Arbeitslöhnen. Ist das Haus aber einmal gebaut, so erzeugt das ausgegebene Capital keine neue Nachfrage nach Arbeit mehr, wenn man von dem geringfügigen Aufwand zu Ausbesserungen absieht. Wenn man grosse Bauten beginnt, um die Wasserkraft eines Flusses oder Baches zu Mühlen zu benutzen, so trägt die gewonnene Wasserkraft zwar Zinsen, sie kann auch indirect einem Müller Arbeit und Nahrung geben, allein die Capitalauslage für Wasserkraft selbst ist stehend geworden, sie schafft keine Nachfrage nach Arbeit mehr. Wenn die Holländer Land durch Abdämmung und Austrocknung von Golfen gewannen, so hatte eine solche Capitalanlage im Gegentheil eine ununterbrochene Nachfrage nach Arbeit zur Folge, denn der Boden musste jedes Jahr bestellt werden. Auch ist es gar nicht gleichgiltig für die Nachfrage nach Arbeitsleistungen, welche Erwerbszweige in einem Lande begünstigt werden.

1) Nationalökonomie. Buch III, Cap. 3, § 166.

Als die Spanier das dicht bevölkerte Reich Montezuma's erobert hatten, wo die Spatencultur bis zu den höchsten Berggipfeln reichte, fanden sie es viel lohnender, Viehzucht einzuführen. Sie verwandelten die Ackerfluren in Triften und die unglücklichen Eingebornen wurden in Folge von Hungerpest rasch dahin gerafft.

Diess führt uns nothwendig zu der Betrachtung, dass eine künstliche Erweckung von Industrie eine Vermehrung der Bevölkerung nach sich ziehen kann. Der Freihandel ist der Pfad, auf welchem das behagliche Dasein eines Volkes nie dauernd untergraben werden kann. Versiegt ein Erwerbszweig, so wird ein anderer wahrscheinlich um so kräftiger gedeihen und die Arbeiter von der einen zur andern Beschäftigung übergehen. Sollte aber kein anderer kräftig aufgehen, so wird eben eine Beschränkung der Bevölkerung durch Auswanderung oder durch eine Minderung der Ehen und Geburten, oder was das nämliche ist, durch eine Verspätung der durchschnittlichen Heirathszeit im Lebensalter eintreten. Für den Staat ist es ein grösseres Unglück, wenn sich der Wohlstand, als wenn sich die Bewohnerzahl mindert. Das politische Gewicht eines Staates mit 1 Million rein ackerbautreibender Bevölkerung kann ebenso gross sein, wie das eines gewerbtreibenden Staates mit 2 Millionen Köpfen (Roscher), denn nach der Zahl der streitbaren und kriegstüchtigen Leute, nicht nach der absoluten Populationsziffer wird die politische Stärke gemessen und in manufacturreichen Ländern sinkt der Procentsatz der kriegstüchtigen Jugend in sehr bedenklicher Weise.

Wenn auch die Vortheile und die Nachtheile des Freihandels von der Theorie als günstiger wie die Vortheile und Nachtheile der Schutzzölle erklärt werden müssen, so hat doch ein Staat, der einmal den einen Pfad gewandelt ist, nicht mehr die rechte Freiheit zur Umkehr. Nur darin werden die Erfahrungen der britischen Freihandelszeit den Gegnern des Schutzzollsystems nützen, dass man sich nicht tiefer auf diese trügerische Laufbahn hinein wagt. Man wird auch langsam zu solchen Mitteln greifen, die allmählich den künstlichen Zustand beseitigen. Die Briten sind auch nicht zu ihrem jetzigen Tarif über Nacht gelangt, denn ihre Reformen füllen eine Zeit von dreissig Jahren. Wo der Schutzzoll geradezu verderblich wirkt, und wo er ziemlich unschädlich ist, das muss in jedem einzelnen Fall untersucht werden. Die Leinen-

production in Frankreich wird auf 250 Mill. Yards[1]) und im Werth auf 312 Mill. Francs geschätzt, während man in Irland und Schottland das Leinen um 20 Procent wohlfeiler darstellen könnte. Da die Flachscultur und jede Zwischenstufe bis zur Anfertigung des Gewebes sehr viel Hände beschäftigt, so kann man wohl sagen, in jenen 312 Mill. Francs stecken 250 Mill. Arbeitslöhne, die etwa einer halben Million Familien das Brod geben. Wollte man nun britisches Leinengarn zollfrei einführen, so könnten die Leinenweber nach wie vor fortarbeiten, an die Stelle der Flachscultur würde irgend ein anderer Ackerbauzweig treten, der vielleicht weniger Hände beschäftigte, aber doch immer noch eine beträchtliche Anzahl. Die Leinengarnspinner aber müssten völlig ihr Gewerbe aufgeben und zu andern Erwerbszweigen übergehen. Da das französische Volk durch die 20 Procent, welche es für seinen Leinenverbrauch mehr zahlt, jährlich um 60 Mill. Francs besteuert wird, so liegen in dieser Summe schon die Mittel, um 100,000 Familien, auch wenn sie nichts thäten, zu ernähren. Es fragt sich aber, ob denn die Flachscultur gänzlich aufhören möchte, ob nicht etliche Landschaften in Frankreich mit Irland und Schottland doch noch den Wettkampf aushalten dürften, ob nicht der Nachlass an dem Schutzzoll auch die Garnfabrikation zu Fortschritten ermuntern würde, wie die Aufhebung der Kornzölle die englische Landwirthschaft zu ihrer jetzigen Stufe gehoben hat, ob es nicht möglich wäre, dass in England wohlfeiler Garn gesponnen, in Frankreich wohlfeiler das Garn verwebt würde, besonders bei der grossen Verschiedenheit der Arbeitslöhne. Aber jedermann sieht, dass ein so ergiebiger Nahrungszweig nicht plötzlich seine Bedingungen ändern, dass man nur allmählich andere Zustände vorbereiten darf.

Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Bergbau. Die Erzeugungskosten von Kohlen bestehen grösstentheils aus Arbeitslöhnen und aus dem Gewinn der Grubenbesitzer. Verbraucht eine Nation eine Million Tonnen Kohlen, so werden so viel Flötze angestochen werden, als hinreichend sind, um den Verbrauch zu decken. Bei gleicher Entfernung von dem Absatzgebiet wird der Gewinn solcher Grubenbesitzer sehr hoch sein, welche mit geringerem Aufwand von Arbeitskraft ein gleiches Quantum Kohle,

1) Zu hoch, da man einen Consum von 7 Yards per Kopf annimmt.

oder bei gleichen Quantitäten eine bessere Kohle befördern. Das ärmste und tiefste Flötz, welches abgebaut wird, muss das Minimum an Gewinn liefern, jedes bessere und bequemere wird soviel mehr Gewinn ziehen, als es diesem ärmsten Kohlenflötz überlegen ist. Die Gewinne der Grubenbesitzer werden daher in einem kohlenreichen Lande nicht sehr gross sein, weil dort immer nur die besten Flötze zuerst abgebaut werden können, und die Marktpreise der Kohlen werden dem grössten Theil nach aus Arbeitslöhnen bestehen. Also — sagen die Schutzzöllner — sollte man den Kohlenbau am besten schützen, eben weil er in Bezug auf das umgesetzte Capital die meisten Hände beschäftigt. Von den Kosten der Kohlen hängen aber die Kosten mechanischer Kraft in Maschinen ab. Ist die fremde Kohle mit 100 Procent besteuert, so kostet jede Pferdekraft von Dampfmaschinen das doppelte. Wie viel neue Etablissements werden am Entstehen verhindert, wenn man ihnen die mechanische Kraft unbezahlbar macht, und wie viele Arbeiter gelangen auf diese Art nicht zum Brod, bloss weil man in Kohlenminen andere Arbeiter zu Brod gelangen lassen will? Man denke sich bauwürdige Eisenerze in der Nähe der See. Sie könnten mit wohlfeilen Kohlen jede fremde Concurrenz bestehen, aber wenn ein Schutzzoll ihnen die Kohlen um 100 Procent vertheuert, so müssen die Erze in dem Gestein bleiben, obgleich ihr Abbau allein vielleicht mehr Hände beschäftigen könnte, als der gesammte Kohlenbau des Landes.

Nichts ist anstössiger in unserem Zollvereinstarif, als die gegenwärtigen Eisenzölle. Eisen ist ohnehin ein Product, welches durch sein Gewicht keine grossen Frachten verträgt. Es kann auf Eisenbahnen nicht hundert deutsche Meilen zurücklegen, ohne dass sich sein Preis verdoppelt, ist also schon durch die Frachten gegen auswärtige Concurrenz gesichert. So wie man nun das fremde Eisen obendrein besteuert, so ermuntert man zum Abbau armer Erze oder bei Erzen von demselben Metallgehalt zum Anbau nicht oder derzeit noch nicht bauwürdiger Kohlenflötze, oder bei gleicher Güte der Kohlen und der Erze zur Begründung einer Eisenindustrie, wo Kohlen und Erze in weiter Entfernung von einander liegen. Es ist wahr, es werden sehr viele Arbeitslöhne dadurch dem Lande gewonnen und, wenn einmal eine solche Industrie im Gange ist, so würde man eine Menge Hände von der Arbeit jagen, wenn man den Tarifsatz ändern wollte, denn an eine Kostenersparniss

beim Betrieb in Folge eines Freihandelsspornes ist nicht zu denken, da die Kosten des Eisens von vornherein durch den Metallgehalt der Erze, durch die Kosten der Kohlen und die Frachten der Kohlen oder der Erze zur Hütte bestimmt werden, von welchen Elementen höchstens die Frachten (Canal- und Eisenbahnbau) sich günstiger gestalten lassen. Wohlfeiles Eisen ist der Hebel sämmtlicher Gewerbe, vor allen Dingen des Ackerbaues. Da wo gegen den Willen der Natur Erze geschürft und verhüttet werden, legt man nicht nur der Bevölkerung eine ziemlich hohe Steuer auf, denn es beträgt bei uns der Verbrauch an Eisen zwischen 25—30 Pfund (oder $2^1/_2$ bis 3 Sgr. Schutzzoll, die Hälfte des Zuckerzolles) per Kopf, in England dagegen 220 Pfund, sondern man nöthigt auch durch Vertheuerung des Eisens nach schlechten Ersatzmitteln für dieses unersetzlichste aller Metalle zu suchen. Die Schwankungen in dem Preise dieses Productes sind höchst gewaltsame. So sahen wir in England den Preis des Roheisens im Laufe von ein paar Jahren von 40 (im Jahre 1851) auf 80 Shill. (im Jahre 1854) die Tonne (1 fl. 12 kr. und 2 fl. 24 kr. der Centner) steigen. Was nützt nun bei solchen Preisschwankungen im concurrirenden Lande ein Schutzzoll von 10 Sgr.? Die schlimme Wirkung des Schutzzolles ist hauptsächlich die, dass wir in Deutschland an einzelnen Stellen so bauwürdige Erze in der Nähe wohlfeiler Kohlen haben, dass die dortigen Hochöfen im Binnenlande ohnehin schon durch die Frachten beträchtlich im Vorsprung vor dem britischen Eisen ohne jeden Schutzzoll bestehen könnten und vor dem Schutzzoll bestanden haben. Mit dem Schutzzoll aber lassen sich auch unbauwürdige Erze anbrechen, und um dieses geringe Plus der inländischen Eisenerzeugung zu erzielen, gewährt man auch dem gesunden Bergbau aus den Taschen der Consumenten eine Productionsprämie von 10 Sgr.! Vollends kläglich ist es, wenn man die Eisenzölle damit rechtfertigen will, dass sie, wo Kohlen fehlen, unsern Holzwuchs verwerthen, das heisst den Consumenten auch dieses Lebensbedürfniss vertheuern helfen. Handelspolitisch vortheilhaft wäre es immer noch, wenn man ein Register sämmtlicher Eisengruben und ihrer gegenwärtigen Production erheben und den Grubenbesitzern eine baare Summe von 10 Sgr. pro Centner ihrer heutigen Production von Zollvereinswegen, so lange der Betrieb ihrer Industrie dauert, zubilligen, die Eisenzölle aber gänzlich aufheben wollte, denn den

Schutzzoll müssen die Verbraucher doch zahlen, er verhindert sie aber, ausserdem so viel Eisen zu verbrauchen, als es geschehen würde, wenn zwischen ihnen und dem britischen Eisen kein Schutzzoll stände. Handelspolitisch wäre es, wie gesagt, ein gutes Geschäft, wenn wir die auferlegte Robot der Eisenzölle bei unserer Eisenindustrie ablösen würden, sie könnte sich dann künstlich nicht mehren und wir hätten Gelegenheit, auf dem wohlfeilsten Eisenmarkte zu kaufen. Fiscalisch jedoch wird eine solche Auskunft zur Unmöglichkeit, denn welcher Finanzminister gibt das schwer eingetriebene Geld baar für wirthschaftliche Zwecke hinaus? und die 10 Sgr., die er dem Eisenerzeuger in die Hand drückt, haben dem Lande einschliesslich der Erhebungskosten mehr als 11 Sgr. gekostet, während der Eisenproducent seine 10 Zollschutzgroschen von dem Verbraucher, dem er sein Product um so viel theurer verrechnet, ohne Kosten erhebt. Gab es nun Eisenwerke in Deutschland, welche noch mit dem britischen Eisen concurrirten, als es 40 Shill. die Tonne galt, und wo sie ihr Roheisen mit 1 Thlr. 14 Sgr. den Centner abgaben, so werden diese doch gewiss ohne Schutzzoll haben arbeiten können, als das britische Eisen auf 80 Shill. stand und sie sich mehr als 2 Thlr. den Centner bezahlen liessen. Als einen Mittelweg zur Beseitigung der Eisenzölle wäre daher anzurathen, dass man hier eine umgekehrte gleitende Scala einführe in der Art, dass, wenn britisches Roheisen über 60 Shill. steht, der Zoll ganz wegfiele und dass er erst nach und nach anwachse, je nachdem die britischen Preise unter 60 Shill. fallen.

Ein anderer Satz, der unsern Tarif noch verunstaltet, sind die Zuckerzölle zu Gunsten der Runkelrübenindustrie. Nach dem Tabak ist jedenfalls die Runkelrübe dasjenige Gewächs, welches fruchtbare Felder am geschwindesten ihrer Reichthümer beraubt. Wer Tabak und Runkelrüben baut, der zehrt vom Capital, wenn er nicht so stark düngen will, dass die Erhöhung seiner Rente wieder auf das gemeine Mass des gewöhnlichen Fruchtbaues herabsinken soll. Die einzige Rübenzuckerfabrik in Waghäusel bringt aus den Abfällen nicht weniger als 400,000 Pfd. Kalisalze in den Handelsverkehr, die in den Boden nicht wieder zurückkehren und um so viel seine Fruchtbarkeit schwächen (J. v. Liebig). Der Ertrag eines Rübenfeldes nimmt auch schon nach einer kurzen Reihe von Jahren ab und man muss neue Felder zu berauben

anfangen. Wenn sich die fremden zuckerbauenden Länder Virginien, Cuba, Jamaica, Haiti, Mauritius und Ostindien durch den Rohrzuckerbau ruiniren wollen, indem sie mit dem Rohrzucker die edelsten Theile ihrer Felder uns zusenden, ei! weshalb hindern wir sie daran durch Schutzzölle? Die Gunst, welche die einheimische Zuckererzeugung bisher genossen hat, beruht auf jener grundfalschen Maxime des Mercantilsystems, so unabhängig wie möglich vom Auslande zu werden, damit man so wenig wie möglich Geld über die Grenze zu schicken brauche. Unsere Zolleinnahmen haben am meisten durch diese Rübenindustrie gelitten und von den Revenuen hängt die Festigkeit unserer Zolleinigung ab. Die goldenen Zeiten von 1845—47, wo der Zollverein mehr als 28 und 29 Sgr. (Brutto) auf den Kopf einnahm, wollen nicht mehr zurückkehren, und die Nettoeinnahmen auf den Kopf waren in den Jahren 1855 und 1856 erst wieder auf der Höhe von 1839—1841.

Wir wollen diese Untersuchungen mit einer Bemerkung über die Garnzölle schliessen. Wenn man Baumwollengarn mit 3 Thlr. den Centner besteuert, so beträgt der Schutzzoll 0,9 Sgr. auf das Pfund. Wir zählen gegenwärtig 2 Mill. Spindeln im Zollverein, die 20,000 Personen jeden Alters und Geschlechtes beschäftigen. Ihr durchschnittlicher Tagelohn beläuft sich auf 10 Sgr. Fünfzig Pfund Garn bis Nr. 40 ist die durchschnittliche Erzeugung einer Spindel im Laufe eines Jahres, die jährliche Production eines Arbeiters in unsern Garnmühlen beträgt deshalb 5000 Pfd. Garn, und diese Quantität geniesst einen Schutzzoll von 4500 Sgr., während der Fabrikarbeiter doch nur im Jahre (300 Arbeitstage) 3000 Sgr. Arbeitslohn gewinnt. Jede Garnspindel bei grössern Etablissements kostet inclusive des Betriebscapitals etwa 20 Thlr., und die jährliche Abnutzung der Maschinen ist nicht geringer als durchschnittlich 15 Sgr. die Spindel anzuschlagen. Soll jede Spindel eine Verzinsung von 5 Procent abwerfen, so müssen an den 50 Pfund Garn, die sie verspinnt, 1 Thaler an Zinsen und 15 Sgr. an Amortisationskosten oder 0,9 Sgr. (Höhe des Schutzzolles) gewonnen werden. Gibt es aber Spinnereien, die 10 Procent Zinsen und Dividende zahlen, so müssen sie 2 Thaler 15 Sgr. an 50 Pfund Garn oder $1^1/_2$ Sgr. an einem Pfunde verdienen. An diesem Beispiele sieht man deutlich, wie illusorisch es ist, dass der Schutzzoll zur Beförderung der nationalen Arbeit dient. Der

Fabrikarbeiter verdient nur 0,6 Sgr. am Pfund Garn, und selbst wenn man rechnen wollte, dass die andern Arbeitslöhne, welche eine Garnmühle ausgibt, sich auf 0,3 Sgr. für das Pfund Garn belaufen würden, so könnten doch diese sämmtlichen Arbeiter nichts thun, und für ihren Müssiggang von dem Betrag des Schutzzolles ihrer Fabrikate bezahlt werden. Dagegen beträgt der Zinsengenuss der Capitalisten an jedem Pfund Garn bei einer Dividende von 5 Procent 0,9 Sgr., also gerade soviel als sämmtliche Arbeitslöhne und bei einer Dividende von 10 Procent genau das doppelte. Dass bei solchen Verhältnissen die Spindelzahl des Zollvereins sich rasch und in gleichem Grade die Fabrikbevölkerung vermehrt hat, kann nur denjenigen erfreulich sein, die in jedem Wachsthum der Bevölkerung ein Gedeihen wahrnehmen wollen. Dass aber unsere Baumwollenindustrie völlig concurrenzfähig ist, beweist die steigende Ausfuhr ihrer Garne und Gewebe. Noch ist aber der innere Bedarf nicht gedeckt, indem die Einfuhr fremder Garne gleichen Schritt hält mit unserer eigenen Production. Diess beweist, dass die innere Concurrenz noch nicht stark genug ist, um die Uebel des Schutzzolles völlig zu beseitigen. Diese Uebel sind aber hauptsächlich darin zu suchen, dass mit Hilfe des Schutzzolles Fabriken entstehen, deren Betriebselemente nur eben hinreichen, um die üblichen Zinsen zu zahlen, und dass die concurrenzfähigen Fabriken, deren Betriebselemente so gesund sind, dass sie selbst ohne Schutzzoll zu arbeiten vermöchten und genügende Zinsen gewähren könnten, den Schutzzoll als Extradividende einschieben. Vorsichtiges Zurückgehen zur völligen Freiheit ist auch hier zu empfehlen, aber sicherlich besitzt ein Land, wo nur 500,000 Spindeln ohne Schutzzoll arbeiten können, einen weit grösseren Wohlstand, als ein anderes, wo 2 Millionen Spindeln mit Schutzzoll arbeiten.

2. Die politischen Wirkungen der Handelssysteme.

(Ausland 1862. Nr. 47. 16. Novbr.)

Jedermann, der irgend etwas erzeugen will, bedarf dazu ein gewisses Vermögen oder ein Capital. So viel Capitalien einem Volke zur Verfügung stehen, so viel Erwerbsunternehmungen kann es ins Leben rufen. Ob es einen Schutzzolltarif annimmt oder zum Freihandel übergeht, ändert nichts an dem allgemeinen Capitalbestand, es wird dadurch um keine tausend Gulden reicher und um keine tausend Gulden ärmer. Die Verzinsung eines Vermögens hängt aber ab von der Art der Capitalsanlage. Wenn man gegenwärtig Curszettel oder Mäkler in Deutschland befragt, so wird sich finden, dass ein Vermögen in Grundbesitz angelegt etwa 3 Procent, in Staatspapieren und in guten Hypotheken 4 Procent, in Eisenbahnen 5 Procent, in Industrie-Actien, die Pari stehen, etwa 7—7½ Procent Zinsen trägt. Die Capitalsanlage in Grundbesitz empfiehlt sich nicht bloss wegen ihrer Sicherheit, sondern weil überall der Grundbesitz mit der Entwicklung der materiellen Civilisation im Werth steigt. Die Anlage in Staatspapieren dagegen kann steigen oder fallen, sie empfiehlt sich jedoch für sehr viele Capitalisten durch die pünktliche Auszahlung und die beharrliche Höhe der Rente. Mit jeder Anlage in Industriepapieren endlich ist mehr oder weniger Gefahr verknüpft. Capital wie Verzinsung sind den Wechselfällen des Marktes ausgesetzt, und deswegen verlangt das gewerbtreibende Vermögen auch eine höhere Prämie. Durch Ersparnisse und zurückgelegte Gewinne wird alljährlich eine gewisse Summe von Vermögen flüssig oder verfügbar. Ist keine Gelegenheit vorhanden, dem Staat diese Gelder zu borgen, d. h. hat der Staat keine neuen Schulden zu decken, oder hat er vielleicht gar einen Theil seiner Schulden zurückgezahlt, also die Summe

der verfügbaren Vermögen noch vermehrt, so müssen die Eigenthümer dieser flüssig gewordenen Capitalien irgend eine Beschäftigung suchen; sie müssen sie entweder der Landwirthschaft, oder der Rhederei, oder dem Handel, oder einem Binnengewerbe zuwenden. Jeder dieser Erwerbszweige kann Capital nutzbar verwenden, vorausgesetzt, dass der Zinsfuss diese Benützung erlaubt. Zu allen Zeiten suchen Landwirthe Darlehen gegen Pfänder, um ihre Felder chemisch oder physikalisch zu verbessern, oder ihre Wirthschaftsgebäude zu erweitern, oder Maschinen zu kaufen, oder zu einer intensiveren Bewirthschaftung überzugehen. Sie fragen dabei aber stets, ob der Nutzen der neuen Capitalsanlage die begehrten Zinsen decken und obendrein sie selbst für das Wagniss, sowie für ihre Bemühung entschädigen, kurz, ob die beabsichtigte Capitalsanlage etwas »abwerfen« werde. Im Zustande des Freihandels würden die Capitale ungezwungen ihren Weg suchen. Ein gewerbsverständiger Capitalist, welcher Gefahr und Gewinn genau abzuwägen versteht, wird sein Vermögen mit Vorliebe den Gewerben, der Bewohner grosser Hafenplätze der Rhederei zuwenden, der ängstliche und unerfahrene Geldmann der Binnenstädte wird dagegen eine ländliche oder städtische Hypothek suchen.

Sowie ein Schutzzoll bewilligt wird, ändert sich der natürliche Verlauf, denn der Schutzzoll ist nichts als eine Erhöhung des Unternehmergewinnes bei den geschützten Gewerben. Setzen wir den Fall, die Eisenpreise blieben sich ohne Schwankungen völlig gleich, und es liesse sich zu jeder Zeit schottisches Roheisen nach den schlesischen Märkten ohne Zoll zu $1^2/_3$ Thlr. der Centner liefern. In Schlesien selbst aber würden die Erzeugungskosten eines Centners und seine Frachten nach den Märkten ohne Zinsen oder Gewinn des Unternehmers ebenfalls $1^2/_3$ Thlr. betragen, gleichviel aus welchen Ursachen, ob wegen Armuth der Erze oder wegen grosser Theuerung der Kohlen in Schlesien das Eisen sich nicht wohlfeiler darstellen lasse. Unter diesen Verhältnissen kann, so lange ein Zoll auf das schottische Erzeugniss nicht gelegt wird, keine Eisenindustrie entstehen, denn da ein Gewinn nicht in Aussicht steht, wird sich diesem Gewerbe kein Capital zuwenden. Jetzt kommt aber der Staat und spricht: »Ich bewillige allen schlesischen Eisengewerben eine Prämie von 10 Silbgr., die sie von allen Käufern auf den schlesischen Eisenmärkten einheben können. Diese Prämie sichere ich ihnen dadurch, dass ich alles

schottische Roheisen, welches von Hamburg auf der Elbe, oder auf Eisenbahnen, oder sonstwie nach den schlesischen Märkten wandern will, mit einem Zoll von 10 Silbgr. belege, seinen Preis also künstlich von 1 Thlr. 20 Silbgr. auf 2 Thlr. steigere, so dass jedem schlesischen Hüttenbesitzer ein Gewinn von 10 Silbgr. auf den Centner und eine verlockende Verzinsung seiner Capitale bleibt.«

Erwägen wir nun allseitig die Folgen einer solchen Politik, die sich »die Bereicherung des Volkes« zum Ziel setzt. Der Gewinn von 10 Silbgr. wird ganz gewiss aus der Tasche aller derer gezogen, die Eisen bedürfen oder die solche Gewerbserzeugnisse verzehren, zu deren Darstellung Eisen irgendwie verwendet wird. Man nimmt also dem einen und gibt dem andern, nur merkt es derjenige nicht, dem genommen wird, denn es ist das grosse gedankenlose Publicum, das sich für national-ökonomische Erörterungen nicht interessirt oder das durch schutzzöllnerische »Belehrungen« in einen süssen Wahn hineingeschläfert worden und gegen »seichtes Freihandelsgeschwätz« mit dreifachem Erz um die Brust gegürtet ist. Es zahlt geduldig, und im römischen Recht gilt der Grundsatz — volenti non fit injuria, oder auf deutsch, wer sich das Fell abziehen lässt, dem geschieht kein Unrecht.

Wir sehen ferner, dass hier ein Capital künstlich einer Unternehmung zugelenkt wird, welche im Grunde keine Rente versprach, also begünstigt jeder Schutzzoll sterile Capitalsanlagen, obgleich man dem Volke glauben macht, der Schutzzoll führe zu einer Vermehrung seines Wohlstandes. Gesetzt nun, seit der Zeit, wo jener Schutzzoll den Schlesiern zu Gute kam, wären 20 Mill. Thlr. Capital nach und nach flüssig geworden, es sei aber auch ungefähr für 20 Mill. Thlr. Gelegenheit zur Anlage in Gruben und Hüttenwerken vorhanden gewesen, so werden, da jene 10 Silbgr. Gewinn den Capitalien der Eisenindustrie eine verlockende Verzinsung sichern, alle flüssigen Capitale nach den Eisengewerben wandern. Ein schlesischer Landwirth hätte schon längst gern seine Wiesen drainirt, aber er kann es nur thun, wenn er Hypothekengelder zu 4 Proc. findet, er findet aber keine, weil alles der Eisenindustrie sich zuwendet, ja er befindet sich bereits in Verlegenheit, denn er hat seit Jahren eine Pfandschuld von 10,000 Thlrn. auf seinem Grundstück mit 4 Proc. verzinst, sein

Gläubiger aber will sich ebenfalls durch die neugeschaffene Eisenindustrie bereichern, und er droht ihm die Hypothek zu kündigen, wenn er nicht wenigstens $4^1/_2$ Proc. zahlt, denn er sei ein Narr, behauptet er, noch länger mit 4 Proc. sich zu befriedigen, da es so schöne Gelegenheiten gebe, noch viel mehr über $4^1/_2$ Proc. bei den neuen Gewerben zu verdienen. Der Landwirth leidet aber nicht allein. Eine Viertelstunde von seinem Gute liegt eine Tuchweberei, die für amerikanische Märkte arbeitet und die ihrem Unternehmer Zinsen und mässigen Gewinn einbringt. Er hat mehr Bestellungen als er liefern kann, möchte daher seine Fabrik verdoppeln. Nun setzt er sich hin, berechnet, was ihm der Ankauf von Grund und Boden, was ihm Gebäude und Maschinen kosten werden, und kommt zu dem Ergebniss, dass, wenn er Geld zu $4^1/_2$ Proc. gegen seine guten Pfänder erhält, die Verdoppelung sich ausführen lässt. Aber er mag nur warten, bis die Eisenindustrie alles Capital, dessen sie bedarf, an sich gerafft hat, eher findet kein anderer einen Gläubiger, der ihm zu einem mässigen Zinsfuss Geld vorstrecken wird. Dieses für Schlesien erdachte, aber überall bei jeder Schutzzollindustrie wiederkehrende Beispiel zeigt uns deutlich, dass der Schutzzoll die vorhandenen Capitalien nicht bloss zu unfruchtbaren Anlagen ableitet, sondern dass er sie auch den fruchtbaren Anlagen entzieht und im allgemeinen die Tendenz hat, den Zinsfuss zu erhöhen, während ein niedriger Zinsfuss der fruchtbare Erzeuger vermehrter oder erweiterter Unternehmungen ist. Man hat gesagt, der Schutzzoll rufe neue Unternehmungen hervor. Das ist sehr wahr. Er bläst aber genau eben so vielen das Licht aus oder erstickt sie in ihrer Geburt. Der Schöpfer der Industrieunternehmungen ist das Capital, und da ein Tarifsatz das Volksvermögen erklärlicherweise nicht erhöhen kann, so ist er auch kein Schöpfer.

Die verderblichste Wirkung des Schutzzolles ist aber folgende. Um bei unserer schlesischen Fabel stehen zu bleiben, müssen wir uns doch denken, dass vor der Bewilligung des Schutzzolles in Schlesien einige Eisengewerbe schon bestanden, die für 1 Thlr. 20 Sgr. die Märkte mit Eisen beschicken, dem schottischen Eisen die Spitze bieten und einen billigen Gewinn ziehen konnten. Es war ihnen diess möglich, weil sie ein Erzlager abbauten, welches 50 Proc. Metall lieferte, so dass sie 10 Ctnr. Erz fördern und 10 Ctnr. Kohle verbrauchen mussten, um 5 Ctnr. Eisen zu

gewinnen. Die neuen Eisengewerbe aber, welche der Schutzzoll ins Leben rufen soll, sind auf Erzlager berechnet, deren Metallgehalt nur 40 Proc. beträgt, welche daher 10 Ctnr. Erz fördern und 10 Ctnr. Kohle verbrauchen müssen, um nur 4 Ctnr. Eisen zu gewinnen. Was ist also die Folge des Schutzzolles? Die concurrenzfähigen Eisengewerbe sehen sich plötzlich in der Lage, ihr Eisen statt mit 1 Thlr. 20 Sgr. mit 2 Thlr. abzusetzen, und wenn sie früher einen billigen Gewinn einstrichen, so streichen sie jetzt auch den unbilligen von weiteren 10 Sgr. in die Tasche. Dieser Gewinn wurde aber aus dem Vermögen der Verbraucher genommen.

Es gibt nun fast in jedem Gewerbszweige gesunde Unternehmungen, welche ohne Schutzzoll bestehen können, ja sie sind beinahe die Regel; um also die Zahl der gesunden Unternehmungen um einige krankhafte Schöpfungen zu vermehren, muss man den Unternehmergewinn aller erhöhen. Darin besteht die ganze Kunst des Protectionswesens, dass sie dem einen nimmt, um dem andern zu geben; sie unterscheidet sich im Wesen vom Socialismus nur dadurch, dass dieser denen nimmt, die viel haben, um es denen zu geben, die nichts haben, der Schutzzoll aber es denen nimmt, die wenig besitzen, nämlich der grossen Masse, um einzelne industrielle Vermögen künstlich hinaufzuschrauben.

Dass der Schutzzoll noch keine Nation bereichert hat, dass er die Capitalien zur Berieselung unfruchtbarer Wiesen ablenkt, geben jetzt, so viel uns bekannt ist, die Anhänger der Schutzzolllehre meistens zu. Sie haben aber eine andere Karte ausgespielt. Es sei doch in Bezug auf die Nachfrage nach menschlichen Arbeitskräften nicht gleichgiltig, welche Capitalsanlagen die flüssigen Capitalien wählen, denn die eine setze viel Leute, die andere wenige in Nahrung.

Nichts kann in der That klarer sein. Setzen wir den Fall: der Verfasser und seine Leser seien in der günstigen Lage, über 20,000 Pfd. St. zu verfügen. Um 800 Pfd. St. können wir uns 400 engl. Quadratmeilen Schafweiden auf die ersten vier Jahre in Neu-Süd-Wales miethen, und für den Rest kauften wir uns 40,000 Stück Schafe. Zu diesen 40,000 Stück Schafen sind nur 20 Schäfer erforderlich. Folglich setzt unsere Capitalsanlage nur uns selbst und noch 20 andere in Nahrung. Setzen wir jetzt den Fall, wir hätten nur 2000 Pfd. St., oder was dasselbe ist,

50,000 Fr., und wir gründeten damit in Brüssel eine Hand-Spitzenstickerei. Da Spitzen aus Luft und Zwirn, höchstens aus untergelegtem Tüll verfertigt werden, so besteht unser Betriebscapital aus einem gemietheten Raum für die Elite unserer Stickerinnen, denen wir die neuen Muster der Nachahmung wegen nicht ins Haus anvertrauen, aus soviel Nadeln und Spitzengarn, wie wir etwa durch Umstürzen unseres Portemonnaie kaufen können, aus den Mustern, die wir uns zeichnen lassen, und aus unserm eigenen guten Geschmack. Da es aber ein Jahr dauert, ehe unser Capital wieder zurückkehrt, so müssen wir ebenso lange die Spesen der Erzeugung, namentlich die Arbeitslöhne, vorstrecken. Es wird sich aber doch finden, dass unsere 50,000 Fr. noch ausreichen, etwa 60 Arbeiterinnen zu beschäftigen, von denen jede 1 Fr. 50 Centimes im Tage verdient. Mit einem zehnfach kleineren Capital haben wir also dreimal so viel Leuten Brod gegeben als zu jener Zeit, wo wir in Neu-Süd-Wales Schafe züchten liessen. So lesen wir auch, dass die Spitzengewerbe in England, welche mit 4060 Maschinen arbeiten, 135,000 Arbeiter beschäftigen, und der Werth ihrer Erzeugnisse im Jahre 1856 auf 48 Mill. fl. oder $26^2/_3$ Mill. Thlr. geschätzt wurde. Wenn also der Schutzzoll zu solchen Capitalsanlagen verführt, welche vielen Händen Brod geben und viele Arbeitslöhne unter das Volk vertheilen, was kann dagegen noch das seichte Freihandelsgeschwätz erwidern? Ist es nicht klar, dass auf jene Art die Populationsziffer gesteigert oder eine ohnehin gesteigerte Populationsziffer auf ihrer Höhe erhalten werden kann?

Bevor wir auch diese süsse Täuschung zerstören, wollen wir zuvor aus gutem Herzen annehmen, es verhielte sich wirklich so, wie die Schutzzöllner sich schmeicheln. Spricht doch, so lange man der Sache nicht auf den Grund geht, der Schein für diese Ansicht. Wir sehen an England, an Belgien, an Sachsen und an der Schweiz Beispiele von Ländern, die ihre dichte Bevölkerung nicht anders zu ernähren vermögen, als dass sie massenhaft ihre Gewerbsproducte ins Ausland absetzen. Im vorigen Jahrhundert, wo die Regierungen verblendet alles aufboten, die Volksziffern auf jede erdenkliche Weise zu steigern, stand auch das Schutzzollsystem in ungetrübter Gunst. Die politische Stärke eines Staates beruht aber ganz sicherlich nicht auf seiner Fabrik-, sondern auf seiner Ackerbaubevölkerung. In Frankreich vermögen etliche zwanzig

Departements längst nicht mehr ihr jährliches Contingent zu stellen, und diese Departements sind eben dieselben, wo die Fabrikbevölkerung überhand genommen hat. So wird also im Grunde nur auf Kosten der Streitbarkeit eines Volkes die Bevölkerungsziffer durch eine künstliche Steigerung der Fabrikbevölkerung gehoben.

Da nun solche Industrien ohne Schutzzoll nicht entstanden wären oder nach Aufhebung des Schutzzolles untergehen würden, der Schutzzoll aber doch nur aus der Tasche der einheimischen Verbraucher, also der Landwirthe, der Militärbevölkerung, der bürgerlichen Kleingewerbe, der gelehrten Berufsclassen genommen wird, so muss man natürlich den Verbrauch und Genuss der unendlichen Mehrzahl eines Volkes schmälern, um einen andern Bruchtheil in Nahrung zu setzen. Man nimmt immer wieder von dem einen und gibt es dem andern. Aber nicht allein der Schutzzoll ist es, den die Mehrzahl zu tragen hat, die Nähe von gewerblichen Unternehmungen wird auf sehr verschiedene Art lästig. Wir wollen nicht davon reden, dass die Reize der nächsten Umgebung einer Fabrikstadt durch Kamine und Kaminrauch entstellt, die frische Luft durch Seifensiedergerüche verpestet wird; sehr empfindlich lässt sich die Nähe der grossen Gewerbe durch die Vertheuerung der ersten Lebensbedürfnisse, namentlich der Brennstoffe, verspüren. Welche gesellschaftlichen Folgen aber in England bereits die Ausbreitung der Fabrikbevölkerung gehabt hat, das sahen wir erst kürzlich aus den ernsten Sorgen des Edinburgh Review über den Mangel an häuslichen Dienstboten, da jetzt alles nach den Fabriken strömt und man daran denkt, sich aus der Jugend der sogenannten Ragged Schools mit Dienstboten zu versehen, weil kein Bürgermädchen und keine Dirne vom Land sich mehr verdingen will. Solchen jedenfalls nicht beneidenswerthen Zuständen gehen auch wir entgegen; sie lassen sich nicht hindern weder durch Freihandel noch durch Schutzzoll, ist es aber nicht thöricht, wenn man sie künstlich heraufbeschwören oder wenn man ihre Entwicklung beschleunigen will? In welche Sorgen und Verlegenheiten ein Fabrikstaat geräth, sehen wir jetzt an dem Elend in Lancashire, dem »der Staat« jetzt abhelfen soll, der Staat aber sind immer wieder meistens nur die nicht gewerbtreibenden Verbraucher, auf welche alle Lasten zurückfallen.

Man hat bei der künstlichen Erweckung von Gewerben immer

als letztes Ziel im Auge gehabt, die Nachfrage nach arbeitenden Händen zu steigern, indem man sich vorstellte, dass es immer mehr Leute gäbe, die nach einem Arbeitsgeber, als Leute, die nach Arbeitern suchten. Selbst wenn die Schutzzollpolitik den Zauber besässe, die Nachfrage nach Arbeitskräften zu steigern, würde sie doch nur für Zeiten passen, wo das Angebot von Arbeitskräften die Nachfrage überstiege. Diess sind aber sehr kurze und vergängliche Episoden. Man frage aber nur jetzt nach, wie die Sachen stehen. Die Landwirthe klagen, dass sie selbst bei hohen Löhnen nicht immer über die nöthige Anzahl von Arbeitern verfügen können. Die städtischen Meister entschuldigen versäumte Lieferungen damit, dass sie keine Gesellen und Gehilfen bekommen, dass, wenn sie den Arbeitslohn erhöhen, ihre Arbeiter nicht nur nicht mehr leisten wie früher, sondern nur zum Müssiggang verleitet werden. Die Arbeitslöhne sind in allen Erwerbszweigen seit etwa 5 Jahren um 25—30 Procent gestiegen, eine Erscheinung, die übrigens keine örtliche, sondern eine europäische ist. Wozu nun taugt ein System, welches sich zum Zweck setzt, die Nachfrage nach Arbeitskräften zu steigern, da ohnehin die Arbeitskräfte für das herrschende Bedürfniss nicht ausreichen?

Es ist überhaupt kaum denkbar, dass das Bedürfniss nach Arbeitskräften jemals dauernd die Nachfrage übersteigen könne. Arbeit ist eine Waare, deren Absatz von ihrem Preise abhängt. Sinkt der Arbeitslohn, so wird die Arbeit käuflicher und tausend Unternehmungen ausführbar, die bei hohem Arbeitslohn sich nicht bezahlt hätten. Nach dem berühmten Ackerbausystem auf der Lois Weedon Farm wird das Saatkorn von Frauen und Kindern mit der Hand gesteckt und dadurch auf den Acre $33^1/_2$ Bushel Getreide erspart.[1]) Die Geldersparniss am Saatkorn war etwas grösser als der Arbeitslohn für das Stecken der Körner. »Wenn aber«, gestand der Lois Weedon Farmer, »jeder englische Landwirth meinem Beispiel folgen wollte, so würde zur Saatzeit bald eine solche Nachfrage nach Arbeitskräften sein und in Folge dessen das Arbeitslohn so hoch steigen, dass man wieder mit der Hand werfen oder mit der Maschine säen müsste.« Wer jemals in den Cantonen St. Gallen und Appenzell gereist ist, wird hinter jedem

1) S. Ausland 1856. S. 756.

Fenster, oft auch unter dem Schatten von Wallnussbäumen Kinder, Frauen und selbst Männer am Stickrahmen gesehen haben. Solche Sticker verdienen, wenn man nachfragt, 1 Frc., bei ganz vorzüglichen Leistungen 2 Frcs. im Tag. Warum sieht man aber in keinem bayerischen Dorfe sticken? Warum lassen sich die Leute diesen »Verdienst« entgehen? Ein Stück Musselin von der Grösse eines Damenkragens kostet, wenn's hoch kommt, 6 Kreuzer. Ist es aber kunstvoll gestickt, so wird man dafür 20 und selbst 25 Frcs., ja noch mehr zahlen. In diesen 25 Frcs. steckt also lauter Arbeitslohn? Warum, fragen wir, sticken unsere Landbevölkerungen nicht? Weil sie ihre Arbeit noch viel besser verwerthen können als für 28 kr. im Tag. Offenbar also können gewisse Gewerbe nur dort gedeihen, wo das Arbeitslohn örtlich sehr niedrig steht. So hängt die Nachfrage nach Arbeitskräften wesentlich von der Höhe des Arbeitslohnes ab.

Es ist aber nur ein Selbstbetrug, wenn man glaubt, dass durch die künstliche Ablenkung des Capitals nach gewissen Gewerben die Bevölkerungsziffer gesteigert zu werden vermöchte. Wenn England, Belgien, Sachsen und die Schweiz durch ihren Gewerbfleiss mehr Bewohner zählen, als diese Länder selbst zu ernähren vermögen, so ist ihnen diess nur dadurch möglich, dass sie Gewerbsartikel im Ausland absetzen, um damit fremdes Getreide und Schlachtvieh einzutauschen. Auf den auswärtigen Märkten begegnen sie aber der Concurrenz aller gewerblichen Völker, und sie setzen dort nur Erzeugnisse ab, welche an Preiswürdigkeit alle andern Waaren übertreffen. Wäre diess nicht der Fall, so würden sie niemals Absatz, folglich auch keine Rimessen in Getreide und in Schlachtvieh finden. Gewerbe aber, die auf dem auswärtigen Markte, den ihre Erzeugnisse nicht erreichen, ohne durch die Fracht vertheuert zu werden, die Mitbewerber aller Länder schlagen und verdrängen, brauchen daheim doch wahrlich keinen Schutz mehr.

Concurrenzfähige Industrien sind es allein, welche die Bevölkerungsziffer über die Ernährungskräfte eines Länderraumes zu steigern vermögen. Solche Gewerbe bedürfen aber nicht nur keinen Schutz, sondern sie leiden auch sehr empfindlich darunter, wenn neben ihnen andere schwächliche Gewerbe geschützt werden. Unter der Herrschaft von Freihandelsgrundsätzen, welche den Dingen ihren Lauf lassen, werden alle flüssig werdenden Vermögen,

die eine höhere Verzinsung suchen, nur diesen, aus dem Boden gewachsenen, gesunden Gewerben zuströmen, solchen Industrien, welche allein dem Lande Rimessen verschaffen können. Die Schutzzölle schaffen statt dessen eine Anzahl anderer nicht concurrenzfähiger Industrien, welche nicht bloss den gesunden Gewerben Capitalien und Arbeitskräfte entziehen, sondern auch die Rückeinfuhr begehrter Rimessen verhindern und dadurch nachtheilig auf die Bewegung der Bevölkerungsziffer drücken. Die Wirkung des gesammten Schutzzollwesens geht dahin, nicht viel, sondern vielerlei zu erzeugen, multa sed non multum, und wie ein jeder, der zuviel anfängt, es auch nie zu etwas rechtem bringt, so auch der Staat, der alles schützen will und dadurch die Entwicklung dessen hemmt, wozu er ganz besonders Beruf und Anlage hat, die Entwicklung seiner »Specialitäten«.

Das lehrreichste Beispiel ist der britisch-französische Handelsvertrag. Was haben die Schutzzöllner den französischen Gewerben nicht Schwarzes vorausgesagt! Und in der That, wie viel ist nicht auch von ihren Befürchtungen eingetroffen! Nur ist eben das, was sie befürchten, gerade das, was die Freihändler herbeigeführt wünschen. Wir kennen jetzt die Wirkungen des Vertrages in den ersten acht Monaten dieses Jahres. Die Einfuhr Englands nach Frankreich war in dieser Zeit um 92 oder auf 205 Mill. Frcs. gestiegen. Die Mehreinfuhr betraf, abgesehen von 31 Mill. Frcs. an Baumwolle, meistens englische Gewerbserzeugnisse. Welcher Verlust an Arbeitslöhnen für Frankreich, unter andern an den 6 Mill. Frcs. Roheisen, an den 10 Mill. Frcs. Stabeisen und Eisenschienen, an den 2 Mill. Baumwollen-, an den $3^1/_2$ Mill. Wollengarnen, an den 6 Mill. Metallwaaren, und nun gar an den 24 Mill. Wollengeweben! In acht Monaten ein Verlust an Arbeitslöhnen von mindestens 60 Mill. Frcs.! Wie viele Hochöfen haben nicht ausgeblasen werden müssen, damit das englische Eisen in rohem Zustande oder gefrischt eingeführt werden konnte, und wie viele Webstühle werden nicht stumm und still geworden sein, welche, wenn der Handelsvertrag nicht gewesen wäre, jene 24 Mill. Wollenwaaren den Franzosen geliefert hätten! Wie kann da noch ein Freihändler mit seinem »seichten Geschwätz« aufkommen? Ja, wie ist es möglich, dass ein besonnener Mensch, der nur einen Tropfen von Patriotismus und landsmannschaftlichem Geist in den Adern hat, an solchen Erfahrungen nicht klug wird?

Wie verderbt und wie lieblos gegen den redlichen Erwerb müssen nicht diese Freihändler sein, die gerade an solchen Erscheinungen eine teuflische Freude haben und sie für die beste Wirkung ihres Systems ausgeben?

Es ist wahr, die Freihändler sind so lieblos, zu behaupten, dass einem Staate und einem Volke nichts günstigeres widerfahren kann, als wenn solche krankhafte Industrien, die so lange an den Brüsten des Landes lagen und doch keine frischen Wangen bekamen, endlich stumm und still gemacht werden. Für diese Wohlthat hat freilich nur der seichte Freihändler ein Verständniss, was aber auch schutzzöllnerischer Tiefsinn gern erfasst, das ist die andere Seite der Medaille. Die Ausfuhren Frankreichs nach England stiegen nämlich in der gleichen Zeit von 275 Mill. auf 375½ Mill. In England ist der Jubel über die unerwarteten Ergebnisse des Handelsvertrages allgemein, aber die Engländer sind ein Volk, das, in Handelsgeschäften höchst unerfahren, nicht staatswirthschaftlich zu rechnen versteht, und in Bezug auf die nationalökonomischen Wissenschaften nur einen so seichten Denker wie Adam Smith hervorgebracht hat. Wenn die Engländer sich von den festländischen Staatswirthen der schutzzöllnerischen Schule belehren lassen wollten, so würden sie ganz anders über den Vertrag denken, der ihren Absatz nur um 92, den Absatz der Franzosen dagegen um 100½ Mill. erweitert hat. Sie würden auch mit wenig Nachdenken finden, dass in den 375½ Mill., die sie an Frankreich für französische Waaren zahlen, gewiss 280 bis 300 Mill. Arbeitslöhne stecken, mit denen sie die nationale Arbeit der Franzosen bereichern, und die ihre Arbeiter daheim verdient haben würden, wenn sie den französischen Absatz durch einige unschuldige Schutzzölle aus England verjagt hätten. Ihre harten Köpfe sind aber unempfänglich für solche einfache Wahrheiten, denn sie leben in dem Wahne, der Volkswohlstand in England wachse, wenn man den Franzosen erlaube, über den Canal solche Producte abzusetzen, worin sie alle andern Völker übertreffen, und es sei besser, wenn die Briten nicht von allem etwas, sondern wenn sie nur etliches erzeugen, dieses etliche aber vollkommener, preiswürdiger und darum auch massenhafter als alle andern Völker.

Wir aber, die wir mit den Briten eines gemeinsamen Unverstandes uns rühmen, sind doch Rechenschaft darüber schuldig, weshalb wir uns freuen, dass der britische Handelsvertrag in

Frankreich so vielen Unternehmungen das Leben gekostet haben mag. Unter den 92 Mill., die England nach Frankreich in acht Monaten mehr als früher absetzte, sind vielleicht 60 Mill. englische Arbeitslöhne, unter den 100½ Mill., die Frankreich nach England mehr als früher absetzte, sind mindestens 80 Mill. Arbeitslöhne, weil Frankreich weniger Rohstoffe fremden Ursprungs nach England als England nach Frankreich absetzt. 60 Mill. sind den französischen Gewerben entgangen, 80 Mill. haben sie gewonnen, alles was ihnen entging, wurde den künstlichen Schutzzollpflanzen entzogen, alles was sie gewannen, kam den gesunden und natürlichen Gewerben zu gute. Diesen werden jetzt die Capitalien und die besten Arbeitskräfte zuströmen, und Frankreich mehr und mehr sich einrichten, nicht alles, recht oder schlecht, sondern schlechtes überhaupt nicht mehr, lieber nur etliches, das etliche aber mit um so grösserem Erfolge, zu erzeugen. Die Lehre von der Theilung der Arbeit ist den Schutzzöllnern so gut wie den Freihändlern geläufig, und beide sind von den Wundern dieses höchsten Gesetzes der Erzeugung tief durchdrungen. So wie man aber das Gesetz, welches daheim jeder anerkennt, auf alle Völker ausdehnen will, wenn man von der internationalen Theilung der Arbeit spricht — und nichts anderes ist der Freihandel — dann heisst es: ja Bauer, das ist ganz was anderes. Dann bedienen sie uns mit Räthselworten und Bettelsprüchen, als da sind: si duo idem faciunt non est idem, oder zweimal zwei sei in der Staatswirthschaft nicht vier.

Da seht, dass Ihr tiefsinnig fasst,
Was in des Menschen Hirn nicht passt.

Friedrich List hatte mit seinen Schutzzollpredigten ein rein politisches Ziel im Auge. Ihm war die künstliche Ausbreitung der Gewerbe eingestandenermassen nur das Mittel, um einen sogenannten unabhängigen Bürgerstand zu schaffen, welcher ihm als der stärkste Träger verfassungsmässiger Freiheiten erschien. Ehe wir den gesellschaftlichen Werth seines Zweckes untersuchen, müssen wir zuvor sehen, ob auch das Mittel heilig gewesen ist. Der Schutzzoll besteht aber immer darin, den Gewerbunternehmern ihren natürlichen Gewinn zu erhöhen, oder, wo kein solcher vorhanden war, ihnen einen künstlichen zu schaffen, und zwar auf Kosten der andern Erwerbsclassen, ganz vornehmlich des Bauernstandes. Wenn man aber dem einen nimmt, um einem andern

zu geben, so begeht man offenbar einen Eingriff in das Eigenthum. Das Mittel ist also sehr gewagt, und gewiss ist auch ein logischer Zusammenhang darin zu finden, dass in Frankreich, wo die heftigsten Protections- und Prohibitionsgesetze erdacht worden sind, auch die meisten Eingriffe in das Eigenthum der Kirche, des proscribirten Adels und der proscribirten Königsfamilien stattgefunden und die communistischen Irrthümer ihren üppigsten Boden gefunden haben. So vergass auch der edle List in seinem Feuereifer für ein lockendes Phantom über die moralische Berechtigung der vorgeschlagenen Mittel nachzusinnen. Aber das Mittel selbst, wenn es auch wirksam gewesen wäre, würde ihm wahrscheinlich nicht die erwarteten Früchte getragen haben. Es gibt im deutschen Fabrikantenstand höchst achtbare Leute, auf die wir alle Ursache haben, uns etwas zu gute zu thun. Auch hat noch bei uns das Verhältniss zum Arbeiterstand etwas patriarchalisches. Es ist weniger herzlos wie in England, und es sind Fälle vorgekommen, wo die Aufopferung des Fabrikherrn für seine Arbeiter an sittlichen Heroismus streifte. Solche Fälle bilden aber doch immer nur die Ausnahmen, und es wäre thöricht, wenn man behaupten wollte, der Fabrikantenstand zähle mehr unabhängige und nach vernünftiger Freiheit strebende Charaktere als irgend ein anderer Stand. In Frankreich hat seit Jahrhunderten das Schutzzollsystem geherrscht, den »unabhängigen Bürgerstand« muss man aber mit der Laterne suchen. Er hat das Bürgerkönigthum nicht gerettet, als es vor einem Pöbelaufruhr kleinmüthig die Flagge strich, und er gehörte zu den ersten und eifrigsten Kniebeugern des Imperialismus. Wenn wir dann der Rolle gedenken, die der Fabrikantenstand im englischen Parlament jetzt spielt, so müssen wir offen erklären, dass diejenige »Freiheit«, nach welcher der »unabhängige Bürgerstand« in England strebt, uns nicht das Muster dünkt, nach dem wir uns bilden sollten. Die Partei in England, welche man als die Manchesterschule bezeichnet, und deren Häupter die Herren Bright und Cobden sind, ist dieselbe Partei, welche auch die Nichtinterventionslehre, das Zurückziehen Englands aus den festländischen Händeln, die Nationalitätsschwärmerei und die unbedingte Bewunderung Napoleon's III. durchzusetzen und zu ernähren gewusst hat. Die Politiker dieser Schule staunen mit aufgerissenen Nasen und Augen die Wunder »der grossen

Demokratie« im Westen an, und sie sind hauptsächlich daran schuld, dass die Engländer mehr und mehr sich amerikanisiren. Das aber ist der Felsen, auf dem Friedrich List seine Kirche gründen wollte!

Es bleibt uns nur noch übrig, das letzte grosse Wort der List'schen Schule zu widerlegen. Mancher ihrer Anhänger ist mit seinen Ansichten in der Mauser. Er sieht wohl ein, dass das Schutzzollsystem nicht den Wohlstand befördert, wie es der Meister verheissen hatte, dass es vielleicht gar seiner Entwicklung schädlich sei, aber es bleibt ihm doch dabei der Trost: die industrielle Arbeit, wenn auch noch so kostspielig, sei die Schule des Volkes. Wir würden ihm den Trost gönnen, wenn das Wort nicht eben so gut auf die freie als auf die geschützte Arbeit passte. Jedes Gewerbe setzt eine gewisse intellectuelle Ausbildung voraus, manche Gewerbe, wie die Fabriken von Maschinen und von Chemikalien, verlangen mathematisch und naturwissenschaftlich unterrichtete Leute, die jedenfalls die wünschenswerthen Bestandtheile einer Nation vermehren, denn sie zählen unbedingt zu der Elite des »unabhängigen Bürgerstandes«, und ihre Bedeutung innerhalb der politischen Gesellschaft darf nicht unterschätzt werden. Wie nun? rufen die Protectionisten, wenn wir keinen Schutzzoll hätten, würden uns manche Gewerbszweige fehlen und jene Crême von Technologen zum mindesten nicht so zahlreich sein als sie wirklich ist.

Vielleicht nicht so zahlreich, vielleicht auch zahlreicher. Wir sind nämlich der bescheidenen Ansicht, dass unter dem Freihandelssystem genau ebenso viel klare und geniale Köpfe zur Welt kommen als unter dem Schutzzollsystem. Wir sind ferner der Meinung, dass es eben die Verstandesschärfe und geistige Begabung sei, welche darüber entscheidet, ob jemand die Intelligenzen seines Volkes vermehre oder nicht, gleichviel ob er sich unter Schutzzoll und Freihandel, gleichviel womit er sich sein Brod verdient. Wir sind ferner der Ansicht, dass weit mehr das Gewerbe von einem Genie gefördert, als dass ein Gewerbe irgend ein Genie befördern könnte. Gesetzt nun, es sei wirklich nur dem Schutzzoll zu danken, dass einzelne solcher Auserwählter für ein Gewerbsfach sich ausbilden, welches ohne Schutz nicht vorhanden gewesen wäre, so bewirkt in diesem Fall der Schutzzoll doch immer nur, dass nicht bloss die Capitalien solchen

unfruchtbaren Gewerbszweigen, sondern, was noch viel schlimmer ist, auch die besten Köpfe und Verstandeskräfte ihnen künstlich zugelenkt werden, die ohne Schutzzoll in den natürlichen Gewerben ihre Stelle gefunden und diese gefördert hätten. Nach dem Geständniss des ersten britischen Technologen auf dem letzten Meeting der British Association sind die Engländer in Bezug auf den Locomotivenbau »hinter den Franzosen und Deutschen nicht zurückgeblieben«. Nicht zurückgeblieben! Aber sie waren ihnen ja um 10 Jahr voraus. Nicht zurückgeblieben ist ein Euphemismus für eingeholt worden. Gesetzt, aber nicht zugegeben, wir hätten ohne Schutzzoll nie in Deutschland eine Locomotive gebaut, obgleich die Deutschen, die Süddeutschen zumal, für mathematische Gewerbe von Alters her Begabung besessen haben,[1]) so hätten gewiss alle diejenigen verdienstvollen Kräfte, welche dem deutschen Locomotivenbau den Aufschwung gaben, irgend einen andern Beruf ergreifen müssen. Wie weit hätten diese nämlichen scharfsinnigen Maschinenbauer nicht unsere Landwirthschaft gebracht, wenn sie diesen Erwerbszweig ergriffen hätten! Oder glaubt man etwa, dass zur Landwirthschaft nur ein Bauern-, kein »unabhängiger Bürger-Verstand« gehöre? Das ist der Grundirrthum der ganzen Lehre: dass sie sich einbildet, etwas erschaffen zu können, wenn sie etwas wegnimmt von der Stelle, wohin es gehörte, und es dorthin versetzt, wo vorher nichts war.

Da wir diese Erörterung vor einem geographisch sehr hoch gebildeten Leserkreise führen, welcher die Sprache der vergleichenden Erdkunde versteht, so brauchen wir uns zum Schluss nur darauf zu berufen, dass Europa durch seine günstige Gliederung und Wegsamkeit von allen Welttheilen vorzugsweise für die Behausung der höchsten geselligen Entwicklung des Menschengeschlechtes auserwählt ist. Alle diese unbestrittenen Vorzüge aber haben nur Sinn und Werth, insofern sie den Verkehr der verschiedenen Länder und ihrer verschieden begabten Einwohner erleichtern. Wenn aber die Völker aus Eigensinn diese Begünstigung der Natur vernichten, wenn sie gegen den Verkehr Hindernisse aufrichten, die unzugänglicher sind als der Bolor und

1) Wir erinnern nur an Fraunhofer, sowie an den Umstand, dass es in Nürnberg im fünfzehnten Jahrhundert eine Zunft der Compassmacher gab.

der Küenlün, oder die grosse libysche Wüste, dann versündigen sie sich an dem besten Werke der Schöpfung, und versuchen es, Europa zu afrikanisiren. Wir wissen recht gut, dass nicht immer schnöder Eigennutz der Schutzzolllehre ihre Anhänger zuführt, sondern dass sie bei sehr vielen ein guter Wahn ist, aber der beste Wahn bleibt immer ein Wahn, und um so schädlicher, weil er das Gute will und Uebles stiftet.

3. Freihändler und Schutzzöllner.

(Ausland 1863. Nr. 6. 4. Febr.)

Am 15. Octbr. v. J., also vor drei Monaten, erschien in diesen Blättern eine »Erörterung über Tarifpolitik«, und es wurde darin hauptsächlich aufmerksam gemacht, dass die durch den französischen Vertrag beabsichtigte Herabsetzung der Garnzölle von 3 auf 2 Thaler bei der hohen Concurrenzfähigkeit der deutschen Spinnereien gar keine Wirkung auf den Ertrag und den Absatz der Garnmühlen haben könne, vor allen Dingen dass der Arbeitslohn ganz unabhängig sei vom Schutzzoll, der Schutzzoll vielmehr höchstens nur die Gewinne der Unternehmer erhöhe. Es wurde an einem Beispiel gezeigt 1) dass, wenn eine Spinnerei von 60,000 Spindeln, die etwa 620 bis 650 Arbeiter beschäftigt, nicht bloss ihren Reservefonds oder ihr Maschinenconto reichlich ausstatten, sondern auch $12^1/_2$ Procent Dividende vertheilen kann (und es gibt deren, die 15 Procent, in guten Jahren sogar 18 Procent gezahlt haben), sie in einem Jahre 300,000 fl. Reingewinn erzielt haben muss, 2) dass von diesen 300,000 fl. 50,000 fl. für Tantièmen aufgingen, 250,000 fl. aber an die Actionäre gezahlt, während nur 120,000 fl. zum eigentlichen Arbeitslohn aufgewendet wurden, dass 3) in einem solchen Falle durch die Garnverwandlung an jedem Pfund des Products 3 kr. an Arbeitslohn für die Arbeiter und $7^1/_2$ kr. an Actiengewinn und Tantièmen verdient worden sein mussten, dass 4) der Schutzzoll im Pfund so viel wie der Arbeitslohn, nämlich 3 kr., betrage, dass also, wenn der Schutzzoll gänzlich wegfiele und die Garnmühlen dadurch genöthigt würden, ihr Erzeugniss um 3 kr. wohlfeiler zu liefern — wie nicht wir, sondern wie es die Schutzzöllner behaupten — die einzige Wirkung doch nur darin bestehen werde, dass statt 50,000 nur 36,000 fl. an Tantièmen, und dass statt $12^1/_2$ Procent nur $7^1/_2$ Procent an

Dividende hätten vertheilt werden können. Wir hätten noch hinzufügen sollen, dass, wenn der Schutzzoll, wie beabsichtigt wird, von 3 kr. bloss auf 2 kr. im Pfund erniedrigt würde, die Spinnereien also um 1 kr. wohlfeiler verkaufen müssten — wie nur die Schutzzöllner, nicht wie wir befürchten — die einzige Wirkung sich darin geäussert hätte, dass die Tantièmen der Geranten, Maschinenmeister u. s. w. auf etwa 44,000 fl., die Gewinne der Actionäre auf $11^1/_2$ Procent gefallen sein müssten. Der theoretische Kern der Beweisführung aber ging dahin, dass der Arbeitslohn unabhängig ist vom Schutzzoll, dieser höchstens den Capitalisten begünstige, welcher die Coupons der Industriepapiere abschneidet. Daher möge sich das Publicum gesagt sein lassen, dass, wenn man sein gutes Herz im Namen der »nationalen Arbeit« für die Irrlehre des Schutzzolles zu entflammen sucht, nicht an die armen Fabrikarbeiter gedacht werden dürfe, deren Arbeitslohn sich immer gleich bleibt, sondern nur an den Capitalisten, der am Schluss der industriellen Campagne seine Dividende eincassirt.

Diese Erörterung wurde nach drei Monaten in einer Zeitung, »der Beobachter, ein Volksblatt aus Schwaben,« Nr. 12 d. J., abgedruckt, wie es scheint aber nur in der Absicht, um sogleich eine Widerlegung folgen zu lassen, welche, ohne obige Zahlenverhältnisse im mindesten zu beanstanden, mit den hohen Worten beginnt: »Was die Sache selbst betrifft, so verräth jener Aufsatz — gelindestens gesagt — die vollkommenste Unkenntniss des Gegenstandes und der volkswirthschaftlichen Naturgesetze.« Vollkommenste Unkenntniss ist also in der Sprache der Schutzzöllner das »gelindeste«, was sie sagen können. Doch wir sind es unseren Lesern schuldig, ihnen jede Aufklärung zu gewähren, denn wir haben sie über einen Gegenstand unterhalten, ohne unsrer »vollkommensten Unkenntniss« uns bewusst zu sein.

»Die Baumwollenspinnerei,« so beginnt die Entgegnung, »ist ein Gewerbe, welches in steter Umwandlung seiner Betriebsmittel begriffen ist. Von der ersten bis zur letzten Maschine, durch welche die Baumwolle gereinigt, aufgelockert, kartätscht, für die Spinnerei vorbereitet, vor- und feingesponnen wird, ist alles ein Gegenstand fortwährender Verbesserungen und neuer Erfindungen. Diese folgen sich oft so schnell, dass kaum ein paar Jahre, nachdem ein Fabrikant geglaubt hat sich mit den neuesten Maschinen versehen zu haben, diese bereits wieder überholt sind durch andere,

welche um so viel mehr oder bessere Arbeit liefern, dass er genöthigt ist, sie durch neue zu ersetzen, oder dass er wenigstens in eine mit jedem Jahr nachtheiligere Concurrenz geräth.« Wir müssen hier schon wieder eine sprachliche Bemerkung einfliessen lassen. Die vorletzte[1]) grosse Erfindung im Fach der Maschinenspinnerei wurde in Folge der grossen Arbeitseinstellung (1825) in England erdacht und bestand darin, dass die Spindelwagen nicht mehr von den Spinnern selbst, sondern automatisch durch Maschinenkraft hin- und hergeschoben wurden. Man nannte diese verbesserten Maschinengeräthe Selfacting-Stühle. Kurz bevor diese neue Erfindung sich verbreitete, 1830, wurde im süddeutschen Zollverein von ausserordentlich scharfblickenden Geschäftsleuten eine Garnmühle gegründet, konnte aber noch nicht mit den neuen automatischen Spinnwagen ausgestattet werden. Diese Mühle gedieh vortrefflich, sie sammelte einen Reservefonds, der mehr als zwei Drittel des Stammcapitals beträgt, und sie zahlte in den vergangenen 15 Jahren im Durchschnitt 15 Procent Dividende, selten mehr, selten weniger. Erst im Jahre 1860 aber wurden die ersten Selfacting-Stühle darin aufgestellt, und jetzt — glauben wir — sind alle alten Maschinengeräthe umgewandelt. Wir wiederholen, dass diese Anstalt stets ausgezeichnet geleitet wurde, dass es nicht Mangel an Umsicht oder an Capital war, welcher den Uebergang zu den verbesserten Maschinen verzögerte, sondern nur die richtige mercantilische Erwägung, dass der Capitalsaufwand des Uebergangs sich nicht rentire, und dass man keine neuen Maschinen brauche, so lange man mit den alten noch 15 Procent verdienen könne. Hier haben die Leser also ein Beispiel, mit welchem kaufmännischen Erfolg sich eine epochemachende Erfindung ein ganzes Menschenalter ignoriren lässt. Sie wissen jetzt auch, was sie davon zu denken haben, wenn es in der Sprache der Schutzzöllner heisst: »Die Baumwollenspinnerei ist ein Gewerbe, welches in steter Umwandlung seiner Betriebsmittel begriffen ist.«

»Dazu kommt,« fährt der Schutzzöllner fort, »die natürliche Abnützung dieser mehr oder weniger delicaten Maschinen. Eine Spinnerei wird daher mehr und mehr unbrauchbar. Nicht nur die Maschinen veralten und werden unbrauchbar, sondern auch

1) Die letzte grosse Erfindung ist die Baumwollenkammmaschine von Josua Heilmann.

die Gebäude werden letzteres, weil sie für die neueren und grösseren Maschinen nicht mehr zu gebrauchen sind. Schon diess ist ein natürlicher Grund, warum eine neue Spinnerei eine beträchtliche Rente abwerfen muss, wenn sich überhaupt Capitalien für dieses Gewerbe finden sollen. Denn das Capital derselben muss sich nicht nur verzinsen, sondern heimbezahlen.« Hier ist etwas ganz neues, liebes Publicum, woran unser unschuldiges Gemüth nicht gedacht hat. Deswegen also beziehen die Actienspinner 10, 12½ und 15 Procent Dividende, weil einmal der Tag kommen wird, wo man ihnen für Verjüngung der Maschinen und der Gebäude die genossenen Gewinne wieder abfordern oder ihr Vermögen als aufgezehrt erklären wird. Wir dachten immer, dass für diese Erneuerung und Verjüngung der Reservefonds vorhanden gewesen wäre, dessen Aussteuer vor Ausscheidung des wahren Gewinnes stattfand, d. h. wir waren der irrigen Meinung, es gebe bei jeder nicht schwindelhaft betriebenen Anstalt jener Art für Abnützung »der mehr oder weniger delicaten Maschinen« ein sogenanntes mehr oder weniger delicates Maschinenconto, und es hiesse dann jedes Jahr beim Rechnungsabschluss: »es werden so und so viel Kreuzer per Spindel abgeschrieben,« das heisst eine gewisse Summe der Anschaffungskosten der Maschinen vom Rohgewinnst abgestrichen und zur künftigen Verjüngung der Maschinengeräthe aufgespart. Wahrscheinlich war das bei unserer »vollkommensten Unkenntniss des Gegenstandes« eine Illusion.

»Ein zweiter Grund aber,« heisst es weiter, »warum es die grösste Thorheit wäre, zu meinen und zu verlangen, dass jemand sein Geld in eine Spinnerei stecke, um nur die landläufigen Zinsen daraus zu ziehen, ist die Mühe und das Risico. Es ist nichts leichter, als seine Zinsen aus einem Staatscapital oder von einem Pfandschuldner einzuziehen. Allein die Leute, welche von der Rente der Spinnereien mit solcher Ungunst reden, sollten es einmal versuchen, eine Spinnerei zu errichten, die besten Maschinen in England zu suchen, alles zu leisten, bis das Werk im Gange ist, und dann die Arbeiter heranzubilden und deren stets neue wieder anzulernen; sie sollen einmal allen Zufällen des Bruches, der Reparatur und Erneuerung der Maschinen, allen Wechseln der Baumwollen- und Garnconjuncturen Jahr aus Jahr ein begegnen; sie sollen den Krisen der Ueberproduction in England, der Baumwollennoth, den Kriegsstockungen etc. die Spitze bieten — und

dann sollen sie sich fragen: ob dieses Geschäft nicht eine grössere Rente anzusprechen habe als das des Capitalisten, der nur seinen Zins einzucassiren hat.«

Hier erreicht die Polemik den Gipfel des Pikanten. Diese Blätter erscheinen in einer Stadt, in deren Weichbild 150,000 Spindeln oder mehr im Gange sind und wo die Antheilhaber an Garnmühlen wohl die Zahl von etlichen Hunderten überschreiten mögen. An diese zahlreiche, ehrenwerthe und wahrheitsliebende Classe industrieller Capitalisten wenden wir uns mit der Frage: was haben Sie gethan beim Bau von Fabriken und bei der Erzeugung von Wasserkräften? wann waren Sie in England, um Maschinen zu kaufen? wann haben Sie Ihren Arbeitern Garn spinnen »angelernt«? was haben Sie gethan um der Baumwollennoth die Spitze zu bieten? Sie waren bisher der Meinung, nichts anderes gethan zu haben, als jährlich einmal sich zu versammeln, den Rechnungsabschluss verlesen zu hören und zu nicken, wenn eine Dividende von $12^1/_2$ Procent oder 15 Procent vorgeschlagen wurde, alles andere überliessen Sie aber den Sachverständigen: dem Ingenieur den Bau der Wasserwerke, das Gebäude dem Baumeister, den Ankauf der Maschinen, den Ankauf des Rohstoffes und den Verkauf des Garns Ihren Geranten, Maschinen- und Werkmeistern — der mercantilen Intelligenz, der Sie dafür 15 oder 20 Procent am Reingewinn anboten, das heisst Besoldungen glänzender als die Minister eines Mittelstaates sie beziehen. Das Anlernen von Arbeitern besorgten Ihre Corderie- und Spinnmeister, denn Sie selbst wussten so viel von der Sache, wie wir alle von der unsichtbaren Halbkugel des Mondes. Sie haben sich eingebildet, so sei es immer gewesen — Sie befanden sich aber »gelindestens gesagt in der vollkommensten Unkenntniss des Gegenstandes und der volkswirthschaftlichen Naturgesetze«. Lassen Sie sich also über Ihre eigenen unbewussten Verdienste belehren, Sie haben nicht bloss die Coupons abgeschnitten, sondern Sie hatten auch »die Mühe und das Risico« dabei.

Besonders lehrreich zumal ist die Bemerkung, dass der hohe Gewinn sich auch damit rechtfertige, dass man »der Baumwollennoth die Spitze bieten müsse«. Im Jahre 1862 sind bekanntlich statt 3 Millionen nur etwas mehr als 1 Million Ballen Baumwolle nach England gelangt, und ein gleich ungünstiges Verhältniss hat auf dem Continent geherrscht. Die Folgen traten aber sehr

verschieden ein. In England war die Hälfte der Garnmühlen genöthigt, schon im Juni und Juli die Arbeit einzustellen, in Frankreich begann das Elend um die nämliche Zeit, im Zollverein tritt erst jetzt örtlich die Arbeitseinstellung ein. Daraus folgt nun, dass die deutschen Garnmühlen am 1. Januar 1862 Rohvorräthe auf beinahe ein ganzes Jahr besessen haben müssen. Die Ernte von 1860, die 1861 verschifft wurde, war nämlich eine ausserordentlich günstige gewesen und die Preise sanken im Jahr 1861 sehr beträchtlich. Nun verbraucht eine Garnmühle mit 60,000 Spindeln jährlich 2,700,000 Pfund Rohstoff. Wenn sie also am 1. Januar 1862 an Rohstoff und Garn[1]) nur 2,700,000 Pfund im Vorrath besass, so stieg der Werth des rohen Pfundes, welches im Durchschnitt höchstens 6 Pence gekostet hatte, auf 21 Pence[2]) oder von 18 kr. (5 Silbergr.) auf 1 fl. 3 kr. (18½ Sgr.), so dass an den 2,700,000 Pfund Vorräthen, zu 21 Pence wieder verkauft, 2½ Million fl. oder eine Dividende von 125 Procent sich hätte erzielen lassen, wenn der gesammte Vorrath abgesetzt werden konnte. Das letztere freilich ist sehr schwierig. Der Absatz zu so hohen Preisen geht nur langsam vorwärts, hält aber die Baumwollennoth noch das nächste Jahr an, wie diess nicht wohl anders zu vermuthen ist, so würden auch die letzten Garnvorräthe allmählich aufgezehrt werden. Nun sind wir weit entfernt zu behaupten, dass wirklich jene ungeheuren Gewinne sich flüssig machen liessen, aber ganz gewiss ist auch, dass trotz der Baumwollennoth, ja gerade wegen der Baumwollennoth, das Jahr 1862 der Garnindustrie unerhörte Gewinne bringen muss, und nicht minder das Jahr 1863, wenn es die Möglichkeit gewährt, die alten Vorräthe zu den gegenwärtigen Theuerungspreisen noch loszuschlagen. Merke dir also, liebes Publicum, was es in der Sprache der Schutzzöllner heisst, der »Baumwollennoth die Spitze zu bieten«.

Wir haben in dem Handelsvertrage mit Frankreich nichts gesehen, als eine Herabsetzung unseres Schutzzolltarifs, also einen Schritt weiter zum Freihandel, dessen Wesen darin besteht, dass ihm jede Berufs- und Erwerbsart gleich nahe am Herzen liegt, der

---

1) Die Garnvorräthe waren damals sehr beträchtlich wegen des stockenden Absatzes Ende 1861.

2) Im August vorigen Jahres wurden sogar 27 und 29 Pence für das Pfund gezahlt.

Landwirth, der Handwerker, der Soldat, der Beamte, der Gelehrte und Künstler so nahe wie der Fabrikant, während das Wesen des Schutzzolles darin besteht, alle übrigen Classen der Bevölkerung sehr schweren Steuern und einer Art von Frohnde zur Bereicherung einer unendlich kleinen Minorität industrieller Capitalisten zu unterwerfen, welche diese Bevorzugung damit rechtfertigen wollen, dass sie »dem Arbeiterstand Brod und Verdienst geben«, während es doch nur die Consumenten sind, das heisst das gesammte Volk, welches diese Arbeit bezahlt. Arbeit, sagen die Engländer, sei eine Waare, also kauft der industrielle Capitalist diese Waare nur aus Speculation auf, um sie theurer wieder abzusetzen. Edelmuth und patriotische Aufopferung mögen unter besonders günstigen Verhältnissen hin und wieder auch ins Spiel kommen, aber in 999 Fällen unter 1000 hört, um das Wort eines Heiligen der Schutzzöllner zu wiederholen, »in Geldsachen die Gemüthlichkeit auf,« und das Verdienst des industriellen Capitalisten ist stets ein Geldverdienst, kein patriotisches oder ein sittliches, »der edelsten Naturen,« wie unser schwärmerischer Schutzzöllner sie nennt, als ob es den andern Erwerbs- und Berufsarten an solchen Elementen fehlte. Der Landwirth beschäftigt auch Arbeiter, er speculirt, gewinnt und verliert, geht zu Grund oder geht zu Berge, er kauft Maschinen und muss seine »Arbeiter anlernen«, hört man aber jemals von den Landwirthen fordern, dass die andern Gewerbe ihnen durch einen Schutzzoll oder eine Ausfuhrprämie frohndpflichtig gemacht werden sollen? Machen sie wegen ihres Schaffens und Erzeugens Anspruch darauf, unter die »edelsten Naturen« gezählt zu werden?

Gleiches Recht für alle und kein Monopol, keine Frohndpflicht des gesammten Volkes zur Bevorzugung gewisser Capitalsanlagen, ist das Ziel des Freihandels. Dieses kann auf doppelte Art erreicht werden, entweder durch Herabsetzung der Tarife oder durch Erweiterung der Zollgrenzen. Wie seiner Zeit durch Abschluss des Zollvereins der volle Freihandel zwischen den deutschen Staaten eingeführt wurde, so würde durch die Zolleinigung mit Oesterreich die Handelsfreiheit vom Rhein bis an die türkische Grenze erstreckt werden. Die Zolleinigung mit Oesterreich ist der Prüfstein für die freihändlerische Ueberzeugung. Wer sie nicht will, dem ist es nicht um den Freihandel zu thun, sondern um irgend etwas anderes, was hinter einem Schritt zum Freihandel steckt. Wenn

man daher den falschen Freihändlern die Maske abzieht, wenn man ihnen immer und immer wieder vorhält, wie schwer sich gegen Oesterreich der jetzige Zollvereinstarif in Bezug auf eine Menge Nahrungsmittel versündige und das schöne staatswirthschaftliche Princip verhöhne, für das sie kämpfen, so werden wir herzlich und aufrichtig in diese Klagen einstimmen.

Deswegen hat auch für uns der französische Handelsvertrag einen, aber nur einen einzigen bedenklichen Paragraphen, nämlich den einunddreissigsten, welcher den Beitritt zu dem Vertrag nur »jedem deutschen Staate« vorbehält. Es ist nämlich denkbar, dass Frankreich aus eigenem oder auf fremden Antrieb Oesterreich den Beitritt verweigern oder diesen Beitritt auf seine deutschen Landesprovinzen beschränken könnte. Ob der Paragraph diese Kraft haben soll oder nicht, darüber liegen keine Andeutungen vor, weder das französische noch das preussische Cabinet hat sich bis jetzt zu einer günstigen Auslegung bereit finden lassen. Sowie man amtliche Gewissheit hat, dass der Artikel jene illiberale und unfreihändlerische Bedeutung haben soll, dann verliert für uns der Handelsvertrag jeden Werth, denn wir streiten hier bloss für die Anerkennung eines wissenschaftlichen Grundsatzes. Der Vertrag ist dann nicht um des Freihandels wegen da, sondern um sich eine politische Waffe zu sichern und politische Plane auszuführen, mit denen wir nichts gemein haben wollen, und die wir um so tiefer beklagen müssten, als wahrscheinlich dadurch der Fortschritt zum Freihandel und die Hebung des Wohlstandes in Süddeutschland auf lange Zeit verzögert werden möchte. So lange aber jene Absichten nicht erwiesen sind, bleiben sie nur eine Verdächtigung der königlich preussischen Regierung, und wir halten uns daher an den römischen Grundsatz, dass jeder so lange für redlich zu gelten hat, bis ihm das Gegentheil bewiesen worden ist.

Der schutzzöllnerische Gegner beklagt sich, dass wir von »Schutzzollagenten« und »Heuchlern« gesprochen haben, während er fern von jeder industriellen Betheiligung nur aus Schwärmerei für einen guten aber schädlichen Wahn gestritten hat. Der Vorwurf würde uns sehr nahe gehen, wenn es nicht des Gegners Schuld gewesen wäre, jene Ausdrücke auf sich zu beziehen. Uebrigens gehört eine Engelsgeduld und ein Optimismus »für die edelsten Naturen« dazu, wie ihn nur der Gegner »seit 20 Jahren« sich warm erhalten konnte, nicht an »Heuchelei« zu glauben, wenn

man einen Blick in unsere Cursblätter wirft, den Stand der Garnmühlenpapiere hoch über Pari, bis zu 75 und zu 100 Procent über Pari notirt findet, und dann anhören soll, dass dieses Gewerbe durch eine Herabsetzung des Schutzzolles von 3 auf 2 Thlr. aufs höchste gefährdet sei. Die Schutzzöllner sind übrigens die letzten, welche ihren Gegnern mangelnde Urbanität vorwerfen sollten, wir wollen dem Berichtiger unserer »vollkommensten Unwissenheit« nur die Frage ins Ohr flüstern: Wer hat zuerst von »seichtem Freihandelsgeschwätz« gesprochen? Erst als dieses Wort gefallen war, erschien in diesen Blättern die »Erörterung über Tarifpolitik«. Seichtes Freihandelsgeschwätz — tu l'as voulu, George Dandin!

Da unser Gegner so empfindlich ist, wollen wir nur sagen, dass er sich aus Uebereilung einer Waffe gegen den französischen Handelsvertrag bedient, die, wenn er sie mit Ueberlegung gebraucht hätte, ein unredliches Agitationsmittel genannt werden müsste. Er sagt nämlich:

»Die deutschen Baumwollengarne sollen nach dem preussisch-französischen Handelsvertrage in Frankreich an Einfuhrzoll vom deutschen Zollcentner entrichten, auf deutsches Geld und Gewicht berechnet:

französische Nummern:	einfache rohe Garne:	zweidrähtige rohe Garne u. zu Ketten angelegte Garne:
20 und weniger	3 fl. 30 kr.	4 fl. 33 kr.
21—30	4 „ 40 „	6 „ 4 „
31—40	7 „ — „	9 „ 6 „
41—50	9 „ 20 „	12 „ 8 „
51—60	11 „ 40 „	15 „ 10 „
61—70	14 „ — „	18 „ 12 „
71—80	16 „ 20 „	21 „ 14 „
81—90	21 „ — „	27 „ 18 „
91—100	23 „ 20 „	30 „ 20 „
101—110	28 „ — „	36 „ 24 „
111—120	32 „ 40 „	42 „ 28 „
121—130	37 „ 20 „	48 „ 32 „
131—140	46 „ 40 „	60 „ 40 „
141—170	58 „ 20 „	75 „ 50 „
171 und darüber	70 „ — „	91 „ — „

»Und was bestimmt nun derselbe Handelsvertrag für den Zollverein? Deutschland soll seinen bisherigen Zollsatz auf alle vorstehenden Garne von 5 fl. 15 kr. auf 3 fl. 30 kr., somit auf den untersten Zollsatz des französischen Vertragstarifs herabsetzen, und diess angesichts französischer Zollsätze von 3 fl. 30 kr. bis 70 fl., also bis zum 20fachen, und 4 fl. 33 kr. bis 91 fl., also bis zum 26fachen höher!«

Liebes Publicum, zergliedere ein wenig mit mir dieses Pathos. Ueber Nr. 60 werden keine Garne im Zollverein versponnen und was zwischen 50 und 60 gesponnen wird, ist kaum der Rede werth, das eigentliche Geschäft der Garnmühlen liegt überhaupt in der Feinheitsscala zwischen den Nummern 30 und 40. Wie hoch die Franzosen also Nr. 170 besteuern, kann uns so gleichgiltig sein, als ob sie auf die Cocosnüsse zollvereinsländischen Ursprungs eine Steuer von 10 Frcs. per Stück legen würden. Allein wenn man die Sache dir, liebes Publicum, nicht so darstellte, so gelangte man niemals zu dem rhetorischen Kraftsprunge einer 26fachen Ungleichheit zwischen beiden Tarifen. Solche Rhetorik ist zwar nicht gerade nach jedermanns Geschmack, aber sie ist doch erlaubt. Unerlaubt aber halten wir es, dir, liebes Publicum, folgendes zu verschweigen:

Ist es wahr, ihr Herren Schutzzöllner, oder ist es nicht wahr, dass am heutigen Tage und dass, so lange der Zollverein bestand, alle hohen Nummern französischer Garne in den Zollverein für 3 Thlr. eingehen konnten, während Frankreich das vereinsländische Product (welches freilich gar nie vorhanden gewesen) um das zwanzig- oder wie vielfache besteuerte? Ohne Handelsvertrag geniessen schon jetzt die Franzosen das Recht, nach Deutschland jede Garnnummer, hoch oder fein, einführen zu können, der Vertrag ändert weiter gar nichts, als dass er den diesseitigen einfachen Satz von 3 auf 2 Thlr. herabsetzt. Uebrigens bestehen die gegenwärtigen Vergünstigungen für fremde Garne feiner Nummern nicht für Frankreich allein, sondern für England, Russland, Italien und Schweden, für alle Völker und für jedes. Jene Herabsetzung der Garnzölle wird auch — diess wissen die Schutzzöllner recht gut — gar nichts für die Franzosen abwerfen, die mit uns nicht concurriren können, sondern es sind höchstens die Engländer, welche von der Aenderung Nutzen ziehen könnten, sobald der Tarif des französischen Vertrages zum allgemeinen

Vereinstarif erhoben wird. Eine »solche Gräuel« der Tarifungleichheit, wie unser Gegner sagt, besteht auch heutigen Tages für ganz Grossbritannien. Die zollvereinsländischen Garne können nach England frei eingeführt werden, die englischen Garne zahlen bei uns drei Thaler. Ja, »der Gräuel« ist in Grossbritannien noch viel »gräulicher«, wenn man folgendes erwägt: Canada ist eine englische Colonie; alle canadischen Manufacturwaaren gehen frei nach England, eine Mehrzahl englischer Manufacturwaaren entrichtet dagegen einen Zoll bei einem Eintritt in Canada. Solche »Gräuel« erträgt das Mutterland von seiner Colonie! Das ist etwas anderes, rufen die Schutzzöllner, England kann leicht seine Gewebe der kosmopolitischen Concurrenz aussetzen, denn es ist allen Industrien andrer Nationen überlegen. Das ist nichts anderes, sagen wir, denn England ist nur in einzelnen Industriezweigen voran, es verzehrt dagegen massenhaft fremde Industrieproducte, in neuester Zeit sogar Imitationen sogenannter London-made-Artikel deutschen Ursprungs, während Frankreichs Absatz nach England sich auf 500 Millionen beläuft und zum grössten Theil aus Gewerbserzeugnissen besteht. In Folge des Freihandels sind fast alle Seidengewerbe in England zu Grunde gegangen. Die Engländer wissen das nicht nur, sondern sie sagen: es ist nicht schade um jenen ungesunden Industriezweig; kaufen wir lieber Lyoner Stoffe und erzeugen dafür desto mehr Wollenwaaren.

So verhält sich die Sache in Wirklichkeit. Wären wir also auf Seite der Schutzzöllner, wir würden es nicht für erlaubt halten, von den »Gräueln« der Tarifungleichheit im französischen Vertrag zu reden, die dieser nicht geschaffen hat, weil sie bereits vorhanden sind, die auch überall bestehen, wo mildere Tarife herrschen, sondern höchstens von der Ungeschicklichkeit, diesen bestehenden Ungleichheiten durch einen auswärtigen Vertrag eine Art von Weihe zu geben. Ueberhaupt bedauern wir, dass die freihändlerische Verjüngung unserer Tarife in der Gestalt eines auswärtigen Vertrages durchgesetzt werden soll, was den Monopolisten ein ganzes Arsenal von Waffen gegen den freihändlerischen Fortschritt erschlossen hat.

Was aber die Garnzölle betrifft, so können wir uns nicht die Erheiterung versagen, die Schlussworte unseres Gegners zu wiederholen: »Wer aber die Sache nicht ergründet hat, der sollte billig sich hüten, für etwas, was er nicht versteht, zu agitiren.«

Wir überlassen es unsern Lesern, ohne weitere Nachhilfe die Worte zu beziehen, auf wen sie denken, dass sie besser passen.

*

Wir schliessen mit dem merkwürdigsten Bestandtheile der Widerlegung, nämlich mit der Unterschrift: Moritz Mohl. Hier liegt vermüthlich eine Mystification vor. Herr Moritz Mohl wird von seinen Freunden für eine Grösse ausgegeben, er spielt bei den ständischen Verhandlungen seiner Heimath eine gewisse Rolle, er war es endlich, auf dessen Antrag die letzte grossdeutsche Versammlung in Frankfurt zur Aufstellung eines schutzzöllnerischen Bekenntnisses sich bewegen liess, er ist mit einem Wort die Spadille oder das Pique-Ass seiner Partei. Da nun jene sogenannte Widerlegung oft so ironisch klingt, als habe sich ein Freihändler unter falschem Namen das Gaudium gemacht, die Blössen der Schutzzolltheorien an einem praktischen Beispiel, viel kümmerlicher, als sie wirklich sind, erscheinen zu lassen, so haben wir auch vermieden, den Namen des Herrn Moritz Mohl bei unserer Entgegnung auszusprechen, um nicht einen Mann, von dessen Wissen und Können seine monopolistischen Verehrer mit so viel Bewunderung sprechen, ohne Verschulden vielleicht für einen schlechten Scherz büssen zu lassen.

4. Friedrich List's wissenschaftliche Irrthümer.

(Ausland 1863. Nr. 18. 29. April.)

Friedrich List ist der Schöpfer des Zollvereins oder, wie er sich selbst ausdrückt, der Handelsfreiheit in Deutschland. Seiner geduldigen unablässigen Aneiferung muss es zugeschrieben werden, dass früher als in Frankreich oder in irgend einem Festlandstaate eine grössere Eisenbahn auf deutschem Boden erbaut wurde, und wir daher in der Entwicklung unseres Eisenbahnsystems um etliche Jahre den Nachbarstaaten vorausgeeilt sind. Für seine edlen Bemühungen erntete er nichts als schnöden Undank. Ueberall wo er etwas segensreiches stiftete, lohnte man ihm mit dem Schicksal der ausgedrückten Citronen. Als er zwei Jahre Geld und Thätigkeit für die Bildung der Leipzig-Dresdener Eisenbahngesellschaft geopfert hatte, trösteten ihn die Hauptunternehmer und Hauptgewinner damit, dass die deutschen Capitalisten »nicht an ihm handeln würden wie die Yankees«. Sie haben ihr Wort auch buchstäblich eingelöst, sie haben nicht gehandelt, wie die Yankees, nämlich nicht grossherzig. List verlangte, dass man ihm den fünfzigsten Theil der Actien ein Jahr nach Eröffnung der Bahn zur Zeichnung al pari aufbewahrte, sie dagegen bewilligten ihm — 2000 Thlr., und fügten noch die Sottise hinzu, diese Summe »ein Ehrengeschenk« zu nennen.

Das Andenken dieses Mannes, der nur das Gute gewollt hat, der sein Volk liebte wie nicht einer, der aus Amerika schrieb: »im Hintergrunde aller meiner Gedanken liegt Deutschland«, ist geweiht für alle Zeiten. Auch bekennen wir freudig, dass ihm die Wissenschaft gar manches Körnchen Salz verdankt. Er hat mit unvergleichlicher Gewandtheit die Mängel seiner Vorgänger entblösst; nur ging es ihm wie den meisten kritischen Köpfen: als

er dazu schritt, sein System und seine Lehre aufzustellen, verfiel er stets in die nämlichen Fehler, die er zuvor bei seinen Gegnern aufgespürt hatte. Zur Zeit seines Wirkens bestanden übrigens in Europa ganz andere Verhältnisse wie jetzt. Der englische Markt war dem deutschen Ackerbau wie den deutschen Erwerbserzeugnissen verschlossen. Die Briten priesen den fremden Völkern ihren Adam Smith an, und sie handelten schnurstracks gegen seine Lehren. Schutzzölle waren daher in den Augen Friedrich List's eine Vertheidigungswaffe gegen England, das er bis zu seinem letzten Hauche immer als den angeblichen Feind unseres Wohlstandes verfolgt hat. Auch stammten die ersten Erfahrungen Friedrich List's aus der Zeit während und nach der Continentalsperre. Daher begegnen wir bei ihm so häufig dem Vorwurf gegen die Freihandelsschule, »das sie nicht den Einfluss des Krieges auf die Nothwendigkeit eines Schutzsystems berücksichtige«, denn er hatte ja in der Napoleonischen Zeit erlebt, wie übel damals Staaten bestellt waren, die ihre Erwerbserzeugnisse aus der Fremde bezogen, als sie durch den Krieg von ihren Quellen abgeschnitten wurden. Solche Besorgnisse theilt jetzt wohl niemand mehr. Russland hat von 1854—1856 alle seine Häfen blokirt gesehen, und sein Handel hat doch keine Stockung erfahren. Nie bestand eine wirksamere Blokade gegen ein gewerbloses Land wie heutigen Tages gegen die Secessionsländer. Dennoch führen die Amerikaner der Südstaaten gegen ihren doppelt überlegenen Feind den blutigsten und hartnäckigsten Krieg, den die Geschichte bis jetzt kennt, ohne dass sich bis jetzt irgendwo unverfängliche Zeichen der Erschöpfung bei ihnen eingestellt hätten.

Friedrich List war der letzte, der für Monopole und Monopolisten kämpfte. Ihm waren die Schutzzölle nur Mittel zu einem höheren Zweck, namentlich dachte er — und diess war einer seiner Irrthümer — sollten sie dem deutschen Arbeiterstand die Behaglichkeit des englischen Arbeiterstandes verschaffen. »Fehlerhaft war es«, bemerkt er, »dass Frankreich die Einfuhr von Rohstoffen und Agriculturproducten (Roheisen, Steinkohle, Wolle, Getreide, Vieh) durch Einfuhrzölle beschränkte; fehlerhaft wäre es, wenn Frankreich, nachdem seine Manufacturkraft zureichend erstarkt ist, nicht nach und nach zum gemässigten Schutzsystem überginge, wenn es nicht durch Zulassung einer beschränkten Concurrenz seine Manufacturisten zur Nacheiferung anzuspornen

trachten würde.« (Gesammelte Schriften, 3. Thl., S. 304.) Man sieht also, dass er die Eisen- und Kohlenzölle verwarf und dass er auch recht gut begriff, wie man durch Tarifmilderungen das Schläfrigwerden monopolisirter Gewerbe verhindern müsste. Lebte Friedrich List noch, so ist gar kein Zweifel, auf welcher Seite er jetzt stehen würde. Er, der grosse Agitator für die Handelsfreiheit in Deutschland, würde alles bekämpft haben, was zu einem Bruch des Zollvereins führen muss. Er wäre ganz sicherlich für den französischen Handelsvertrag quand-même wie für die Zolleinigung mit Oesterreich eingetreten. Sagt er doch ausdrücklich: »Noch mehr dürften dergleichen Verträge zulässig und nützlich sein zwischen Nationen, die auf ungefähr gleicher Stufe der industriellen Bildung stehen, zwischen welchen also die Concurrenz nicht übermächtig, nicht zerstörend, nicht niederhaltend, nicht alles monopolisirend von einer Seite auftritt, sondern wie bei dem Binnenverkehr zu wechselseitiger Nacheiferung, Vervollkommnung und Preisverminderung anspornt. Diess ist der Fall bei den meisten Continentalnationen. Frankreich, Oesterreich und der deutsche Zollverein z. B. dürften von ziemlich niedrigen Schutzzöllen nur sehr wohlthätige Wirkungen zu erwarten haben, und auch zwischen diesen Ländern und Russland liessen sich zu allseitigem Vortheil wechselseitige Concessionen machen. Was sie alle zur Zeit zu fürchten haben, ist nur das Uebergewicht Englands.« (Gesammelte Schriften, Bd. 3, S. 317.)

Niemand, der sich staatswirthschaftliche Kenntnisse erworben und in den öffentlichen Angelegenheiten dieses Faches ein Wort mitsprechen will, sollte versäumen, neben unseren trefflichen Handbüchern auch List's »Nationales System der politischen Oekonomie« zu studiren. Niemand bilde sich ein, er sei unerschütterlich in seinen Freihandelsüberzeugungen, wenn er sie nicht zuvor auf dem Stein des »nationalen Systems« geprüft hätte. Und dennoch ist der Grundgedanke des ganzen Werkes nur ein gutherziger, aber ein verderblicher Wahn. Der alte Schlosser pflegte seinen Heidelberger Schülern in den mündlichen Vorträgen die Lebenserfahrung einzuprägen, dass »im öffentlichen Leben niemand schädlicher sei als die gutherzigen Leute«, womit er sagen wollte, dass gewöhnlich das grösste Unheil von solchen Leuten gestiftet wird, die einem Irrthum durch eine ehrliche Begeisterung verführerische Reize zu verleihen wissen.

Der Kern von List's Lehre findet sich im 12. Capitel seines Systems unter der Ueberschrift: »Die Theorie der productiven Kräfte und die Theorie der Werthe«. Er glaubte der Wissenschaft viel höhere Ziele anweisen zu können als seine Vorgänger. »Dass die Smith'sche Schule nichts anderes lehrt als die Theorie der Werthe, erhellt nicht allein daraus, dass sie ihre Doctrin überall auf den Begriff von Tauschwerth basirt, sondern auch aus der Definition, die sie von ihrer Lehre gibt. Sie sei, sagt z. B. Say, diejenige Wissenschaft, welche lehre, wie die Reichthümer oder Tauschwerthe producirt, vertheilt und consumirt werden. Offenbar ist diess nicht diejenige Wissenschaft, die da lehrt, wie die productiven Kräfte geweckt und gepflegt und wie sie unterdrückt oder vernichtet werden. M'Culloch heisst sie ausdrücklich die Wissenschaft der Werthe, und neuere englische Schriftsteller nennen sie eine Wissenschaft des Tausches.«

Ueberall schätzte unser List die Kräfte, die etwas erzeugen, viel höher als den inneren Werth ihrer Erzeugnisse. Ein Volk, welches sich Entbehrungen in Folge des Schutzzolles auflegt, um Gewerbe grosszuziehen, handle, so meint er, wie jemand, der für das kommende Geschlecht spart; denn jene Entbehrungen erzielten Gewerbskräfte, die einst ihre reichen Zinsen heimbringen würden. »Den Unterschied zwischen der Theorie der productiven Kräfte und der Theorie der Werthe,« so lehrt er, »werden Beispiele aus der Privatökonomie am besten erläutern. Wenn von zwei Familienvätern, die zugleich Gutsbesitzer sind, jeder jährlich 1000 Thlr. spart und jeder fünf Söhne besitzt, der eine aber seine Ersparnisse an Zinsen legt und seine Söhne zu harter Arbeit anhält, während der andere seine Ersparnisse dazu verwendet, zwei seiner Söhne zu rationellen Landwirthen auszubilden, die drei übrigen aber je nach ihren besondern Fähigkeiten Gewerbe erlernen zu lassen, so handelt jener nach der Theorie der Werthe, dieser nach der Theorie der productiven Kräfte. Bei seinem Tod mag jener an Tauschwerthen weit reicher sein als dieser, anders aber verhält es sich mit den productiven Kräften. Der Grundbesitz des einen wird in zwei Theile getheilt werden, und jeder Theil wird mit Hilfe einer verbesserten Wirthschaft so viel Reinertrag gewähren wie zuvor das ganze, während die übrigen drei Söhne in ihren Geschicklichkeiten reiche Nahrungsquellen erworben haben. Der Grundbesitz des

andern wird in fünf Theile getheilt werden, und jeder Theil wird ebenso schlecht bewirthschaftet werden wie früher das Ganze. In der einen Familie wird eine Masse verschiedenartiger Geisteskräfte und Talente geweckt und ausgebildet werden, die sich von Generation zu Generation vermehren; jede folgende Generation wird mehr Kraft besitzen materiellen Reichthum zu erwerben als die vorangegangenen, während in der andern Familie die Dummheit und Armuth mit der Verminderung der Antheile am Grundbesitz steigen muss.«

Hier liegt der Trugschluss, den Friedrich List beging und der sich durch sein ganzes System hindurchzieht. Wir wollen ihn nicht sogleich aufdecken, weil wir manchem unserer Leser, der ihn nicht sogleich erfasst hat, die Freude verderben würden, ihn selbst im Laufe der folgenden Erörterung zu finden. Wenn wir gegen List die Künste der dialektischen Klopffechterei anwenden wollten, so würden wir sagen, jedes Gleichniss hinke, und damit es Beweiskraft habe, müsse erst genau bewiesen werden, dass beide Fälle sich decken wie zwei congruente Dreiecke. Aber wir lassen das Beispiel gelten wie es ist, und wollen beweisen, dass, wenn List keinen logischen Fehler gemacht hätte, er gerade das trügerische seiner Schutzzolllehre an diesem seinem Beispiele hätte inne werden müssen.

Eines der Hauptverdienste Friedrich List's war es, dass er seinen Gegnern, den älteren Freihändlern, den Grundsatz des laissez-aller streitig machte, indem er bewies, dass der Nutzen des Einzelnen nicht immer der Nutzen des Ganzen sei, dass der Einzelne, wenn man ihn seinem Erwerbs- und Verbrauchsinstincte frei nachgehen liesse, sehr oft sogar zum Schaden des Ganzen sich regen würde. In seiner kernigen Sprache ruft er aus: »Nein! in der National-Oekonomie kann Weisheit sein, was in der Privat-Oekonomie Thorheit wäre, und umgekehrt, aus dem ganz einfachen Grunde, weil ein Schneider keine Nation und eine Nation kein Schneider ist; weil eine Familie etwas ganz anderes ist als ein Verein von Millionen Familien, ein Haus etwas ganz anderes als ein grosses Nationalterritorium.« (A. a. O. S. 173.)

Wir haben oben gesagt, dass Friedrich List in dieselben Fehler gefallen sei wie seine Gegner; in den angezogenen Worten liegt unsere Rechtfertigung, dass wir den verdienten Todten, der sich nicht mehr verantworten kann, nicht ohne Grund beschuldigt

haben. Er fertigt seine Gegner damit ab, dass Beispiele aus dem Einzelnhaushalt nichts für den Staatshaushalt beweisen, und er vergisst, dass er S. 147 doch behauptet hatte, »den Unterschied zwischen der Theorie der productiven Kräfte und der Theorie der Werthe werden Beispiele aus der Privat-Oekonomie am besten erläutern.« Er sagt, eine Nation sei kein Schneider und ein Schneider keine Nation. Sehr richtig! Aber eine Nation ist auch kein Landwirth, der Söhne hat, die er erziehen oder nicht erziehen lässt.

Aber gesetzt, die Nationen gleichen gesegneten Bauernfamilien, wovon die eine spart und die andere ihren Erwerb auf die Erziehung der Nachkommenschaft verwendet. Welche handelt klüger? List sagt diejenige, die für die Erziehung ihr Geld ausgab. Einen Beweis ist er schuldig geblieben. List setzt nämlich voraus, dass auch das Capital, welches in die Erziehung gesteckt wurde, Früchte tragen müsse. Wer bürgt ihm dafür? Wenn die Gewerbschüler unfähig blieben, so war das Geld weggeworfen, und der andere Landwirth, der aus Bauern wieder Bauern machte und ihnen ein vermehrtes Vermögen hinterliess, handelte jedenfalls wie der klügere Hausvater.

Hier liegt der Grundirrthum der List'schen Lehre. Er überspringt überall ein Moment, welches unbedingt das wichtigste ist, nämlich die Begabung eines Volkes für einen bestimmten Erwerbszweig, als ob sich diese mit einem Nürnberger Trichter beibringen liesse. Wenn man mit dem Schutzzoll keine concurrenzfähige Industrie erzieht, wenn ein Gewerbe ewig von dem Verdienste der andern Gewerbe und Erwerbsarten zehren will, dann gleicht der Zustand dem Innern eines bäuerlichen Haushaltes, wo die Eltern und Geschwister darben müssen, damit ein unfähiger Haussohn auf der Universität zu einem gelehrten Berufe erzogen werden soll. Eine Industrie, die nicht concurrenzfähig wird, ist keine Mehrerin der productiven Kräfte, sondern eine Zehrerin der productiven Kräfte; sie wird nicht ein Segen, sondern sie gleicht einem Geschwür auf einem gesunden Leibe.

Ueberall setzte List voraus, dass die Befähigung zur Begründung von Gewerben bei gewissen Völkern vorausgesetzt werden kann. »In einer durch Natur und Bildung zur Pflanzung einer Manufacturkraft berufenen Nation muss durch anhaltenden und

kräftigen Schutz beinahe jeder Industriezweig gewinnreich werden, und es ist lächerlich, einer Nation zur Vervollkommnung eines grossen Nationalindustriezweiges oder der gesammten Nationalindustrie nur wenige Jahre zu gestatten, etwa wie man einem Schusterlehrling nur wenige Jahre vergönnt, um das Schuhmachen zu erlernen.« Man sieht, wie er überall die Hauptsache überspringt. »In einer durch Natur und Bildung zur Pflanzung einer Manufacturkraft berufenen Nation«, drückt er sich aus. Woran ist dieser Beruf zu erkennen? Wenn ein Volk berufen, das heisst begabt ist, besitzt es nicht in dieser Begabung schon einen ungeheuren Vorsprung vor allen Nachbarn? Zwei geschichtliche Beispiele werden uns am besten belehren, wie wirkungslos Schutzzölle sind, wo die Begabung fehlt, wie unnütz, wo sie vorhanden ist.

Grossbritannien besass vor 10 Jahren noch die erste, jetzt die zweite Handelsflotte der Welt, wenn man den Rang nach der Tonnenzahl misst. Es genoss bis noch vor 10 oder 12 Jahren die Wirkungen eines Schutzzolles in seiner Navigationsacte. Frankreich hat und hatte von jeher eine Navigationsacte. Wie kläglich es mit seiner Handelsmarine beschaffen ist, brauchen wir unseren Lesern nicht erst zu beweisen. Deutschland hat nie eine Navigationsacte, ja nicht einmal eine einheitliche Flagge gehabt, dennoch ist die deutsche Handelsmarine die nächste nach der englischen, und die drittgrösste der Welt.

Wir haben hier also drei Erfahrungen. Das britische Rhedergewerbe ist unter einem Schutzgesetz gediehen, aber, wie jetzt jeder Engländer einsieht, nicht durch dieses Schutzgesetz. Das französische Gewerbe ist allem Schutz zum Trotz nicht gediehen. Das deutsche Gewerbe ist aufgewachsen ohne Schutz und Pflege wie eine Staude am Gehölz. Was folgt daraus? Dass eine Nation für den Frachtenverkehr zur See begabt, dazu geboren sein muss, und dass, wo diese Begabung fehlt, aller Geldaufwand für eine künstliche Erziehung so gut weggeworfen ist, als wenn man einen Pudel Flöte blasen lehren wollte. Unter tausend gebildeten Engländern wird man jetzt keine fünfzig, keine fünf vielleicht mehr antreffen, die noch zu behaupten wagten, dass gegenwärtig die britische Marine um eine Registertonne weniger zählen würde, wenn Cromwell seine Navigationsacte nicht erlassen hätte. Und merkwürdig genug: gerade diese Navigationsacte war es, die Adam Smith als die einzig zulässige Schutzzollmassregel anerkennen wollte.

Die deutschen Schutzzöllner werden wahrscheinlich sich damit herausreden, dass das Matrosenhandwerk allerdings ein eigenthümlicher Beruf sei, für den man angeborne Geschicklichkeit besitzen müsse. Diess gilt aber in noch viel höherem Masse von solchen Gewerben, die eine künstlerische Leistung erfordern. Gesetzt, der Bauer in Friedrich List's Beispiel hätte sich in den Sinn gesetzt, seinen Sohn zum Violinspieler ausbilden zu lassen, damit er sich dereinst glänzende Concerthonorare wie ein Paganini erwerben könne, jedermann würde den Bauer auslachen, weil eine Wahrscheinlichkeit von der Grösse wie 1000 : 1 vorhanden ist, dass dermaleinst der Paganini in spe auf einer hölzernen Bühne in der Schenke zum Tanz aufstreichen werde. Jedermann würde das Bäuerlein herzhaft lächerlich finden, aber handeln denn die Schutzzöllner um vieles klüger? Es gibt Gewerbe, wo der Geschmack alles entscheidet. Lässt sich aber der Geschmack erlernen wie das Einmaleins? Wir sagen bei einem Bronzegefäss, bei einem Glasgeschirr, bei Porcellan u. dgl., die Formen seien »rein«, seien »edel«, seien »gefällig«, »anmuthig«. Was heisst das alles? Kann man jemanden, der diese Vorzüge nicht selbst sieht, nicht künstlerisch empfindet, der gleichsam die ästhetische Witterung nicht hat — kann man ihn durch irgenwelche Mittel zu ihrer Anerkennung zwingen? Von Leuten, die das Schöne von dem Hässlichen zu unterscheiden wissen, sagt man, sie haben Geschmack. Lässt sich aber der Geschmack, der nichts anderes ist als ein künstlerischer Tastsinn, schon nicht mittheilen und anerziehen, um wie viel weniger die Gabe, etwas geschmackvolles zu erdichten und zu erschaffen! Alle Gewerbe, die mit der Ausschmückung roher Stoffe sich beschäftigen, können nur bei Völkern zur Blüthe gelangen, welche dazu eine natürliche Anlage besitzen. Wie machtlos in diesem Sinn die Schutzzölle sind, davon hat Belgien einen höchst befriedigenden Beweis geliefert. Der belgische Kattundruck geniesst einen Schutz, der einer Prohibition ganz gleich kommt; er hat ihn genossen, seitdem es ein Königreich Belgien gibt. Nun haben englische wie französische Kritiker einstimmig erklärt: dass die Kattundrucke, welche Belgien zur letzten Londoner Industrie-Ausstellung geliefert habe, durch Unverdaulichkeit der Farbenzusammenstellung und durch die Bärengrazie in der Musterzeichnung einen succès de mépris, wenn man uns diesen Ausdruck verstatten will, sich erworben haben. Wenn der Schutz-

zoll ein Lehrgeld sei, welches die Nation für die Ausbildung ihrer Gewerbe entrichtet, wie die Schutzzöllner es gern darstellen, so haben die Belgier sicherlich das Lehrgeld für ihre Kattundrucker zum Fenster hinausgeworfen, und wer es gut mit ihnen meint, muss ihnen das alte Volkslied vorsingen:

Lass ab von der Liebe,
Sie ist dir nicht gesund.

Die Engländer haben in demselben Fache eine ähnliche Erfahrung gemacht. Auf der vorletzten Industrie-Ausstellung in Paris sahen sie zu ihrem Schreck, wie entsetzlich geschmacklos in Farbe und Zeichnung ihre Kattune im Vergleich mit den französischen sich ausnahmen. Sie suchten sich zu helfen, aber, als praktische Leute, nicht durch einen Schutzzoll, sondern durch Errichtung von Zeichnungsschulen. Das war insofern vernünftig, als es das einzige Mittel scheint, um eine Meisterschaft zu erreichen, wo die Begabung vorhanden ist. Sie bilden sich auch ein, dass sie seitdem Fortschritte gemacht haben, doch wollen die Kritiker anderer unbefangener Nationen noch nicht viel davon inne geworden sein. Schulen für Zeichner sind etwas vortreffliches, wenn die Zeichner vortrefflich sind; denn Uebung macht wohl den Meister, aber nicht den Künstler. Zu Friedrich List's Ehrenrettung müssen wir übrigens bemerken, dass er sich stets mit Ungunst über die Anpflanzung jeder Luxusindustrie äussert. Er wollte nur die Ausbildung solcher Gewerbe, die für den Massengebrauch dienen, und er sah kein Glück in dem Aufwachsen von Modeindustrien. »Es wäre Thorheit«, bemerkt er (Ges. Schriften 3. Thl. S. 169), »wenn eine Nation Producte, in deren Hervorbringung sie von der Natur nicht begünstigt ist, und die sie besser und wohlfeiler vermittelst der internationalen Arbeitstheilung, d. h. durch den auswärtigen Handel, sich verschaffen kann, vermittelst der nationalen Arbeitstheilung, d. h. durch Production im Innern, sich verschaffen wollte.«

Wie lange die »Lehrjahre« der Schutzzollzeit dauern sollen, darüber äussert er sich nicht bestimmt, sondern er meint nur länger als die eines Schusterlehrlings«. Unsere deutsche Industrie hat durch zwei Zollvereinsperioden die erhöhten Tarifgesetze genossen, also beinahe ein Vierteljahrhundert. Sicherlich ist das keine Schusterlehrlingszeit. Der Knabe, der damals in irgendeine Fabrik eintrat, ist jedenfalls ein Mann von etlichen dreissig Jahren.

Der junge Geschäftsmann, der damals sich auf einen Comptoirstuhl niederliess, ist jetzt schon an den Vierzig, und der reife Geschäftsmann von damals ist jetzt längst durch das Alter abgestumpft worden. Was Hänschen nicht lernt, sagt ein triviales Sprüchwort, lernt Hans nimmermehr. Wenn unsere Hänse in 25 Jahren nichts gelernt haben, wann soll denn noch über sie die Pfingsterleuchtung kommen? Auch haben die letzten 25 Jahre in Bezug auf die Fortschritte in den Naturwissenschaften, namentlich in der Chemie und in der Ausbildung des Maschinenwesens, den Gewerbsbetrieb so umgestaltet, dass er seinem frühern Zustande so wenig ähnlich sieht, wie die ersten Locomotiven den Locomotiven im Jahre 1850. Wenn man den ewigen Jammer von Industriellen um noch eine und abermals eine Gnadenfrist hört, ist es nicht eine vollständige Blocksbergscene?

Stimme unten.

Nehmt mich mit! Nehmt mich mit!
Ich steige schon dreihundert Jahre,
Und kann den Gipfel nicht erreichen.
Ich wäre gern bei meines Gleichen.

Beide Chöre.

Es trägt der Besen, trägt der Stock,
Die Gabel trägt, es trägt der Bock;
Wer heute sich nicht heben kann,
Ist ewig ein verlorner Mann.

Halbhexe unten.

Ich tripple nach so lange Zeit;
Wie sind die andern schon so weit!

Die Schutzzolllehre, wie sie Friedrich List verstand, bleibt ein gewagter Versuch, der sich nur da entschuldigen lässt, wo die Gewerbe gezeigt haben, dass sie etwas leisten können. Der Erfolg allein rechtfertigt den Bauer, der seine Söhne für schweres Geld erziehen liess. Eine Industrie aber, die nach einem Vierteljahrhundert noch keine Tarifmilderung ertragen zu können vorschützt, die würde nicht eine Entfaltung, sondern eine Zerrüttung des Nationalwohlstandes zur Folge haben.

Friedrich List war ein Feind aller Systeme. Er meinte, was für das eine Volk sich passe, schade dem andern. Jedes müsse daher seine besonderen Wege suchen. Von seiner Schule aber kann man sagen:

Wie er sich räuspert und wie er spuckt,
Das hat sie ihm trefflich abgeguckt.

Daher gehört denn auch zu ihren Leibsprüchen das Motto: Si duo idem faciunt, non est idem: wenn zwei das nämliche thun, so ist es nicht das nämliche. Wenn man ihnen vorrückt, dass die Schweiz trotz ihrer hinderlichen geographischen Lage in der Freihandelsluft eine kräftige, an rauhes Wetter gewöhnte und nicht von hohen Dividenden verweichlichte Industrie gross gezogen habe, so rufen sie: Si duo idem faciunt, non est idem.[1]) Verweist man gar auf das Beispiel Englands, so heisst es, die Engländer sind erst zum Freihandel übergegangen, nachdem sie in ihren Gewerben einen unerreichbaren Vorsprung gewonnen hatten. Si duo idem faciunt, non est idem. Dass diese Behauptung einfach nicht wahr ist, kümmert die Verkündiger einer Lehre sehr wenig, der es nicht um die Wahrheit, sondern um Erhaltung fetter Monopole zu thun ist. In England sind seit dem Freihandel eine Menge Gewerbe fast ganz erloschen, namentlich alle Seidengewerbe, und den feineren Wollenwaaren droht durch den französischen Handelsvertrag ein ähnliches Schicksal.

Das Komische an Friedrich List's System ist es aber, dass es gerade auf den Grundsatz aufgebaut ist: si duo idem faciunt, est idem. Die Engländer, sagt er, waren vor Edward IV und Elisabeth »die grössten Taugenichtse«, womit er sagen will, sie hatten keine Fabriken; denn wie dem verstorbenen Fürsten Windisch-Grätz der Mensch erst beim Baron begann, so fing für List die »Nation« erst an, wenn sie Schuhnägel fabricirte. »Die Manufacturen und Fabriken«, ruft der verblendete Mann aus, »sind die Mütter und die Kinder der bürgerlichen Freiheit, der Aufklärung, der Künste und Wissenschaften, des innern und äussern Handels, der Schifffahrt, der Transportverbesserungen, der Civilisation und der politischen Macht.« Welcher historische Missgriff!

1) Fr. List, Ges. Schr. S. 314, macht in Bezug auf die Schweiz doch wenigstens einen vernünftigen Grund geltend, nämlich den, dass sie den Vortheil geringerer Abgaben besitze. Wir wollen nicht untersuchen, ob dieser Vortheil die ungeheuren Nachtheile der geographischen Lage ausgleiche; ist es denn aber wahr, dass die Schweizer weniger Abgaben entrichten? Ihre Gemeindesteuern sind höchst drückend, und am allerschwersten lastet wohl auf ihnen der Dienst in der Miliz. Man frage jeden Schweizer Bürger, ob er sich materiell nicht viel besser stehen würde, wenn er durch die Entrichtung höherer Steuern den jährlichen Uebungen entgehen könnte.

Die Geschichte der Niederlande ist die schlagende Widerlegung dieses Psalmen auf die Manufactur- und Fabrikherrlichkeit. Wissenschaften, »Aufklärung«, Handel und Schifffahrt blühten in Holland, welches nie eine Industrie besessen, sondern sich begnügt hat, zu fischen, über See zu handeln und Käse zu bereiten. Manufacturen dagegen blühten in Flandern, in den später sogenannten spanischen Niederlanden, die nie Handel, nie Schifffahrt, nie Wissenschaftlichkeit, nie »Aufklärung« (was List darunter versteht) besessen haben. Dass die Wissenschaft nichts mit den Gewerben zu schaffen habe, dass sie sogar ihren Beruf entwürdigt, wenn sie sich ihnen verdingt, hat J. v. Liebig erst kürzlich wieder in einer akademischen Rede verkündet. Es war ein Mangel an geschichtlicher Bildung bei List, dass er glaubte, zur geistigen und zur sittlichen Blüthe eines Volkes gehöre die »Manufacturkraft«. Die alten Römer waren die Herren der Welt; sie kannten aber nur ein einziges Gewerbe, welches dem freien Manne ziemte: den Ackerbau. Die Araber waren ein nomadisches Hirtenvolk, und dennoch erstand in ihrem Schoosse diejenige Religion, welche der unsrigen am nächsten steht. Im Laufe von nicht ganz einem Jahrhundert herrschten sie vom Ebro bis zum Sir Daria und hinterliessen der Welt unsterbliche Poesien, unsterbliche Denkmale der Baukunst und unvergängliche Fortschritte in den Naturwissenschaften. Und nicht bei den Städtebewohnern fanden sich diese Gaben, sondern bei den Beduinen; denn galt es einen Dichterwettkampf oder eine grammatikalische Streitfrage zu entscheiden, so zog man in die Wüste, und Richter waren die Leute, welche unter dem funkelnden Himmel zwischen ihren Heerden zu schlafen pflegten. Ganz sicherlich haben Fabriken und Manufacturen an dem, was wir Gesittung oder Civilisation nennen, an den imponderabeln Schätzen unseres Geschlechtes so wenig Antheil, wie der Pfriemen, den Hans Sachs führte, an seinen Theaterstücken.

Die Engländer waren Taugenichtse, lehrt uns List, bis sie durch Schutzzollgesetze gewerbfleissig und durch ihre »Fabrik- und Manufacturkraft« die Herren eines schönen Stück Erdbodens und die Nachfolger der Grossmoguln wurden. Das alles war nach seiner Meinung die Wirkung einer Protectionssalbe, also macht es auch so: si duo idem faciunt, est idem.

Wenn wir die Sache aber gründlich untersuchen, so findet sich, dass die Engländer ihren Reichthum ganz anderen Ursachen

verdanken. »Eisen und Canäle«, heisst es in einem Citat bei Roscher, »haben England reich gemacht.« Die Natur ist ausserordentlich verschwenderisch gegen Grossbritannien gewesen; sie gab ihm Kohlenflötze und Eisenerze von vorzüglicher Güte und, was noch wichtiger war, dicht nebeneinander, oft übereinander im Schooss der Erde abgelagert. Dennoch führte England noch vor 90 Jahren mehr fremdes Eisen ein als es selbst erzeugte, und dennoch waren die Engländer damals längst schon keine »Taugenichtse« mehr. Warum führte es damals Eisen ein und warum führt es jetzt ebenso viele Centner Eisen aus als es damals Pfunde einführte? Weil erst später die Ausbringung der Eisenerze durch Coaksfeuerung erfunden wurde. Die Reichthümer, die England aus seinen Bergwerken, aus seinen Kohlengruben und Eisenhütten gewonnen hat und täglich noch gewinnt, sind ein Geschenk seines Bodens. So wenig ein Schutzzoll je etwas an dem metallischen Procentgehalt der Eisenerze zu ändern vermag, so wenig hatte er auch Verdienst um die Erfindung der Hochöfen mit Coaksfeuerung. Seine Canäle, sagt man, hätten England reich gemacht; seine Eisenbahnen, könnte man hinzufügen, haben es noch reicher gemacht. Canäle und Eisenbahnen sind Anlagen von Capital, und Capital ist die Frucht von Ersparnissen. Kein Schutzzoll wird ein verschwenderisches Volk reich machen, sondern Capitale werden sich nur bilden, wenn man spart. Die Naturschätze Grossbritanniens waren Geschenke, aber die ungeheuren Vermögen der Briten sind die Frucht ihrer Ersparnisse. Niemals wird auch je der festländische Arbeiterstand zu den Fleischtöpfen des britischen Arbeiterstandes gelangen. Der britische Arbeiter verzehrt viel mehr als irgendein Franzose oder ein Deutscher, er schafft aber in entsprechender Zeit auch ein mehrfaches wie deutsche und französische Arbeiter, so dass der britische Arbeiter trotz seinem hohen Arbeitslohn fast ebenso wohlfeil arbeitet als ein festländischer Arbeiter.[1]) Es wäre irrig zu schliessen: weil der britische Arbeiter mehr zu verzehren habe, könne er auch mehr schaffen, sondern das Richtige ist: weil er mehr schafft, muss er mehr verzehren. Er ist auch hier von der Natur begünstigt, weil er ein anderes Klima bewohnt, und weil überhaupt südlichere Völker weniger schaffen und weniger verzehren können. Wollte man einem fest

1) S. Roscher, Grundlagen der Nationalökonomie. Bd. 1 S. 310.

ländischen Arbeiter englische Kost geben, er würde deshalb nicht arbeiten wie ein Brite, sondern er würde nur schwerer verdauen.

Wenn wir die Engländer um die hohe technische Ausbildung ihrer Gewerbe beneiden, so sollten wir nie vergessen, dass sie eben für sehr viele Erwerbszweige ganz besonders befähigt sind. Von wem und wo wurden die Dampfmaschinen? wo die Eisenbahnen? wo die kühnen Tunnel- und Brückenbauten? wo die mechanischen Webstühle? wo die Spinnstühle erfunden, zuerst versucht, zuerst ausgeführt, am frühesten vervollkommnet? Nirgends anders als in England. Jeder der vielen Bestandtheile einer Dampfmaschine ist eine besondere Erfindung gewesen, und fast alle diese Erfindungen werden englischen Arbeitern verdankt. Der sinnreichste Bestandtheil einer Dampfmaschine ist gewiss die Vorrichtung, dass sie selbst die Klappen zum Aus- und Einströmen des Dampfes öffnet und schliesst. Diese Erfindung in ihrer rohesten Form verdankt die Welt bekanntlich einem britischen Knaben, der die Hähne oder Klappen durch eine Schnur mit dem auf- und niedersteigenden Stempel verband. Die Engländer sind eine Nation von Erfindern; sie haben ihre Freude an allen Erfindungen, und sie haben diese Leidenschaft oder diesen Instinct sogar an ihre Vettern über dem »dicken Wasser« vererbt. Ist es ein Wunder, dass in dem Schoosse des Volkes, wo die wichtigsten Erfindungen des vorigen Jahrhunderts entstanden und in dem jetzigen ausgebildet wurden, auch sehr viele Gewerbszweige noch einen weiten Vorsprung voraus haben? Man kann, sagt der Dichter an einer viel bewunderten Stelle, dem Seidenwurm das Spinnen nicht verbieten; man kann aber auch, dürfen wir prosaisch hinzusetzen, einem Regenwurm das Spinnen nicht gebieten. Jedes Volk hat seine besondern Fertigkeiten und Begabungen. Keines, wenn es noch so zahlreich wäre, vermag alles und jedes zu leisten. Glaubt man, dass James Watt, der grosse Erfinder des Condensators an der »Feuermaschine«, jemals etwas geleistet hätte, wenn er geschmackvolle Muster für einen Lyoner Shawl hätte erdenken sollen? Und wie kommt es wohl, dass jetzt die Engländer anfangen, französische und deutsche Muster von Dampfmaschinen nachzuahmen? dass im Fache der Locomotiven nach Fairbairn's Geständniss auf der letzten britischen Naturforscherversammlung die festländischen Fabriken die Engländer längst eingeholt, wenn nicht überholt haben? Weil in Frankreich und weil in Deutschland die Techniker durchschnitt-

lich viel gründlicher gebildet sind, weil sie gegen die erfinderischen Engländer höhere Kenntnisse in den Naturwissenschaften voraus haben, und weil deutschen und französischen Gelehrten in den reinen Naturwissenschaften jetzt das Supremat gebührt. Nicht dem Geldmacherrecepte des Schutzzolles, sondern unsern eigenen Leistungen, unsern trefflichen Schulen, unsern grossen Chemikern und Physikern, aus deren Hörsälen das jüngere Geschlecht seine Kenntnisse schöpfte, verdanken wir den Aufschwung unserer Gewerbe. Erzieht tüchtige, gebildete Fachleute, und ihr werdet concurrenzfähige Gewerbe bekommen, nicht durch den Hokuspokus eines Tarifsatzes.

5. Der Unternehmergewinn.

(Ausland 1866. No. 11. 13. März.)

»Niemand kann die Lage der Arbeiter im Tagelohn verbessern, wenn sie sich nicht selbst helfen.« Dieser Satz hat den Namen des Herrn Schulze aus Delitzsch in ganz Deutschland berühmt gemacht. Es wäre diess aber nicht geschehen, wenn dem Worte nicht auch eine That, der Lehre nicht auch eine Anleitung zur Selbsthilfe gefolgt wäre. Durch Schulze's Aufmunterung haben sich Arbeiter zu Genossenschaften[1]) vereinigt, sie haben ihren häuslichen Aufwand wohlfeiler bestreiten gelernt, indem sie gemeinsam und im grossen ihre Verzehrungsgegenstände bezogen, sie haben scheinbar geringfügige Ersparnisse zusammen getragen, die wie durch ein Wunder zu achtungswerthen Capitalien anschwollen, denen sich dann sogleich das öffentliche Vertrauen zuwendete, so dass sie, durch Credit vervierfacht, als genügende Anlehen für selbständige Unternehmungen an die Arbeiter zurückflossen. Erreichen die Ersparnisse eine gewisse Höhe, so kann

1) Den gegenwärtigen Stand dieser Genossenschaften und ihr rasches Wachsthum zeigt folgende Tabelle:

Vergleichende Uebersicht der Resultate von Vorschussvereinen von 1859—1864.

Rechnungsjahr.	Zahl der bei der Anwaltschaft bekannten Vereine.	Zahl der Vereine, welche Abschlüsse eingereicht haben.	Mitgliederzahl der letzteren.	Eigner Fonds derselben.		Auf Credit entnommene Gelder.		Durchschnittlicher Procentsatz des eigenen zum fremden Fonds.
				Gesammtsumme. Thaler.	Durchschnittsbetrag für die einzelnen Vereine. Thlr.	Gesammtsumme. Thaler.	Durchschnittsbetrag für die einzelnen Vereine. Thlr.	
1859	183	80	18,676	276,846	3460	1,014,145	12,676	$27^{5}/_{10}$ %
1860	257	133	31,603	528,857	3976	2,392,327	17,987	$22^{1}/_{10}$ %
1861	364	188	48,760	907,213	4825	4,632,477	24,641	$19^{5}/_{10}$ %
1862	511	243	69,202	1,332,438	5483	6,188,610	25,467	$21^{1}/_{10}$ %
1863	662	339	99,175	2,021,250	5962	9,058,040	26,719	$22^{8}/_{10}$ %
1864	890	455	135,013	3,252,757	7148	12,756,582	28,036	$25^{4}/_{10}$ %

man, wie diess in England bereits geschehen ist, zur Bildung von Actiengesellschaften übergehen. Der Arbeiter verwandelt sich dann in einen kleinen Capitalisten, er gewinnt nicht nur den Lohn seiner Arbeit, sondern auch die Zinsen des ersparten Actiencapitals und einen Antheil am erzielten Unternehmergewinn. Schulze aus Delitzsch löst also die Sorge der modernen Gesellschaft über das Loos der Arbeiter, dass er sie die Wege lehrt, wie sie Capitalisten werden. Ein Arbeiter im fremden Lohn ist wie der Knecht, der sich bei einem Bauer verdungen hat; ein Arbeiter im eigenen Lohn, der für ein Actienunternehmen arbeitet, bei dem er selbst betheiligt ist, gleicht dem Landwirth auf eigenem Grund und Boden.

Diese Aussöhnung zwischen dem Capital, welches im strengsten Wortsinn nicht arbeitet, und dem Arbeiter, der ohne Capital sich verdingen muss, durch Vereinigung beider, hat bekanntlich der verstorbene Lassalle zu stören gesucht. Schulze aus Delitzsch war ein erfahrener Geschäftsmann und ein gründlicher Kenner der staatswirthschaftlichen Gesetze, aber die Wahrheiten, die er einsah, vermochte er nicht mit logischer Schärfe auszudrücken. Es fehlte seinen Vorträgen die Einfachheit und Klarheit, durch welche allein die tiefen Lehren der Wissenschaft dem populären Verständniss erschlossen werden können. Lassalle dagegen hatte viel zu flüchtig in die vorhandene staatswirthschaftliche Literatur hineingeschaut, als dass ihre Wahrheiten bei ihm zum Keimen gekommen wären, denn bei den sauren Untersuchungen einer trockenen Wissenschaft auszuharren, dazu war er zu »geistreich«, wie man gewöhnlich sagt, zu flatterhaft, wie man sich besser ausdrücken würde. Dafür war er ein gewandter und witziger Dialektiker, mit einem raschen Auge für Ungenauigkeiten im Ausdrucke, für logisch schwache Schlüsse des Gegners, für eine falsche oder zweideutige Anwendung richtiger Lehren, also ein Mann wie auserlesen für literarische Gefechte. So begann sein Federstreit mit Schulze aus Delitzsch, dessen Ausgang leicht vorauszusehen war. In den Augen Sachverständiger behielt Schulze von vornherein Recht, denn er stritt für Sätze, über die man sich wissenschaftlich fast seit einem Jahrhundert geeinigt hatte, während das, was Lassalle vorbrachte, längst widerlegt war, so dass jeder Nationalökonom, der seine Schriften in die Hand nahm, sie mit Achselzucken als werthlose Dilettantenmaculatur beiseite gelegt haben wird. Ganz anders aber sah der Streit in den Augen der Laien aus, deren wirth-

schaftliches Denken noch nicht geübt war, um stillschweigend Schulze's Schwächen im Ausdruck zu verbessern und, nicht geblendet von Lassalle's Trugschlüssen, fest und sicher zu entscheiden, auf welcher Seite Recht oder Unrecht, Wahrheit oder Irrthum, Sieg oder Niederlage war. Galt es populär vorgetragene Irrlehren populär zu widerlegen, den Dialektiker mit seinen eigenen Waffen zu besiegen, die abgedrückten Pfeile auf den Schützen zurückprallen zu lassen, so fehlte Herrn Schulze aus Delitzsch dazu die rechte Begabung, und er hat auch in seiner neuesten Schrift,[1]) so viel gutes und richtiges sie sonst enthält, den Gegner nicht gänzlich entwaffnet.

So hatte Lassalle den Satz aufgestellt: nur auf juristischem Gebiet könne es eine Verantwortlichkeit des Einzelnen geben, nicht auf wirthschaftlichem, denn hier sei der Ausgang seiner Handlungen abhängig vom Eintritt gewisser Umstände (Conjuncturen), die er weder vorausberechnen noch die er beherrschen könne. »Das ökonomische Gebiet«, fuhr er fort, »unterscheide sich von dem juristischen dadurch, dass, während auf diesem, auf dem Rechtsgebiet, jeder verantwortlich sei für das, was er gethan hat, auf ökonomischem Gebiet umgekehrt heutzutage jeder verantwortlich sei für das, was er nicht gethan hat. So verlören z. B. bei reichlichen Rosinen- oder Getreide-Ernten in Korinth, Smyrna, im Mississippi-Thal, den Donauländern u. a., die Korinthen- und Getreidehändler in Berlin und Köln, welche grosse Vorräthe zu den früheren Preisen auf Lager haben, und umgekehrt; so kämen durch eine missrathene Ernte oder stockende Zufuhr der amerikanischen Baumwolle Arbeiter dieses Fachs in England, Frankreich und Deutschland massenhaft ausser Brod u. s. w.«

Schulze erwidert darauf eine Menge Dinge über Abhängigkeit und Freiheit, Menschheit und Cultur, günstige und ungünstige Conjuncturen, die alle nicht zur Sache gehören. Den Trugschluss selbst, den der Gegner vorgebracht hatte, deckt er nicht auf. Warum soll nämlich der Einzelne nicht bei seinem wirthschaftlichen Thun eben so frei und dafür eben so verantwortlich sein, wie für seine polizeiliche Aufführung und die rechtlichen Folgen seiner bürgerlichen Handlungen und Geschäfte? Es gibt keinen

1) Die Abschaffung des gesellschaftlichen Risico durch Hrn. Lassalle. Ein neues Capitel zum Arbeiterkatechismus. Berlin, Duncker 1866.

Zwang, der ihm die Lohnarbeit in einer Fabrik aufnöthigt, der einen Menschen zum Korinthenhandel verurtheilt. Bei der Wahl seines Berufs und seiner Ernährungsweise geniesst jeder einen, nur durch seine eigene Brauchbarkeit beschränkten Spielraum. Der Arbeiter kann sich als Tagelöhner, als Packträger, als Dienstbote, kurz auf jede Art verdingen, wie und wo er etwas leisten kann. Wenn er den Fabriklohn vorzieht, so wird er wissen, weshalb er es thut. Vielleicht steht er höher als andere Löhne, vielleicht sagt ihm die damit verbundene geringere körperliche Anstrengung zu, vielleicht ist es der freie Sonntag, vielleicht die Unabhängigkeit, die ihn besticht. Hat er gewählt, so muss er aber auch die Uebelstände des Fabriklohns in den Kauf nehmen, und er wird sich, wenn er vorsichtig ist, gegen den Eintritt schlimmer Zeiten rüsten. Noch klarer ist die Lage des Lassalle'schen Korinthenhändlers, wenn er ein Geschäft schliesst. Er muss wissen, dass der Ausgang seines Unternehmens von der künftigen Gestaltung des Marktes abhängen wird. Ist sie ihm günstig, so gewinnt er; ist sie ihm ungünstig, so verliert er. Er will gewinnen, selbst auf die Gefahr hin zu verlieren. War er also nicht unabhängig? nicht selbständig? Ist er also nicht auch verantwortlich wegen der Folgen? Volenti non fit injuria. Wollte Lassalle einwenden, dass der Betreffende die Gefahr seines Unternehmens nicht gekannt habe, so trifft ihn eben die Strafe des Vorwitzes. Wenn jemand in einer Apotheke aus Neugier den Inhalt von Büchsen und Flaschen der Reihe nach durchkosten wollte, und er käme an ein Gift, so würde jedermann die Folgen seiner Unbesonnenheit nur ihm zuschreiben, und wenn jemand im Korinthenhandel sich versucht, ohne die Gefahren seines Unternehmens zu kennen, so büsst er eben für seine Unvorsichtigkeit. Schulze hat diess auch, glauben wir, mit den Worten sagen wollen: »Nicht das rechnet man dem Spieler zu, wenn man ihn für seinen Ruin verantwortlich macht, dass er verliert, dass die Chancen des Spiels, die er allerdings nicht voraussehen konnte, gegen ihn sind, sondern, dass er überhaupt spielt.« Er hat es aber unterlassen, den Trugschluss bei Lassalle logisch zu zergliedern und ihn dem blödesten Auge sichtbar zu machen, den Dialektiker und Wortschlingensteller gleichsam in flagranti zu ertappen.

Lassalle behauptet weiter: so unberechenbar und eigensinnig seien die Schwankungen der Handelspreise, dass »je richtiger,

schärfer und genauer der Verstandescalcül des Speculanten den ihm unbekannten Umständen angepasst sei, desto mehr habe er im allgemeinen die Wahrscheinlichkeit gegen sich.« Schulze konnte zwar mit Recht darauf erwidern: dieser Satz werde die Heiterkeit aller Fachmänner erregen, aber er verstand nicht die Kunst, auch die Heiterkeit des Lassalle'schen Publicums, der Laien, zu erregen, denn nicht vor Fachmännern und Nationalökonomen wird der Process verhandelt, sondern die Arbeiter sitzen auf der Geschwornenbank. Er brauchte auch hier nur den Logiker wieder auf frischer That festzuhalten, denn negativ ausgedrückt lautet der Satz von Lassalle: »je schwächer, unrichtiger und ungenauer der Verstandescalcül des Speculanten den ihm unbekannten Umständen angepasst sei, desto mehr habe er im allgemeinen die Wahrscheinlichkeit für sich.« Mit andern Worten will das sagen: dass das Glück sich in der Mehrzahl der Fälle stets auf die Seite des Unwissenden neige. Das, hoffen wir, wird die Heiterkeit nicht bloss von Fachmännern, sondern auch von Laien erregen.

Lassalle vergleicht den Unternehmergewinn beim Handel mit dem Glück in einem Hazardspiel. Schulze aus Delitzsch bestreitet die Richtigkeit des Vergleichs vollständig. Bei jeder Speculation, lehrt er sehr richtig, gibt es eine Anzahl von Umständen, die sich mit grosser Sicherheit im voraus berechnen lassen; daneben aber spielen auch andere Wendungen eine Rolle, die sich nicht berechnen lassen, so dass das sogenannte Glück sich demjenigen zuneigen wird, welcher bei dem Berechenbaren keinen Fehler sich zu Schulden kommen lässt. Wir glauben, dass beide nicht den Nagel auf den Kopf getroffen haben. Jede Speculation trägt mehr oder weniger den Character eines Spiels an sich, aber nicht den Character eines Hazardspiels, wie Rouge et noir, Trente et quarante, auch nicht den Charakter eines reinen Verstandesspiels, wie das Schach, sondern sie gleicht jenen Spielen, bei denen es, um den technischen Ausdruck zu gebrauchen, auf die »Conduite«, d. h. auf die Selbstbeherrschung und das kalte Blut des Spielers ankommt. Diess führt uns schliesslich auf die Natur des Unternehmergewinns, der uns genau dasselbe ist wie der Handels- oder Speculantengewinn.

Greifen wir ein Beispiel aus der unmittelbaren Gegenwart heraus, und versetzen wir uns nach Liverpool in die dritte

Februarwoche des Jahres 1866. Eine Summe Geldes steht uns zur Verfügung, und wir haben Lust, dafür Baumwolle aus Bombay zu beziehen. Wir finden Muster der Waaren bei Zwischenhändlern in Liverpool selbst, und das Pfund einer gesuchten Mittelsorte wird uns zu einem Preis angeboten, dass, wenn wir die Waare bei ihrem Eintreffen mit 13 Pence, dem gegenwärtigen Marktwerth, absetzen können, wir alle unsere Spesen, die mittlerweile aufgelaufenen Zinsen und eine entsprechende Vergütung unserer Geschäftszeit, aber keinen weitern Gewinn aus unserer Speculation erzielen würden. Ein wahrer Gewinn von 1 Penny würde uns erst erwachsen, wenn wir schliesslich das Pfund mit 14 Pence, ein wahrer Verlust von 1 Penny, wenn wir es mit 12 Pence absetzen würden. Wir müssen vor allen Dingen berechnen, wann die Waare in Liverpool eintreffen kann. Gekauft ist sie nämlich mit telegraphischer Geschwindigkeit, und entschliessen wir uns noch rechtzeitig, so kann sie noch vor Umschlag des Nordostmonsuns abgehen, und ist diess der Fall, so trifft sie Anfangs Mai in Liverpool ein. Steht um diese Zeit die Baumwolle noch auf 13 Pence, so werden uns durch diesen Preis vergütet: unsere Spesen, unsere Zinsen, unsere kaufmännischen Bemühungen und die allgemeinen Gefahren, gegen die man sich sonst durch Versicherungsprämien deckt. Es ist aber nicht zu vermuthen, dass bis Mai die Preise sich unverrückt erhalten werden, es ist vielmehr Ursache zu erwarten, dass sie steigen oder fallen. Mit Sicherheit lässt sich aber weder das eine noch das andere voraussehen, denn so oft sich etwas berechnen lässt, berechnet eben jeder so gut wie der andere. Suchen wir uns nun über den Stand der Märkte zu unterrichten, so finden wir in den Marktanzeigen, dass bis zur dritten Februarwoche in England bereits

462,292 Ballen
gegen 321,086 „

in dem gleichen Zeitraum des vorigen Jahres eingetroffen waren. Wir bemerken also, dass die Zufuhr stärker ist in diesem Jahr, während die Preise um dieselbe Zeit des vorigen Jahres die nämlichen waren wie heute, mit dem kleinen Unterschied, dass die amerikanischen Sorten etwas höher, die indischen etwas niedriger standen, was auch die Statistik rechtfertigt, denn die Zufuhren amerikanischer Wolle haben sich gemehrt, die Zufuhren indischer vermindert. Ein ungeduldiger Leser wird vielleicht ausrufen: das

Sinken der Baumwollenpreise sei in diesem Fall so leicht vorauszusehen, dass niemand sich zu einem so gewagten Geschäft entschliessen werde. Nicht so hastig! Wir finden nämlich unter den Marktanzeigen auch den Wink, dass die Vorräthe und der Absatz in den Häfen betrugen am nämlichen Datum

	Vorräthe	Absatz
1865	576,660 Ballen,	167,260 Ballen,
1866	418,680 „	306,280 „

Die Vorräthe sind also geringer als im vorigen Jahr, der Absatz viel lebhafter, und wir sehen daraus, dass die Mehrzahl der Käufer Vertrauen in die Fortdauer der bestehenden Preise hat. Folglich können wir auch schliessen, dass, wenn die Baumwolle bei verminderten Vorräthen nicht mehr koste als voriges Jahr, wo um dieselbe Zeit Geschäfte, unter gleicher Bedingung geschlossen, nicht unglücklich verliefen, in diesem Jahr die Aussichten noch viel günstiger stehen müssen. Auch das ist wieder zu rasch geschlossen. Die Vorräthe, welche die Statistik anzeigt, sind nur die unverkauften Ballen des Rohstoffes in den Hafenplätzen. Wie hoch sich die Vorräthe des verfertigten Garns in den Spinnmühlen belaufen, erfahren wir nicht. Sie können grösser, sie können geringer sein als im vorigen Jahr. Es ist möglich, dass die Garne noch rascher abgesetzt werden als der Rohstoff, es ist aber auch möglich, dass sie sich auf den Lagern der Fabriken anhäufen. Völlig klar können wir nicht sehen, doch weiss man ungefähr aus Beobachtungen am mercantilischen Himmel, ob irgendeine Krisis in der Nähe drohe, oder nicht.

So wird ein jeder Fall sich verschieden beurtheilen lassen. Denken wir uns aber, dass drei Speculanten von gleichem mercantilen Scharfblick die Lage des Baumwollenmarkts ganz gleich beurtheilt hätten, und zwar sämmtlich in dem Sinn, dass ebenso viel Aussicht vorhanden sei einen Penny am Pfund zu gewinnen als ihn zu verlieren, so werden doch ihre Entschlüsse sich vollständig nach ihrem Speculationstemperament richten. Der erste, der ein leidenschaftlicher Optimist ist, wird nicht nur frisch auf die Karte setzen, sondern er wird sogar auf eine Karte mehr setzen, als er sollte. Der zweite, den wir uns als einen muthigen aber vorsichtigen Geschäftsmann denken, wird den Handel nicht von sich weisen, aber er wird lieber je ein Viertel oder ein Zehntel seines Vermögens in vier und zehn Geschäften wagen als das

Ganze in einem einzigen. Der dritte, zum Pessimismus geneigt und ängstlich, wird wahrscheinlich gar nichts unternehmen, sondern lieber auf Gelegenheiten warten, wo sich ein kleiner Gewinn bei verminderter Gefahr darbietet. Es ist nicht unmöglich, dass Speculanten der ersten Classe rasch zu grossen Reichthümern gelangen, aber die unendliche Mehrzahl wird früher oder später den Hals brechen. Wo die Gewinnsucht die Vorsicht überwältigt, da tritt der Fall ein, an welchen Lassalle gedacht zu haben scheint, als er behauptete, dass der »schärfste Verstandescalcül die Wahrscheinlichkeit gegen sich habe«. Die Begierde erregt die Phantasie auch des Scharfsinnigen, und so erklären sich einfach die Fälle, dass das sogenannte Unglück oft bei den geschicktesten Kaufleuten einkehrt. Dem Leidenschaftlichen hilft auch der Gewinn nicht, denn er bestärkt ihn im Glauben an sein Glück oder an seine Unfehlbarkeit. Verluste aber reizen ihn, sie durch noch grössere Wagnisse wieder zu decken. Der verzagte Speculant dagegen kann nie zu höherem Wohlstand gelangen, denn ihm mangelt, was der erste zu viel hat, nämlich die Courage. Jeder kleinste Verlust schüchtert ihn noch mehr ein, er speculirt nur wenn er wenig Gefahr läuft, wenn alle Welt speculirt, wo dann aber auch wenig zu gewinnen ist. Man wird nicht selten finden, dass hochbegabte Geschäftsleute mit Bankrott endigen, aber man wird nie finden, dass Unwissende oder schwache Köpfe eine Reihe glänzender Unternehmungen zu Ende führen werden. Zu der wahren kaufmännischen Grösse gehören unbedingt Fachkenntnisse und scharfe Urtheilskraft, daneben aber auch gewisse Charaktereigenschaften, die sich nicht eben häufig vereinigt finden. Es gehört dazu vor allem Unerschrockenheit, kaltes Blut und Selbstbeherrschung. Ein musterhafter Speculant wird bei drohenden Marktverschlechterungen nicht sogleich alles im Stich, aber auch in Zeiten schwindelhafter Ueberschätzung durch Gewinnsucht sich nicht fortreissen lassen. Es sind jene persönlichen Eigenschaften, welche den britischen Handelsstand reich gemacht haben. Bei ihm findet sich eine günstige Mischung beider Erfordernisse, Lust am Wagniss und Vorsicht; doch ist die erstere bei ihm fast immer grösser gewesen als die andere. Bei den Franzosen ist das Gegentheil der Fall, dort ist die Aengstlichkeit und eine gewisse engherzige Solidität zu Hause; daher die Franzosen als Handels-

nation nie geblüht haben, aber auch nie von so gewaltsamen Erschütterungen heimgesucht worden sind wie die Briten.

Die Natur der menschlichen Erwerbsverhältnisse bringt es mit sich, dass bei allen Handelsgeschäften der Gewinn mit der Gefahr wächst, gerade so wie bei den Capitalsanlagen der Zinsfuss sinkt mit der Sicherheit des Stammvermögens. Lassalle hatte wohl eingesehen, dass sich gewerbliche Unternehmungen nicht betreiben lassen, ohne den Besitz eines gewissen Capitals, und ohne den Entschluss dieses Capital den Wechselfällen des Marktes auszusetzen. Das erforderliche Capital, meinte er, sollte der Staat vorstrecken gegen Zinsen. Auch Louis Blanc hatte diesen Gedanken gehabt, aber, vorsichtiger, noch hinzugefügt, dass aus den gehofften Gewinnen ein Tilgungsvermögen geschaffen und der ursprüngliche Capitalsvorschuss zurückgezahlt werden sollte. Dass irgendein Staat so viel Credit besitzen könnte, um alle vorhandenen Gewerbsunternehmungen ihren Eigenthümern abzukaufen oder durch eigene Schöpfungen sie zu verdrängen, gehört zu den socialistischen Seifenblasen. Wir wollen aber sogar diese Möglichkeit zugestehen, wir wollen den Herren zu lieb annehmen, alle gewerblichen Unternehmungen seien dem Eigenthümer von ihrem Mondschein-Staate mit Obligationen bezahlt worden, die aus den Gewinnen der Staatsunternehmungen verzinst werden sollten. Selbst dann noch hätte man die Naturtriebe der Menschen gegen sich.

Um gewerbliche Unternehmungen in Gang zu setzen, bedarf man einer kaufmännischen Leitung. Man würde also Geschäftsführer aussuchen müssen, wie es von Actiengesellschaften geschieht. Wer soll sie aber erwählen im Arbeiterstaat? Staatsgewalten würden immer wieder die Vertheilung der Stellen auf dem Gnaden- und Protectionsweg oder nach einem Anciennetätsprincip ausführen. Dem Wähler- und Stimmrecht diese Sorge anvertrauen, das hiesse durch Majoritäten entscheiden zu wollen, wer ein grösserer Künstler gewesen sei, Rafael oder Höllenbreughel. Wo Fachkenntnisse unentbehrlich sind, können Fachkenner allein entscheiden, wie sich auch bei Wahlen von Actionären die Urtheilslosen sehr gern den Urtheilsfähigen unterordnen. Aber gesetzt, es gelänge, durch Anrufung des heiligen Geistes im Lassalle'schen Arbeiterstaat unter allen Bewerbern die besseren herauszufischen, so müssten doch, da gute Geschäftsführer eine sehr gesuchte Delicatesse sind, und von ihrer Haltung bei den Speculationen

alles abhängt, sie auf hohe Tantièmen gestellt, und ihr Einkommen nach den Verlusten oder Gewinnen geregelt werden, die in Folge ihrer Geschäftsleitung eintreten.

Wo wir Klippen sehen, war für Lassalle nirgends Grund bei hundert Faden. Er ging von der Ansicht aus, dass die Speculation »im grossen stets gewinne«, dass nur der Einzelne durch unverschuldetes Unglück zu Grunde gehe. Er schlägt daher vor, sich allseitig gegen die Unternehmerverluste durch Prämienzahlungen zu versichern. Wenn wir oben von einem Verstorbenen sagten, dass ihm alle nöthigen Vorkenntnisse zur Lösung der angeregten Zweifel fehlten, so sind wir, da er sich nicht mehr verantworten kann, einen sehr strengen Beweis dieses Vorwurfs schuldig. Aber dazu genügt auch vollständig sein gutherziger Vorschlag, den Geschäftsverlusten durch Prämienzahlungen vorzubeugen, wie es die Inhaber von Verkaufsläden gegen die Beschädigung ihrer Riesenfensterscheiben zu thun pflegen; denn deutlich merkt man dabei, dass er klare Vorstellungen weder vom Versicherungswesen noch von der Natur und dem Ursprung des Unternehmergewinnes sich erworben hatte. Schon dass die Speculation im grossen stets gewinne, ist ein Irrthum. Es treten Jahre mit Handelsstockungen ein, wo die kaufmännische Welt innerhalb einer Nation mit Verlust abschliessen wird. Wenn alle mehr oder weniger verlieren, wie können Prämien die einzelnen Verluste decken? Wenn alle Theilnehmer an einer Feuerversicherungsgenossenschaft abbrennen, wie können sie sich gegenseitig ihre Schäden ersetzen? Diesem Uebelstand liesse sich noch abhelfen, wenn man die Gewinne und Verluste erst nach grösseren Zeiträumen theilte, so dass die guten und schlechten Jahre sich neutralisirten. Allein das schlimmste bleibt immer, dass man sich wohl gegen äussere Gefahren versichern kann, die wir nicht abwenden können, nicht aber gegen Gefahren, denen wir freiwillig uns aussetzen. Wenn ich mein Haus in einer Brandversicherungsgesellschaft einschreiben will, so erscheinen Sachverständige am Platze. Je nachdem der Bau einer Verheerung durch Feuer mehr oder weniger Spielraum gewährt, je nachdem er näher oder ferner von andern gefährlichen Gebäuden liegt, wird das Grundstück in die erste, zweite oder dritte Classe gesetzt. Also selbst bei Dingen, die abzuwenden ausser unserer Macht steht, tritt eine Classification ein.

Wie will man nun die Speculanten classificiren? denn speculirt muss ja doch werden. Will man ein Unternehmen mit einem ängstlichen Geschäftsführer in die erste, mit einem muthigen, aber vorsichtigen in die zweite, und mit einem tollkühnen und phantastischen in die dritte Versicherungsclasse einschreiben? Der Handelsgewinn, zeigten wir oben, steigt und sinkt mit der Gefahr. Im Mai 1859 konnte man das österreichische Nationalanlehen unter 40 Procent kaufen, fünf Monate später es über 60 Procent verkaufen. Die Millionen lagen damals, wie man zu sagen pflegt, auf der Strasse; warum haben sie nur so wenige aufgehoben? Weil man nicht wissen konnte, ob nicht aus dem italienischen Feldzug ein Continentalkrieg von napoleonischer Länge sich entspinnen würde, der für Oesterreich nur mit einem Bankrott wie 1811 endigen konnte. Vor Lincoln's zweiter Wahl lagen andere Millionen auf dem Pflaster, für alle diejenigen, welche den Muth hatten, amerikanische Staatspapiere aufzuheben; warum fehlte aber dieser Muth? Weil, wenn Lincoln nicht wieder gewählt worden wäre, wenn der Krieg für die Unionisten eine ungünstige Wendung genommen hätte, wenn die demokratische Partei ans Ruder gekommen wäre, sie Staatsschulden nicht anerkannt haben würde, welche von der republikanischen Partei, ihrem Gegner, zu antidemokratischen Zwecken abgeschlossen worden waren. Je höher die Gefahr, desto höher der Gewinn, desto grösser die Versuchung, desto seltener die Selbstbeherrschung. Wenn man aber gegen die Gefahren der Speculation sich versichern kann, dann wird die Selbstbeherrschung unnütz und nur die Versuchung der höheren Gewinne bleibt. Ein jeder Versicherte wird sich auf die Millionen stürzen, die er irgendwo am Boden liegen sieht, und so müsste die Versicherung, wenn sie überhaupt denkbar wäre, den ärgsten Schwindel erzeugen, dessen unausbleibliche Geldstrafen nimmermehr sich decken liessen durch die Prämien, welche die ängstlichen und die vorsichtigen Geschäftsmänner eingezahlt hätten. Ja, Lassalle's Arbeiterstaat würde vergebens seine Geschäftsführerstellen ausbieten, denn jeder tüchtige Kaufmann, der sich seiner Fähigkeiten bewusst wäre, würde in den nächsten Capitalstaat auswandern, weil er nicht die Lust hätte, mit leichtsinnigen und gewinnsüchtigen Speculanten zu theilen, was er durch Talent und mercantile Charakterfestigkeit an jedem andern Orte ohne Schwierigkeit ungetheilt erwerben könnte.

In grössern Zeiträumen decken sich Erzeugung und Verbrauch so genau, wie im menschlichen Körper Ernährung und Verdauung; allein innerhalb dieser Zeiträume kann die Erzeugung über den Verbrauch entweder hinausgehen oder hinter seiner Befriedigung zurückbleiben, wie wir bisweilen unsern Magen überladen und wiederum hungern. Im Lassalle'schen Arbeiterstaat hat jeder Arbeiter Recht, Beschäftigung bei den öffentlichen Gewerbsunternehmungen zu verlangen. Tritt nun eine Ueberladung des Consumtionsmagens (overworking, overtrading) ein, was soll geschehen? Im Capitalstaat wird ein Theil der Arbeiter entlassen oder die Arbeitszeit gekürzt; man hungert, um der Verdauung Zeit zu lassen. Im Lassalle'schen Staat, wo die Speculation im grossen immer gewinnt, wo man obendrein gegen Verluste gesichert ist, arbeitet man wahrscheinlich so lange fort, bis der letzte Heller ausgegeben ist und alle Verrichtungen dann von selbst stillstehen.

Ergibt sich schon aus diesem Falle Lassalle's gänzliche Unkenntniss der Natur der menschlichen Erwerbsprocesse, so ist diess auch bei seinen andern socialistischen Versuchen der Fall. »Die Production (von Gewerbserzeugnissen)«, sagt er, »sei beständig im Fortschreiten. Die Statistik lehre es, dass die erzeugten Mengen stets wachsen.« Daraus schliesst er ganz richtig, dass die Gewerbe, deren Erzeugung und Absatz zunehmen, sich im gesunden Zustand befinden müssen, sonst würden sie zurückgehen. Wenn man, fährt er fort, die Verluste und Gewinne der einzelnen summire, so müsse sich ergeben, dass immer noch durchschnittlich mehr Gewinne als Verluste übrig bleiben. Wenn trotzdem der einzelne verliere, so komme es nur von der Concurrenz her. Folglich müsse man die Concurrenz abschaffen. Auch hier zeigt sich der nämliche Grundfehler der Lassalle'schen Denkungsweise, dass er glaubt, der einzelne erliege blinden Gewalten, denen er unfrei gegenüber stehe. Wenn aber jemand mit einem Gewerbe zu Grunde geht, so liegt es nicht an der Concurrenz, denn wir sehen ja, dass sein Nachbar unter derselben Concurrenz gedeihlich vorwärts kommt, sondern es liegt in neunzehn Fällen unter zwanzig stets an dem Verunglückten selbst, an seinem lässigen, leichtsinnigen oder unverständigen Geschäftsbetrieb, wie umgekehrt dauernder und steigender Wohlstand nur möglich ist bei Regsamkeit und Besonnenheit. Lassalle möchte gern auch dem Lässigen und Leichtsinnigen helfen, aber er weiss kein anderes Heilmittel

als die grosse Medicin der Socialisten, die gleiche Theilung zwischen dem Fleissigen und Faulen. Er denkt sie sich in Gestalt einer Fusion sämmtlicher Werkstätten eines Verbrauchsgebietes unter einer Firma. Es gäbe z. B. in Berlin keine Schuhmacher mehr, sondern nur eine Genossenschaft sämmtlicher Berliner Schuster. Jede Concurrenz wäre beseitigt, denn die Kundschaft Berlins fiel ohne Erbarmen dem Monopol in die Hände. Ob die Genossenschaft gut oder schlecht arbeitet, ob ihre Schuhe drücken oder nicht, ob sie pünktlich liefert, ob dauerhaft, ist ganz gleichgiltig. Schuhe braucht ein jeder, verkauft aber werden sie von einer einzigen unsichtbaren industriellen Person, und wollten wie unsern Bedarf in der nächsten Stadt befriedigen, siehe, auch dort wäre nichts anderes feil als Monopolschuhe. Damit also den leichtsinnigen und bequemen Gewerbsmann nicht die Strafen der Concurrenz ereilen, sollen Monopole wieder eingeführt werden und soll der tüchtige Handwerker, der auf eigenen Füssen steht, der besser, rascher, pünktlicher, wohlfeiler arbeitet und daher mehr verdient, gleiche Fühlung halten mit dem Schläfrigen. Den Schaden aber zahlt zuletzt die Zwangskundschaft. Wer ist aber diese Kundschaft? Das sind die Arbeiter selbst wieder, denn mit Ausnahme etwa der rasch zusammengezählten Leute, die im Schweisse ihres Angesichts Coupons abschneiden oder die Zahlungen ihrer Pächter einstreichen, ist jedes Glied der Gesellschaft ein Arbeiter. Was also die Monopolsschuster durch Monopolisirung gewonnen hätten, das würden ihnen die Monopolsbäcker, die Monopolsfleischer, die Monopolsschneider, die Monopolsbrauer wieder abjagen. Schade, dass Lassalle nicht im vierzehnten Jahrhundert geboren wurde, dann wären seine Ideen als etwas funkelnagelneues begrüsst worden, und sie hätten wenigstens theilweise ihre Erfüllung gefunden. Er will nämlich, wie Schulze ihm ganz richtig vorwirft, im Grunde nur das Mittelalter zurückführen mit seinem Zunft-, Mahl- und Schankzwang, seinen Realgerechtigkeiten und Privilegien, welche den Verbraucher wehrlos der Genossenschaftswillkür überlieferten. Freilich beruhigt er uns damit, dass sein Staat die Satzungen solcher Genossenschaften feststellen und ihre Beobachtung überwachen werde. Es gibt nämlich keinen unerträglicheren Polizeistaat, als den die Socialisten erdacht haben. Er würde in jedes Buch und in jede Factur hineinschauen, wozu natürlich eine Beamtenschar erforderlich wäre, zahlreicher als die

Engelsköpfe im Himmel der Sixtinischen Madonna. Es ist kein Grund zur Besorgniss vorhanden, dass jemals die Lassalle'schen Phantasien sich verwirklichen könnten, denn jedenfalls müsste man mit vielem Gelde und vielem Credit anfangen, also immer wieder die gute Meinung der Capitalisten — und diess sind Schulze's erheiterte »Fachmänner« — für sich gewinnen. Aber gesetzt, ein solches Staatswesen liesse sich dennoch ordnen, da die Geschichte ähnliche Erscheinungen im Staate der Incaperuaner oder der Sonnensöhne, in Paraguay zur Zeit der Jesuitenherrschaft gekannt hat, und wie noch jetzt verwandtes sich findet auf den Inseln der noch heidnischen Polynesier — was würde und müsste die letzte Folge des Erwerbs- und des Verbrauchszwangs sein? Dass jeder, der seine Unabhängigkeit hoch anschlägt, der keine Bevormundung, am wenigsten eine polizeiliche, und am letzten eine socialistisch-polizeiliche, dulden mag, dass jeder, der sich stark genug fühlt, durch Fleiss, Talent, Erfahrung und mercantilische Charaktereigenschaften sich zu erheben, dorthin wandern würde, wo Fleiss, Talent, Erfahrung und mercantilische Charaktereigenschaften höher belohnt werden, als mit dem socialistischen Durchschnittslohn, wo er nicht zu theilen braucht mit dem Trägen und dem Unbegabten, mit dem Neuling und dem Leichtfertigen. Wenn der Muthige ginge, der den Erwerbskampf, die gefürchtete Concurrenz nicht scheut; wenn ihm folgte, wer sich überlegener Kräfte und überlegener Leistungen bewusst ist; wenn es den Freien nicht mehr litte zwischen Polizei und Spionen in der Heimath; wenn das Talent und die Erfindungsgabe missachtet oder wohl gar gehasst von der Wanderlust ergriffen würde, so bliebe eben nur die Mittelmässigkeit und was darunter ist, zurück, abgerichtet und überwacht von einer socialistischen Priesterkaste mit einem Inca Lassalle als Oberhaupt; denn überall, wo die Gütergemeinschaft oder die Früchtetheilung bestanden hat, finden wir stets theokratische Gewalten an der Spitze, selbst auf den Südsee-Inseln, wo die Häuptlinge die Ernte eines Ackers durch ein Tapuzeichen dem Eigenthümer entziehen können.

6. Die Bedrängnisse der Kleingewerbe.

(Ausland 1869. Nr. 50. 11. Dec.)

Zu sehr ernsten Betrachtungen wird wohl jeder angeregt worden sein, wer ein vortreffliches Buch von Gustav Schmoller[1]) über die Zustände unserer Handwerker aus der Hand legt. Der deutsche Zollverein ist das Feld, auf welchem die statistischen Beobachtungen des Verfassers sich bewegen, und welche uns die bisherige Gesellschaft in einem Uebergang zu neuen Zuständen zeigen. Das Neue ist im Grunde nichts anderes, als was schon immer thätig war, nämlich eine Theilung der Arbeit, die Schritt hält mit der Verdichtung der Bevölkerung. Nur hat sich seit etwa 20 Jahren dieser uralte Vorgang mit viel grösserer Geschwindigkeit als jemals früher vollzogen. Diess haben vorzüglich die vervollkommneten Verkehrsmittel durchgesetzt, und zwar nicht bloss die Eisenbahnen, sondern ebensogut die besseren Landstrassen, denn wenn 1816 in Preussen nur 3694 Frachtfuhrleute mit 8440 Pferden vorhanden waren, so zählte man 1861 deren 9642 mit 27,464 Pferden, womit zugleich die vormalige ungegründete Besorgniss widerlegt worden ist, als möchten die Eisenbahnen den Fuhrleuten ihr Brod entziehen. Bei unvollkommenen Verkehrszuständen mussten natürlich die Handwerker örtlich abgesondert bleiben. Was sie leisteten wurde nur in grösster Nähe der Werkstatt verbraucht, und bei den beschränkten Absatzgebieten war ein Grossgewerbe gar nicht denkbar. Mit dem Wachsthum der Grossgewerbe aber hielt die Vermehrung der Stadtbevölkerungen gleichen Schritt, doch hat auf unserm Festlande diese Bewegung noch einen langen Weg bis zu dem Ziele, welches in Grossbritannien

---

1) Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe. Halle 1870. Verlag des Waisenhauses.

bereits erreicht worden ist, denn es umfassten die Städtebevölkerungen

		Procente der Gesammtbevölkerung.
1851	in Grossbritannien	50,37
1855	in Preussen	28,06
1856	in Frankreich	27,31
1856	in Belgien	26,08

Ziemlich langsam verschoben sich bisher diese Procentverhältnisse, nämlich in Frankreich während der Jahre 1846—1856 von 24,7 auf 27,3, in Preussen von 26,7 auf 28,5. Nur im Königreich Sachsen ist die Städtebevölkerung auf 35,4, im Regierungsbezirk Potsdam bereits auf 53,7 Proc. gestiegen. Uebrigens wächst an Zahl auch noch die ländliche Bevölkerung, denn in Preussen ist sie von 1816—1858 wie 100:167, die städtische wie 100:181 gestiegen. Mit dem Anschwellen der Grossstädte hängt die gewaltige Steigerung der Wohnungsmiethen und der Häuserpreise zusammen. So kostete das Haus, in welchem A. v. Humboldt geboren wurde

1746	. . . .	4350 Thlr.
1761	. . . .	8000 „
1796	. . . .	21,000 „
1803	. . . .	35,200 „
1824	. . . .	40,000 „
1863	. . . .	92,000 „
1865	. . . .	140,000 „

und zwar ist es erst 1865 wesentlich umgebaut worden. Die Steigerung in den 42 Jahren von 1761—1803 um mehr als das Vierfache war indessen beträchtlich rascher als die von 1803—1863, wo sie in 60 Jahren noch nicht das Dreifache betrug, eine Wertherhöhung, die etwa der gleichzeitigen des ländlichen Grundbesitzes entsprechen dürfte.

Die örtliche Verdichtung der Bevölkerung war die Vorbedingung für das Entstehen der Grossgewerbe. Ihre wirthschaftliche Berechtigung aber beruht auf ihren höheren Leistungen im Verhältniss zum Aufwand. Sie erzeugen bei gleicher Güte wohlfeilere oder bei gleichen Preisen bessere Waaren. Wo sich Naturkräfte anwenden lassen, werden die Erfolge geradezu überwältigend, denn nach englischen Verhältnissen ist die Leistung einer Maschinen-

arbeit zehnmal billiger als wenn sie von Pferden, neunzigmal billiger als wenn sie von Menschen verrichtet wird. Auf deutschem Boden dagegen ist die Menschenkraft nur 36, die Pferdekraft nur $2^1/_2$mal theurer als die Maschinenkraft. Nicht bloss an Arbeitsaufwand, auch an Stoff und an Zeit erspart das Grossgewerbe. Ja selbst unter den Grossgewerben wiederum findet ein Verdrängen der grossen durch die grösseren Gewerbe statt. Im Jahre 1837 war die Durchschnittszahl der Spindeln in den preussischen Spinnereien 828, im Jahre 1858: 2627, im Jahre 1861: 5783. Während die Gesammtspindelzahl zunahm, fiel von 1858 auf 1861 die Zahl der Spinnereien von 127 auf 69. So erging es auch den Bergwerken, denn im Jahre 1848 wurden durchschnittlich auf einer Kohlenzeche 148,344, im Jahre 1857 dagegen 354,694 Centner Fossilien gefördert, und entsprechend stieg die Jahresleistung eines Arbeiters in den Ruhrbergwerken in den Jahren 1855—1864 von 700 auf 986 Tonnen. Ein kleiner Hochofen nach dem andern wird jetzt ausgeblasen, denn nur die grossen können sich halten. Während in der Zeit von 1851 auf 1865 die Erzeugung von Branntwein in Preussen um das Anderthalbfache stieg, sank die Zahl der Brennereien von 11,225 auf 7711. In ähnlicher Weise wuchs die Zahl der Dampfmaschinen von 1856—1861 im Königreich Sachsen um 82 Proc., die Zahl der Pferdekräfte um 119 Proc. Die Maschinen selbst werden also immer stärker. Wo beim Waarenabsatz der Geschmack entscheidet, ist längst schon das Kleingewerbe vom Markte verdrängt worden, denn nur Grossgewerbe vermögen talentvolle Zeichner und Musteranfertiger ausreichend zu besolden.

Ebenso wichtig ist der Vertrieb der Gewerbserzeugnisse. Im Mittelalter kaufte der Fuhrmann ein Stück Eisen beim Eisenkrämer und trug es zum Schmied, damit er ein Hufeisen daraus schmiede; oder er kaufte das Leder auf dem Markte, um sich vom Schuster ein paar Stiefeln verfertigen zu lassen. Diese Art des Arbeitskaufes war unbequem und kostspielig. Jetzt kaufen wir nur fertige Gewerbserzeugnisse, höchstens mit Ausnahme von Kleidungsstücken, die auf den Leib angemessen werden, und selbst diese fangen an, in Vorrath verfertigt und feilgeboten zu werden. Der Handwerker wurde also schon längst genöthigt, Kaufmann zu werden, ja, mancher erlernt jetzt nur eine Hantierung, um einen Laden zu halten. Der Meister ist dann nicht mehr in der Werkstatt, sondern

im Magazin, wo er in den stillen Tageszeiten Romane liest und Cigarren raucht, während daheim Gesellen und Lehrlinge, wenn er überhaupt noch welche in Lohn hat und nicht aus der Fabrik sich versorgt, unbeaufsichtigt bleiben. Mehr und mehr geht wiederum der Vertrieb von den Kleinlagern an die Grosslager über. Auch hier tritt eine Theilung der Arbeit und eine Zeitersparniss ein. Ein grosses Magazin verdrängt ein halbes Dutzend kleinere, und anstatt dass sechs Personen in einer gewissen Zeit auf sechs Kunden lauern, genügt ein einziger Verkäufer, alle sechs in der nämlichen Zeit zu befriedigen. Die grossen Magazine kaufen, wenn sie selbst arbeiten lassen, die Roh- und Hilfsstoffe wohlfeiler ein, sie lassen auf Vorrath arbeiten gerade wenn die Arbeitslöhne gedrückt sind, und liefern daher dem Abnehmer die Erzeugnisse wohlfeiler, indem sie ihm zugleich eine unendlich grössere Auswahl gewähren. Ein Handwerker aber, der für ein Grosslager arbeitet, geräth natürlich in Abhängigkeit von diesem, denn er steht, obgleich Meister, gewissermassen im Lohne seines Auftraggebers.

Fragen wir nun, wie sich die bei den Gross- und Kleingewerben beschäftigten Arbeiterkräfte vertheilen, so erhalten wir für 1861 folgendes Bild:

	Zahl der Handwerker.	Zahl der Fabrikarbeiter.	Procente der Gesammtsumme. Handwerker.	Fabrikarbeiter.
Altpreussen	1,092,368	764,352	58,8	41,2
Hannover	122,465	49,805	71,1	28,9
Sachsen	189,120	223,775	45,8	54,2
Baden	91,498	64,862	58,5	41,5
Württemberg	145,243	90,592	61,6	38,4
Bayern	343,706	171,927	66,7	33,3

Hier liegt ein Gesetz ganz klar vor: die Fabrikbevölkerung überwiegt in dichtbevölkerten Ländern, die Handwerker überwiegen in ackerbautreibenden Gebieten, wie Hannover und Bayern. Die Grossgewerbe nehmen indessen nur den alljährlichen Bevölkerungszuwachs auf, und zwar wiederum nur einen Theil davon, denn in Preussen betrug 1843 die Zahl der Meister und Gehilfen 720,283, im Jahre 1861 1,092,877; sie hat sich also absolut, und in der gleichen Zeit ihr Procentsatz zur Gesammtbevölkerung von 4,63 auf 5,91, also auch relativ gehoben. Der Handwerkerstand ist

demnach an Zahl nicht gesunken, er ist nur nicht so rasch gestiegen wie der Stand der Fabrikarbeiter. In dem freilich nicht völlig massgebenden Jahre 1861 zählte man im Zollverein nach Viebahn's Berechnung:

	Handwerker.	Fabriken.	Kunstgewerbe.
Geschäfte	82 Proc.	14 Proc.	4 Proc.
Personen	58 „	38 „	4 „

Die Zahl der Gehilfen (Lehrlinge und Gesellen) ist seit längerer Zeit im Steigen begriffen. Im Jahre 1783 kamen in der Niedergrafschaft Katzenellnbogen auf 100 Meister durchschnittlich 5,23 Gehilfen; im Herzogthum Magdeburg je 15,84, so dass also unter 100 Meistern 95 und 85 weder Lehrlinge noch Gesellen hielten. In Preussen betrug dagegen die Gehilfenzahl 1816 auf je 100 Meister 56,19, und bis zum Jahre 1831 hatte sich dieses Verhältniss mit geringen Schwankungen fest erhalten, seitdem aber stieg bis zum Jahre 1843 die Verhältnisszahl auf 76,18, und bis zum Jahre 1861 auf 104,44. Es gibt viele Berechnungen über das wünschenswerthe Zahlenverhältniss zwischen Meistern und Gehilfen. Denn natürlich will der Lehrling Gesell, der Gesell dermaleinst Meister werden. Soll daher die Meisterzahl sich nur in gleichem Masse heben als die Bevölkerung, so muss die Gehilfenzahl stets geringer bleiben als die Meisterzahl. Immerhin wird es uns überraschen, dass trotz der Gewerbefreiheit, also vielleicht wegen der Gewerbefreiheit, die Gehilfenzahl zugenommen hat.

Unser Verfasser erkennt die Nothwendigkeit der Gewerbefreiheit unbedingt an, jedoch nur, weil die alte Abgrenzung der Arbeitszweige zur Unmöglichkeit geworden sei. Auch erwartet er mit innerer Nothwendigkeit weder Schlimmes noch Besseres von diesen neuen Zuständen, denn es hängt nach ihm lediglich von der sittlichen Tüchtigkeit des Handwerkerstandes ab, ob jene Freiheit ihn hebe oder tiefer herabdrücke. »Die tüchtigsten Meister,« heisst es an einer andern Stelle, »die cholerischen, geistig und körperlich kräftigsten Naturen haben sich durch den Druck der Verhältnisse eher gehoben, es sind die self-made men, es sind die Stützen der Schulze-Delitzsch'schen Vereine, es sind die Parteigänger der Gewerbefreiheit unter den Meistern selbst, es sind politisch fast durchaus liberale Leute; es sind diejenigen, aus denen immer einzelne zum Besitze grosser Fabriken sich emporarbeiten. Aber ihre Zahl ist gering, sehr gering.«

Während ein Theil der Kleingewerbe vor dem Verfall sich gerettet hat, stehen andere am Vorabend des sicheren Unterganges.[1]) Für viele Kleingewerbe ist noch Aussicht vorhanden, wenn sie anfangen, alle ihre Kräfte auf Einzelerzeugnisse zu werfen oder sich zu »specialisiren«. Wo Uhrenbau blüht, geschieht es jetzt nur noch, dass sich der Handwerker, ja oft einzelne Gemeinden, streng auf die Darstellung von Einzelbestandtheilen einschränken.

---

1) Licht und Schatten dieser Zustände werden uns in nachstehenden Zügen geschildert: »Die kleinen Geräthe und Instrumente aus Eisen und andern Metallen, die Producte der Feinmechanik, die Blechwaaren, Schmiedewaaren, die Waffen und Uhren, die musikalischen, optischen, chirurgischen Instrumente werden theilweise auch noch vom Handwerk, vielfach noch von der Hausindustrie, aber auch schon mannigfach und mit täglich steigendem Erfolg von grossen Fabriken geliefert. Was früher mit der Hand, aus geschnittenen Blechen, durch getriebene Arbeit hergestellt wurde, wird jetzt mehr gegossen oder durch Druck-, durch Fall- und Walzwerke gestanzt und gewalzt; die einfachen Ackergeräthe, welche der Schmied lieferte, gingen auf Eisenwerke und landwirthschaftliche Maschinenfabriken über. Alle Baubedürfnisse, Schlösser, Thür- und Fensterbeschläge macht die Fabrik billiger; die Ausführung von Dach- und andern Eisenconstructionen beim Häuserbau, welche sich nach der Oertlichkeit richten, bleiben eher dem localen Handwerker. Die Nagelschmiede sind theilweise schon ganz verschwunden, im Erzgebirge und Oberfranken aber hämmern sie sich den Drahtstiftfabriken zum Trotze noch müde, unter deren Concurrenz sie verkümmern, und denken nicht daran, ihrer Arbeit eine andere Richtung zu geben, ihren spärlichen Gewinn durch ein gesuchteres Fabrikat zu ersetzen. In ähnlicher, theilweise auch noch in besserer Lage sind eine Menge von Metall und Holz verarbeitenden Hausindustrien Mitteldeutschlands, in Sachsen, in Thüringen, im nördlichen Bayern bis nach Nassau und der Rheinpfalz. Die kleinen Nadler in Pappenheim, die »Heimarbeiter« der Nähnadel- und ähnlicher Fabriken in Schwabach, die erzgebirgischen Blecharbeiter, die fichtelgebirgischen Tafelmacher und Schieferarbeiter, die Sonneberger Holzschnitzer und Spielwaarenverfertiger, die Krugmacher des Westerwaldes, die pfälzer Bürstenbinder, alle diese Hausindustrien haben zu kämpfen mit dem beginnenden Fabriksystem, und halten sich vorerst durch die staunenswerthe Bedürfnisslosigkeit und Genügsamkeit der Arbeiter. Manche sind in jammervoller Noth und drückender Abhängigkeit von den Kaufleuten und Factoren, welche ihnen die Rohstoffe liefern. Wo durch technische Schulen und andere Mittel die Bildung und Leistungsfähigkeit sich gehoben hat, da ist die Lage besser, wie z. B. die Spielwaarenverfertigung in Sonneberg, die noch kaum Fabrikconcurrenz hat. Aehnlich ging es ja auch mit der grossen Schwarzwälder Uhrenindustrie, deren Krisis schon in den Anfang der vierziger Jahre fällt. Die Furtwanger Uhrmacherschule, eine Reihe tüchtiger Werkzeugmacher genügten, die kleinen Leute so zu heben, dass sie jetzt wieder mit jeder Grossindustrie der Welt concurriren.«

Wie diess auch bei dem Schreiner- und Drechslergewerbe örtlich eingetreten ist, belehrt uns der Verfasser durch treffliche Beispiele. Ferner sind manche freie Genossenschaften ein grosser Schild für die Unabhängigkeit der Kleingewerbe geworden. Sie können nicht bloss dadurch helfen, dass gemeinsame Verkaufsläden errichtet werden und damit der Vertriebsaufwand auf seinen geringsten Betrag herabgedrückt wird, sondern noch mehr durch den gemeinsamen Bezug der Rohstoffe, sowie in Gestalt von Creditvereinen, durch welche der wenig bemittelte Handwerker dem Betrug und der Uebertheuerung durch gewissenlose Händler sich entzieht. Auch die Maschinenkraft lässt sich dem Kleingewerbe zugänglich machen. In Birmingham haben Unternehmer Dampftriebwerke errichtet und vermiethen Säle oder Plätze sammt den Kräften an kleine Meister, die nur für die Maschine und Werkzeuge zu sorgen haben, ohne die theuren Triebwerke anzuschaffen. In Nürnberg hat die Stadtgemeinde ähnliche Anstalten gegründet und in kurzer Zeit Abmiether für die physischen Arbeitskräfte gefunden. Was unser Verfasser nun vor allen Dingen fordert, ist der freie Schulunterricht oder die Besoldung der Lehrer aus den Staatscassen, wie ja die höheren Schulen ebenfalls aus Staatsmitteln und nur zum kleinen Theile aus dem Schulgelde bestritten werden. Dem Verfasser sollte daher Bayern als das gelobte Land erscheinen, da dort schon längst der Unterricht überall unentgeltlich ertheilt wird, indem das Schulgeld höchstens für Anschaffung von Tinte und für das Ausfegen der Schulräume hinreicht. Er könnte aber dort auch die Schattenseiten seines gepriesenen Heilmittels kennen lernen, denn sowie die Lehrer nicht mehr von den Eltern ihrer Zöglinge, sondern aus dem öffentlichen Schatze bezahlt werden, erfüllen sie sich gänzlich mit ihrem Staatsdienerbewusstsein, glauben sich »nur der vorgesetzten Behörde« verantwortlich und haben nicht das mindeste Interesse an der Lösung schwieriger Erziehungsaufgaben bei einzelnen Zöglingen.

Die Grossgewerbe haben in manchen Zweigen wunderliche Durchmesser angenommen, namentlich bei den höheren Metallarbeiten. Krupp in Essen beschäftigt 8000, Borsig in Berlin 3000, Hartmann in Chemnitz 2000, Kramer-Klett in Nürnberg 1000 Arbeiter. Ja das grösste Gewerbe dieser Art erwähnt der Verfasser gar nicht, weil er sich auf die Heimath beschränkt, nämlich den Maschinenbau des Herrn Schneider (jetzt Vorsitzender im gesetz-

gebenden Körper Frankreichs) in Le Creusot mit 10,000 Arbeitern. Die neuere Zeit ist reich an Beispielen, dass begabte schlichte Arbeiter rasch zu Häuptern der umfangreichsten Gewerbsunternehmungen aufgestiegen sind. Ein einziger glücklicher Geschäftsgedanke, eine Neuigkeit, die gefällt, kann jetzt einem Vermögen gleich geachtet werden. Das plötzliche Aufschiessen von Dividendenpilzen versetzt uns fast ins Morgenland, wo jeder, der heute am Hafen noch Lasten trägt, morgen durch Laune und Zufall als Grosswessir im Divan die Beine kreuzen kann. Doch werden die plötzlichen Glücksfälle immer seltener werden. Sie gehören der Zeit an, wo der Uebergang zum Grossgewerbe bei uns sich vollzog, und wenn einmal alle verzauberten Oertlichkeiten in den Besitz ihrer Glücklichen gelangt sind, dann wird auch die Zahl der gewerbtreibenden Sonntagskinder immer mehr abnehmen. Gegenwärtig, wo der Uebergang sich noch nicht gänzlich vollzogen hat, herrscht noch eine chaotische Trübung. Die Gesellschaft hat, bemerkt der Verfasser vortrefflich, ein neues Wohnhaus bezogen, sie wartet aber noch auf Befestigung der Hausordnung. Zu dem gänzlichen Umschwung des wirthschaftlichen Lebens, fügt er bedeutsam hinzu, muss sich ein Umschwung unserer Sitten und Gewohnheiten, unseres Rechts- und Billigkeitsgefühles gesellen. Langsam und daher vielfach unbemerkt haben sich auch die Vermögensverhältnisse der verschiedenen Bevölkerungsschichten verschoben: die einen sind gesunken, die andern sind gestiegen. Gesunken an Wohlhabenheit sind alle diejenigen, welche eine feste Einnahme bezogen, die sich in den letzten zwanzig Jahren nicht steigerte, und zu den gedrückten zählen selbstverständlich auch eine Menge unserer Kleinmeister. Gestiegen sind dagegen vor allem die Landwirthe, doch unter ihnen hauptsächlich der kleine Bauernstand, da die Entdeckungen der Naturwissenschaften auf Verständige und Unverständige, auf Gerechte und Ungerechte ohne Unterschied herabfielen, ferner ihm die Vervollkommnung der Verkehrsmittel, sowie die gesteigerte Nachfrage einer verdichteten Bevölkerung nach Nahrungsstoffen zu Gute kam, während dem Grossbesitz ein grosser Theil dessen, was er gewann, wieder durch die Steigerung der ländlichen Taglöhne entging. Für die Inhaber der Grossgewerbe, sowie für ihren Generalstab, also für befähigte Leiter und Aufseher von Fabriken, ist ebenfalls eine goldene Zeit angebrochen. Ein höherer Wohlstand ist ferner allem,

was der Kunst dient, zu Theil geworden, denn wessen Haupt sich jetzt nur wenig über die Mittelmässigkeit in irgendeinem ästhetischen Lebensberufe erhebt, bewegt sich, verglichen mit den früheren, in angenehmen Verhältnissen. So leben wir denn in einer Zeit der Wechsel, und natürlich werden in dem jetzigen Geschlecht alle diejenigen, denen die früheren Zustände holder waren, das Neue als etwas Ungebührliches anfeinden, denn es liegt einmal in unserm Wesen, nur dasjenige über uns ergehen zu lassen, was immer schon gewesen ist.

So sehr wir auch dem Verfasser für viele Belehrungen dankbar sein müssen, und so wohlthuend uns das feurige Gefühl erwärmt, mit dem er sich des bedrohten Handwerkerstandes annimmt, so gänzlich verschieden blicken wir auf die grossen gesellschaftlichen Umwandlungen, die sich vor unsern Augen vollziehen. Halten wir nur immer streng an dem Satze fest, dass die Grossgewerbe dem Verbraucher die Bedürfnisse entweder wohlfeiler oder vollkommener liefern, so müssen wir in ihrem Aufblühen einen Segen erkennen, denn ganz sicherlich ist das Handwerk wegen des Verbrauchers, nicht der Verbraucher dem Handwerker zu lieb vorhanden. Auch sind wir sehr kalt gegen die alte goldene Zeit gestimmt. Der Meister von ehedem, je besser es ihm ging, trachtete nach nichts so eifrig als nach Monopol. Er wollte den Verbraucher, also die grosse Bevölkerungsmasse, sich zinspflichtig erhalten, er erschwerte die Ansässigmachung, verhinderte das Meisterwerden, hielt auf Gerechtsame, ja wollte die Kundschaft womöglich erblich seinen Kindern oder seiner Wittwe hinterlassen. Ueber diese Zustände ist das Gericht gekommen, sie sind dem Verhängnisse alles Zeitlichen, sie sind dem Wechsel erlegen. Die Meister, als sie noch das Heft in der Hand hatten, suchten ihre Gehilfen zu Dienstboten herabzudrücken, ja sie liessen die Dienstbarkeit äusserlich durch Kleidervorschriften, wenigstens bei den Lehrlingen, sichtbar werden, und das preist man noch jetzt als die Zeit der »Zucht und Ordnung«, die nichts anderes war als ein herrisches Verfahren nach unten und knechtisches Bücken nach oben.

Unser sonst vortrefflicher Verfasser ist erschrocken über das Verschwinden der »unabhängigen« Leute. Natürlich, sowie irgend eine höhere Organisirung in der menschlichen Gesellschaft eintritt, wird der einzelne als Glied dem Ganzen untergeordnet und büsst damit einen Theil seiner Freiheit ein. Unabhängig ist nur der

rothhäutige Jäger, der keine Theilung der Arbeit kennt, sondern Abends verzehrt, was ihm das Tagesglück zugeführt hat. Das Aufwachsen von Grossgewerben wie in Le Creusot und in Essen mag vielen umheimlich oder wenigstens unbehaglich erscheinen. Hier sind zehntausend Arbeiter mit den Ihrigen abhängig geworden vom Willen eines einzelnen Mannes. Das sind nicht mehr Fabriken, sondern es sind Herzogthümer, kleine Staaten im Staate, Gesellschaften in der Gesellschaft, und alle unterworfen einer Laune, einem unerbittlichen Herrscher, dem Paschathum des Capitals!

Und wem ist das Paschathum unterworfen? Glaubt irgendwer, dass 8000 oder 10,000 Arbeiter sich zu einem gegliederten Ganzen vereinigen und beisammen halten liessen, ohne dass dieses Ganze nicht gewissen Gesetzen unterworfen würde? Der Monarch in einer Maschinenfabrik kennt den einzelnen Arbeiter nicht mehr, er kennt wohl nur seine höheren Beamten. Er ist auch kein Pascha, sondern muss ebenfalls den Gesetzen seines Betriebes gehorchen. Es kann also nicht mehr Willkür herrschen, sondern Ordnung.

Weit entfernt, dass sich die abhängigen Leute gemindert hätten, hat sich im Gegentheil der unabhängige Sinn gesteigert. Bei politischen Wahlen lässt sich beobachten, dass die Arbeiter, wo sie wahlberechtigt auftreten, nicht im geringsten sich an das Paschathum des Capitals kehren. Ist nur der Schimmer eines Verdachtes je geäussert worden, dass in der Schweiz die Fabrikherren über mehr Stimmen verfügt hätten als über ihre eigene? Das Grossgewerbe hat ferner eine Bevölkerungsschicht, die in der goldenen Zeit sehr gedrückt und erniedrigt war, zu einem würdigeren Dasein emporgehoben, nämlich die Dienstboten. Noch vor zwanzig oder dreissig Jahren waren durch Polizeivorschriften in Norddeutschland den »Herrschaften«, das heisst den Hausfrauen, »kleine Züchtigungen« gegen ihre Mägde erlaubt. Die damalige Lage der Dienstboten war nicht viel besser, als die von Negersklaven auf Cuba, die das Recht besitzen, sich einen andern Herrn zu wählen, wenn sich einer findet, der ihren Schätzungswerth bezahlt. Jetzt hat sich der häusliche Dienst völlig verändert, denn er ist zu einem reinen Vertrage (do ut facias) geworden. Des Sonntags gehört ein Kennerauge dazu, um in den auf- und abspazierenden Damen diejenigen herauszufinden, die des Samstags ihren Besen führten. Das eben hört man freilich viel-

fach beklagen, ja oft genug wird gejammert, dass die alten pati chalischen Verhältnisse zwischen »Herrschaft« und »Gesinde« d die »Verderbtheit der Zeit« zerstört worden seien. Wahr ist dass die Patriarchen seltener geworden sind, denn gerade jenigen zählen nicht zu ihnen, die Zeter rufen über die » massungen« der »untern« Classen, über die Putzsucht der »Jungfe die »Hüte tragen wollen wie die gnädige Frau«. Treue Die boten gibt es, diess wagen wir zu behaupten, heutigentags ge so viel wie immer, genau so viel nämlich, als es treue Die herren gibt. Jene idealen Verhältnisse der »guten alten Zeit« Anhänglichkeit sind jetzt noch ebenso leicht wie immer her zurufen. Versuche es nur jemand, »patriarchalisch« sein Haus bestellen, und er wird patriarchalische Dienstboten genug find Er merke sich aber im voraus, dass die Patriarchen Knecht u Magd als dienende Familienglieder betrachteten, und ein ganz verbesserlicher Dienstbote unserer Zeit müsste es sein, der nic musterhaft würde, sobald er inne wird, dass man ihn wirklich z Familie zähle. Freilich muss dann beständig dem Lohnherrn d Gedanke vorschweben, dass nur die Zufälligkeit der Geburt ih eine Dienerschaft bescheert hat, und dass er dieser genau so b gegnen müsse, als er es wünschen möchte, dass ihm begegn werde, wenn die Zufälligkeiten der Geburt ihn zum Abschluss de entgegengesetzten Vertrags (facio ut des) genöthigt hätten.

Die hohen Ansprüche, die viel beklagte Ungebundenheit, da Gleichheitsgefühl der Dienstboten, sind sie nicht die besten Wah zeichen, dass die Lohnarbeiter viel unabhängiger als früher da stehen? Wem anders verdanken sie es aber, als dem Gross gewerbe? Und ist der Lohn der Arbeiter bei den Grossgewerbe nicht ganz beträchtlich gestiegen? Sind nicht selbst die Arbeits einstellungen ein Merkmal nicht bloss von Unabhängigkeitssinn, sondern auch von erleichterter Bestreitung der Lebensbedürfnisse? Auf die Strikes setzt übrigens unser Verfasser grosse Hoffnungen, denn offenbar beherrscht auch ihn die unheimliche Furcht vor dem Paschathum des Capitals, so dass, wenn er auf diesen Punkt zu sprechen kommt, er allen logischen Halt verliert. »Sicher haben die Magazininhaber,« äussert er S. 234, »die Unkenntniss und die Noth der armen Leute oftmals blutig und entsetzlich aus genützt.« Aber meist geschah es da, wo ohne die Magazine die eiter gar keine Arbeit gefunden hätten, die Noth also noch

grösser gewesen wäre. Das nennt man also »blutig und entsetzlich ausnutzen«, wenn die Noth gelindert wird! Wir rühmten oben die menschliche Wärme, welche den Verfasser beseelt und die seinem Herzen zur höchsten Zierde gereicht. Jetzt aber wollen wir sie tadeln. Kalt, eiskalt muss derjenige bleiben können, der etwas Erspriessliches über die Beziehungen zwischen Arbeit und Capital ersinnen will. Wem Arbeit und Capital nicht sind wie die schwarzen und die weissen Steine bei der Lösung eines Schachproblems, der hüte sich, an die dunkeln Aufgaben unserer Zeiten herantreten zu wollen. Fester wird er den Knoten zusammenziehen, nicht lockern.

Zwangsarbeit ist bei uns eine Strafe für Verbrechen. Daraus folgt für jeden Unbescholtenen das Recht, irgendwelche Arbeit zu verweigern. Dieses Recht, selbst der Missbrauch dieses Rechtes, muss unangetastet bleiben, daher es ein grosser Missgriff von Staatsgewalten ist, sich in irgendeine Arbeitseinstellung zu mischen oder die Vorbereitung zu einer solchen, nämlich die Begründung von Bündnissen und gemeinsamen Cassen, zu verbieten oder nur zu erschweren, selbst wenn es klar wäre, dass solche Bestrebungen die Urheber und Theilnehmer nur in Bedrängnisse stürzen müssten. Wir gehen sogar noch weiter und behaupten, dass Arbeitseinstellungen bisweilen sogar für die Anstifter und ihren Anhang Vortheile bringen können. Es verhält sich mit ihnen wie mit den Staatsstreichen. Der Urheber einer geglückten Empörung besteigt den Thron von Frankreich, der Urheber einer missglückten wandert nach Cayenne. Hat eine Arbeitseinstellung die dauernde Erhöhung des Tagelohns zur Folge, so war sie den Umständen angemessen, hatte sie aber keinen oder nur einen vorübergehenden Erfolg, dann war sie sicherlich eine muthwillige Beschädigung der Arbeiter selbst wie des Capitals.

Dem Zauber einer Arbeitseinstellung werden nur wenige sich entziehen, vereinigt sie doch dramatische Aufregungen mit den Reizen eines Kartenspiels. Viele Arbeiter werden von dem unheimlichen Gefühl gepeinigt, der Willkür des Unternehmers preisgegeben zu sein. Als Gegenmittel stiften sie Vereine; ist der Verein gestiftet, dann will man ihn auch in Thätigkeit setzen und dem Capital zeigen, dass es nicht unabhängig, dass es ohne die Arbeit so regungslos sei wie ein erfrorener Brunnen. Der Arbeiter, will ein leichtfertiger britischer Volkswirth kürzlich entdeckt haben,

sei schlimmer daran als das Capital, weil er seine Waare, nämlich das Tagewerk, jeden Morgen auf den Markt bringen, sie um jeden Preis losschlagen müsse, da jede versäumte Stunde ein verlorener Waarenwerth sei, während das Capital warten könne. Diess ist eine Gedankenlosigkeit, denn jeder werklose Tag ist auch für das Capital ein Verlust. Ja, die Gewerbunternehmer sind viel abhängiger von der Arbeit, als die Arbeiter oder ihre falschen Propheten es ahnen. Sie haben Bestellungen übernommen, die sie ausführen müssen, bricht also ein Strike aus, so haben sie, abgesehen von den verlorenen Zinsen, noch zwischen zwei Uebeln die Wahl: entweder sie müssen die zu liefernden Erzeugnisse von andern Gewerben kaufen und diesen Zinsen und Unternehmergewinn zahlen, oder sie verlieren die Kundschaft. Ist also der Arbeiter genöthigt, jeden Morgen seine Waare loszuschlagen, so ist der Unternehmer genöthigt, jeden Morgen die Waare des Arbeiters einzukaufen.

Immer und immer haben wir in diesen Blättern wiederholt, dass die wirthschaftlichen Erscheinungen, ähnlich wie Stoffe und Kräfte, an unabänderliche Gesetze geknüpft sind. Dilettanten sind dann aufgetreten und haben im Siegeston die Behauptung aufgestellt, dass der Mensch als verständiges und frei sich bestimmendes Geschöpf die Gesetze selbst sich geben könne. Selbst solche Schwachheiten muss man geduldig widerlegen, wenn Klarheit in die Köpfe dringen soll. Mit allem Gesetzgeben kann der Mensch sein Wesen nicht ändern. Was wir ein Naturgesetz nennen, ist nichts anderes als der strenge Ausdruck der Eigenschaften von Stoffen oder Kräften, und was wir ein wirthschaftliches Gesetz nennen, ist nichts anderes als der strenge Ausdruck der menschlichen Natur. In dieser Natur liegt es, dass ein jeder an Lebensgenüssen das höchste von dem andern zu fordern sucht, und dass der andere von seinen Lebensgenüssen nur das wenigste ihm bewilligen wird. Daraus entspringt die Lehre der Staatswirthschaft, dass Nachfrage und Angebot den Preis jeder Waare bestimmen.

Diess hat der oben schon gewürdigte englische Schriftsteller William Thomas Thornton (On Labour, its wrongful claims and rightful dues. London 1869) zu bestreiten sich vermessen, und mit Erröthen haben wir lesen müssen, dass solche Knabenweisheit sogar in Deutschland als etwas profundes ausgegeben worden ist.

Wer Adam Smith noch nicht verdaut hat, sollte der berufen sein, uns über die Natur von Arbeit und Capital aufzuklären?

Naturgesetze und Wirthschaftsgesetze, sagt jener Daniel, dulden keine Ausnahmen, sie müssen unbedingt gelten oder sie gelten gar nicht. Das darf zugestanden werden! Man braucht daher nur einen Fall anzuführen, wo eine gesteigerte Nachfrage den Preis nicht erhöht habe, und die ganze Wissenschaft der Nationalökonomen, die ja auf jenem einzigen Gesetze beruht, fiele zusammen wie ein Bogengewölbe, dem der Schlussstein entzogen wird. Ein Ausnahmsfall ist aber folgender: »Vorausgesetzt, zwei Leute haben zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten je ein Ross zu verkaufen, und beide schätzen das ihrige auf 50 Pfund Sterling, vorausgesetzt ferner, dass in dem einen Fall zwei, in dem andern sich drei Käufer melden, die zwar bereit sind, 50 Pfd. Sterl. zu zahlen, aber auch nichts darüber zu erschwingen vermögen. In beiden Fällen ist das Angebot dasselbe, nämlich ein Ross um 50 Pfd. Sterl., aber die Nachfrage ist verschieden, in einem Falle sind es zwei, in dem andern drei Rosse um 50 Pfd. Sterl. Dennoch wird der Preis, um welchen die Rosse verkauft werden, derselbe sein, in beiden Fällen nämlich 50 Pfd. Sterl.« Diess ist also der Fall, in welchem die vermehrte Nachfrage den Preis nicht gesteigert haben soll. Ein Sachkundiger wäre berechtigt, jede Antwort auf solche sophistisch erdachte Fälle abzuweisen, da der Stoff für Witzesspiele zu ernst ist. Englische Kritiker haben den Verbesserer Adam Smith's damit abgefertigt, dass in diesem Falle immer nur je eine Nachfrage, nämlich um 50 Pfd. Sterl., vorhanden sei. Die Schwäche des Beispiels liegt aber hauptsächlich darin, dass Nachfrage wie Angebot nicht frei, sondern bedingt sind. Die Verkäufer werden ihre beiden Rosse vom Markte führen, wenn ihnen nur 49 Pfd. Sterl. geboten, der Käufer behält sein Geld im Beutel, wenn 51 Pfd. Sterl. gefordert werden. Was wird aber, kann man ferner fragen, ein Verkäufer thun, wenn ihm dreimal nach einander je 50 Pfd. Sterl. für sein Thier geboten werden? Gewiss wird er es nicht mehr 50 Pfd. Sterl., sondern etwas höher schätzen, eben weil um 50 Pfd. Sterl. die Nachfrage so stark ist. Er wird also etwas mehr fordern und, wenn er nicht verkaufen muss, sein Ross heimtreiben. Er muss aber verkaufen, setzt Thornton voraus. Muss er verkaufen, so befindet er sich offenbar im Nachtheil, und der Käufer benutzt

diese Conjunctur und erwirbt damit einen Vortheil. Der Käufer natürlich schätzt das Pferd über 50 Pfd. St., weil er es ja sonst an die zwei andern hergeben würde, die unbefriedigt davon gehen müssen, und jetzt entweder ein geringeres Thier um 50 Pf. St., oder jenes Pferd um 50 Pfd. St. und etwas mehr kaufen müssen. Folglich hat hier die gesteigerte Nachfrage auch den Preis gesteigert, was sich sogleich beim nächsten Kaufgeschäft offenbaren müsste.

Uns überläuft es kalt, wenn unreife Köpfe die Arbeiter über das, was sie zu thun oder zu lassen haben, belehren wollen. Und zu welchem Schlusse gelangt schliesslich Thornton? Er warnt die Arbeiter vor allzuhäufigen Strikes, denn so gut wie sich die Arbeiter zu gemeinsamem Schutz und Trutz verbinden können, so gut möchten die Unternehmer sich verständigen, und dann, sagt er seinen Clienten voraus, müssten sie unterliegen. In der That werden die Arbeitseinstellungen immer nur örtliche bleiben können. Die Anstifter suchen sich in der Regel ein schwach stehendes Unternehmen aus. Starke Grossgewerbe mit mächtigen Ersparnissen (Reservefonds), die nicht leicht sich erschüttern lassen, bleiben verschont. Gibt der Schwache nach, dann folgen zunächst alle Schwachen, und der Sieg ist gewonnen. Da nun die Feiernden von den Arbeitenden zehren müssen und die Unterstützungen nie länger als Wochen oder Monate fliessen, so brauchten sich nur die Eigenthümer zu einer Versicherungsbank gegen Arbeitseinstellungen, wie der Landwirth gegen Hagelschläge, nach gewissen Sätzen für die Ausdehnung jeder Unternehmung zu einigen, und jeder Capitalist würde mit gleicher Seelenruhe einem Strike entgegensehen, wie der hochversicherte Bauer einer Hagelwolke. Dass es Versicherungsgesellschaften gegen Arbeitseinstellungen noch nicht gibt, ist der klare Beweis wiederum, dass die Strikes kein so grosses Uebel sein können, als von vielen Seiten behauptet wird.

Die wirthschaftlichen Gesetze sind eisern, sie ändern sich nicht eher, als bis die Menschen aufhören Menschen zu sein. Victor Amadeus Huber würde, wenn er noch lebte, solche Sätze die »mammonistische« Darstellung der Lohnstreitigkeiten nennen. Der treffliche Menschenfreund pflegte zu äussern: ohne das Christenthum werde jede Lösung des Zwiespaltes eine sterile bleiben. Er hatte Recht und er hatte Unrecht. Mit dem Christen-

thum befassen sich die Stimmführer der Arbeiter nicht gern, denn sie glauben ja nicht daran, sondern an die Offenbarung Lassalle's. Sonst wäre die evangelische Stelle über das Kamel, welches durch das Nadelöhr schlüpfen soll, vor allen aber das prächtige socialistische Capitel (5) in dem Briefe des Apostels Jakob blanker Stahl für ihre Sache. Allein die christlichen Lehren sind ja nicht von dieser Welt, christlich ist es sogar, die Güter dieser Welt zu verschmähen, und ein Arbeiter, der höheren Lohn heischt, kann etwas billiges fordern, aber christlich ist sein Begehren nicht, denn was hat der höhere Lohn mit seinem jenseitigen Seelenheil zu schaffen? Denkt man aber bei Erfüllung von Christenpflichten nur an die glücklichen Gewerbsgewinner, so wird aus der Streitfrage eine Gewissenssache und eine Almosenpflicht. Sobald diese Saite berührt wird, muss natürlich jeder Widerspruch aufhören, denn sie entzieht sich überhaupt jeder wissenschaftlichen Untersuchung.

Eine solche ist überhaupt nur möglich, wenn die Ansprüche der Arbeiter in dem Tone einer Rechtsforderung vorgebracht werden, wie sich staatswirthschaftlich wiederum nur ermitteln lässt, ob Arbeitseinstellungen und unter welchen Vorbedingungen sie ein geschickter Schachzug sind. Besässen nun die Rathgeber, welchen die Arbeiter gehorchen, die nöthige Sachkenntniss, so würden sie immer auf eine Beschränkung der Arbeitszeit, nie auf eine Lohnerhöhung ihre Forderungen gestellt haben. Wird nämlich die Arbeitszeit beschränkt, so folgt unbedingt die Lohnerhöhung hinterdrein und zwei Fliegen fallen auf einen Schlag. Erfordert beispielsweise ein gewisses Grossgewerbe, dass 10,000 Arbeiter täglich 12 Stunden beschäftigt werden, so müssen bei zehnstündigen Werktagen, wenn dieselbe Leistung zu Stande kommen soll, 12,000 Arbeiter aufgeboten werden. Steigt die Nachfrage nach Arbeitskräften, so muss der Arbeitslohn nothwendig sich erhöhen. Nur kurzsichtige, im national-ökonomischen Denken nicht gewandte Köpfe könnten als Beispiel einwenden, dass die Verkürzung der Arbeitszeit bei den Spinngewerben und Webereien keine Lohnerhöhung zur Folge haben werde, denn nur so viel Spinn- und Webstühle vorhanden sind, so viel Arbeiter werden gebraucht, gleichgiltig ob die Arbeit zehn oder zwölf Stunden dauert, folglich werde sich die Nachfrage nach Arbeitskräften durch Kürzung der Arbeitszeit nicht erhöhen. Wie falsch gerechnet! Durch jene Zeitbeschränkung wird das Arbeitserzeugniss um ein Sechstel ver-

mindert, es entsteht eine Lücke im bisherigen Absatz, und diese wird ausgefüllt werden theils dadurch, dass viele Stühle, die in Ruhe stehen mussten, wieder gangbar werden, theils dadurch, dass die Aussichten für neue Unternehmungen sich eröffnen, in beiden Fällen aber werden Arbeiter gesucht werden, die das fehlende Sechstel an Garnen oder Tüchern liefern, folglich muss der Arbeitslohn steigen, damit sich die fehlenden Kräfte einstellen.

Alle Geschöpfe sind den Naturgesetzen unterworfen, aber ein kluges und scharfsinniges Geschöpf, wie der Mensch, versteht es die Naturgesetze sich wieder dienstbar zu machen. Dazu gehört aber, dass er sie erkennt. Nur wer sie kennt, wird sie beherrschen. Ebenso wird ein gesellschaftliches Geschöpf, wie der Mensch, die Gesetze der Gesellschaft und des Verkehrs sich nur nutzbar machen, wenn er sie versteht. Der Arbeitslohn kann nur steigen, wenn sich entweder das Angebot von Arbeitsdiensten vermindert, oder die Nachfrage nach ihnen steigert. Von wem anders aber kommt die Nachfrage als vom Geld oder vom Capital? Eine Feindschaft des Arbeiters gegen das Capital ist dagegen eine Feindschaft gegen die Brüste, die ihn nähren. Die Forderung einer Theilnahme am Unternehmergewinn ist ein staatswirthschaftlicher Fehlzug, mit einziger Ausnahme solcher Fälle, in denen der Arbeiter durch eigene Sorge, Wachsamkeit und Ersparniss den Gewinn steigern kann (Bergwerke). Selbst unter diesen Umständen darf man jedoch zweifeln, ob das Mittel eine bleibende Verbesserung der Arbeitslöhne bewirken könne. Es liegt in der eigenthümlichen Natur des Arbeitslohnes — und diess ist ein gesellschaftliches Gesetz — dass er sich gleich bleibt, mag der Unternehmergewinn steigen oder fallen. Man sollte also nie verknüpfen, was in einem ursächlichen Zusammenhange nicht steht. Wird, fragen wir, durch eine Betheiligung am Unternehmergewinn die Nachfrage nach Arbeitskräften gesteigert oder ihr Angebot vermindert? Gewiss nicht. Da aber nur in dem einen oder in dem anderen Falle der Arbeitslohn sich dauernd heben kann, so ist auch den Arbeitern nicht mit einer Betheiligung am Unternehmergewinn geholfen. Sollte uns jemand das Gegentheil beweisen können, mit Wärme würden wir dann die Wünsche der Arbeiter vertreten, denn die Gesellschaft kann nur gewinnen, wenn sie unabhängig sich fühlende und befriedigte Arbeiter zu ihren

Gliedern zählt. Aber der Weg der Gewinntheilung läuft nur auf eine Täuschung hinaus.

Es wird nämlich völlig übersehen, dass die Löhne der verschiedenen Arbeitszweige unter sich beständig im Gleichgewicht stehen. Am höchsten bezahlt wird derjenige, welcher leistet was nur wenige leisten können; der Inhaber einer schönen Tenorstimme gehört zu denjenigen »Arbeitern«, nach denen die höchste Nachfrage herrscht und die sich am wenigsten anbieten. Am niedrigsten wird derjenige bezahlt werden, welcher nur leistet, was alle leisten können. Unter solchen Allerweltsleistungen werden diejenigen wieder höher bezahlt werden, die nicht jeder gern übernimmt, und diejenigen am niedrigsten, die mit den grössten Bequemlichkeiten verknüpft sind. Stiege nun durch Bewilligung von Gewinnantheilen in irgendeinem Geschäftszweig der Preis der Arbeit, so wäre das Gleichgewicht gestört, und es würden daher aus allen anderen Beschäftigungen die Arbeiter sich nach dem begünstigten Zweige drängen. Je höher die schwankenden Gewinnantheile, desto stärker das Angebot von Arbeitskräften, desto tiefer müsste der feste Arbeitslohn fallen. Die Gewinnantheile würden mit der Zeit nichts anderes sein, als ein clandestiner Arbeitslohn. Nach wie vor bliebe alles beim alten, eben weil sich das gestörte Gleichgewicht rasch wiederhergestellt haben würde.

Wie also ist den Arbeitern zu helfen? Immer nur durch Beschränkung des Angebotes oder durch gesteigerte Nachfrage. Wächst das Capital, so wächst das Bedürfniss nach Arbeitskräften. Geholfen kann auch werden durch eine Vorbildung des Arbeiters zu höheren Leistungen, vorzüglich durch Mehrung der Kunstgewerbe. Vor allen Dingen aber sollte dem Arbeiter eine tiefere Einsicht in die gesellschaftlichen Gesetze erschlossen werden. Die grosse Masse wird wohl nie mit Leichtigkeit wissenschaftlich auffassen lernen, sehen wir doch, dass gar viele sonst begabte Schriftsteller und Denker, so wie sie sich auf das staatswirthschaftliche Gebiet begeben, zu stolpern anfangen. Allein die Erfahrung ersetzt uns ja immer die höhere Einsicht. Unsere Arbeiter müssen also an den Erfolgen ihrer eigenen Thaten zur Weisheit gelangen, und mit den Beschädigungen des Capitales durch die Strikes sind vielleicht die Erfahrungen der Arbeiterbevölkerungen nicht zu theuer erkauft. Ausserdem gibt es unter dem Arbeiterstande verhältnissmässig eben so viele klare Köpfe als wie in jedem andern Stande,

und sobald die klaren Köpfe zur Erkenntniss gesellschaftlicher Gesetze gelangen, ist alles gewonnen, denn der Klare herrscht mit der Zeit über die Unklaren. Zu den tröstlichsten gesellschaftlichen Erscheinungen in England gehört es, dass bei den englischen Arbeiterverbindungen nach und nach die gescheidtesten und gediegensten Arbeiter an die Spitze gelangt sind, und seitdem die vielen abenteuerlichen Versuche, mit mittelalterlichen Zunftmittelchen die Concurrenz von sich abzuwerfen, eingestellt worden sind. Schliesslich muss auch bei den Arbeitern, und zwar je freier man ihre Vereine und Brüderschaften gewähren lässt, um so früher der gesunde Menschenverstand siegen.

7. Die Todesstrafe.

(Ausland 1867. Nr. 18. 30. April.)

Der Antrag des Frhrn. v. Stauffenberg in der Kammer der bayerischen Abgeordneten hat von neuem wieder das Interesse an der alten Streitfrage über Abschaffung oder Beibehaltung der Todesstrafe angeregt; nur darf man sich nicht wundern, wenn von einzelnen Stimmen in der Presse behauptet wurde, es liesse sich nichts neues mehr von den Gegnern wie von den Liebhabern der Todesstrafe vorbringen, da in der That das meiste, was man zu hören bekam, nur zeigte, dass man nichts gelernt und nichts vergessen hatte. Die Frage selbst ist weit weniger eine juristische als eine socialpolitische, denn wer sich nicht genau klar darüber ist, worin das Wesen der menschlichen Gesellschaft besteht, der wird auch nie die Berechtigung der bürgerlichen Strafgewalt richtig abzuleiten wissen. Es gibt bekanntlich drei verschiedene Ansichten über den Zweck der bürgerlichen Strafen. Die eine Schule behauptet, die Strafe diene zur Abschreckung der Verbrecher, also zum Schutz der Gesellschaft. Die andere Schule behauptet, die Strafe solle eine sittliche Besserung bei dem Verbrecher bewirken. Endlich behaupten die Anhänger der dritten Lehre mit Berufung auf die Philosophen Kant und Hegel, die Strafe sei Selbstzweck; sie sei eine Sühne und sie diene zur Befriedigung des verletzten Rechtsgefühles im Volke. Diese letzte Ansicht enthält nichts anderes, als das etwas aufgeschminkte Talionsprincip, welches Auge um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut zur Vergeltung verlangt. Es wurzelt jedoch diese Forderung tief in der deutschen Nation, denn unsere Sprache deutet durch die Assonanz an, wie nahe sich Rache und Recht, Rächer und Richter stehen.

Ehe wir uns für eines dieser Systeme entscheiden, müssen wir zuvor uns klar werden, dass die in unsern Strafgesetzbüchern

bedrohten Handlungen in drei verschiedene Classen fallen, je nachdem sie mit Vorbedacht, im Affect, also beispielsweise im Zorn, aus Argwohn, aus Eifersucht, endlich in solche, die nur aus einem Mangel an Vorsicht begangen werden. Nun sieht wohl jedermann ein, dass, wenn überhaupt ein Strafgesetz die Durchführung eines allgemeinen Grundsatzes enthalten soll, dieser Grundsatz sich auf alle jene drei Classen von Handlungen erstrecken muss; dass man nicht strafen kann bald um abzuschrecken, bald um zu bessern, bald um zu sühnen, sondern dass man nur eines dieser Ziele im Auge behalten kann, wie denn auch von jenen drei Schulen der Criminalphilosophen jede von den andern behauptet, dass sie im Unrecht seien.

Die grössten Liebhaber der Todesstrafe sind unbedingt diejenigen, welche in der Vollstreckung einer Strafe eine moralische Genugthuung und die Befriedigung eines sittlichen Bedürfnisses erblicken. Es ist mit ihnen gar nicht zu streiten, vorausgesetzt nur, dass sie alle Artikel in den Strafgesetzbüchern streichen, in denen Handlungen mit Strafe bedroht werden, die aus Fahrlässigkeit begangen worden sind. Stellen wir uns vor, es führe ein Vater mit seinem Sohne, seinem einzigen, heissgeliebten Kinde, auf die Jagd und habe ein geladenes Gewehr zwischen den Knieen. Nun denke man sich drei Fälle. Erstens, die Fahrt zur Jagd verläuft ohne Unfall. Zweitens, bei der Fahrt zur Jagd geht durch einen heftigen Stoss des Wagens das Gewehr los, der Schuss fliegt aber in die Luft, ohne irgend jemand zu verletzen. Drittens, das Gewehr geht los und der Schuss tödtet unglücklicherweise den Sohn. Nach unsern Strafgesetzen würde nur der dritte Fall eine gerichtliche Untersuchung und Bestrafung nach sich ziehen. Nun wäre es geradezu ein Hohn, wenn die Anhänger der Sühnungstheorie behaupten wollten, das Rechtsgefühl des Volkes sei im dritten Fall mehr als wie im zweiten und im ersten verletzt worden. Die Strafbarkeit der Handlung lag offenbar darin, dass der Vater die schuldige Vorsicht so weit vergass, um sich mit einem geladenen Gewehr auf einen Wagen zu setzen. Selbst wenn man im ersten Fall seine Straflosigkeit damit rechtfertigen konnte, dass er während der ganzen Fahrt sich der Gefahren einer geladenen Waffe bewusst geblieben und durch verdoppelte Wachsamkeit sie wieder abgewehrt habe, so haben wir doch den zweiten Fall ersonnen, wo der Grad der Fahrlässigkeit genau so gross war wie im dritten.

Eine Tödtung aus Fahrlässigkeit ist weder etwas Böses noch etwas sittlich Verwerfliches, und gewiss regt sich bei keinem Menschen das Bedürfniss, dass eine solche Handlung gerächt werden müsse. Es gibt viele Personen, die aus Zerstreutheit oder Ungeschicklichkeit Unheil und Schaden anstiften. Wir entziehen ihnen deswegen nicht unsere Achtung, und wir haben keine Scheu, eine Hand warm und freundschaftlich zu drücken, die unbeabsichtigt die Tödtung eines Menschen herbeiführte. In dem obigen idealen Falle hat der Unvorsichtige sich selbst den schwersten denkbaren Verlust zugezogen; die Vorwürfe, die er sich selbst machen wird, verfolgen ihn unablässig bis an das Ende seines Lebens, und dennoch straft ihn obendrein der weltliche Richter, und straft ihn mit Recht, sei es nun mit Geld oder an seiner Freiheit, je nach dem Wortlaut des örtlich geltenden Criminalgesetzes. Wir sehen aus diesem Beispiel, dass das Gebiet der bürgerlichen Justiz an gewissen Punkten die Grenzen des sittlich Strafbaren überschreitet, und wir werden sogleich sehen, dass es sie wiederum an andern Punkten gar nicht erreicht.

Der Meineid, d. h. eine unter feierlichen, bekräftigenden Formeln vor Gericht ausgesprochene Unwahrheit wird mit Zuchthaus und unter Umständen sogar mit einer hohen Zuchthausstrafe bedroht. Der Meineid ist gewiss ein hässliches Verbrechen, aber der Treubruch im gewöhnlichen Leben, ein Schwur, den ein leichtsinniger Verführer einem Mädchen bricht, das er dem Elend und der Schande preisgibt, ist sittlich dem juristischen Meineid oder der processualischen Lüge ganz gleich zu achten und dennoch bleibt er völlig straflos. Wäre also die weltliche Strafgerichtspflege nur vorhanden, um die Verletzung des sittlichen Gefühles an dem Verletzer zu rächen, so müsste die Lüge ausserhalb des Gerichtes ebenso strafbar sein als die vor dem Richter. Es ist aber sehr weise eingerichtet, dass sie straflos bleibt, wenn es auch nicht zu den Lehren der Philosophen passt, dass die Strafe Selbstzweck sei. Wiederum bedrohen unsere Criminalgesetzgebungen mit empfindlichen und entehrenden Strafen denjenigen, der anvertrautes Geld verschwendet. Ein Familienvater dagegen, welcher die unter seine Obhut gestellte Mitgift seiner Frau im Spiel durchbringt, mag er dabei sich selbst und seine Familie in unsägliches Elend stürzen, wird nicht zur Rechenschaft gezogen. Das Mass der sittlichen Verschuldung ist in beiden Fällen ganz

das gleiche, aber die bürgerliche Strafgewalt ignorirt auch hier, wie in unendlich vielen andern Fällen, die verabscheuungswürdigsten Handlungen. Man gewahrt also, dass das bürgerlich Strafbare und das sittlich Strafbare zwei Gebiete sind, die durchaus nicht zusammenfallen, sondern die wir uns wie zwei excentrische Kreise denken müssen, die sich theilweise decken, theilweise ungedeckt lassen, wie der Mond die Sonne bei einer partiellen Verfinsterung der letztern. Auch sprechen die juristischen Vertheidiger der Vergeltungslehre nur von einer »bürgerlichen Gerechtigkeit«, worin das Eingeständniss liegt, dass es sich bei den weltlichen Strafgesetzgebungen nicht um diejenige Gerechtigkeit handle, bei deren Namennennung unser Herz höher schlägt, sondern nur um ein Surrogat, um ein Ersatzmittel. Man sagt dann gewöhnlich, die Justiz überlasse die Bestrafung böser, aber vom Gesetz nicht bedrohter Handlungen einem höhern Richter. Der höhere Richter, nimmt man an, binde sich an die Grundsätze dessen, was man gewöhnlich poetische Gerechtigkeit nennt. Es ist auch gewiss nicht bedeutungslos, dass fast alles criminell Strafbare mit einziger Ausnahme des Mordes im Affect keinen Stoff für die dichterische Behandlung gewährt, wie umgekehrt gerade vorzugsweise das poetisch Strafbare von der Strafjustiz ignorirt wird.

Der weltliche Richter fällt sein Urtheil nach der Beschaffenheit der That mit ihren entscheidenden Merkmalen und nicht nach der Stufe der innern Verschuldung des Verbrechers. Der Unterschied zwischen diesen beiden Verfahrungsweisen ist vielleicht nie ergreifender dargestellt worden, als in dem Capitel des Evangeliums, welches von der Ehebrecherin handelt. Nach dem mosaischen Strafgesetz (Levit. XX, 10) konnte kein Zweifel bestehen, dass das schuldige Weib mit dem Tode bestraft werden musste; der Erlöser aber wollte sie nicht verdammen. Nie ist die Entstehung einer verbrecherischen Absicht so durchsichtig dargestellt worden, als im Othello des Shakespeare; wir sehen gleichsam vor uns den Samen des Mordgedankens auf die fruchtbare Erde fallen, Wurzel schlagen, einen Halm und unaufhaltsam seine Aehre treiben. Der dichterische Othello ist gewiss kein böser Mensch, und unser Entsetzen über seine That wird vollständig aufgehoben durch unser Mitleid; denn die Schwäche, der er erliegt, ist nur eine allgemein menschliche, keine ausnahmsweise persönliche. Käme Othello morgen vor ein Schwurgericht, er würde ganz sicherlich des

Mordes schuldig befunden werden. Es ist unmöglich, dass der menschliche Richter die Strafen abstufe nach der innerlichen sittlichen Verschuldung, denn da er nicht allwissend, da er nicht einmal ein Psycholog von gleicher Schärfe wie Shakespeare ist, so muss er sich an gewisse Merkmale binden, und seine Gerechtigkeit besteht nur darin, dass er die gleichen Regeln bei den gleichen Fällen anwendet. Eine höhere, die ethische, Gerechtigkeit würde ferner fordern, dass man auf die Macht der Verführung einige Rücksicht legte. Verführung zu Eigenthumsverbrechen z. B. fallen ganz weg bei den »satten Existenzen«, um ein Wort des Grafen Bismarck zu gebrauchen. Wer nie gehungert und nie gedarbt hat, der kann auch nicht ermessen, wie weit Noth und Mangel zur Entschuldigung verbrecherischer Thaten dienen können, offenbar aber ist derjenige, der nie einer Versuchung ausgesetzt war, unredlich zu handeln, viel besser daran als derjenige, der einem solchen Reiz fortwährend ausgesetzt ist. Auch ist derjenige, der im elterlichen Hause gute Beispiele vor Augen sah und nur lautere Grundsätze aus dem Munde von Vater und Mutter einsog, einer Versuchung viel besser gewachsen als derjenige, welcher in der Luft eines verbrecherischen Hauses aufwuchs. Was vom Elternhause gilt, muss auch von der Schule und den Lehrern gelten. Endlich lässt sich gar nicht leugnen, dass so gut wie geistige Anlagen, Temperament und physische Aehnlichkeiten erblich sind, auch der Hang zum Verbrechen auf Kinder oder Enkel übergeht. Wir behaupten nun keineswegs, dass sich der angeborene Keim nothwendig und fatalistisch zu verbrecherischen Thaten ausbilden müsse. Der Mensch ist der Thäter seiner Thaten, er bleibt frei. Othello konnte und sollte seinen Argwohn niederkämpfen; wenn er unterliegt, so unterliegt er nicht ohne Verschuldung. Offenbar ist aber auch hier wiederum derjenige, der keinen Keim zu Verbrechen erbte, viel günstiger gestellt als derjenige, der ihn mit auf die Welt brachte. Glücklicherweise besitzen die Richter die Freiheit, wo Milderungsgründe vorhanden sind, bis zum niedrigsten Strafmass herabzugehen. Vielleicht wenn die Zeiten und die Sitten noch humaner werden, fallen bei allen Verbrechen auch die niedrigsten Strafdrohungen weg, so dass nur die Grenzen der höchsten Strafen ausgesprochen werden. In der Geltung von Milderungsgründen erblicken wir den Keim zu einer sittlichen Verklärung der Strafgesetze, insofern dem Richter jetzt erlaubt

ist, die innere sittliche Verschuldung bei der Bestrafung des Verbrechers ebenfalls zu beachten.

Um so charakteristischer für den alten Geist der Strafgesetze sind die Erschwerungsgründe. Das Hauptstück vom Diebstahl in den Strafgesetzbüchern dürfte an sich schon hinreichend sein, um uns über das Wesen des öffentlichen Strafrechtes aufzuklären. Wir sehen dort die Strafdrohungen in rascher Progression wachsen, je nachdem der Werth des gestohlenen Gutes über oder unter 10, 100 oder 1000 Wertheinheiten beträgt. Sittlich gemessen ist ein Diebstahl von 10 Gulden ebenso verwerflich als ein Diebstahl von 1000. Da also der weltliche Richter seine Strafen nicht nach der sittlichen Verschuldung abstuft, so kann man in dem bürgerlichen Strafverfahren nicht die Befriedigung des moralischen Bedürfnisses nach einer Vergeltung erblicken, denn diese würde streng fordern, dass ein Dieb von 1000 Gulden nicht schärfer bestraft werde als ein Dieb von 10 Gulden. Ferner finden wir in unsern Gesetzbüchern, dass die Strafe wächst, wenn der Diebstahl auf einem eingeschlossenen Raum verübt wurde. Wiederum passen hier die moralischen Grundsätze nicht auf die Gliederung des Strafausmasses; denn sittlich ist es ganz gleichgiltig, ob ich jemandem auf offener Strasse den Geldbeutel aus der Tasche ziehe oder ob ich, um den Diebstahl verüben zu können, mich vorher über eine Mauer schwinge oder eine Scheibe eindrücke oder ein Schloss öffne. Das Strafgesetz unterscheidet hier ganz sichtlich nicht sowohl den Grad der sittlichen Verschuldung als die Dreistigkeit, Verschlagenheit oder Geschicklichkeit bei der Ausführung des Verbrechens, mit einem Wort, sie straft den gefährlichen Dieb viel härter als den minder gefährlichen. Wenn das Gesagte schon genügt, das Wesen des weltlichen Strafrechts zu bezeichnen, so wollen wir doch zuvor die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Betrachtung der ältesten einfachsten und grossartigsten Codification, welche die Geschichte kennt, nämlich auf die zehn Gebote oder richtiger Verbote des grossen jüdischen Gesetzgebers lenken. Lassen wir die drei ersten hinweg, welche religiöse und theologische Satzungen enthalten, und ebenso die beiden letzten, welche schon ein unredliches Trachten nach fremdem Eigenthum verbieten, so bleiben uns noch die fünf mittlern übrig. Wenn sie auch keine weltlichen Strafen androhen, so enthalten sie doch die Grundzüge, auf denen sich ein Straf-

gesetz erbauen liesse. Alle fünf Artikel sind socialer Natur, denn ohne ihre Beobachtung war das Fortbestehen der jüdischen Gesellschaft gefährdet. Selbst das vierte Gebot, welches die kindliche Ehrfurcht gegen die Eltern einschärft, hatte innerhalb der jüdischen Gesellschaft den Schutz der patriarchalischen Gewalt im Auge. Moses will die Bande der Gesellschaft sichern; er verdammt daher alle Handlungen, die unter Juden ein geselliges Zusammenleben vereitelt haben würden. Am deutlichsten gewahrt man die Absichten des Gesetzgebers daran, dass er, der so viele unmoralische Handlungen unerwähnt lässt, der Verpflichtung zur Wahrheit vor Gericht einen eigenen Artikel widmet. Jeder fühlt den hohen gesellschaftlichen Werth des Gebotes; denn da die meisten bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten nur durch feierliche Aussagen vor dem Richter ,sich entscheiden lassen, so ist eine Rechtspflege innerhalb der Gesellschaft gar nicht denkbar ohne die höchste Achtung vor der Wahrhaftigkeit in Processsachen. Was Moses in seiner Gesetzgebung verbietet, ist genau dasselbe, was unsere Criminalgesetze mit Strafe bedrohen, nämlich das Dissociale oder Widergesellschaftliche, wenn man so sagen darf. Ein herzensguter und kreuzbraver Mensch, der leichtsinnig mit Feuergewehren umgeht, wird daher gestraft, weil sich mit ihm in Gesellschaft schwer leben lässt; ein Meineidiger wird aufs härteste verfolgt, weil, wenn der Meineid um sich griffe, gar keine Civilrechtspflege mehr denkbar wäre, und ein Dieb, der einbricht, wird härter bestraft als ein anderer, gerade weil er durch seine Verwegenheit die Sicherheit des Eigenthums innerhalb der Gesellschaft viel höher gefährdet als ein Marktdieb.

Das bürgerliche Strafrecht ist nichts anderes als der Ausfluss eines Naturtriebes, der allen Geschöpfen gemeinsam ist, nämlich der Selbsterhaltung. Das heutige Menschengeschlecht kann nur fortbestehen unter einer geselligen Gliederung, und daher darf Niemand sich Handlungen erlauben, welche die Geselligkeit stören. Verübt er eine solche, so hat die Gesellschaft das Recht, ihn als ihren Feind zu betrachten und zur Abwehr der ihr drohenden Gefahr jedes Mittel der Nothwehr zu ergreifen. Sobald diess einmal ausgesprochen ist und anerkannt wird, sollte es logisch weder Gegner noch Liebhaber der Todesstrafe geben; denn wenn es kein anderes Mittel gäbe, um eine gesellschaftsgefährliche Zunahme der Meineide oder Diebstähle zu unterdrücken, so würde

ganz sicherlich die Todesstrafe für beide Verbrechen angedroht werden dürfen. Auf der andern Seite aber, wenn man sich klar darüber ist, dass die Gesellschaft das Schwert nur zur Selbstvertheidigung schwingt, nicht als Richter über die innerliche Verschuldung, deren wahre Erkenntniss dem kurzsichtigen Menschenverstande niemals gelingen kann, so muss man auch zugestehen, dass die Vollstreckung der Todesstrafe nur so lange der Gesellschaft verstattet werden darf, als ihr Fortbestand anders nicht möglich gedacht werden kann.

Nach diesem Bekenntniss wird kein Eingeweihter mehr zweifeln, dass wir als den Hauptstrafzweck die Einschüchterung des Verbrechers betrachten und uns zu den Anhängern der ganz mit Unrecht bekämpften Abschreckungstheorie zählen. Gegen diese Lehre ist nur ein einziger beachtungswerther Einwurf erhoben worden, der sie aber freilich, wenn er erwiesen wäre, gänzlich beseitigen sollte, nämlich dass die Strafen gar keine abschreckenden Wirkungen besässen. Wir leugnen nicht, dass sie als Schreckmittel sich bisweilen abnutzen, denn zur Zeit der französischen Revolution wurden in den Kerkern der politischen Tribunale von den Gefangenen zum Zeitvertreib kleine Guillotinen als Spielwerk angefertigt, und eine Zeitlang wurde es Mode, dass die Damen schmale rothe Halsbänder trugen, um den Schnitt des Beiles anzudeuten, worauf bekanntlich die Goethe'schen Verse anspielen:

Wie sonderbar muss diesen schönen Hals
Ein einzig rothes Schnürchen schmücken,
Nicht breiter als ein Messerrücken!

Nur zu Täuschungen könnte die Meinung führen, dass man durch hohe Strafen das Verbrechen gänzlich auszurotten vermöchte, denn obgleich in Bayern nach dem Strafgesetz von 1751 die Diebstähle über 10 fl. mit dem Tode bestraft wurden, ist dennoch unter der Herrschaft jenes Gesetzes gerade so viel gestohlen worden als gegenwärtig. Die abschreckende Wirkung der Strafen wächst nicht sowohl mit ihrer Höhe als mit der Wachsamkeit der Polizei. Von allen aus Gewinnsucht verübten Verbrechen würden die meisten wegfallen, wenn jeder Verbrecher sicher wäre, rechtzeitig entdeckt zu werden. Daher beunruhigt die Gesellschaft nichts so tief, als dass die Thäter eines Verbrechens unentdeckt und unbestraft bleiben könnten, und wir dürfen in dieser Beziehung nur an den Raubmord des Franz Müller in einem englischen

Eisenbahnwagen erinnern. Das Vertrauen zum Schutz der Gesetze kehrte aber augenblicklich wieder, als der Schuldige überführt und schliesslich geständig wurde.

Dass aber die Strafen die Mehrzahl derer, die sich mit verbrecherischen Gedanken tragen, wirklich einschüchtern, und die Verbrechen soweit einschränken, dass ein geselliges Zusammenleben von Menschen durch sie nicht mehr in Frage gestellt wird, sowie dass diess ihr Hauptzweck sei, darüber bieten junge amerikanische Staatenbildungen Beispiele, die jedermann aufklären sollten. Am Beginn des vorigen Jahrzehntes herrschte bekanntlich im californischen San Francisco ein Zustand, der einem Krieg aller gegen alle glich. Man ass mit der Drehpistole neben dem Teller und schlief mit ihr unter dem Kopfkissen. Wohl gab es Richter und Geschworne, aber sie waren theils im Bündniss mit den Verbrechern, theils zu muthlos, um ihnen ernsthaft auf den Leib zu rücken. Als diese Zustände unerträglich wurden, bildete sich bekanntlich ein Vehmgericht, eine Verschwörung der Bürger zur Herstellung geselliger Ordnung, das sogenannte Vigilance Committee, welches die stadtbekannten Verbrecher ergriff und nach kurzem Verfahren in den Strassen aufknüpfte. Als hierauf die Verbrechen abzunehmen schienen, löste sich die Vehme wieder auf und die Gerichte traten wieder in Thätigkeit. Nach zwei Jahren hatten aber die Feinde der Gesellschaft wieder die Oberhand gewonnen, der Ueberwachungsprocess trat daher von neuem zusammen, aber zum letzten Mal, und seit 1860 ist Californien der am wenigsten »criminalistische« Staat in der ganzen nordamerikanischen Union. Die nämliche Erscheinung einer bürgerlichen Vehme mit gleich günstigem Erfolge hat sich in dem neuen amerikanischen Staat Montana zugetragen. Hier gewahren wir also, dass die Bürger instinctartig zur Vertheidigung der Gesellschaft nach Strafen greifen, und dass diese soweit einschüchternd wirken, um einen erträglichen Schutz dem Bürger zu gewähren. Es ist ganz klar, dass es sich dabei um einen Kampf der geselligen gegen die ungeselligen Elemente einer bürgerlichen Gemeinde handelt, dass die Strafen ein Vertheidigungsmittel sind und der Staat sich dem Verbrecher gegenüber in der Lage der Nothwehr befindet.

Sowie man sich dessen klar bewusst wird, fällt jeder grundsätzliche Streit über Beibehaltung oder Abschaffung der Todesstrafe

hinweg. Sie erscheint nur als ein nothwendiges Uebel, welches man so lange dulden darf, als es unentbehrlich ist, und nicht länger. Reichen andere Mittel hin, der Gesellschaft eine erträgliche Sicherheit zu gewähren, so ist es eine Pflicht, nur dieser sich zu bedienen. Die Todesstrafe wurde lange Zeit ihrer Wohlfeilheit wegen vollstreckt, noch vor Schluss des vorigen Jahrhunderts wurden die Diebe mit dem Schwert gerichtet, daher der Samstag der Hinrichtungstag in München war. Die Kosten der Zuchthäuser liessen sich damit grösstentheils ersparen. Ob irgend ein grösserer Staat sich gegenwärtig in der Lage befindet, die Todesstrafe abzuschaffen, ist natürlich eine reine Frage der Zweckmässigkeit, die nur durch einen Versuch gelöst werden kann. Selbst wenn aber irgendwo durch ihren Wegfall die Sicherung der Person geringer werden sollte als vorher, so wäre immer noch zu bedenken, welches Uebel wohl das schlimmere wäre: eine kleine Zunahme der Lebensgefährdung oder eine Belastung des Gewissens von Geschwornen, die genöthigt wären, einen Menschen eines mit dem Tode bedrohten Verbrechens schuldig zu sprechen. Es gibt freilich genug »starke« Gemüther, die ihre Seelenruhe dadurch nicht getrübt sehen; wir selbst rechnen uns nicht zu ihnen.

III.

Gewerbe, Kunst, Poesie.

1. Die deutsche Industrieausstellung
(in München, 1854).

(Aus der Allgemeinen Zeitung, Jahrgang 1854, und zwar I.: Nr. 208, 27. Juli, S. 3313; II.: Nr. 217, 5. Aug., S. 3458; III.: Nr. 218, 6. Aug., S. 3474; IV.: Nr. 245, 2. Sept., S. 3905; V.: Nr. 258, 15. Sept., S. 4113; VI.: Nr. 288, 15. Oct., S. 4593; VII.: Nr. 289, 16. Oct., S. 4610; X.: Nr. 301, 28. Oct., S. 4809; VIII. und IX. sind nicht von Peschel.)

I.

Friedrich List glaubte einst die deutsche Industrie von dem gallischen Joch zu befreien, als er den Rath gab: die Deutschen sollten sich ihre eigenen Moden dictiren. Er begehrte eine alljährliche Reichsversammlung von Fabrikanten, Zeichnern und Modellstechern, von Schneidern und Putzmachern, berathend und beschliessend über deutsche Einheit im Schnitt der Krägen und Mäntel, über Farben und Muster, über Renaissance oder Rococo, über Tapeten und Möbel. Der Gedanke war patriotisch, denn er kam von Friedrich List, aber es passt darauf mit einer andern Wendung Lessing's Seufzer über das deutsche Nationaltheater: »Ueber den wunderlichen Einfall der Deutschen, eine Nationaltracht dictiren zu wollen, ehe sie eine Nation sind!« Die Local- und Municipalgenien treiben bei uns ihr Wesen allenthalben an Hut und Feder, an Tisch und Stuhl, ja selbst an den einfachsten Dingen des täglichen Lebens. Selbst die Gestalt, worin das tägliche Brod auf dem Tisch erscheint, ist bei uns in jeder Stadt, in derselben Stadt fast in jeder Strasse verschieden. Wir sind in manchen Dingen den Engländern überlegen, namentlich im Geschmack; denn das britische Volk ist sehr dürftig an gewerblicher Imagination; dennoch steht jedem britischen Fabrikat sein Ursprung auf dem Antlitz geschrieben. Alles was wir aus England beziehen ist in der Regel entschieden brauchbar, bis zu einem gewissen Grade unverwüstlich und äusserst sauber. Die Briten haben sicherlich die Prädestination, die Weltsfutteralmacher zu sein. Nur darf man sich ja nicht einbilden, alles, was in den

drei Königreichen erzeugt werde, müsse stets brauchbar sein. Die brauchbaren Erfindungen stehen vielmehr zu den unbrauchbaren in der Regel in einem äusserst niedrigen Procentverhältniss. Da aber nur das Brauchbare bei uns Zutritt findet, so bildet sich mancher ein, alle englischen Fabrikate seien so blank und geschmeidig wie eine Sheffielder Scheere. Darin aber besteht der Vortheil des englischen Erzeugers, dass, wenn es ihm gelingt, die drei cardinalen Ansprüche seiner Nation zu befriedigen, wenn die Waare brauchbar, dauerhaft und sauber ausfällt, er dann auch 27 Millionen Verbraucher so lange beherrscht, als nicht ein Mitbewerber ihm mit einer höhern Leistung auf die Schultern steigt. In England wurde vor etwa vier Jahren eine neue Sorte Nachtlichter erfunden, die allen populären Anforderungen an ein Nachtlicht entsprach. Augenblicklich war das classische Product über die ganze Insel verbreitet, und die Fabrik versorgte bald den gesammten Nationalverbrauch. Bei uns dominirt jeder Seifensieder über sein Stadtviertel, und wo die löblichen Zunftordnungen gelten, da ist der Mittelmässigkeit ohnehin eine Rajah von Consumenten, fast möchte man sagen eine Art eisernes Vieh von Abnehmern zugesichert.

Die Deutschen werden vielleicht nie eine Mode bekommen, denn sie sind nicht gemacht, sich von der Mode beherrschen zu lassen. Diesen Umstand sollte niemand vergessen, der den Glaspalast mit der Frage betritt: wie hat sich der deutsche Geschmack entwickelt? Man hüte sich doch sehr, die Erzeuger dabei ins Examen zu nehmen. Die Ausstellung ist der Spiegel unseres eigenen Geschmacks, des nationalen Geschmacks, wenn ein solcher vorhanden wäre, nicht des Geschmacks der Gewerbsleute. Wenn in Frankreich ein Chemiker eine Farbe componirt, die man bisher in Wolle oder Baumwolle nicht auszudrücken verstand — eine feurige Farbe, die augenblicklich eine Combination vieler andern Farben erträglich oder gefällig macht, wie man sie noch nicht beisammen gesehen, so ist es sicher, dass diese Farbe und diese Combinationen, weil sie neu und schön sind, die Allerweltslivrée für einen Jahresfeldzug der Industrie werden müssen. Schön und hässlich, jung und alt — alles langt nach dem Reiz der Neuheit. Die Deutschen sind anders. Es gibt bei uns viele Frauen, die während eines gewissen Alters einer einzigen Farbe treu bleiben. Sie lieben Millefleur, wenn tellergrosse Bouquets in

Mode sind, und wiederum kann ein simples Muster sich gerade wegen seiner Einfachheit zehn Jahre und länger erhalten.

Die Mode lässt sich nicht durch die Bill eines Schneiderparlaments feststellen, sie ist machtlos, wo das Naturell eines Volkes spröde und eigensinnig ist. Die Unruhe, die Ungeduld und die Neuerungssucht, die schon Cäsar den Galliern zum Vorwurf macht, ist die letzte Ursache, dass in Frankreich die Moden dictirt werden. Ehe die Franzosen eine Seidenindustrie besassen, bezogen sie ihre Damaste und Brokate aus Italien, und zwar lange Zeit aus den oberitalienischen Städten. Im sechzehnten Jahrhundert hatten aber die Florentiner die französischen Märkte völlig ihrer Herrschaft unterworfen, weil sie viel leichteren Tand, aber auch viel wohlfeiler erzeugten, und eben diese Eigenschaften behagten den Franzosen, die, wie ein Zeitgenosse bemerkt, zu rasch eine Mode sich zum Ekel sahen.[1])

Wo aber die Mode herrscht, da kann sich viel leichter der Geschmack entwickeln. Auch wird das Erzeugniss rascher verbraucht, und der Begehr nach frischen Producten ermuntert zu beständig neuen Anstrengungen. In Deutschland erzeugt man die Grundstoffe ebenso vollkommen, als in Frankreich, und erzeugt sie noch wohlfeiler wegen des geringern Arbeitslohns. Der deutsche Chemiker kann dieselben Farben mischen wie der Franzose. Die Zeiten, wo der Schatz eines Fabrikanten in einer Handvoll geheimer Recepte bestand, sind längst vorüber. Es gibt keine Mysterien und Monopole mehr, oder keine, die es länger blieben als während einer Jahreszeit. Wir können in Deutschland so gut und so scharf die Muster schneiden wie die Franzosen, und sollte es uns an Phantasie für die Erfindungen fehlen, so brauchten wir in diesem einzigen Stück nur einen Franzosen in Miethe zu nehmen, denn für Geld, für vieles Geld namentlich wird auch die Imagination feilgeboten. Und dennoch, obgleich es uns weder an der Geschicklichkeit noch an Instrumenten fehlt, werden die Fran-

1) Marino Cavalli, der um 1545 in Frankreich sich aufhielt, bemerkt, dass die Franzosen ihre Seidenstoffe aus Italien bezogen. Nelle quali, fährt er fort, Toscani e Genovesi hanno guadagni incredibili, perchè lavorono cose conformi all appetito e desiderio de' Francesi (so alt ist diese Regel für Beförderung des Absatzes ins Ausland) cioè panni, che constano poco, e durano manco; il che è quello preciso, che vuole quella nazione, la quale si fastidiria s'una veste gli durasse molto.

zosen doch äusserlich, namentlich in Modeproducten, den Deutschen um tausend Schritt voraus bleiben, aus dem schlichten Grund werden sie es bleiben, weil der Wohlstand ihrer Verbraucher um die gleichen tausend Schritt dem unserigen voraus ist. In Deutschland, wie äusserst gering ist die Zahl solcher Verbraucher, die alle Wechsel der Mode ihrem Geldbeutel erträglich machen könnten.

Man fragt mehr nach der Dauerhaftigkeit als nach dem Schimmer, man will alles »echt« haben, man sucht etwas, »was immer Mode bleibt«, und man will das trügerische Feuer der Farben womöglich im warmen Seifenwasser und unter dem Bügeleisen erproben. Was fragt der Franzose, ob der Plunder bis zum nächsten Frühling Luft und Sonne überstanden, wenn er nur die Modezeit überlebt, und die Modezeit dauert nicht länger, als die dreissig schönen Sommertage, wo der nordische Himmel uns die Freiheit verstattet, das Freie zu suchen. Ihre vergänglichsten Geschöpfe, die Sommervögel, hat die Natur mit der höchsten Mannigfaltigkeit, mit parteiischer Verschwendung von Sammet und Brokatglanz ausgestattet. »Nur das Vergängliche schuf ich schön«, sagt Gott auf die Klage der Jugend, der Rose und des Thaues, und so ist auch der Pariser und Elsasser Farbenschmelz sehr vergänglich. Wie kann nun der deutsche Gewerbsmann mit solchen Schmetterlingserzeugnissen einen Wetteifer bestehen, wenn er erwarten muss, dass einst der Tag des Gerichts kommt, wo eine deutsche Hausfrau mit dem ausgewaschenen Läppchen eines Sommerfähnchens ihn wegen der Zerstörbarkeit seines Grünspans oder seiner Apfelblüthenfarbe anklagen wird? Der deutsche Fabrikant soll etwas liefern, was ewig Mode bleibt, sich nie verfärbt, was spottwohlfeil ist, und was dem sentimentalen Eigensinn der deutschen Consumentin entspricht! Der Franzose hat gegen ihn mehr als die halbe Partie voraus, er hat eine vollbespannte Geige, und der arme Deutsche, dem zwei, drei Saiten gesprungen, soll ihm alle Virtuosenstückchen nachmachen! Und was ist die Moral von diesem Lied? Dass die Deutschen nie eine Mode bekommen werden, und dass daran nicht der Mangel einer tonangebenden Hauptstadt die Schuld ist, sondern unser eigenes Naturell, welches gegen die Mode sich sträubt, und unser Geldbeutel, der diesem Naturell vollständig Recht gibt.

Diese Sachlage hat aber auch ihre Vortheile, denn der Eigensinn gegen die Mode ist der beste Schutzzoll gegen das Eindringen

des ausländischen Geschmacks. Wo Musik und Schauspielkunst entartet, ist immer das Publicum Schuld. Es wird ihm nichts vorgesetzt, als was ihm mundet, und hat es eine feine Zunge, so kommt das Schlechte nicht auf. So steht auch der Gewerbsmann völlig unter der Herrschaft seiner Abnehmer. Er muss ihren Geschmack errathen, denn, wenn er fehlgreift, trifft ihn der Verlust. Alles, was wir in der Industrieausstellung sehen, einige Bravourstücke abgerechnet, die nur für die Ausstellung, nur zum Zweck einer Art Annonce für die Firma dienen sollen — alles, was wir sehen, ist der Ausdruck jenes mannigfachen Geschmacks oder Ungeschmacks, wie er auf einem gewissen Verbrauchsgebiet herrscht und sich mit aller Zähigkeit oft auf die Dauer einer Generation behauptet. Sie gehen vielleicht in der obern Galerie des Industriepalastes — denn auf die dortigen Producte beziehen sich ausschliesslich meine Bemerkungen — an den Producten der grossen Fabriken aus Kosmanos in Böhmen vorüber. Sie finden dort Kattune oft mit decidirt hässlichen Farben und Mustern. Gegenüber haben Sie die gelungenen schönen Drucke auf Barrege von Köchlin oder von Schöpler und Hartmann bewundert, und Sie finden diese böhmischen Wälder auf Baumwolle unerträglich. Urtheilen Sie nicht zu rasch, denn Sie haben einen der ergiebigsten und grossartigsten Erwerbszweige vor sich. Glauben Sie doch, dass diese böhmische Fabrik Imitationen gewirkter Shawlmuster auf Wolle oder Baumwolle so gut drucken könnte, als ein Schweizer Haus, allein hier handelt es sich nicht darum, den Geschmack der Boulevards oder der Champs Elysées zu treffen, es handelt sich darum, Czechen, Hanaken, Slovaken und Masuren zu befriedigen. Begeben Sie sich zur Fronleichnamsfeier vor den Dom zu Olmütz, dann können Sie heerschaarenweise gerade diese Muster die Strassen und Plätze erfüllen sehen. Hier hört der Geschmack beinahe auf, irgend eine Entscheidung auf das Gewerbe zu üben, sondern es handelt sich zuletzt nur um die Höhe der Erzeugungskosten des Products. Die Erzeugungskosten werden mehr und mehr das Schicksal aller grossen Industrien bestimmen, und so muss in der nächsten Zeit, namentlich nach der völligen Oeffnung Oesterreichs, eine allmähliche, aber grossartige Wanderschaft der Gewerbe eintreten, bis jedes seine rechte Heimath gefunden hat. Diesen bereits eingeleiteten Process werden die Industrieausstellungen nicht wenig beschleunigen.

II.

Manchester, Leeds, Birmingham, Sheffield, Glasgow erzeugen jede nur eine kleine Anzahl und meist sehr gleichartige Producte, sie erzeugen aber massenweise, denn sie erzeugen für die drei Königreiche und ihre Colonien. Von Lyon, Lille, Valenciennes, Mülhausen und in manchen Stücken von Paris lässt sich das nämliche behaupten. Auf ähnliche Art haben sich Liverpool und London in die grossen Stapelartikel, welche die britische Nation bezieht oder verschickt, förmlich getheilt, und zwar nach dem einfachen Gesetz, dass die schweren aber minder kostbaren Frachten auf Liverpool, die geringere aber werthvollere Tonnenzahl auf London fallen, Liverpool den britischen Gewerben ihren Rohstoff liefert, London der Stapel für die grossen Handelsartikel geworden ist. In diesem Sinn kannte schon das Mittelalter eine Vertheilung der Gewerbe über bestimmte Orte. Wenn damals die Höhe der Frachten die Bewegung schwerer Handelsgüter sehr beschränkte, so waren dafür einzelne Gewerbe manchen Städten gänzlich unbekannt und liessen sich schwieriger von einem Ort zum andern versetzen. So lieferten unter den niederländischen Städten Lille, Mecheln, Courtray Tuche, Brüssel und Oudenarde Teppiche, Holland feines Leinen, Valenciennes grobe Wollenwaaren. Brügge war bis zur Versandung seiner Schleussen der Wollstapel für ganz Europa. Es gibt Urkunden, dass im Beginn des vierzehnten Jahrhunderts die Brügger Kaufleute genaue Angaben über mehr als 200 englische und schottische Schäfereien besassen. Man kannte jede mit dem Namen, wusste von jeder, welche Arten von Wolle, ob feine, mittelfeine und grobe, wie viel von jeder Sorte jährlich und zu welchem Preise sie durchgängig nach den Wollmärkten zu liefern pflegte. Von Brügge ging die englische Wolle nach dem Mittelmeer gewöhnlich durch Frankreich, wegen der niedern Versicherungsprämie auf dem Landwege, und vertheilte sich nach allen Orten, wo es Weber und Färber gab. Und wiederum kannte man Städte, wo der Scharlach am feurigsten, wo das Blau am reinsten gefärbt wurde, und diese Schwächen oder Virtuositäten fanden ihre Kenner in den fernsten Häfen des damaligen Welthandels — am Don, in Trapezunt, in Pera, in Alexandria.

Die Deutschen und die Oesterreicher erzeugen noch immer

zu vielerlei, und von dem Vielerlei meist zu wenig. Wie oft verweist nicht der Catalog unserer Ausstellung bei derselben Firma auf zwei getrennte Gruppen in der Ausstellung, so dass derselbe Aussteller den Rohstoff und das Halbfertige, oder das halbfertige und das vollendete Fabrikat erzeugt. Das verstösst gegen alle Diät eines gesunden Geschäftsbetriebs, die unerbittlich eine Theilung der Arbeit verlangt. Bei uns lässt oft dieselbe Firma spinnen und weben, weben und drucken, weben, drucken und appretiren, womit sich in England mindestens drei, vielleicht sogar vier verschiedene Etablissements beschäftigen würden. Wer vielerlei betreibt, wird und muss vieles übersehen, und nur wer sich einer Specialität widmet, wird Grosses leisten können. Ein kleines Capital reicht zu einem weitläufigen Gewerbe nur knapp aus, es taumelt wie ein Nachen zwischen erbarmungslosen Wogen von Abgrund zu Abgrund, und oft ist es ein Wunder, dass die Bretter nicht bersten. Wenn das kleine Capital aber innerhalb einer grossen Vertheilung der Arbeit eine einfache Leistung übernimmt, nur die einzige, aber diese einzige vollkommen, dann wird es zur grossen Kraft in seiner engen Sphäre. Die gesammte Geschichte menschlicher Entwicklung ist nichts anderes als ein Fortschreiten zu einer vielfältigen Gliederung der Arbeiten. Alle grossen und kleinen Geheimnisse der Beobachtungen und der Erkenntnisse der Staatswirthschaft sind beinahe vollständig in der anmuthigen Erzählung von Robinson's Schicksalen enthalten. Das Elend eines schiffbrüchigen Menschen auf einer einsamen Insel unter Affen und Papageien ist der Zustand völlig ungetheilter Arbeit. Je vollkommener aber die Vertheilung, desto höher der Werth und die Menge der einzelnen Leistung, je untergeordneter die Arbeit des Individuums, desto vollkommener das Product einer Gliederung von Individuen. Grosse Industrieausstellungen beschleunigen eine höhere Theilung der Arbeit ebenso gut wie die Vervollkommnung der Verkehrsmittel, wie jedes Zusammentreffen von Producten verschiedenen Ursprungs in Häfen und auf Messen. Die Arbeit theilt sich von selbst, und der Vertheilungsprocess ist ziemlich unabhängig von menschlicher Berechnung und menschlicher Willkür. Wenn wir nun in Deutschland noch manche grosse Fabrik finden, die ihre Maschinen selbst baut oder ausbessert, obgleich sie doch sicherlich das Capital für ihre Maschinenwerkstätte zu dem grössern Stammbetrieb weit vortheilhafter verwenden würde, so mag man

darin ein untrügliches Symptom wahrnehmen, dass der Process der Arbeitsvertheilung örtlich noch halb vollendet ist.

Es liegt diess äusserst selten in einem Mangel an Erkenntniss, denn wo der Vorheil im Spiel, greift der menschliche Scharfsinn selten fehl, sondern gewöhnlich haben die örtlichen Verhältnisse eine höhere Gliederung der Arbeit noch nicht erlaubt. Eine Fabrik, die abseits liegt von ihren Mitbewerbern, sieht sich wohl genöthigt, ihre eigenen Instrumente zu bauen. Allein die höhere Reife der Gewerbe führt eben dazu, dass nie eine Fabrik vereinzelt liegt, sondern dass sich das Gleichartige sammelt. Wo aber die Individuen des gleichartigen Gewerbes zusammenrücken, da findet auch der grossartige, also der wohlfeile Betrieb der Hilfsgewerbe die Zone seines Absatzes. Viele Hände, Eine Kette! Es wandert dann der leere und der gefüllte Eimer rascher hin und wieder, und es entsteht das, was allein den Namen der grossen Industrie verdient.

Diese Entwicklung bedarf aber ihre Zeit, und der Zollverein zählt erst zweimal zwölf Jahre seit seinem Bestehen. Vor dieser Zeit war jeder Staat angewiesen, seinen Bedarf gut oder schlecht selbst zu erzeugen und was ihm mangelte aus der Fremde zu beziehen. Kleine Märkte, kleiner Betrieb, kleine Leistungen, kleine Fortschritte. Sowie das Gebiet des Absatzes sich erweiterte, dann erst begann allmählich die Arbeit sich zu vertheilen. Auf einem grossen Raum, wenn der Raum nur gross genug ist, werden sich für jedes Gewerbe die Vorbedingungen finden, unter denen es gedeiht: wohlfeile Rohstoffe, wohlfeile Wasserkräfte, wohlfeile Brennstoffe, wohlfeiler Arbeitslohn, wohlfeile Verkehrsmittel nach dem Absatzgebiet. Wohl wird der Mitbewerber, der mit ungleichen Waffen kämpft, eine Zeit lang sich noch behaupten, aber mit Aufreibung seiner Kräfte. Wo das Gewerbe seine prädestinirte Heimath gefunden, dort siedelt es sich bald in Mehrzahl an und verlässt nicht wieder den gedeihlichen Boden. Beispielsweise haben sich auf diese Art in Deutschland und Oesterreich beinahe sämmtliche Twistmühlen auf sehr kleine Gebiete vertheilt. Bei der Erzeugung von Garnen ist die Wohlfeilheit der Wasserkraft ein entscheidendes Element, und deshalb suchen die Spinnereien die Nähe der starken Gebirgswasser oder grösserer Flüsse. Vorarlberg ist die wahre Heimath der österreichischen Twistspinnerei, wie das bayerische Oberland, das Lechthal und die Thäler des säch-

sischen Erzgebirges es aus demselben Grunde für den Zollverein sind. Aus andern Gründen wird das bayerische Bier eben nur in Bayern gebraut werden. Man hat es zu oft versucht, mit bayerischem Malz, mit bayerischem Hopfen, mit bayerischen Recepten und mit bayerischen Brauknechten anderwärts Bier zu brauen. Man hat Bier bekommen, und sicherlich gutes Bier, aber bayerisches Bier war es doch nicht. Woran es gelegen, wussten die Brauknechte nicht einmal, wieviel weniger die andern kurzsichtigen Menschenkinder.

Sollen also die deutschen Gewerbe einen höhern Aufschwung nehmen, so muss die örtliche Erzeugung an Masse zu- und an Mannigfaltigkeit abnehmen. Niemand soll dann den sächsischen Strumpfwirkern, den weissen Waaren aus dem Voigtland, den mährischen Streichgarnproducten, den Nürnberger feineren Spielwaaren, dem Mainzer Glanzleder, den Crefelder Seidenzeugen, dem badischen glatten Porcellan, der Berliner Nippsindustrie, den Wiener Meerschaumköpfen und den Oberammergauer Holzschnitzereien den Krieg machen.

III.

Was aus den deutschen und österreichischen Gewerben werden könnte, nachdem der Zwischenzoll aus den Tarifen weggewischt worden, das lässt sich auf der ersten allgemeinen Ausstellung beinahe tasten. Man muss sich aber im voraus sagen, dass die Einigung diesseits und jenseits fühlbare Verluste für viele Gewerbe und gewerbfleissige Ortschaften herbeiführen wird. Das Mittelmässige wird dem Guten, das minder dem höher Entwickelten, das künstlich Erzogene dem natürlich Entstandenen weichen müssen. Es wird Wehklagen geben mancher Orten, es wird der Mittelmässigkeit nicht an dem Leichensermon fehlen, der Sieger aber wird siegreich bleiben auf den Märkten der 70 Millionen. Mit der Erweiterung des Verbrauchsgebiets wächst dann der Betrieb an Grösse, und die Grösse des Betriebs entscheidet, wie oft! über die Vollkommenheit, sie entscheidet immer über die Wohlfeilheit des Products. Nicht immer und nicht allein entscheiden aber die physikalischen Eigenschaften am Ort der Erzeugung über die Blüthe eines Gewerbes. Manche Gewerbe setzen unter der Bevölkerung gewisse Fertigkeiten oder Fähigkeiten voraus, die sich nicht ablauschen lassen. In diesem Sinn wird das Gemisch von

Völkerschaften in Oesterreich höchst bedeutsam für uns. Es ist kein Zufall, dass die musiklustigen Böhmen die besten, beinahe die einzig guten Blasinstrumente in der Welt liefern. Die vielen ungarischen Namen unter den Wiener Pianofortebauern mahnen uns daran, dass der erste der lebenden Clavierheroen ein Magyar ist, sie können uns sogar an die musikalische Tobsucht des armen Lenau und an die wilden Talente der ungarischen Zigeuner erinnern. Das sind vielleicht Singularitäten, höher aber lernt man in der Industrieausstellung den Werth der italienischen Elemente schätzen, aus denen manche Zweige der Wiener ihre besten Kräfte saugen. Wo es sich um Geschmack handelt, gebührt den romanischen Völkern noch immer der Vortritt. Seit der Einwanderung italienischer Meister nach Frankreich, wo sie in Tours am Beginn des sechzehnten Jahrhunderts die Seidenzucht und die Seidengewerbe pflegten, traten die Franzosen ihre erste industrielle Lehrzeit an. Ihrerseits waren die Italiener wieder bei den Griechen in die Schule gegangen, seit die normännischen Fürsten griechische Colonisten aus Korinth, Theben und Konstantinopel nach Sicilien zogen. Wiederum war Konstantinopel bis dahin die Stätte geblieben, wo der Glanz der alten Civilisation nicht erloschen war, wo man die Erbschaft des Alterthums unversehrt gehütet und durch die Kunstfertigkeit und Phantasie des Orients gemehrt hatte. So lernt der eine von dem andern, und wenn nur jedes Talent und jeder Vorzug seine schickliche und ergiebige Verwendung findet, so sind die Deutschen im Bunde mit den Italienern und Magyaren, ja mit den unterschätzten Slaven und Slowaken geradezu unüberwindlich.

Also muss man den Hauptwerth der Einigung mit Oesterreich immer darin sehen, dass sie zu einer höhern Gliederung der Arbeit führen wird, wie sie noch in Deutschland, wie sie in Oesterreich noch mangelt. Nur übersehe man nie, dass wir in einer Zeit des Uebergangs leben, einem grössern noch entgegengehen, und dass jeder Uebergang seine Leiden mitbringt und seine Opfer fordert. Untersucht man die geläufigen Klagen über den Verfall dieser oder jener Gewerbe, so stösst man immer wieder auf die Erscheinungen eines Zwischenzustandes. Noch glaubt mancher: das Einzelhandwerk liesse sich neben der grossen gegliederten Arbeit erhalten, man tappt umher und schiebt die Schuld auf die Neuerungen in der Gewerbsgesetzgebung, als ob

nicht die grosse Industrie ihre eigenen Gesetze mitgebracht hätte, für die alle goldenen Satzungen der alten Verhältnisse nicht mehr ausreichen! Weil sie die alten Existenzen zu vernichten droht, hasst und ächtet man wohl die grosse Industrie, als die Mutter aller Uebel. Man wird noch vieles versuchen, um die Herrschaft dieses neuen Dinges zu bestreiten, man kann sie auch eine Zeit lang aufhalten, allein damit erreicht man nur, dass die Uebergangszeit, die Zeit des Leidens und des Zwischenzustandes, verlängert, dass die Opfer, welche der Uebergang fordert, nur zahlreicher werden. Als die Geschütze und Schiessgewehre anfingen, in dem Kriege eine Rolle zu spielen, und die Wirkung dieser Waffen erkannt worden, da mussten alle Heere diese Waffe annehmen, sie mochten oder sie mochten nicht. Die Zeit der Condottieri nahm ein Ende mit Schrecken, alle Gemüthlichkeit verschwand aus den Kriegen und der Schlacht, wo sonst die Rüstungen vor Beulen und Wunden schützten, und wo man im Waffendienste alt und fett werden konnte. Die Landsknechte und die Schweizer legten Schienen und Helme ab, weil sie — wie Macchiavell sagt, der den grossen Umschwung mit erlebte — nichts fürchteten als nur die Artillerie, und gegen die Artillerie kein Panzer gewachsen war. Ariost liess damals seinen Roland voll Entrüstung die Muskete in die Meerestiefe versenken, weil seit der Erfindung dieses Werkzeuges »der Feige von dem Helden nicht mehr unterschieden werde«! Flugs ist der Gefühlsmensch bei der Hand, das Ungewohnte zu verleumden, und »wo so ein Köpfchen keinen Ausweg sieht, da stellt sich's gleich das Ende vor«. In einem ähnlichen Uebergang befinden sich unsere Gewerbe und Handwerke. Hier ist gar keine Zeit mehr, sich zu besinnen, welcher Zustand besser war, der frühere oder der jetzige, das Meisterthum oder die grosse Industrie, Werkstätte oder Fabrik, kleines oder grosses Capital, Menschenkraft oder Wasserkraft, Zunftprohibitionen oder Gewerbefreiheit — das Neue ist schon mit seiner Allgewalt eingezogen, die neuen Instrumente und die neuen Gliederungen regen sich, und wenn wir bei uns Fabriken und Maschinen proscribirten, so ist das Ausland gegen uns damit ins Feld gerückt. Wir haben keine Wahl mehr, als herzhaft das Neue anzupacken, erspriesslich oder verderblich, bequem oder unbequem, und wer dagegen ankämpft, der zählt unter die Ritter von der traurigen Gestalt.

Der Beitritt Oesterreichs zum deutschen Zollverein wird diesen Process beschleunigen. Die Gewerbe müssen sich dann räumlich festsetzen, entweder wo ein geographischer Beruf für sie vorhanden ist, oder wo sie bereits zu höherer Ausbildung sich entwickelt haben. Nennen Sie den Zustand, der nachfolgt, das Reich der grossen Industrie, die vollendete Theilung der Arbeit, die Herrschaft des grossen Capitals, die Localisirung oder Concentrirung der Gewerbe — es sind nur Ausdrücke für das nämliche Ding. Die grosse Wahrheit, welche in den Lehrsätzen der Freihandelsmeinung liegt, besteht nur darin, dass die Arbeit vertheilt werden soll unter allen Völkern nach den physikalischen Vorbedingungen ihrer Landesgebiete und nach ihren industriellen Fähigkeiten. Diesem Zustande werden sich alle Völker widersetzen, die bei der Theilung zu kurz kommen müssen, und solange noch ein solcher Widerstand sich regt, wird der Freihandelsbotschaft der Glaube fehlen. Aber halb erfüllt ist der Gedanke schon, wenn zwei Gebiete wie der Zollverein und Oesterreich sich zusammenschliessen. Es ist noch nicht die Universalität, die der Freihändler fordert, aber es ist doch ein Surrogat von 70 Millionen Verbrauchern! Alle Vortheile und Fortschritte, welche die Entfesselung des Mitbewerbes verheisst und sichert, sind dann gegeben, alle Gefahren des abstrusen Freihandelthums vermieden.

Wer mit diesen Gedanken die Ausstellung durchwandert, der wird sich nicht bloss an den vorhandenen wackern Leistungen freuen, er wird noch mehr an der Zukunft sich laben und mit dem sterbenden eidgenössischen Patrioten andächtig rufen: Einheit! Einheit! Einheit!

IV.

Einmal, sollte man meinen, würden die neuen technischen Erfindungen und Verbesserungen an den Maschinen doch aufhören. Früher verflossen Jahrhunderte, ehe eine beträchtliche Vervollkommnung die einzelnen Instrumente, und mit den Instrumenten das Wesen der einzelnen Gewerbe veränderte. Herrschte nicht seit dem sechzehnten bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine grosse Pause in der Geschichte der Erfindungen? Oder nicht sowohl eine Pause als eine unmerkliche stetige Entwicklung, die uns jetzt, wo der menschliche Scharfsinn keine Rasttage mehr halten will, nur wie ein Stillstand vorkommt?

Denn noch nie hat der Mensch seine Werkzeuge rascher vervollkommnet als in der gegenwärtigen Zeit. Wenn man jetzt Gelegenheit hat, den Gang der neu aufgestellten Maschinen mit dem Betrieb in Fabriken zu vergleichen, die seit zwanzig Jahren nichts an Rad und Welle geändert, so glaubt man, ein Jahrhundert mindestens müsse zwischen dem Ehemals und dem Jetzt liegen. Harmlos und gemüthlich schauen uns nunmehr die ältern Werkzeuge an, wie Kinderspielwerk gegen den mächtigen Nachwuchs. Die Bewegungen der Maschinen haben sich entweder vervielfacht oder an Energie gewonnen. Ihr Athem scheint immer kürzer zu werden. Die ersten gingen Pass, die Nachfolger begannen zu traben, und jetzt sprengt alles in vollem Galopp davon! Kein Wunder, dass viele dabei nur an das Halsbrechen denken! Denn die meisten Verbesserungen der Maschinen bestehen in einer Ersparniss von menschlicher Arbeitskraft. Bisher galt es als Regel, dass jede einzelne Maschine ihren Wärter erforderte, der sie beaufsichtigte. Allein durch geistreiche und scharfsinnige Einrichtungen ist man dahin gekommen, dass sich jetzt manche Maschinen selbst beaufsichtigen, dass sie stillstehen, wenn ein Fehler eingetreten, und durch ihr Stillstehen ihre Bedienung herbeirufen. Auf diese Art hat man es dahin gebracht, dass Ein Aufseher für zwei Maschinenstücke ausreicht, ja dass durch glückliche Combinationen oft drei, vier, sechs solcher Stücke, zu Einem Werk zusammengestellt, nur Einen Aufseher noch bedürfen. Dadurch sind wir schon so weit gelangt, dass ein bestimmtes Erzeugniss, welches ehemals hundert Menschenhände eine bestimmte Zeit beschäftigte, jetzt in der nämlichen Zeit nur von vier Händen hergestellt wird. Das Beispiel ist willkürlich, denn bei manchen Gewerben ist die Ersparniss menschlicher Hände eine Bagatelle gewesen, bei andern ist sie zur tausendfachen Verringerung gesunken. Der »New-York Herald« ist das am meisten verbreitete Zeitungsblatt der Welt, denn die Zahl seiner Abnehmer erreicht oft fünfzigtausend. Um ein solches Blatt abzuschreiben, hätte es ehemals wohl eine halbe Million Abschreiber bedurft, jetzt reichen dazu ein paar Dutzend Personen aus.

Wie soll es uns denn noch ergehen, wenn sich eine ähnliche Entwicklung bei vielen andern Gewerben einstellt? Die besten Staatsmänner und Publicisten haben bereits eingesehen und uns belehrt, dass die Bevölkerung auf dem Land zu stark, der Kopf-

theil Grund und Boden, der auf zwei kräftige Arme falle, zu gering geworden, dass die Zersplitterung des Ackerlandes nur in gewissen Strichen zum Segen, dass sie im grössern Durchschnitt stracks ins Elend führen wird. Man will also, dass der Ueberschuss der Landbevölkerung mehr und mehr der Stadt zuwandere, damit der Ackerbau mit Thier- und Maschinenkräften grossartiger betrieben, dass auch dort die Arbeit sich gliedere, und dieselbe Aufgabe mit Ersparniss von Menschenkräften ausgeführt werde.

Wem schwindelt nicht, dass jeder nur darauf denkt, Menschenhände zu ersparen, dass die Nachfrage nach Arbeitskräften immer geringer, der Arbeitslohn immer schmaler werde? Wohin in dieser Angst soll sich denn der Rest fleissiger Hände flüchten, der täglich abgedankt wird und unbeschäftigt nun umherliegt? Nach Amerika! Ja wohl, nach dem Land, wo der Boden sieben- und siebenzehnfältig trägt, wo es noch unabsehbare Strecken gibt bevölkert mit Heerden, und wo man Fleisch und Knochen des Büffels erhält, wenn man das Thier schlachtet und dem Eigenthümer nur die Haut hinterlässt!

Aber trotz aller Auswanderung steigt die Bevölkerung doch, und alle Dinge haben ihr Ende, auch der leere Raum in der neuen Welt, auch die Ackerloose der Vereinigten Staaten, auch die südamerikanischen Heerden. Wenn man nun drüben am andern atlantischen Ufer die Ankömmlinge nicht mehr annähme, wenn auch dort alles besetzt und vergeben, wenn unterdessen die Maschinen ihre heillose Ersparniss an Menschenkraft fortgesetzt, wenn man für hundert Ellen Zeug, die man gewebt, nur noch soviel Arbeitslohn erhielte, um ein Pfund Brod zu kaufen, wenn Tausende ihre Hände emporstreckten, um für diesen Lohn zu arbeiten — was dann, ihr Staatsmänner und Publicisten? Ist es nicht an der Zeit — wenn es überhaupt noch Zeit ist — diese schwarzen Ungeheuer ohne Sprache, die uns mit eisernen Knöcheln und Bändern Concurrenz machen, die nichts essen und trinken, nichts aufbrauchen als die Gewalt des Stroms, der sich auf sie werfen muss — ist es nicht Zeit, diese Geschöpfe des frevelhaften menschlichen Geistes durch eine männliche That zu beseitigen? Zerschlagt Eine Maschine und ihr schafft hundert Arbeitern Brod!

Solche hypochondrische Gedanken quälen viele wackere Leute, denn die Maschinen haben einmal den Aberglauben des niedrigen wie des vornehmen Pöbels gegen sich, und da nichts populärer ist

als der Aberglaube, so finden sich gewissenlose Menschen genug, die den Wahn der Menge sich zinsbar machen, und »weil es so schwer ist, sie zu befriedigen, die Menschen zu verwirren suchen.« Wenn aber irgend etwas die Summe der Genüsse, und gleichmässig in allen Classen, vermehren wird, wenn irgend etwas dem arbeitenden Stande ein gemächlicheres Dasein verheisst, so sind es die Maschinen. Nur das geistige Phlegma klagt diese kostbaren Werkzeuge an, dass sie die Nachfrage nach Arbeitern oder schärfer ausgedrückt: nach Arbeit mindern. Liesse man es sich ein wenig Nachdenken kosten, so müsste man doch klar einsehen, dass gerade die Maschinen den Begehr nach Arbeitern, folglich den Arbeitslohn, und schliesslich das Loos der grossen Bevölkerung steigern und verbessern müssen. Wenn ihr die Maschinen zerstört, sagt ein geistreicher Franzose, dann werden die Völker wieder die pharaonischen Pyramiden auf ihren Schultern schleppen müssen!

Man würde es uns stark übel nehmen, wenn wir den Satz ausführlich bewiesen, dass nicht mehr verzehrt werden kann als erzeugt wird, denn das Erzeugen muss dem Verzehren vorangehen. Es wird aber — und das begreift man nicht — auch nicht mehr erzeugt als verzehrt wird, und es wird nie und zu keiner Zeit so viel erzeugt werden als möglicherweise verbraucht werden kann. Damit soll nicht gesagt sein, dass bisweilen Märkte überfüllt, einzelne Gewerbe zu Ferien verurtheilt, ganze Handwerke an den Bettelstab, ja in völligen Untergang gerathen könnten. Wir behaupten nur, dass der Begehr nach menschlicher Arbeit ein unbegrenzter ist, und dass unser Verzehrungsvermögen in gleichem Verhältniss wächst mit unserer Fähigkeit massenhafter Erzeugung. Und diess erfolgt auf eine sehr einfache Weise.

Unbestritten gilt der Lehrsatz, dass die Nachfrage, das will sagen: der Begehr nach einer Waare, und das Angebot, das will sagen: die vorhandene oder möglicherweise zu erzeugende Masse den Preis jeder Waare von Zeit zu Zeit bestimmen. Der Preis aller Dinge ist der Quotient des Bedürfnisses und der Vorräthe. So lehrt die Wissenschaft, und jedermann bestätigt diesen Satz, so oft er in die Tasche nach der Börse greift. Aber man hat bisher noch eine Wahrheit übersehen, die in der Grundregel des Handels und Wandels steckt. Preis, Begehr und Angebot bedingen sich untereinander, und zwar in der Art, dass vom Angebot wieder

die Nachfrage abhängt. Als classisches Beispiel für diese neue Theorie dient mir das Eisen.

In Grossbritannien, dem Schoosse, der das meiste Eisen geboren, hat sich der Preis des Eisens vom Beginn bis zur Mitte dieses Jahrhunderts um das Dreifache vermindert, hauptsächlich durch Ersparnisse bei den Erzeugungskosten, die immer wieder eine Ersparniss an menschlicher Arbeit voraussetzen. An menschlicher Arbeit, muss wiederholt werden, denn gesetzt, die Ersparniss beträfe die Brennstoffe zunächst, so ist doch zur Erbeutung dieser Stoffe, der Kohlen, immer wieder menschliche Arbeit nöthig. War der Preis um das Dreifache gesunken, so stieg mittlerweile die Erzeugung um das Fünfzehnfache. Als letztes Ergebniss müssen wir also hinnehmen, dass trotz dem Sinken der Marktpreise immer noch das Volumen des erzeugten Eisens im Jahr 1850 einen fünffach höhern Geldwerth darstellte als im Beginn des Jahrhunderts. Wie war es aber möglich, dass die Welt diese fünfzehnfache Erzeugung wieder verbrauchen konnte? Oder wenn in Grossbritannien gegenwärtig der Bedarf nur ungenügend gedeckt wird, wie kam es, dass man im Beginn des Jahrhunderts mit zwei Loth Eisen Haus hielt, wo man jetzt ein Pfund verbraucht?

Das Geheimniss besteht einfach darin, dass sich der Marktpreis des Rohstoffes geändert hat. Jedes Product aber verändert seine staatswirthschaftliche Natur, das heisst, seine Brauchbarkeit für die menschliche Gesellschaft, wenn sein Marktpreis steigt und sinkt. Der gelehrte Roger Bacon behauptet mit Zuversicht: er halte das Gold für eine Legirung des Kupfers mit Quecksilber. Hätte der mittelalterliche Alchymist Recht gehabt und die chemische Formel zur Combination des Goldes gefunden, so hätte das Gold längst seine unermüdete güterbewegende Gewalt verloren, und schwerlich würden wir noch viel Nelken und Muskatnüsse von den Gewürzinseln nach unserm winterlichen Welttheil mit der klingenden und glänzenden Composition herauflocken, sondern wir deckten vielleicht die Dächer unserer Paläste mit Platten aus jenem Metall. Und ebenso verhält es sich mit dem Eisen. So lange die Tonne Eisen 16 Pfd. St. galt, erzeugte man aus Eisen Pflüge, Scheeren, Messer, Sägen, Ketten, Anker, Ringe, Schlösser, Riegel, Waffen und Kugeln. Eisen ward schon damals als ein Geschenk der Natur angesehen, für das man nächst dem Brod am meisten

dankbar war. Seitdem aber das Eisen um 60 Sh. und zeitenweise noch niedriger verkauft worden, ist es ein völlig andres Ding geworden. Man baut jetzt eigene Strassen damit, nämlich unsere Eisenbahnen, und man kann sie nur bauen, weil das Eisen so wohlfeil geworden. Ein Centner Weizen ist jetzt theurer als ein Centner Eisen, im Mittelalter war es umgekehrt, denn nach allem, was wir zu berechnen vermögen, galt das Eisen dem Gewichte nach wohl mehr als das Zehnfältige des Weizens. Hätte nun eine Reihe von Zufällen dahin geführt, dass man etwa in dem geistig angeregten dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert schon unsere Art von Locomotiven zu bauen verstanden, so wären deshalb im Mittelalter doch keine Eisenbahnen errichtet worden, denn das Eisenwerk am Bahnkörper wäre so theuer zu stehen gekommen, dass die Bahnen nie Gewinn abgeworfen hätten. Und selbst zur Erlustigung hätte man keine längere Eisenbahn angelegt, aus dem trockenen Grunde, weil nicht Eisen genug erzeugt wurde für die Pflugscharen, nicht einmal Eisen genug, um die kleinen Heere der damaligen Zeit mit Schutzwaffen zu versehen. Seit das Eisen 60 Sh. kostet, ist es nicht geblieben, was es ehemals war: der Rohstoff für menschliche Instrumente, sondern es ist ein Baumaterial geworden. Seine Dauerhaftigkeit befähigt es sogar, wegen relativer Wohlfeilheit Holz und Stein zu verdrängen. Wir bauen mit eisernen Säulen Paläste, wie die Münchener Halle, wie die belgischen Bahnhöfe; wir legen Treppen aus Eisen an, wir überspannen Abgründe mit Eisen, ja in England dienen eiserne Röhren bereits als Eisenbahnbrücken. Das Alles würde sich verbieten bei den alten Preisen des Rohproductes. So denke ich denn, soll an diesem Satze bewiesen worden sein, dass der Verbrauch der meisten Erzeugnisse nur durch ihren Marktwerth begrenzt wird, und dass, wenn dieser sinkt, der Verbrauch beinahe in geometrischen Reihen sich steigert.

Wenn wir in der Märchenkinderzeit an den starken Gesellen uns ergötzten, die ein abenteuernder Prinz von einem freundlichen Hexenmeister als Gefolg erhielt, so besitzen die gebildeten Völker solche dienstbare Phantome genug, seit die Elementarkräfte in unsere Knechtschaft gefallen, seit wir sie anschmieden an unsere Fahrzeuge wie Rudersklaven. Der Staatswirth sieht in dem steigenden Verbrauch der Naturkräfte nur die Ersparniss kostbarer Menschen-

kraft. Was ihn aber beglückt, davor schaudert dem Laien. Es schaudert dem Laien aber nur, weil er nicht weiss, wozu denn die ersparte Menschenkraft verwendet wird. Nun haben wir ihn allerdings überzeugt, dass der Verbrauch eines Erzeugnisses auf unberechenbare Art steigt, wenn es wohlfeiler dargestellt werden kann. Da nun die Maschinen durch Ersparniss an Arbeitskräften jedes Erzeugniss wohlfeiler darstellen, so befördern sie zugleich den massenhaften Verbrauch. Es kommen aber einzelne Handwerke vor, wo der Verbrauch nicht so rasch wächst, dass er alle Arbeiter, welche durch die Maschinen ums Brod gekommen, durch den gesteigerten Verbrauch wieder heranziehe. Wir wissen alle, dass der Verbrauch Deutschlands an eigener und fremder Wolle zwar jährlich steigt, aber in sehr zögernden Progressionen. Inzwischen sind durch die mechanischen Webstühle offenbar eine grosse Anzahl von Handwebern entbehrlich oder populär, das heisst unwissenschaftlich zu sprechen, brodlos geworden. Was fangen die Unglücklichen an? Sicherlich müssen sie einem andern Gewerbe sich zuwenden, wohin sie sich aber wenden, überall finden sie bei den altherkömmlichen Gewerben eher einen lästigen Ueberschuss als einen Mangel an Arbeitern! Was geschieht nun?

Es sind doch wohl inzwischen eine Reihe völlig neuer Gewerbe entstanden, oder das alte Gewerbe hat Aeste und Zweige bekommen. Wer ein gutes Gedächtniss hat, der rufe sich das Zimmer der Grosseltern zurück mit seinen verschämten, schmächtigen Spiegeln, den harten Stühlen und den kahlen Gardinen, wo die Fliegenklatsche und das hölzerne Wetterglas zu den Luxusmöbeln gehörten, und die Scheuerbürste für blanke Dielen statt der warmen Teppiche sorgen musste. Unsere Grosseltern lebten nicht besser und nicht schlechter als wir mit unseres Gleichen. Sie trieben in manchen Stücken einen höhern Luxus als wir, sie haben uns Brillanten, Perlen, goldne Dosen, Armbänder, kostbare Uhren und Pretiosen vererbt, deren Werth ein Capital bildete, mit dessen Zinsen man heutzutage recht behaglich und elegant sich einrichten kann. Ein englischer Teppich ist uns eine grössere Wohlthat als ein Smaragd am Finger, eine Pendule aus Bronze lieber als ein Galanteriedegen mit goldnem Griff. Und diese Neigung befördert ganz wunderbar den Verbrauch an Arbeit und die Erweckung kunstmässiger Handwerke. Wir putzen und schmücken unser Haus mit ehemals verschmähten Stoffen. Unsere Geräthe und Zierrathen

sind aus Holz, Eisen, Thon, Pappe, Gyps, Bronze. Wir sind gleichgiltig geworden gegen den Handelswerth des verwendeten Stoffes, und sehen desto mehr auf die Form; wir wollen nicht brutal mit unserm Aufwand glänzen, sondern wir möchten durch künstlerische Verzierung und Schmuck die Physiognomie unserer Zimmer gleichsam idealisiren. Unsere jetzigen bürgerlichen Wohnungen haben seit der Grossväterzeit ihren geistigen Ausdruck geändert, und es wird nicht bloss für Sauberkeit, Bequemlichkeit und Zweckmässigkeit gesorgt, sondern wir treffen sehr häufig wahre Idyllen unter Epheu. Der Sinn für Form und Schönheit ist aber viel edler als das Behagen an den Natureigenschaften des verwendeten Stoffes, und dadurch gerade, dass wir anfangen, auf die Form Gewicht zu legen, machen wir viel stärkere Ansprüche auf menschliche Arbeit als unsere Grosseltern. Auf diese Art gewahren Sie, dass alle menschlichen Arbeitskräfte, welche durch Maschinen ersetzt wurden, rasch, ja beinahe hastig ihre Verwendung wieder fanden. Vielleicht aber behalten Sie doch noch ein Bedenken. Sie sagen sich nämlich: »ein Glück, dass der Luxus auf diesen Weg gerieth! wird aber immer der Verbrauch auf die Formen gerichtet sein? wird er nicht zurückkehren zu den Pretiosen, die wenig menschliche Arbeit bedürfen, um zu putzen? wird die Façon, also das Product menschlicher Arbeit, immer das Hauptbegehrniss bleiben?«

Wer so fragt, steckt immer noch in falschen Anschauungen von dem Werdeprocess in der Welt des Erzeugens und Verbrauchens. Das Erzeugen musste dem Verbrauchen vorausgehen. Nicht weil die Menschen gerade die Laune hatten, ihrem Aufwand diese oder jene Richtung zu geben, wurde dieser Aufwand veranlasst, sondern weil das Object erzeugt worden, wurde es verbraucht. Unsere Grosseltern konnten weder so viel wohlfeiles Porcellan, noch solche wohlfeile Bronze- und Krystall-Lustres kaufen, noch solche vergleichsweise wohlfeile Wollen- und Seiden-Tapeten und Möbelzeuge verbrauchen, oder mit wohlfeilen Figuren und Figürchen, mit Ofen und Ofengeräthen ihre Zimmer aufputzen. Sie konnten nicht kaufen und verbrauchen, weil alle diese Dinge nicht wohlfeil vorhanden waren; was blieb ihnen also übrig, da man doch von jeher Luxus getrieben hat, als ihre Siebensachen aus Perlen und Emaille? Man gehe also beruhigt darüber aus der Ausstellung;

so viel auch erzeugt wird, genau so viel wird wieder verbraucht, und nach dem Verbrauch bleibt immer noch Appetit nach einer grössern Masse zurück. Die Nachfrage nach menschlicher Arbeit ist daher eine unbegrenzte, ewig sich steigernde und nie völlig erschöpfte.

V.

»Den Teufel halte, wer ihn hält!« So lasse ich auch nicht den Zipfel der Neugierigen fahren, welche die deutsche Gewerbeausstellung »durchschmaruzt«, um das Capitel über menschliche Arbeit und Maschinen zu beendigen, denn Aberglauben, Vorurtheile, Unwissenheit oder wissenschaftliche Irrthümer über die Gesetze der Vertheilung von Arbeit und Genuss sind die Mütter der socialistischen Träumereien und aller Delirien, welche die Achäer büssen müssen. Vielleicht war mir neulich der Beweis gelungen, dass die Maschinen nur scheinbar den Begehr nach Menschenarbeit beschränken, dass vielmehr die Massen-Erzeugung mit dem Massenverbrauch immer Schritt halte, ja dass die Fähigkeit zum Verbrauchen der Fähigkeit zum Erzeugen immer vorauseile wie der Schatten seinem Körper. Es wurde als Gesetz erkannt, dass die Brauchbarkeit, also auch der Verbrauch aller menschlichen Güter beinahe im Quadrat wächst, wenn der Preis des Productes sich nur arithmetisch minderte. Diesen Process erleichterte seit Beginn unseres Jahrhunderts, dass beinahe alle wichtigen Rohstoffe durch Massen-Erzeugung im Preise gesunken sind. Vorzüglich gilt diess von der Baumwolle, dem Eisen, der Kohle, den Farbstoffen, den Chemikalien, den Leinen und der Seide. Man baut seit jener Zeit Schiffe von höherem Tonnenwerth, die also geringere Bemannung bedürfen, man fährt rascher und fährt daher wohlfeiler. Auf dem festen Lande bewegen sich staunenswerthe Lasten durch Anwendung der Dampfkraft sicherer, billiger, und abermals rascher. Der Handel hat seine Gewinne nach und nach beträchtlich eingeschränkt, aber auch die Spesen haben sich für ihn vermindert, der Zinsfuss ist gefallen, die Abgaben an den Bankier für Geldvermittlungen, die Versicherungsprämien, das Briefporto sind wohlfeiler geworden. So scheint denn alles wie eine grosse Verschwörung um die Objecte des menschlichen Genusses wohlfeiler zu machen und sie in grossen Massen anzubieten.

Die Lust zu verbrauchen, was menschliche Arbeit schuf, ist aber noch viel rascher gewachsen, und die Fähigkeit dazu hat keine Grenzen. Es gibt keinen Leser der Allgem. Ztg., der nicht in seinem Wäschschranke, um recht trivial zu werden, eine grössere Dutzendzahl Hemden besässe, als ein König von Frankreich im fünfzehnten Jahrhundert, denn wir dürfen aus alten uns erhaltenen Rechnungen auf die Anzahl jenes Artikels in dem königlichen Besitzstand schliessen. In Grossbritannien wechselt jeder wohlhabende Mann die Wäsche täglich dreimal, in unserm Vaterland je nach den Reinlichkeitszonen ein- oder zweimal! Wie wäre ein solcher Verbrauch möglich, ohne dass Seife, Leinwand, Schirting und Zwirn beträchtlich wohlfeiler, ohne dass durch die Maschinen eine grosse Quote der Bevölkerung »brodlos« geworden, die unser Leinenzeug nähen, unsere Wäsche reinigen und säubern kann? Die Bevölkerung der Goldküsten des stillen Meers verbraucht die Leibwäsche, ohne dass sie von Seife berührt würde, weil das frische Hemd billiger zu kaufen ist, als der Wäscherlohn betragen würde!

Das sind aber noch immer vereinzelte Erscheinungen und nur kleine Beruhigungen, über die man hinwegsieht, nachdem ein anderes grosses Gesetz in völliger Klarheit erkannt worden ist. Alles nämlich, was der Mensch verbraucht, ist eine Frucht menschlicher Arbeit, ohne Arbeit gelangt er zu keinem Genuss, und wäre es nur, dass er die Birne vom Zweige brechen und sich zur Quelle bücken müsste. Ein anderes Gesetz aber zwingt ihn wieder, dass er alles, was er erzeugt, wieder verbraucht oder verbrauchen lassen muss. Jeder Genuss zwingt zur Arbeit, jede Arbeit zwingt wieder zum Genuss. Es kann nie der Zustand eintreten, wo die menschliche Arbeit entbehrlich würde, im Gegentheil lassen sich die Dinge so an, dass das Begehren nach menschlicher Arbeit immer stärker wird.

Im vorigen Jahrhundert waren noch die indischen Handgewebe aus Baumwolle ein kostbarer Stoff für Frauengewänder, und zierten nur die reichsten Classen. Die reichen Classen trugen aber den glatten Stoff, eben weil er sehr kostspielig war, und kostspielig war er wiederum, weil in jedem Quadratschuh des Gewebes eine beträchtliche Summe menschlicher Arbeit steckte. Da kamen die Maschinen, lösten die geduldigen zartfingerigen Hindus von dem

Webstuhl ab, der Musselin wurde eine Jahrmarktswaare, er putzte die Köchin, die Samstags ihren Besen führte, und er putzt beinahe die Köchin nicht mehr, sondern höchstens noch als Gardine unsere Zimmer, und selbst als Gardine nur dann, wenn auf klarem Grund gefällige Muster eingewoben sind. In den mittelalterlichen Verboten gegen den Luxus, namentlich in den spanischen, wird genau vorgeschrieben, an welchen Festtagen der hohe Adel in Sammet und Brokat erscheinen dürfe, dem Bürgersmann wird ein Werth gesetzt, wie hoch sich der Preis der Perlen und Goldstickerei an seinen Kleidern, der Schmuck seines Pferdegeschirrs belaufen dürfe. Wir sehen Karl V. unter dem Stadtthor halten und sein neues Sammetbarett nach Hause schicken, weil er es vor dem niedergehenden Regen schonen möchte. Den Römern war die Seidenzucht noch unbekannt, sie wurde zuerst heimisch in dem weströmischen Reich, sie verbreitete sich von Morea nach Sicilien, nach Lucca, Florenz und zuletzt nach der Lombardei, die Araber brachten sie — was haben sie nicht alles gebracht! — nach Andalusien und nach Granada. Im sechzehnten Jahrhundert entstanden die ersten Culturen in Frankreich. Deutschland und das ungarische Banat sind erst in neuester Zeit gefolgt, während China, wo die edlen Metalle so selten und die menschliche Handarbeit in Fülle vorhanden, ballenweise das köstliche Product für Spottpreise über die Wasser sendet. Seitdem hat der Sammet seinen monarchischen Vorrang verloren, und er ist nicht mehr classisch für Dogen- und für Krönungsmäntel. Er wärmt als Kragen und als Futter unsere Winterröcke, oder als Weste wohl gar den Magen der vergnügten Schrannenkönige. Die Seidenstoffe werden immer schwerer, die Farben immer zarter, die eingewebten Muster folgen schon den augenblicklichen Launen der Mode, und wir treffen in der Ausstellung ganze Lager von seidenen oder halbseidenen Geweben für Tapeten und Möbeln. Welche Zeit, welche Sorgfalt, und wieviel menschliche Arbeit gehört noch immer dazu, um ein Pfund Seide aus den Galetten zu gewinnen, welche Aufsicht bedürfen die Tausende empfindlicher Geschöpfe, welche ein Pfund Galetten erzeugen, und welche Pflege kostete nicht die Futterpflanze für den gefrässigen Wurm? Betrachten Sie den schwerfaltigen grünen Möbelstoff aus Mailand mit seinen Atlassblumen, und beginnen Sie nun die Tagarbeiten zu summiren, die der Weber bedurfte, um die Stücke zu liefern. Vergessen Sie nicht, dass ein

anderer Handwerker dem Weber zuvor seinen Stuhl bauen musste. Zählen Sie dazu die Hände und die Arbeitstage, welche die Seide gebrauchte, um von den Cocons gewickelt, um gesponnen, um gefärbt, um geschlichtet zu werden. Setzen Sie die Rechnung in den Seidenplantagen fort, denken Sie an die Pflege der Millionen Raupen während ihrer Entwicklung, an die Millionen, die inzwischen der Witterung und ihren Epidemien erlagen, denken Sie an die langen Schnuren der Maulbeerpflanzungen, an das Ablesen der Nahrung von diesen Gewächsen, an die Zucht der Schmetterlinge und an die Pflege der Eier. Denken Sie daran, dass alle Seidenarbeiter nothwendig in der Zwischenzeit Nahrung, Obdach und Kleidung bedurften, und dass alles, was sie verzehrten, wiederum eine Frucht menschlicher Arbeit gewesen. Verfolgen Sie diesen Process, wenn sie es erreichen, bis zu seinem Ende. Wenn Sie dann alle Arbeitstage der Personen zusammenzählen, die nöthig waren, um die Quadratfläche der vier Wände eines Saales mit diesem Seidenstück zu bedecken, vielleicht findet es sich, dass Sie höher hinaufkommen, als vier oder fünf Jahre. Sie missverstehen meine Rechnung nicht, denn es ist ja im Ergebniss gleich, ob zwölf Personen Einen Monat, oder Eine Person 300 Tage im Jahr gearbeitet hätte. Nun wohl. Der Saal steht vollendet, Licht, Sonne, Kerzen und Staub zehren an dem saftigen Grün, und nach Ablauf von fünf Jahren vielleicht lässt der Besitzer einen frischen Zeug über Wände und Möbel ziehen. Für die physische Erhaltung des Bewohners war die grüne Tapete, war jede Tapete leicht entbehrlich, offenbar wurde also der Seidenmalachitglanz doch nur zur Lust der Augen verbraucht. Das Auge erscheint hier als Consumtsorgan — das Auge, welches nie Begierden äussert, und sonst nur als Instrument unsers Organismus dient — das Auge allein vermochte so viel Menschenarbeit zu verbrauchen, in einem einzigen Raume, wo nur zeitenweise Menschen verweilten! Zweifelt man noch, dass unserm Geschlecht die unbegrenzte Fähigkeit gegeben worden, die Erzeugnisse menschlicher Arbeit zu verbrauchen? Kann man noch fragen, warum die vielen Arbeiter, welche die Maschinen »brodlos« gemacht, doch nicht verhungern?

Damit ist freilich nur die Möglichkeit des Verbrauchs nachgewiesen, aber nicht der Zwang, und so lange ein Zwang nicht vorhanden, könnte die Laune umschlagen, und es doch an Verbrauchern, also wieder an Arbeitsaufträgen mangeln. Dieser

Zwang besteht aber, wenn Sie nur psychologisch zergliedern, was alltäglich um Sie vorgeht.

Es gehören Kenneraugen dazu, um eine englische Baumwollenspitze von einer erzgebirgischen Zwirnspitze, um diese von Valenciennes Spitzen, um Spitzen und Brabanter Points zu unterscheiden. Bisweilen irrt sich der Kenner, und das Product zeigt seine Güte erst im Tragen. Die Welt- und Modekinder aber werden schon in der Diagonale eines Zimmerraums das englische Surrogat oder das Brüsseler Kleinod erkennen. Sie finden aus Böhmen und aus Plauen auf der Ausstellung Stickereien, vor denen schöne Augen sich nicht satt sehen können; Nachahmungen davon aus Baumwolle statt aus Zwirn, mit der Maschine statt mit der Nadel würden vielleicht um mehr als das Hundertfache wohlfeiler sein. Warum nun, wenn der Unterschied nur wenigen wahrnehmbar, wird dennoch das edlere Product hundertfältig bezahlt? An Rohstoff steckt in beiden Stücken kaum soviel an Geldwerth als Sie in einen abgezogenen Bettlerhut werfen, an menschlicher Arbeit aber dort vielleicht Monate und mehr als Monate, hier nur ein paar Stunden! Nennen Sie es Hoffart, nennen Sie es Begierde, das Product höhern Rangs wird immer locken, vielleicht weil es schöner, im Grund aber hauptsächlich, weil es kostspieliger ist. Ein Gespinnst mit der Nadel oder auf dem Klöppelstock kann nicht jedermann besitzen, und man unterscheidet sich dadurch vor allen, die es sich versagen müssen. So besteuert sich der Reiche mit vier Bedienten, mit vierfachem Lohn, mit vierfacher Livree, mit vierfachen leeren Taschen und Mäulern, gewöhnlich auch mit viermal schlechterer Bedienung, jedenfalls mit vierfachem Aerger, bloss um sich von seinem Nachbar mit drei und zwei, um sich von allen Leuten zu unterscheiden, die sich keine Bedienten halten. Schliesslich besteht der Genuss des grossen Reichthums zuweilen nur darin, diesen Reichthum durch Aufwand zu zeigen, und Aufwand ist ja nichts anderes, als ein Verbrauch von Leistungen und Producten menschlicher Arbeit.

Erspart das Gewerbe an Menschenkräften, und wird das Erzeugniss dadurch wohlfeiler, so entwickelt sich entweder der Massenverbrauch, indem das Product einer bescheidenen aber zahlreichern Classe von Verbrauchern zugänglich wird, oder man sucht auch durch eine Zuthat neuer Arbeit dem alten Product höhern Rang und Werth zu geben. So wie der schlichte Musselin

zur Dienstbotentracht wurde, begann man Muster einzuwirken, und da auch die Muster wenig Arbeit kosteten, brachte man Stickereien an. Was war also das letzte Resultat von der Ersparniss der Menschenkräfte? Doch nur, dass das Product vollkommener wurde, dass derselbe Stoff einer drei- und vierfachen Behandlung unterworfen ward, weil drei- und vierfache Menschenkräfte bei der ursprünglichen Darstellung entbehrt werden konnten. Vor zehn Jahren kostete ein Stück Cattun mit einfarbigem Muster mehr, als heute ein Stück Millefleur, und der glatte Zeug mehr als der einfach bedruckte. Das ganze Unheil, welches die Maschinen angestiftet, beschränkte sich zuletzt darauf, dass sich der bescheidene Käufer ein Blumenmuster wählt, wo er sonst nur Eisengelb in Eisengelb erschwingen konnte.

Unsere Behauptung ging aber noch viel weiter, dass nämlich jeder Mensch genau so viel, als er erworben, wieder verbrauchen, dass er die Früchte seiner Arbeit, oder die Früchte anderer Arbeit immer wieder verzehren muss in Producten menschlicher Arbeit, dass nichts übrig bleibt, nicht ein einziger Rest. Der Satz klingt paradox, und ist meines Wissens noch in keinem Lehrbuch älteren oder neueren Datums ausgesprochen.

Mit ein paar Sätzen scheint auch das gewagte Dogma widerlegt. Man erwirbt nämlich Besitz durch eigene Arbeit, durch Geschenke, durch Erbfall, durch Spiel, und, lassen Sie mich der Gründlichkeit wegen hinzusetzen — durch Diebstahl. Wenn nun Dieb, Spieler, Erbe, Geschenknehmer oder Arbeiter spart — wenn er ein Geizhals ist? Wenn er ein Geizhals ist, wie in dem Kinderfabelbuch, oder wie der Rhampsinit des Herodot, oder wie ein Sultan von Cambaia, die nur harte Thaler in Kellern aufschichten hinter dreimal eisernen Riegeln, oder in Cassetten vergraben, wie das Molière'sche Phantom — dann bin ich geschlagen! Ihre harten Thaler- und Ducatensäcke werden erst dann wieder menschliche Hände in Bewegung setzen, wenn der Geizhals in der Todtenliste des Wochenblättchens steht.

Die andern Sparhelden aber sind die wahren Arbeitgeber. Mögen Sie ihr Geld in die Sparcasse oder zum Bankier tragen, oder auf Hypotheken leihen, oder zu Eisenbahnen subscribiren, oder Schiffe damit befrachten, oder Krämerbuden mit Vorräthen füllen, oder Häuser bauen und vermiethen — der Thaler entgeht seinem Schicksal nie, der Darleiher wird ihn in Producte verwan-

deln, der Landwirth wird mit dem Gelde drainiren oder bewässern, oder eine edle Race Hornvieh beziehen, die Eisenbahncompagnie wird damit ihre Tunnel sprengen, der Kaufmann für Colonialwaaren sorgen, der Bankier escomptiren, die Sparcasse zwischen dem Darleiher und dem Borger vermitteln.

Sind Sie nun überzeugt, dass die Früchte jeder Arbeit immer wieder aufgezehrt werden müssen, dass selbst, wo ein Rest übrig bleibt, und dieser Rest eine Zeit lang in die Gestalt von baarem Geld schlüpft, er immer wieder hinaus muss, Arbeit und menschliche Thätigkeit zu erregen, so bewundern Sie im stillen dieses ewige Gesetz, welches mit den Protoplasten zur Welt kam, ja welches, wie vielleicht Plato gedacht haben würde, ohne jedes Alter, aber immer älter war, als die ersten Menschen. Unsere geistigen Kräfte reichen wenigstens zu keiner andern Vorstellung aus, als dass die »politischen Bestien«, wie uns Aristoteles genannt hat, nur nach jener Gesellschaftsordnung geboren zu werden, sich zu nähren, zu zeugen und zu sterben vermochten. Welche Beruhigung aber, diesem Wechsel zuzuschauen, dass jede Arbeit zum Verbrauch, jeder Gebrauch wieder Arbeit gebären muss, dass nirgends eine Grenze droht, dass die Bedürfnisse den Leistungen immer vorauseilen werden!

Wem diese Anschauungen noch nicht geläufig geworden, wer die grosse Ordnung und Polizei in dem Umschwung der materiellen Welt nicht zu erblicken vermag, wer sie nicht wiederfindet, wenn sein Auge dem Pflug in der Furche oder dem Lastschiff im Canal folgt, oder wenn er den Lohn seiner Arbeit einstreicht, oder die Tasse an die Lippen setzt, der hüte sich auch, Uebel in jener geheimnissvollen, despotischen, aber allweisen Regierung unserer Thätigkeiten und unseres Genusses entdecken, oder wohl gar heilen zu wollen. Er weiss noch gar nicht, was Nothstand oder Arbeitsmangel ist, er kennt den Ursprung, er kennt den Sitz des Uebels nicht, was helfen also seine Pülverchen und Ordonnanzen? Die Maschinen haben uns kein Leid gethan, nur der Mensch ist es, der sich selbst Leids anthut durch Verstocktheit oder Phlegma.

VI.

Es wird immer Einfuhrzölle geben müssen, so lange die Staaten und ihre Verwaltungen Geld brauchen, und jeder Einfuhr-

zoll wirkt als Schutzzoll. Ein jeder, also auch die Einfuhrzölle auf Colonialwaaren, so paradox es klingen mag. Ein Zoll auf Kaffee beschränkt doch gewiss den Kaffeeverbrauch. Gibt man diess zu — und niemand läugnet es — so findet man sogleich, dass ein erhöhter Verbrauch von Kaffee den Verbrauch von Bier oder von Wein einschränken würde, folglich steckt in dem Kaffeezoll ein Zollschutz für unsere Winzer, für unsere Gersten- und Hopfenbauer.[1]) Gesetzt nun, unsere Finanzminister erklärten an einem schönen oder schwülen Morgen, sie bedürften kein Geld, keine Zolleinnahmen, keine Grenzwächter mehr, und der jüngste Tag der Freihandelspropheten sei angebrochen, welches Schicksal stände bei dieser Morgenröthe den deutschen Gewerben bevor, und wodurch vermöchten sie auf den Weltmärkten, die ihr Weltgericht sind, neben den andern Völkern zu bestehen?

Nur drei Eigenschaften bestimmen den kaufmännischen Werth der Erwerbserzeugnisse. Entweder sie sind unnachahmlich durch den Aufwand von Phantasie und Geschmack, oder sie sind unübertrefflich durch die Güte, Brauchbarkeit und Dauerhaftigkeit der Arbeit, oder sie sind weder schön noch sind sie vollendet für ihre Zwecke, sondern beispiellos wohlfeil. Einem Volk von Phantasie, wie den Franzosen, musste das Monopol bei allen Gütern zufallen, deren Werth die Mode entscheidet. Da es die Launen der reichen Classen aller Völker zu befriedigen hat, braucht es nicht zu sorgen, ob seine Tändeleien viel oder wenig kosten, wenn sie nur mit Glanz und Farbenreiz, wenn sie nur durch Originalität überraschen. Es gibt kein reiches und putzliebendes Weib in Brasilien und Peru, in Pera, Bucharest und St. Petersburg, die einen Carton mit Pariser Hutbändern nicht in gleicher Aufregung eröffnen würde, wie einen galanten Brief in süsser Heimlichkeit. Die Franzosen besitzen in der That einen feinen Tastsinn für alles, was Putz heisst, die Franzosen so gut wie die Französinnen. Selbst Männer, und ältere Männer, kann man mit gelehrtem Ernst über die Composition eines Frauenputzes berathen hören. Ob das Band zum Hut, der Hut zum Shawl, die Farbe des Shawls zum Kleid,

1) Die Unterscheidung zwischen Finanz- und Schutzzöllen ist völlig müssig, denn die richtigen Definitionen wären: Ein Finanzzoll ist ein Zoll, von dem man ignorirt, dass er ein Schutzzoll; ein Schutzzoll, von dem man ignorirt, dass er ein Finanzzoll ist.

der Stoff des Shawls und der Stoff des Kleides, und wiederum die Handschuhe zu jener Tripelallianz sich schicken, darüber können Franzosen stundenlang streiten, und im Streit können sich die besten Freunde auf Lebenszeit satt und gram werden. Diesen Zeitvertreib mag mancher recht geckenhaft finden, immer ist dabei aber noch mehr zu gewinnen, als bei den Discursen über junges und altes Bier, über gut und schlecht gewickelte Cigarren. Man nehme sich einmal die Zeit und zergliedere die Farbenwahl eines französischen Druckes. Dort treffen Sie zum Exempel auf wollenem Tuch ein zartes metallisches Grün als Grund und den descriptiven Theil des Musters in kräftigem Lilienblau aufgetragen. Lassen Sie, was dort nur Hauch, zu einem saftigen Grün erstarken, oder umgekehrt den violetten Schmelz erblassen, so gerathen Sie in das Gemeine oder in das Wässerige. Aber nicht bloss von dem Crescendo im Ton der Farbe hängt der Reiz ab, denn bemerken Sie wohl, das Grüne herrscht vor, und das Violette dient nur als Begleitung. Verwechseln Sie jetzt beides, geben Sie dem Violett die grössere Masse, und Sie gewahren augenblicklich, dass jede Lust dem Auge verleidet worden. So beruht also der Eindruck nicht allein auf der Wahl der Farben und ihrer Töne, sondern noch weit mehr auf den Quantitäten, in welchen zwei bestimmte Farben sich begegnen. Das erkennen Sie noch deutlicher, wenn Sie die dritte Farbe unseres Musters betrachten. Zwischen jenen sentimentalen Farben sind Zinnoberpünktchen eingesprenkelt. Die beiden wahlverwandten Farben bekommen dadurch erst ihre Accente. Würde im Dessin zu wenig Roth vorwalten, so bliebe die Composition immer öde, ein Pünktchen zuviel aber versalzt Ihnen schon wieder das Gericht, denn das Pikante schlägt augenblicklich um in das Freche. Dieser Instinct, oder vielmehr dieses wohlerzogene und geübte Talent der Franzosen ist, nebenbei gesagt, ein merkwürdiges psychologisches Phänomen. Die schaffenden Gewalten in der Natur haben beinahe von allen ihren Fähigkeiten dem Menschen eine homöopathische Prise oder wenigstens ein Surrogat zugetheilt. Welchen Genuss gewährt nicht eine Terrasse von Calceolarien. Heben Sie die Blumenköpfchen eines nach dem andern, und staunen Sie wie unerschöpflich in dem kleinen Kelche die reiche Phantasie des grossen Schöpfers spielt! Mit welcher sinnigen Freude, mit welcher unermüdlichen Liebhaberei sind diese Hunderte von Individuen, jedes mit demselben

Fleiss und mit demselben Behagen, ersonnen worden. Nicht ersonnen, das wäre zu mühsam, aber auch nicht bloss entstanden, denn das wäre zu willkürlich, und wo sich ästhetische Empfindung nachweisen lässt, da hört die Willkür auf. Sicherlich, wenn der liebe Gott in Mülhausen sich als Musterzeichner verdingen wollte, die HH. Gross, Odier, Roman u. Comp. würden ihm gewiss ein standesgemässes Honorar zahlen.

Der Engländer, dem die holden Flor- und Putztalente nicht gegeben, trachtet nach dem Brauchbaren und Dauerhaften. Er schätzt die Waare nur nach ihren ergiebigen Leistungen. Grossbritannien, die Beherrscherin der Meere, ist das classische Geburtsland aller Schachteln und Futterale. Das Leder wird unter britischen Händen steif und fest wie Metall, und mit Pappe wird ein beinahe luftdichter Verschluss erzielt. So gehört denn auch, was blank und scharf ist, zum britischen Element, und trotz aller gelungenen Proben deutscher Gewerbe in der Ausstellung, englische Rasirmesser, Scheeren und Nadeln werden immer unentbehrlich bleiben. Wir sollten aber nicht bloss angelsächsische Geduld auf Schliff und Glätte wenden, sondern uns die englischen Gewerbsgrundsätze zum Muster nehmen. Täglich erscheinen englische Fabrikate mit dem Theegeschirr auf unserm Tisch. Untersuchen wir ein wenig genauer, was die Engländer mit diesen Geräthen zu erreichen suchen, und was sie erreicht haben. Der Engländer trinkt nicht nur viel Thee, sondern er trinkt mit grosser Gelassenheit und in grossen Intervallen. Musste er deshalb zuerst bedacht sein, dass sein Getränk nicht erkaltet, so konnte er nur ein blankes Metall zum Geschirr wählen, nicht sowohl, weil er alles Blanke liebt, sondern weil alle Körper, die spiegeln, am wenigsten Wärme durchlassen. Wie in den orientalischen Märchen zuweilen ein zauberhaftes Schloss uns ängstigt, ringsum mit stahlglatten Mauern, wo man nirgends die Fugen eines Thores erblickt, so fest und beinahe unsichtbar schliesst auch der Deckel auf dem Gefäss aus Britannia-Metall. Die Form dieses Geschirres ist auch nicht willkürlich, denn es kam wieder darauf an, die Schwere gerade so zu vertheilen, dass man bequem mit Einer Hand den letzten Tropfen ausschenken, und selbst der Ungeschickte oder Hastige nie dem Theetuch eine Katastrophe bereiten könne. Kein Finger und keine Hand wird sich an Griff und Knopf versengen, denn beide sind aus Holz, das schlecht die Wärme leitet. Selbst an den einfachen

Theekesseln verräth der Brite seine Freude, durch einen bequemen Mechanismus Kräfte zu ersparen. Auch muss auf diese Art das Wasser ohne Veränderung des Siedegrades auf die Blätter strudeln, wie es die erfahrenen Theetrinker begehren. Wohl nirgends äussert sich die Verschiedenheit im Naturell zweier Nationen lebhafter, als in dem Vergleich nationaler Producte.

Neben dem englischen Kessel steht auf unserm Tische die Pariser Lampe mit dem Uhrwerk. Die Lampe gehört unter die Prosa der häuslichen Geräthe, und doch mit welchem Glück hat der altitalische Kunstsinn an diesem Stücke sich geübt und seine Meisterschaft gezeigt. An Sinnigkeit der modernen weit überlegen, wusste die antike Industrie jedes Geschirr gleichsam zum belebten Geschöpf zu erheben. Da der Pariser seinen Lampen keinen Odem abzugeben vermochte, so ersetzte er das durch eine pathetische Façon. In neuerer Zeit haben die Instrumente durch die sphärischen Glocken einen exotischen Anblick gewonnen, der noch durch den libellenartigen Papierschleier gesteigert wird. Der Brite dagegen fühlt sich nicht aufgelegt, durch phantastische Beigabe das Theegeschirr über seinen Beruf zu erheben, und der englische Theekessel führt daher »seinen Namen mit Recht«. Man könnte sich nur wundern, dass noch der Spiritus frei brennt, und nicht schon durch die sparsame Berzelius'sche Lampe mit einem Schornstein ersetzt worden. Den kleinen Luxus gönnt sich aber der Engländer gern, denn nichts erhöht den Eindruck der Geselligkeit mehr als eine lebendige Flamme, wie sich auch vor der stillen Gluth des englischen Kamines die Freude an der Häuslichkeit des Familienzimmers erst durch und durch empfinden lässt.

Wenn die Briten aber nichts sparen, um die letzte Hand an die Vollendung ihrer Erzeugnisse zu legen, so bedienen sie sich dabei auch der zuverlässigsten Instrumente. Englische Sauberkeit ist nur mit englischen Messern, Sägen, Feilen, Hämmern, Scheeren und Pfriemen zu erreichen. Sehen Sie nur auf den Arbeitstisch des deutschen Handwerkers, wie roh und schwach sind seine Werkzeuge. Sein Hammer hat in der Regel durch den Gebrauch einen krausen Bart bekommen, die Zange fasst nicht, der Stift biegt sich im Klopfen, und daher schliesst auch kein Schloss, und es schliesst keine Thür und kein Fenster. Warum sind unsere Instrumente nicht glashart und unverwüstlich wie die englischen, warum arbeiten unsere Handwerker nur obenhin? Warum

gelingt es ihnen nicht einmal, einen Knopf an ein Kleidungsstück, an einen Handschuh für die Dauer des Gebrauchs fest anzusetzen? Es liegt diess theils im Phlegma der Verbraucher und der Handwerker, aber noch vielmehr in dem Streben nach frivolen Ersparnissen. Der Sinn des deutschen Erzeugers ist nur auf die Wohlfeilheit gerichtet. Er spart auf löbliche und unlöbliche Weise an allen Zuthaten. Der Weber sucht um Fingerbreite an dem Aufzug zu knausern, er webt schlechte und gute Seide durcheinander, er spart an Farbwaaren, an der Appretur, an Mustern und Modellen, er spart sogar am Handwerkszeug. Seine Geschäftspolitik besteht in dem Satz: »Es thut's das andere auch.« Das andere von zwei Dingen ist nämlich bei dem Deutschen immer das wohlfeilere. Das andere »thut's aber gerade nicht«, denn oft entscheidet die Zuthat über den Werth des ganzen Productes. Die materiellen Zustände lassen sich schwer oder beinahe nie ändern. Sie ändern sich selbst und ändern die Menschen, nicht umgekehrt. Der deutsche Erzeuger hat ganz Recht, an dem Spruch zu halten: »es thut's das andere auch«, denn der deutsche Käufer denkt gerade wie der Fabrikant. Die deutsche Genügsamkeit bestimmt die Art des deutschen Absatzes, und selbst die Genügsamkeit wieder ist keine anerzogene, sondern erzwungene Tugend. Einem armen Volk bleibt nichts übrig als die Genügsamkeit und ein strenger Haushalt. Aber warum sind wir Deutschen arm geblieben, während der Franzose wohlhabend, der Brite von Jahr zu Jahr reicher wird?

VII.

Es hat eine Zeit gegeben, wo deutscher Reichthum sprüchwörtlich war, und diese Zeit fällt zwischen das Ende der Kreuzzüge und die Reformation. Dieser Reichthum war keine Folge eines Handels mit dem Orient oder gar mit Indien, noch weniger spielte damals die Donau eine Rolle. Denn die levantischen Waaren bezogen wir stets aus zweiter Hand, und der Donau-Verkehr gerieth mit dem Sturz des weströmischen Reichs in Verfall. Deutsche Gewerbsproducte erschienen im Mittelalter wenig oder gar nicht auf den grossen Weltmärkten, welche von der welschen und flandrischen Industrie völlig beherrscht wurden. Deutschland hiess damals das reiche, wegen seines hansischen

Seehandels und wegen seines Landhandels mit Polen und Russland, vor allem wegen seiner Metallschätze, wegen seiner Bergwerke im Erzgebirge, im Harz, in Tirol, in Böhmen, in Schlesien, denn Gold und Silber galten damals als einziges Merkmal des Reichthums. Aber schon zu den schmalkaldischen Zeiten scheint das Sprüchwort seinen Klang verloren zu haben. »Die Deutschen,« berichtet damals ein venezianischer Botschafter, »halten sich noch immer für die erste (più nobile) und reichste Nation. Das Land ist aber arm, weil es alles von auswärts beziehen muss, Zucker und Specereien aus Portugal. Oel und Seife, Mandeln und Rosinen werden eingeführt, die Seide zu dem Leibrock der Barone und Patricier kommt ihnen von aussen, und selbst die Baumwolle zu dem Barchentkittel des gemeinen Mannes erst aus Venedig zu.« Und weil für alle diese Dinge baar Geld zum Lande hinausgeht, müsse Deutschland ärmer sein als die übrigen Reiche. Nur zu oft liessen sich die Reisenden täuschen, wenn sie in den meisten Haushaltungen und Wirthshäusern so vieles silberne Geschirr anträfen; das käme aber nicht vom Wohlstand, sondern nur daher, weil diese kostbare bewegliche Habe keine Capitalsteuer zu zahlen habe. Aus den Worten mag man beiläufig wahrnehmen, welches Alter der Aberglaube von der Schädlichkeit einer »passiven Bilanz« schon erreicht hat.

Wurde damals von Jahrhundert zu Jahrhundert der Handel mehr und mehr oceanisch, und mied er sichtlich alle engen Einfahrten in die Meere, den Sund, die Strasse von Gibraltar, die Dardanellen, die Bab el Mandeb und die Mündung bei Ormuz, so musste täglich der geographische Werth einer Insel, wie Grossbritannien, steigen, welche unserm Festlande projicirt zwischen der neuen und alten Welt lag. Albion ist das bevorzugte aller atlantischen Geschöpfe, und das Meer, das atlantische vor allem, ist die Mutter alles Reichthums auf diesem Weltkörper. Grund und Boden sind in England dem Bau des Landwirthes holder als in unserm Vaterland. Was man Fruchtbarkeit gewöhnlich nennt, ist fast nur eine Harmonie zwischen den physikalischen Eigenschaften des Bodens und dem mittleren Charakter des Klima. Die grössere Beständigkeit der Küstentemperatur und die reichlichen Niederschläge passen vortrefflich zu den leichten Bodenarten, die in England vorherrschen. Ferner war Grossbritannien von jeher im Ruf eines grossen Mineralreichthums. Englisches

Kupfer und englischer Stahl wurden im Mittelalter bis nach Alexandrien verladen, und von den Karawanen bis nach Damaskus geführt. Aber erst im jetzigen Jahrhundert erlangten Kohle und Eisen ihre grosse Herrschaft über die Gewerbe. Der englische Eisenstein enthält beinahe doppelt so viel Metall als im Durchschnitt die deutschen Erze. Der deutsche Bergmann muss also ein doppeltes Volumen Gestein zur Hütte liefern, und braucht doppelt so viel Kohlen als der Brite zur Ausschmelzung eines bestimmten Gewichtes. Die britischen Kohlen haben einen geringern Aschengehalt als die deutschen. Die gleichen Volumina geben also bei den britischen Kohlen eine grössere Wärmemenge ab als die deutschen. Es treten die britischen Fossilien mächtiger auf als die deutschen, der Bau ist in England also lohnender. In England liegen Kohlen und Eisenschichten oft übereinander; die Erze können also dort verschmolzen werden, wo sie das Tageslicht erreichen, während in Deutschland das Erz zum Kohlenlager, oder die Kohle zur Hütte geführt werden muss. Auf einer Insel sind die Entfernungen vom Hafen nach dem Innern viel kürzer, man kann also alle Rohstoffe rasch und mit geringern Frachtkosten beziehen, besonders wenn das Land vollständig von Eisenbahnen durchästet ist, wie Grossbritannien. Dieser Nachtheil gleicht sich für Deutschland freilich dadurch wieder aus, dass die englischen Eisenbahnen beinahe um das Dreifache theurer gebaut und verwaltet werden und die Frachten in gleichem Verhältniss stehen. Die Nähe der Hafenplätze hat aber für die englischen Gewerbe den ungleich grössern Vortheil, dass sie von den grossen Märkten immer aus erster Hand beziehen können, während bei uns der Rohstoff oft erst aus englischen Händen an den festländischen Importeur, und von diesem an den Gewerbsmann gelangt. Sollte sich das ändern, so müssten wir unsre eignen Märkte gründen, dazu gehören aber nicht bloss Schiffe, denn die besitzen wir nicht nur reichlich, sondern sie fahren sogar in englischer Miethe. Es gehört dazu ein grosser eigner Handel, und zu diesem wieder das nöthige Capital. So lange wir dieses nicht besitzen, werden die Engländer die Vorkäufer für den Continent bleiben. Jeder britische Unterthan wird mit einer Schuldenlast von 300 fl. geboren, die er sein Lebtag mit etwa 12 fl. verzinsen muss, denn soviel beträgt die Quote der Nationalschuld auf jeden Kopf. Etwas weniger muss er noch für die Staatskosten steuern. Das Kirch-

spiel stellt seine Forderungen noch besonders. Aber dem Insulaner, dessen Boden seit 150 Jahren kein grosses Heer betreten, der nur dem Namen nach Contributionen und Einquartierungen kennt, entreisst keine Landwehr- oder Militärpflicht sechs oder mehr Jahre seines Lebens — sechs Jahre, wo die physischen Kräfte in der Blüthe stehen, sechs Jahre an jenem wichtigen Lebensabschnitt, wo es sich entscheiden soll, ob der Geselle zum Meister wird.

Arm dagegen, ja beinahe entblösst ist England an Wasserkraft, die wir auf unsern Ebenen am Glacis der Alpen um so reichlicher gewinnen, als diese Bergkette alle Niederschläge sammelt, und nichts davon südwärts entrinnen lässt. Um ein Spottgeld arbeiten für uns Bach und Fluss, wo die Briten Kohlen verbrauchen müssen, um dieselbe Kraft zu erbeuten. Allein diese Ausgabe für die rohe Kraft bleibt stets ein geringfügiges Element der Erzeugungskosten, und kann nur bei sehr niedrigen Fabrikaten den Ausschlag geben. Wenn wir aber in vielen Stücken die Briten durch unsere Wohlfeilheit besiegen, wenn wir hin und wieder selbst Eisen so wohlfeil als in England erzeugen, so liegt unsere Stärke offenbar in dem niedern Arbeitslohn.[1]) Der englische Arbeiter isst Weizenbrod, und der englische Arbeiter kann Weizenbrod essen, obgleich der Weizen in England durchschnittlich ein Drittel mehr kostet als bei uns. Wir begnügen uns mit Roggenbrod, oft sogar mit Grütze und Graupen, ja für zahlreiche Bevölkerungen in Deutschland wachsen nur Kartoffeln.

Unsere Armuth ist die Ursache unserer Genügsamkeit und diese wieder die Ursache des niedern Arbeitslohns, der niedere Lohn aber war die Hauptursache, weshalb die deutschen Gewerbe so unendlich wohlfeil erzeugen können, und auf der Wohlfeilheit

---

1) Die Methoden, welche man gewöhnlich zur Ermittlung des durchschnittlichen Arbeitslohns einschlägt, beruhen in der Regel auf Elementen, die wenig Vertrauen einflössen. Als brauchbares Surrogat für einen mittlern Werth darf man aber die Truppenlöhne ansehen. Der Sold eines gemeinen Mannes beträgt in den deutschen Armeen 56 fl. jährlich. Rechnet man das durchschnittliche Einstehergeld für sechs Jahre Dienst auf 400 fl., so vergrössert sich jener Geldwerth auf 122 fl. Der deutsche Einsteher bildet eine gute Parallele zu dem geworbenen britischen Soldaten. Dieser erhält aber einen Sold von 13 Pence täglich oder 240 fl. jährlich und die Kost, ausserdem ein Handgeld. Die Verpflegung der englischen Truppen ist entschieden besser, denn in Preussen z. B. wird nur $^1/_4$ Pfd. Fleisch, in England ein ganzes Pfund als tägliche Ration auf den Kopf gerechnet.

wieder beruht unsere industrielle Stärke. Wenn wir aber von nationaler Armuth sprechen, so darf darunter nur ein geringes Angebot von Capital verstanden werden. Wenn sich nun günstige und ungünstige Elemente der Production diesseits und jenseits des Canals die Wage halten, der niedere Arbeitslohn dem deutschen Erzeuger sogar einen bedeutenden Vorsprung verschafft, so ändert sich doch das Spiel wieder vollständig, wenn die Kräfte des nationalen Reichthums abgewogen werden. Seit dem Wegfall der Kornzölle stehen die englischen Weizenpreise nur noch 25 Procent höher als die preussischen, 80 Procent höher als die Preise in den Häfen von Baltisch-Russland — und doppelt so hoch als die Preise in Odessa. Der Körnerbau hat in Grossbritannien seitdem stark abgenommen, und vielen Pächtern ist nur die Viehwirthschaft übrig geblieben. Darüber dürfen wir nicht erstaunen, sondern es ist ein Wunder, dass überhaupt noch Weizen in England gebaut werden kann. Der englische Pächter vermöchte aber auch nicht mit dem russischen, ostpreussischen und amerikanischen Landwirth zu concurriren, wenn nicht das Angebot von Capital, also der Zinsfuss, niedriger als in Deutschland und dreifach niedriger wäre als in Russland und Amerika. Eine Amelioration, die in Deutschland nur mit 6, in Russland mit 12 und 15 Procent sich lohnte, verbietet sich von selbst, denn der Nutzen würde die Zinsen der Hypothek ziemlich aufzehren. In England, wo Gelder für 3, ja oft für 2 Procent zu haben sind, lässt sich der Ertrag des Bodens viel höher steigern. Trotz des hohen Arbeitslohns, trotz des hohen Pachtschillings, trotz der höheren Steuern vermag der britische Pächter immer noch Körner zu bauen, weil das Capital wohlfeiler ist. Er kann an Arbeit sparen, weil er Zugvieh halten und die trefflichsten Ackergeräthe kaufen, weil er den Transspirationsprocess seiner Felder durch Röhrenlager, oder andere physikalische Mängel des Bodens durch Erdmischungen corrigiren, weil er den wirksamsten, also auch den theuersten Dünger sich anschaffen kann. Er braucht immer nur zu fragen: wird der gesteigerte Ertrag des verbesserten Grundstücks die 2 oder 3 Procent des Geldaufwands übersteigen? Entscheidet also der Zinsfuss über die Nutzbarmachung des Bodens, so verdankt der britische Landbauer seine Blüthe und seine Ausdauer, gegenüber der gefährlichen festländischen Einfuhr, nur dem Genuss an dem nationalen Reichthum. Nun spielt aber die Höhe des Zinsfusses bei den Gewerben

eine wo möglich noch wichtigere Rolle als bei der Landwirthschaft. Die Capitalsanlage bei einer Fabrik besteht in der Regel aus den Gebäuden, den Maschinen, den Vorräthen an Rohstoffen und an dem Fabrikat auf dem Lager. Wenn nun eine solche Fabrik in England mit nur 4 Procent Nutzen gearbeitet, so wird sie noch bestehen können, und sie kann bei 6 Procent Nutzen schon 2 Procent Dividende zahlen. In Deutschland aber muss bei dem höheren Zinsfuss der Nutzen schon 6 Procent betragen, wenn man vegetiren, und 8 Procent, wenn man eine bescheidene Dividende zahlen soll.

Wie sind nun aber die Engländer zu ihrem Nationalreichthum gelangt? Durch ihre Schutzzollpolitik? Aber die Russen haben seit länger als einem Jahrhundert die strengsten Verbote, und sie werden nicht reicher, während die schweizerischen Gewerbe blühen, ohne dass sie unter einem »System« gestanden. England war schon reich, als es noch Getreide ausführte, nämlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Es war noch arm, viel ärmer als Holland, zur Zeit der Landung des oranischen Wilhelm. Es muss also reich geworden sein in dem Jahrhundert seit der zweiten Vertreibung der Stuart bis zum Abfall seiner nordamerikanischen Colonien.

Damals erhob es sich zur ersten Seemacht der Welt, es monopolisirte den atlantischen Handel, es saugte sich gross an seinen Colonien, und legte den Grund zu seinem Nationalcapital. Das Stammvermögen der englischen Bank betrug am 27. Juli 1694, dem Datum ihres ersten Briefes, $1^1/_2$ Mill. Pfd., im Jahr 1781 aber über $11^1/_2$ Mill. Während das Festland in jener Zeit verheerenden Kriegen zur Beute, Spanien und das Rheinthal verwüstet wurden, während sich um das Ungarnland noch Deutsche und Osmanen stritten, während ein dreimaliger Krieg um Schlesien Deutschland gegen Deutschland ins Lager führte, wurde die gesammte materielle Kraft des unangreifbaren Inselvolkes nur nutzbar angelegt in Befestigung der Seemacht und zur Monopolisirung des Handels. England ist reich geworden nicht durch seine Handelspolitik, sondern durch die ökonomische Verwendung seiner nationalen Kräfte. Das Schutzsystem lief nur nebenbei, es war nur die Consequenz der Colonialpolitik, und ist mit der Colonialpolitik auch gefallen. Es soll damit durchaus nicht ein freihändlerisches Bekenntniss abgelegt werden, denn jedes »System« ist in

der materiellen Welt vom Uebel, aber nur den kostspieligen Wahn müssen wir fallen lassen, als sei durch legislative Recepte britischer Reichthum gewonnen worden. Auch kann eine Nation politisch einig und stark sein und doch nicht reich werden. Im sechzehnten Jahrhundert war Spanien die grösste Macht der Welt. Es war die grösste Seemacht, weil es selbst den Portugiesen überlegen war; es war die grösste Continentalmacht, denn erst ein Jahrhundert musste vergehen, ehe Richelieu die Parteisplitter des französischen Volkes zu einem Ruthenbündel, zur Ruthe für den Welttheil zusammenschnürte. Spanien besass die reichsten Colonien der Welt, es besass Peru und Neuspanien, es besass die Gewürzinseln, es konnte sogar eine Zeit lang Brasilien und portugiesisch Indien unter seine Krongüter zählen, und seit der Entdeckung der Goldwäschen von Cibao bis zum Beginn dieses Jahrhunderts sind in spanischen Häfen gelandet und durch spanische Hände gewandert an Gold und Silber 4851 Millionen Piaster. Und dennoch ist das Land das ärmste und ärmlichste der Länder geblieben!

Warum ist es arm geblieben? Offenbar doch nur weil sich zur Kunst des Erwerbens auch die Kunst des Erhaltens gesellen muss. Wenn man gerade soviel verzehrt, als man einnimmt, wird man doch nie reich werden, und folglich wird das Nationalvermögen immer in einem Werthverhältniss zur Sparsamkeit der Nation stehen. Die Holländer müssten jetzt, statt Coupons von den österreichischen Metalliques zu schneiden, wieder Häringe fangen, wenn sie nicht bei ihrem stark entwickelten Trieb zur Oekonomie aus der Ducaten-Epoche ihrer Handelsgeschichte die Schäfchen heerdenweise ins Trockene gebracht. So dankt sich jedes Volk seinen Reichthum selber; es ist das Product seines Naturells und seiner Geschichte; Systeme aber ändern das eine nicht und vermögen Geschehenes nicht ungeschehen zu machen.

X.[1])

Das grösste Ergebniss der Ausstellung bleibt immer die Gegenwart der österreichischen Erzeugnisse. Keine deutsche Ausstellung ist jetzt mehr denkbar ohne jenes Complement aus dem

1) Nr. VIII. und IX. sind nicht von Peschel.

deutschen Osten. Denn jeder künftigen Ausstellung ohne Oesterreich würde ein Auge im Kopfe fehlen. Sind wir auch noch nicht Ein Körper, wurden seit dem Berliner Handelsvertrag auch nur die Pforten geöffnet, und unterhandeln wir noch immer zwischen Thür und Angel über die Zukunft, so hatte man in München bereits das Künftige anticipirt: Ein Haus und Eine Nation, und für Haus und Nation Eine Zukunft. Deshalb ist wohl auch eine Untersuchung jetzt schicklich, welche Veränderungen nach Oesterreichs Beitritt die deutsche. Handelspolitik erleiden wird.

Im Laufe der letzten zehn Jahre hat die liberale Handelspolitik, die Sir Robert Peel aus der Taufe gehoben, grosse Provinzen gewonnen. England selbst hat seine Kornzölle und seine Schifffahrtsacte wie mittelalterliche Kriegswerkzeuge zur Antiquitätenruhe bestattet. Piemont folgte dem insularen Beispiel zuerst auf dem Festlande. Während Graf Cavour seine Beredsamkeit über die künstliche und natürliche, über fruchtbare und unfruchtbare Anlage des Capitals erschöpfte, waren in Wien bereits die Verhandlungen der Sachverständigen über den neuen liberalen Tarif geschlossen worden. Hierauf änderte der Beitritt des Steuervereins sehr wichtige Posten im deutschen Vereinstarif, während die Auszehrung unserer Zollcassen zu einer strengen Besteuerung der Zuckerrüben nöthigte. Zur Ueberraschung Europa's aber benutzte das französische Cabinet geschickt die Theuerungszeit, um die veraltete Zonenscala für die Fruchteinfuhr zu quiesciren. Auf dem Fusse folgten dann die Zollermässigungen für Wein, Kohle und Eisen zu Gunsten der fremden Einfuhr. Frankreich war bisher der classische Boden der Handelsverbote und der Handelssperren der cisoceanischen Surrogate, des Rübenzuckers und des Cichorienkaffees, der Schifffahrtsacten und der Differentialzölle gewesen. Louis Philipp und Guizot mussten ihren Lieblingsgedanken eines französisch-belgischen Zollvereins aufgeben, weil die reichen Bürgerclassen, auf deren »moralischen« Beistand ihr Regiment sich stützte, keine Zärtlichkeit für die belgischen Mitbewerber besassen. Aber die »Acht-Millionen-Wähler-Dynastie« binden keine Gevatterschaftsrücksichten mit dem dritten Stande, und so war es erklärlich, dass der Neffe des handelssperrenden Oheims zum Jünger des Parlamentsmitgliedes von Tamworth wurde, besonders da er mit dem sarmatischen Hofe nur in der Bon-Ami-Sprache sich von Anfang an verständlich machen konnte.

Die tolerante Handelspolitik hat aber nicht bloss Länder erobert, sondern der Glaube an die illiberalen Doctrinen ist beträchtlich erschüttert worden. Auch muss jedes reifere Nachsinnen über die Gesetze des Verkehrs mit Unwillen gegen eine Lehre enden, die mit einer Art Hexerei Arme in Reiche zu verwandeln verspricht. Nach den orthodoxen Ansichten der Protectionsschule genügt eine Art algebraischer Formel zur Lösung jedes Tarif-Exempels. Wer nur die Grössen, ihre Coefficienten, ihre arithmetischen Wirkungen als Plus- und Minuswerthe auswendig wusste, den pries man als Magister und Doctor gar, hinter dem ein »Handelsminister« und ein »Staatsmann« steckte. So unfehlbar die Protectionsmedicinen auch helfen sollten, so gestanden die hitzigsten Theoretiker doch zu, dass ein Weberlohn von fünf Silbergroschen zu gering für die Wendekreise sei, wo ein einziger Affenbrodbaum mit seinen Früchten den Nahrungsbedarf eines Menschen auf 200 Tage bestreitet, und wo jeder schwarze Sklave täglich seinem Herrn etwa das Sechsfache von dem kostet, was unsere Eisenbahnen einem Arbeiter für Schneeschaufeln während einer Nacht bezahlen. Darin lag das Bekenntniss, dass die orthodoxe Lehre nicht allen Zonen angehöre, sondern nur örtliche Geltung habe. Also verstattete sie selbst einen Streit um den Ort und höhere oder niedere Breitegrade.

Auch durfte niemand daran denken, an den arktischen Küsten die dünne Fischerbevölkerung, während der traurigen Polarnacht bei Thran- und Häringskost, mit der Lehre von Erweckung nationalen Reichthums zu beseligen. Aber unter gleichen Breiten ist auch das Continentalklima für die Doctrin zu spröde, denn wo der Boden, wie in Russland, über sieben Monate dem Pflug und dem Spaten widersteht, wo das Getreide in wenigen Wochen reift, wo also während Saat und Ernte eine kurze Zeit liegt, die alle Hände weit und breit beschäftigt, der Winter dann eintritt und die Feldarbeit ruht, in der Bauernhütte gesponnen, gewebt und genäht wird, wo also die erforderliche Theilung der Arbeit von dem Klima verboten wird, da kann eine grosse Industrie schwer aufkommen, und es passt dort abermals nicht die Algebra der orthodoxen Handelspolitik. Sie verlangt also nicht bloss gewisse Aequatorialabstände, sondern sie wird auch durch die Vertheilung der jährlichen Wärmemenge in den Jahreszeiten räumlich begrenzt.

Unsere deutsche Leinenweberei, wenigstens ihr Absatz nach

dem Ausland, ist längst zu den Todten geworfen. Unter die Klageweiber an der Bahre mischten sich auch unsere Orthodoxen, die natürlich nur in Tarifmängeln die Todesursache erblickten, und die gegen »bornirte Bureauseelen« wetterten, denen es nicht gelingen wollte, das berühmte Hexen-Einmaleins zu fassen. Und doch hatte die Sache ihren natürlichen Hergang. Die Baumwollenweber hatten den Absatz der Leinwand verdrängt, während die englischen mechanischen Garnmühlen einen wohlfeilern und correctern Faden spannen. Für den innern Markt lässt sich durch Anwendung der Warmwasserröstung und durch mechanische Erzeugung des Fadens und der Tücher Versäumtes noch nachholen, aber der auswärtige Absatz wird schwerlich wieder in Flor gerathen. Jedermann, der die technischen Processe kennt, weiss recht gut, dass nur dort die Leinenindustrie gedeiht, wo der Flachs mit Sorgfalt angebaut und zubereitet wird. Ein Fehler bei der Saat, ja schon bei der Düngung des Feldes, verringert in arithmetischer Scala, nach jedem der vielfachen Processe, welche die Gespinnstpflanze bis zur Bleiche ertragen muss, ihren Handelswerth. Wo also das Leinengewerbe gedeihen soll, da muss vor allen Dingen der Flachs vortrefflich gebaut werden, ja der Fabrikant muss die Pflanze noch auf dem Felde kaufen. Suchen wir nun die jetzt blühenden Productionsgebiete auf, so treffen wir sie in Irland, in Belgien und an dem baltischen Ländersaume Russlands. Der Lein sucht also instinctartig die Ränder des festen Landes, die Inseln, die Gestade des Meeres. Die Pflanze fürchtet nämlich die grossen Temperaturdifferenzen, die sich binnenwärts finden, und gedeiht daher so gut im Norden, wo auf heisse Sommertage während der kurzen Nacht nur eine geringe Abkühlung erfolgt. Sie sucht aber auch dauernde Feuchtigkeit, also die Nähe der maritimen Niederschläge. Seit unsere Wälder gelichtet und ehemals bewachsene Gebirge kahl geschoren worden, fehlen die Wolken- und Wasservögte, welche die Natur weise zur Vertheilung der jährlichen Niederschläge bestellt hatte. Wo dieser haushälterische Mechanismus nicht mehr vorhanden ist, da fliesst das Wasser zu rasch ab oder verdunstet unbenutzt. Deshalb ist der Flachsbau und mit ihm die Leinenweberei in unserm Vaterland zu Grunde gegangen. Was helfen dann patriotische Doctrinen und Tarife? Einem Princip zu lieb ist noch kein Tropfen Regen mehr vom Himmel gefallen. So überlistet denn schon der gebildete

Landwirth die Tarifkünstler mit ihren Schulsätzen — der gebildete Landwirth, welcher die physikalische Constitution seines Bodens kennt, und zu beurtheilen versteht, ob die örtliche atmosphärische Diät der Pflanze zusagt, die er bauen möchte.

Auch der Geognost hat sein Wort mitzureden. Wo wir nur den buschigen Hügel, die sanften Wellen der Ebene und ein Revier blühender Obstbäume im Kranze blauer Berge erblicken, da sieht er »Jüngeres« über das »Aeltere« geschichtet. Jener Bergschädel in der Ferne beweist ihm, dass die unruhigen Gesteine im Innern dort noch rechtzeitig die erkaltenden Oberschichten auseinandergestossen, hier kamen sie schon zu spät, denn sie vermochten nur die beruhigten Gesteine faltenartig aufzublähen. Wo uns Laien das vegetabile Vliess des Erdbodens alles undurchsichtig macht, da schaut der Geognost lachter-tief hinunter wie durch krystallene Hülsen, er zählt die vielerlei und vielfach zerfetzten Gewänder des Erdkerns, er sieht Bänke und Buchten, Becken und Inseln, er erkennt die räumliche Herrschaft der Gruppen, der Formationen und ihrer Glieder, er versteht die Instincte des buschigen Waldes, der dort die Thalabhänge überpolstert, wie er der goldenen Saat ihre geognostischen Grenzen zu ziehen versteht; er verräth uns das Geheimniss, weshalb Dörfer und Weiler oft auf einem kleinen Raum der Landschaft zusammentrippeln, während anderwärts ungastliche Einöden die bewohnte Fläche wie Blasen im Brod unterbrechen. »Wie die Pole eines starken Magnets«, sagt ein geistreicher deutscher Naturforscher, »selbst durch eine Tischplatte aufgestreute Eisenfeilspäne gruppiren, so ruft ein aufgeschlossenes Kohlenlager durch Schichten von etlichen hundert Fuss Anhäufungen industrieller Bevölkerungen hervor.« Und was wir als Spiel der Willkür oder als Werk menschlicher Ueberlegung ansehen mögen: Städte, Dörfer, Höfe, Saatfelder, Wald, Weiden, Gärten, Strassen und Canäle, sind dem Geognosten nur die mannigfaltigen Erscheinungen eines grossen Verwitterungsprocesses. Vor seinen Augen ist alles so geworden, wie es im Anfang geschrieben stand!

Sechzig Jahre sind nach Lavoisier's Tod und fünfzig erst nach Davy's grossen Entdeckungen verflossen. Seitdem ist die Chemie eine immer schwärzere Kunst geworden. Sie prüft schon unsere Nieren und Eingeweide und unsere Ausscheidungen in allen Aggregatzuständen, und hat sich denn nothwendig auch in die staatswirth-

schaftlichen Wissenschaften eindrängen müssen. Bisher galt es als ein »erklecklicher Satz«, dass der Preis der Güter ein Quotient der Nachfrage und des Angebots sei. Die Chemie hat uns nun freilich diese Erkenntniss nicht rauben können, aber sie hat uns vielfach belehrt, dass auch die Nachfrage wieder ein Quotient sei. Es gelang ihr der Beweis, dass die durchschnittlichen Unterschiede der Marktpreise unserer Feldfrüchte, des Weizens, des Roggens, der Gerste, des Hafers etc., mit arithmetischer Genauigkeit ihren chemisch ermittelten Nahrungswerthen entsprechen. In England hat man gefunden, dass die Preise für die verschiedenen Sorten Kaffee eine vollständige Zahlensymmetrie bilden mit dem grössern oder geringern Procentgehalt an ätherischem Kaffee-Oel in den einzelnen Sorten. Selbst die Marktpreise für Leckereien haben ihre sichere chemische Taxe. Der Salmen wird z. B. theurer als der Häring, und der Aal theurer als der Salmen bezahlt, je nach dem relativ höhern oder niedern Gehalt an Fett in dem Fleisch des Fisches. Wenn man nun heute eine Reichsversammlung von Chemikern beriefe und ihnen die Frage vorlegte: was versteht ihr unter »Reichthum«, unter »Capital«, unter »Production«, unter »Arbeit«[1]), man könnte sicher sein, die Antwort würde wunderlich genug klingen für Ohren, die nicht hören wollen. Wo aber auch eine Frage des Lebens entschieden werden soll, da müssen, da lassen uns jetzt die Naturwissenschaften ihre unausstehliche Unentbehrlichkeit fühlen. Wer anders als der Chemiker löst die Zweifel, ob beispielsweise unsere Zuckerrübenplantagen mehr sind als kostspielige Tarifgeschöpfe? Er allein kennt den Werth des Rohrs und der Rübe; je nachdem er viel oder weniger Gramme und

1) Der Pflanzenphysiolog und der Ackerbauchemiker hat die Frage zu entscheiden, ob der Dünger nur die physikalischen Kräfte des Bodens steigere, oder ob er auch zur Ernährung der Pflanze diene. Wenn wir nun von der letzten Function absehen, welche Erfolge werden dann durch die Capitalsanlage von Arbeit und Dünger beim Feldbau erreicht? Der Pflug dient offenbar dazu, die Verwitterungsflächen zu multicipliren, der Dünger aber ist ein einfacher Heizapparat der Ackerkrume. Durch die doppelte Capitalsanlage erreicht also der Landwirth nur, dass er sein Feld gleichsam dem Aequator näher, in ein milderes Klima rückt, und in der That, geschähe diess nicht, so könnten wir Halmfrüchte nicht bauen, die aus dem Süden zu uns gebracht, die wild nie bei uns fortkommen und die zu ihrem Gedeihen ein rascheres Tempo des Stoffwechsels erfordern, als ihn unser Klima zu leisten vermag. Was ist nun, möchte man fragen, in diesem Fall Capitalsanlage, Arbeit, Production?

Grane Zuckerstoff findet, je nach seinen Procentsätzen der darstellbaren Krystalle in dem Rohr- und Rübensaft wird er seinen Wahrspruch abgeben. Also der Rückstand in der Porzellanschale und nicht das holde »Princip« vermöchte unsere Magdeburger Raffineure vor den unheimlichen Anschlägen der Finanzminister zu erretten!

Ein Staatsmann wird aber seine Handelspolitik nicht bloss in Einklang setzen mit den Postulaten der physikalischen Geographie, sondern er wird auch wieder bedenken, ob sich die sociale Reife seines Volks für gewisse Erwerbsarten schicke. Im europäischen Russland stehen vier Fünftel der Bevölkerung halb unter gutsherrlicher, halb unter Leibeigenschaft der Krone. Nun kann man von dem Leibeignen eine Reihe von Leistungen fordern, aber diese Leistungen werden immer sehr niedere Arbeitswerthe behalten. Man kann von einem Leibeignen den Acker bestellen, Holz fahren, Rohr schneiden, Wiesen scheeren und Früchte dreschen lassen. Zu Arbeiten aber, die eine gewisse Umsicht und Sorgfalt erfordern, eignet sich der Leibeigne nicht. So geschieht es in Russland, dass bei höheren Bodenculturen nicht die Leibeignen, sondern bezahlte Arbeiter verwendet werden. Für die Arbeit des freien Mannes gibt es eben keine Surrogate. Wo also Leibeigenschaft besteht, wird es kaum möglich sein, dass eine grosse Industrie aufkommt, oder wenn sie auch aufkäme, dass sie nicht immer eine sehr kostspielige Liebhaberei bliebe. Also verlangt das »System« auch wieder gewisse politische Zustände, und es bleibt uns abermals überlassen, zu entscheiden, wo diese Zustände vorhanden oder nicht.

So wird denn endlich, mit Ausnahme einiger Autoritäten- und Principienknechte, jedermann eine sogenannte systematische Handelspolitik als antiquirt ansehen. Ob diesem oder jenem Staat eine Freihandelspolitik oder Monopole zusagen, darüber wird jeder Kluge kein Wort mehr verlieren, so wenig als irgendjemand noch handelspolitische Weisheit in den zehn Geboten und sieben Bitten irgend einer Schuldoctrin suchen wird. Streiten wird man nur noch, ob dieser oder jener Industriezweig die hohe Tarifbegünstigung nicht gerechtfertigt hat, ob er eine Zukunft verspricht oder nicht. Darüber judicirt aber kein Lehrbuch, sondern einzig das Zeugenverhör der Sachverständigen, und will man diesem Verfahren einen Namen geben, so verdiente es wohl der Analogie wegen eine

pragmatische Handelspolitik genannt zu werden. Die Freihändler haben völlig Recht in ihrer Art, wenn sie sich nichts um die naturwissenschaftlichen Elemente der Production kümmern. Sie sagen ganz richtig, dass die Menschen ohne Beihilfe des Chemikers und Geognosten im Tasten den Erwerb finden, für den eine entscheidende Mehrzahl glücklicher Vorbedingungen örtlich zusammentrifft. Wo ein Gewerbe ungegrüsst seine Rente einträgt, da ist ihm entweder die Natur der Gegend besonders hold, oder es liegt einer grossen Absatzzone näher als seine Nebenbuhler. Die Freihändler haben also vollständig Recht in allen Fällen, wo die Rente entscheidet.

Die Rente entscheidet aber nicht in allen Fällen. Wir werden wohl den süssen Rübenbau wieder aufgeben müssen, wenn er nicht eine Besteuerung vertragen kann wie in Frankreich. Wir werden ihn aufgeben, weil der Hauptreiz und »moralische« Halt des Zollvereins immer nur in den weiland 29 Silbergroschen Steuereinnahme auf den Kopf bestand. Nun werden die Freihändler kommen und vorrechnen, was den Staatscassen dieses »unglückselige Flötenspielen« in zwanzig Jahren gekostet. Es wird eine runde Summe geben; jedenfalls! Aber was ist mit einem solchen Calcul erreicht? Sind nicht durch diese Magdeburger und belgischen Rüben die Preise des überseeischen Zuckers um die Hälfte gedrückt worden? Hat man in Westindien nicht durch die europäische Concurrenz erst pressen und sieden gelernt? Und können wir gerade deswegen für das nämliche Geld jetzt nicht zwei Stücke Zucker in unsere Tasse werfen, statt eines einzigen? Und wenn das nicht wäre, so bleibt noch der Gewinn, dass durch die Rübencultur in vielen Gegenden Deutschlands erst der Anbau von Brachfrüchten populär und heimisch geworden. Die Rübe hat also die »Mission« erfüllt, den Ackerbau auf eine höhere, auf eine rationelle, auf eine edlere Stufe zu heben, und sie war für deutsche Bauern so viel werth, als der Cursus in einer Agricultur-Akademie. Wer mag nun den Geldeswerth dieser belehrenden Leistung der Rübe ermitteln, und getraut sich zu sagen, er sei die Steuerverluste nicht werth?

Andere Rücksichten sind denkbar, welche eine Regierung zum Schutz der grossen Gewerbe bestimmen können. Die Salzwasserpolitiker haben nicht den mindesten Begriff, was eigentlich grosse Industrie ist, und da ihnen die Objecte zur Beobachtung fehlen, irren sie auch vollständig in ihren Anschauungen. Wo

sich grosse Fabriken ansiedeln, da findet sehr bald ein rascher Zuwachs der Bevölkerung statt. Alles was auf dem Lande nicht hinreichend Beschäftigung findet, zieht dem grossen Markt zu, wo eine stetige Nachfrage nach Arbeitern herrscht. Der Zuzug nach der Stadt besteht meist aus armen Leuten, und schlechte Beobachter sehen darin »eine Vermehrung des Proletariats durch die Fabriken«. Aus statistischen Berechnungen wird dann wahrgenommen, und namentlich in Berlin ist es recht auffallend, dass zwar der Verbrauch der Stadt an Rindfleisch, also eines höhern Nahrungswerthes, zugenommen, aber nicht in gleichem Grade wie die Bevölkerung, oder mit andern Worten, dass der Verbrauch auf den Kopf ein wenig sich gemindert habe. Unerlaubt ist es aber, aus dieser Thatsache einen Schluss auf die Abnahme der Ernährungsfähigkeit in den grossen Städten zu ziehen. Man darf vielmehr behaupten, dass die Einwanderer früher auf dem Lande an Kost, Kleidung und Obdach geringern Aufwand sich verstatten konnten, aus dem einfachen Grunde, weil sie sonst die ägyptischen Fleischtöpfe nicht verlassen hätten. Notorisch herrscht nun in Deutschland ein starkes Missverhältniss zwischen der Grösse der ländlichen und städtischen Bevölkerung. In Grossbritannien gehört noch nicht ein Drittel dem Ackerbau an, in Deutschland etwa ein Drittel der städtischen Bevölkerung Die Folge der (relativen) Uebervölkerung des Landes aber führt zu einer schädlichen Theilung des Bodens: schädlich insofern es dem kleinen Grundbesitz immer an Capital mangeln wird, seinem Boden und seiner Arbeit den höchsten Früchte-Ertrag abzugewinnen. Wenn nun ein Staatsmann sich der grossen Industrie als Mittel zur Transmission des Proletariats vom flachen Lande nach der Stadt bedient, wenn er den Arbeitslohn auf dem Lande zu heben und jenen überschüssigen Arbeitskräften einen bessern Markt für ihre Leistungen zu schaffen sucht, wer will ihm nachrechnen, ob nicht die Lasten, welche der Schutz der Industrie dem Lande auflegt, reichlich vergolten werden durch ihre Wohlthaten? Er müsste vielleicht ausserdem durch unnütze Strassenbauten dem ländlichen Arbeiterstand Verdienst schaffen, oder für die Armenpflege und Almosen das Doppelte ausgeben. Aber auch hier ist nur ein Urtheil über wirkliche Fälle möglich, denn man könnte dann vielleicht darauf fallen, Gewerbe zu begünstigen, welche den Namen einer Industrie aus Desperation verdienten.

Endlich kann ein Staatsmann sich der edleren Gewerbe zur Erziehung seiner Nation bedienen. Recht leicht möchte ein russischer Minister in diesem Sinne die sarmatischen Handelsverbote rechtfertigen. »Was schadet es dem russischen Reich«, würde er vielleicht sagen, »dass unsere Aristokratie oder unsere reichen Bürgersleute jede Flasche Champagner mit einem preussischen Thaler (90 Kopeken), jedes Stück Bielefelder Leinen mit zehn Silberrubel, jede zehn Pfund Zucker mit einem Rubel, jeden Ternaux-Shawl mit fünfzig und jeden echten Caschmir mit etwa 200 Rubel versteuern? Vielleicht würde Russland reicher an Geld und Geldeswerth, vielleicht könnte das russische Volk mehr und bessere Producte verbrauchen, wenn wir bei einem liberalen Tarif mehr vom Ausland bezögen, um mehr dahin abzusetzen. Es ist wahr, die Industrie kostet der Nation jährlich beträchtliche Summen, und beschränkt deshalb die Menge der erreichbaren Genüsse, allein es muss in Russland ein Mittelstand geschaffen werden, damit allmählich die Erstarrung in der Leibeigenschaft abnehme. Die grossen Gewerbe erfordern aber die Ausbildung geistiger Fertigkeiten, sie brauchen fähige und talentvolle Köpfe. Mangeln diese im Lande, so wird man sie aus der Fremde herbeilocken, und diese Fremden werden nach und nach aus russischen Handlangern sich Gehilfen und Meister erziehen. Schon der Anblick einer höher entwickelten Industrie und der Umgang mit ihren Werkzeugen wirkt belehrend auf kleine gesellschaftliche Zonen. Er zwingt den Müssigen zum Nachdenken und im Nachdenken erwachen schlummernde Talente.« So möchte ein russischer Minister wohl sprechen, obgleich wir recht gut wissen, dass die Motive der russischen Handelsverbote diesen höhern politischen und sittlichen Werth nicht besitzen. In Russland ist nämlich die grosse Industrie in dem Besitz des Adels, und zwar in viel höherm Masse, als es in Oesterreich[1]) noch der Fall ist.

---

1) Wie zahlreich die österreichische Aristokratie die grösseren Gewerbe betreibt, bewies die Münchener Industrieausstellung von neuem. Wir fanden dort vertreten: die Hütten- und Eisengusswerke des Erzherzogs Albrecht, die fürstlich Salm'schen, gräflich Egger'schen, die gräflich Christallnigg'schen, die freiherrlich Herbert'schen, die Hüttenproducte des Erzherzogs Maximilian, die Eisengiessereien des Grafen Nostiz und die herzoglich Raudnitz'- und Lobkowitz'schen, Graphit aus fürstlich Schwarzenberg'schen Gruben, Granaten des Grafen von Schönborn, Zuckerproducte des Fürsten Salm und Grafen

Während der österreichische Adel indess der liberalen Handelspolitik warm zugethan ist und seine Repräsentanten bei der Berathung des neuen Tarifs sich lebhaft in diesem Sinn äusserten, begehrt der russische Edelmann das Gewerbsmonopol nur, um seine Einkünfte künstlich zu steigern, also burschikos gesagt, aus dem Louisd'orfieber.

Das »System« der Freihändler passt also für das Leben so wenig wie Systeme überhaupt, oder es passt nur da, wo die Dividende entscheidet. Der Grundirrthum der freihändlerischen Ueberzeugung liegt in dem Glaubenssatze: dass jedermann seinen Vortheil am besten kenne, und dass die allgemeine Wohlfahrt nur in der Wohlfahrt aller Einzelnen bestehe. Jede Willkür störe daher die geheimnissvolle Ordnung in der materiellen Welt. Nun geht aber der einzelne nur dem eigenen Vortheil nach, er ergreift ihn unbedenklich, wo er ihn findet, ohne seine Nachbarn zu fragen. Die Wohlfahrt einer Gemeinde oder eines Staats ist aber weit verschieden von der Summe der Wohlfahrt aller Einzelnen. Es liegt z. B. oft im Vortheil eines Waldbesitzers, sein Holz abzutreiben und seinen Waldgrund in Ackerland zu verwandeln. Gäbe es nun keine Forstpolizei, welche zur gemeinen Wohlfahrt die Benutzung solches Privateigenthums beschränkte, so würden künftige Geschlechter hilflos unter der Nacktheit der Fluren zu leiden haben. Wie die Drau in Kärnthen würden Hochwasser ihre geologischen Gewalten zur Uebertrümmerung der Thalflächen missbrauchen, oder bei trockenen Sommerwinden die Frucht auf dem Felde verschmachten, weil die grossen Regenschwämme, nämlich Wald und Busch, keine Feuchtigkeit mehr angesammelt hätten. Als die sibirischen Goldlager entdeckt wurden, begannen die Eigenthümer der Felder die reichen Schichten auszuwaschen, und verschütteten mit dem ausgewaschenen Erdreich die armen Lagen, deren Bearbeitung damals nicht rentirte, und die an vielen Stellen eben wegen der Verschüttung gar nicht mehr zu bearbeiten sind. Wäre man aber mit Methode ans Werk gegangen, und hätte gleichzeitig die armen und reichen Bänke gewaschen, so hätten beide einen lohnenden Ertrag gewähren

---

Blücher von Walstatt, Zwirnfabrikate des Fürsten von Montléart, Cocons des Baron Rath, die gräflich Buquoy'schen und gräflich Harrach'schen Glashütten, die gräflich Thun'sche Porzellanfabrik etc.

können. Methodisch verfährt aber nur der Staat und nie der Speculant; weshalb es denn auch völlig in der Ordnung war, dass die russische Regierung durch eine hohe Besteuerung ziemlich alle nicht öffentlichen Goldwäschen zum Aufhören zwang. Der Vortheil des Einzelnen verleitet immer zum Raubbau, wie — völlig analog — im fröhlichen Zeitalter der deutschen Errungenschaften die allgemeine Jagdfreiheit beinahe zur animalischen Verödung aller Reviere geführt hätte. Wildpret wurde plötzlich so wohlfeil, dass das Stück kaum das verpuffte Pulver und Schrot noch kostete. Davon hat sich bis auf den heutigen Tag der Wildstand noch nicht erholt, und wir zahlen jetzt doppelt und dreifach nach, was wir damals halb geschenkt nahmen.

Als das spanische Heldengesindel unter Pizarro und Almagro über die Anden in die Thäler des Incareiches stieg, bewunderten sie dort die vortreffliche Pflege der Huanaco- und Vicuña-Heerden. Diese Schafe gehörten ausschliesslich dem Inca und den Sonnentempeln. Alljährlich fanden grosse Treibjagden statt, aber immer in einem vierjährigen Turnus, so dass in jedem Jahr nur immer das Revier ausgebeutet wurde, welches drei Jahr unversehrt geblieben war, und der Rest der unerlegten Thiere in der vierjährigen Pause vollständig den alten Stamm ersetzt hatte. Während der Eroberung und der Bürgerkriege wurden von den neuen Herren Geissen wie Böcke und eine Herde nach der andern zerstört, und zuletzt blieben von 40,000 Häuptern nur die entronnenen Exemplare übrig. Also ist der Vortheil des Einzelnen der Feind der allgemeinen Wohlfahrt, so oft er auf Vernichtung ausgeht, wo diese die Erhaltung unersetzlicher Capitalien begehrt. Ist aber der Grundsatz falsch: den einzelnen gewähren zu lassen, weil jeder seinen Vortheil am besten kenne, so hat auch der Staat eine Befugniss, dem bürgerlichen Eigenthümer Stücke seiner Rechte zu entziehen. Er schneidet dem Liebhaber einen Zipfel ab von seiner prächtigen Gartenanlage, zertheilt Felder, die dem Besitzer für schweres Geld nicht feil wären, um gegen ein mittleres Aequivalent eine Eisenbahn, einen Canal oder eine Strasse anzulegen; er zwingt die Gemeinden, ihre bunt durcheinander gewürfelten Ackerfragmente zu verkoppeln, obgleich mancher Einzelne dadurch eher verletzt als gefördert wird, und er hat aus gleichen Gründen sicherlich auch das Recht und die Pflicht, durch seine Zolltarife Gewerbe zu fördern, sobald die all-

gemeine Wohlfahrt beträchtlich mehr gewinnt als die einzelnen etwa entbehren müssen.

Die Gewalt der Dinge wird aber nach dem Beitritt Oesterreichs zum Zollverein dem neuen Gebiet eine Handelspolitik aufnöthigen, welche bis zur Grenze des Erlaubten an Liberalität gehen wird. Jedes einzelne Gewerbe wird sich nämlich nur dort rasch und grossartig entwickeln, wo die meisten Elemente zu seinem vortheilhaften Betrieb beisammen liegen. Dort erstarkt, wird es rasch seine nahen und fernen Mitbewerber zum Stillstand zwingen, und von einer Provinz aus das grosse Absatzgebiet ungetheilt beherrschen. Bei künftigen Berathungen der Tarife wird also mancher Staat als Sachwalter solcher singulären Gewerbe auftreten, während die Gesammtheit der übrigen die Bedürfnisse der Verbraucher betonen wird. Nun reden die Erfahrungen im Zollverein sehr laut, wie schwierig es immer gewesen, kräftige Tarifveränderungen durchzusetzen. Immer werden in der Mehrzahl die Staaten sich befinden, bei denen das schutzsuchende Gewerbe nicht heimisch ist, und wo Deutsche sich vertragen sollen, hat der Neinsagende bei jeder Partie Siebenundvierzig voraus. Um die Zollverminderungen des Februarvertrags bewilligen zu lassen, musste Preussen zu dem tumultuarischen Mittel schreiten, die Zollverträge zu kündigen. Das geschah bei einer Verminderung der Tarifposten, und zwar bei Tarifposten für Colonialwaaren; welcher Weg aber bleibt noch übrig für Erhöhungen und noch dazu im Sinne der Schutzpolitik? So lange die Verfassung des Zollvereins nicht geändert wird, ist eine Entwicklung des Tarifs im Sinne des sogenannten Schutzsystems gar nicht denkbar; würde aber eine Verfassung beliebt, wo jeder Staat nach seiner politischen Quantität abstimmen sollte, so läge offenbar die Zukunft in der Entscheidung Oesterreichs und Preussens. Aber beide Staaten fühlen nicht den Trieb zur starken Entwicklung der Gewerbe. Die deutschen Industrien gehören meist dem Rheinthale, Mitteldeutschland, vorzüglich Sachsen an, und es ist ein grosser Irrthum der Freihandelspartei, wenn immer Süddeutschland als der Focus der Schutzzollherrschaft angefeindet wird. Auch täuscht man sich wahrscheinlich über die Folgen des Beitritts von Oesterreich. Dieser Staat befindet sich durch seine Finanzen in einer Lage, wo er nicht wählerisch mit seiner Handelspolitik sein darf. Oesterreich hat seit dem Jahr 1848 seine Staatsschulden

um beinahe eine Milliarde, die jährliche Zinsenlast um beinahe 50 Millionen vermehrt. Es hat dafür Ungarn gewonnen, staatsrechtlich durch Wegfall der Personalunion, und handelspolitisch durch Wegfall der Binnenzölle. Ungarn ist mehr als ein Aequivalent für jene Milliarde, wenn seine Hilfsquellen erschlossen werden.

Erschlossen sind sie worden: durch die Eisenbahnbauten, durch Beseitigung der Frohnden und der alten Vindicationsarten der Privilegirten, die man schlechtweg die Aviticität genannt hat. Damit war viel, aber noch nicht alles geschehen. Die Tarifpolitik musste das Pünktchen über das Jota setzen. Die eigentliche Wirksamkeit der Schutztarife besteht nicht sowohl darin, den fremden Absatz zu vertreiben, sondern dass sie Prämien aussetzt für Capitalsanlagen in den Gewerben. In Binnenländern werden immer nur zwei Bewerber um das zeitenweise angebotene Capital auftreten: die Industrie und die Landwirthschaft. Begünstigt daher ein Staat durch seine Tarife die Gewerbe, so werden diese der Landwirthschaft denjenigen Theil der Capitalskräfte entziehen, welcher ohne diese Tarife ihr zugefallen wäre. In Oesterreich hat man also einfach die Fragen zu entscheiden: sind die Gewerbe oder ist die Landwirthschaft ein ergiebigeres Object der Besteuerung? Die Landwirthschaft sicherlich! Wo zeigen sich die Früchte der Tarifpolitik rascher, bei den Gewerben oder bei der Landwirthschaft? Bei der letztern. Jeder österreichische Finanzminister wird daher in Tarifangelegenheiten immer für liberale Sätze stimmen. Die sprüchwörtlichen Hilfsquellen Oesterreichs sind wirklich vorhanden, sind wirklich unerschöpflich, aber flüssig kann sie immer nur das Capital machen. Wenn daher Oesterreich den Born seiner Reichthümer erschliessen will, so muss es das Capital in die Hand nehmen und der Landwirthschaft zuführen; es darf also keineswegs Prämien aussetzen, damit das Capital dem Begehr der Gewerbe folge. Nur versteht es sich von selbst, dass man bei jeder Tarifänderung die Capitale schonen muss, welche bereits zu einem Gewerbsbetrieb angeworben wurden. Sollen diese nicht zu Grunde gehen, so muss man ihnen reichlich Zeit lassen, das Trockene wieder zu erreichen und zu debarkiren.

In dem Beitritt Oesterreichs zum deutschen Zollverein steckt aber der Keim zu weitern Erwerbungen, zum Gewinn der einen

oder beider Hansestädte. Nach Abschluss des Februarvertrags erquickten sich die deutschen Binnengemüther an der Redensart, dass der Zollverein an die Küste gerückt und die stählende Brandung des Oceans seine Brust bespüle. Aber nur so lange man die Karte betrachtete, schien das Bespülen glaubhaft. Küsten hatte man gewonnen, aber keine Hafenplätze. Häfen besass man zwar schon und oceanische Häfen liessen sich künstlich vielleicht herstellen. Aber mit dem Hafenplatz besässe man noch immer keinen Handel. Zum Handel gehörte wieder Capital, und gerade vor den Nestern des Handelscapitals war die Eroberung stehen geblieben. Hätte man aber Küsten, Hafenplätze und Capital, so hätte man noch immer keinen Handel: denn nicht das Capital bringt ohne weiteres den Handel, sondern wir bedürften dazu auch Handelsverbindungen, die recht eigentlich zum Erbtheil der Handelsplätze gehören. Solche Verbindungen werden mühsam und nicht ohne Kosten geknüpft, sie wollen mit zarten Händen gepflegt werden, und gewinnen wie der Wein an innerm Werth mit der Zeit. Diesen mercantilen Schatz hatte man auch nicht erobert, und ohne Verbindungen ist kein Handel denkbar.

Hätte man sie aber oder würde man sie erobern, so müsste nach der Eroberung das Wesen unserer Handelspolitik sich beträchtlich ändern, denn der deutsche Zollbund hätte neben Ackerbau und Gewerkschaften für eine dritte Art des nationalen Erwerbs zu sorgen, welche ihm bisher völlig abging, für den Handel. Gehandelt wird freilich im Zollverein, gehandelt wird an jedem Börsentage, gehandelt wird vom Montag bis zu Samstag Feierabend, in Buden und unter freiem Himmel, es wird zugewogen pfund- und lothweise und gemessen mit der Elle und mit der Klafter; aber Handel ist das nicht, oder nicht in dem Sinn, der dem Wort seinen gewaltigen Klang gibt. Es ist also hier nur von dem Handel mit fremden Staaten, zwischen Volk und Volk, zwischen Zone und Zone, zwischen Welttheil und Welttheil, also von dem Welthandel die Rede. Bisher hatte und hat die deutsche Zollassociation zu nichts geführt als zu einer gemeinsamen Grenzbewachung auf gemeinschaftliche Kosten und zu gemeinschaftlichem Gewinn. Da die betheiligten Staaten neben dem Ackerbau beträchtliche Industrien besassen, so bekamen die Tarife auch den Beigeschmack eines gewissen handelspolitischen Systems zum Schutz der Gewerbe. Der Handel ist nun sicherlich auch ein

Gewerbe, und zwar dasjenige Gewerbe, welches die Nationen zum höchsten Reichthum geführt hat, denn das Handelscapital wird und muss wegen seiner grössern Gefahren auch höhern Gewinn abwerfen; haben wir Handel, so hat dieser Handel auch Anspruch auf einen Gewerbschutz in der Combination unserer Tarife. Nun fordert aber der Handel nicht eigentlich Schutz, sondern nur Freiheit, d. h. die Abwesenheit einschränkender Monopole. Wo vom Handel, und hier namentlich vom Seeverkehr, die Rede ist, da steht ihm als Hilfsgewerbe die Rhederei zur Seite. Auch der Rheder ist ein Handwerker, so gut als der Fuhrmann, der Hafner, der Schneider, der Bergmann. Wer also zu dem Grundsatz sich bekennt, die deutsche Arbeit zu schützen, der müsste billig und logisch auch die »Rhederei« in sein »Schutzsystem« einschliessen. Aber die deutsche Rhederei wie der deutsche Handel ist so eigensinnig, gar keinen Schutz zu begehren. Wenn in älteren Schutzzollquerelen aus dem Binnenlande Differentialzölle begehrt wurden, so hat diese collegiale Belehnung mit einem optativen Zollschutz die deutsche Rhederei jedenfalls nur zur Heiterkeit gereizt. Unsere Seeschifffahrt hat nie und wird nie eine Navigationsacte begehren, denn sie besitzt bereits ein Stück Monopolsacte in ihren billigen Frachtsätzen und ihrer äusserst niedrigen Assecuranzprämie. Wer also die Rhederei schützen wollte, der müsste eben solche Tifposten hinwegräumen, welche die Nachfrage nach unbefrachteten Schiffen beträchtlich mindern, die Rhedereilöhne also schmälern. Unsere Tarife müssten dann nach einem ganz merkwürdigen Grundsatz Veränderungen erleiden. Nach der gewöhnlichen Schutzzolltheorie galt immer derjenige Tarifsatz als classisch, der in einem rationellen Verhältniss zum Werth des beschützten Fabrikats stand. Die Rhederei wird aber vorzüglich gedrückt durch Zölle auf schwere Waaren, da der Frachtlohn hauptsächlich nach dem Gewicht berechnet wird. Zur Begünstigung der Rhederei müssten also Tarifsätze auf solche Güter sinken, die einen hohen Frachtlohn abwerfen, wie Eisen, Zucker, Kaffee, Wein, Reis, Sago.

Ohne solche Aenderungen würden die Hanseaten nie auf einen Beitritt sich einlassen, und liessen sie sich ein, so würde dieser Beitritt ihren Handel zerrütten, ohne dass der Zollverein davon fetter würde. Bis zum Beitritt der Nordseestädte hat es aber Zeit, denn die Hanseaten sehen noch immer nicht ein, dass ihre

politische Existenz nicht länger dauern wird als von der letzten Säcularisation bis zur nächsten. Gutwillig schliessen sie sich nicht an, denn sie sind Hanseaten, und aus deutschem Patriotismus nicht, denn sie werden von einem Patriciat regiert. Wäre der deutsche Zollbund kein Bund, sondern ein Staat, es wäre ein Spass für ihn, durch einen Zollmechanismus diesen Städten beinahe jeden Erwerb abzuschneiden und förmlich auszuhungern. Der Zollverein ist und wird aber kein Staat, und deshalb wird er nie mit den Hansestädten spassen.

2. Aus Kaulbach's Atelier.

I.

(Allgemeine Zeitung 1849. Beilage zu Nr. 59. 28. Februar.)

Mag die politische Ueberzeugung sein, welche sie will, jedes unverderbte, für das Höhere empfängliche Herz wird gestehen, dass wir eine gewaltige und doch schöne Zeit erleben. Wenn wir den Dingen zuschauen, wie sie geschehen durch unsichtbar sichtbare Kräfte, den beschränkten Rechnenkünstler verlachend, der mit seinem Register todter Zahlen immer zu hirnlosen Resultaten gelangt, so lässt sich diess innere Leben leicht vergleichen mit dem Anblick des grollenden Meeres, das an seine Ufer schlägt: man weiss kaum recht, wo der Schrecken aufhört und der Genuss beginnt. Eine Woge jagt die andere mit dunkelgrünem Schwalle, und die alles zu heben und wegzuschwemmen gedachte, stürzt mit milchweissem Schaum im zornigen Bäumen zurück in die selbstgehöhlte Gruft. Dick und bauschig rücken Wolken heran, ein rasches Leuchten deckt uns abenteuerliche Formen auf, über die ebenso plötzlich der trübe Schleier tiefer herabfällt. Droben aber pfeift der Wind an den Klippen vorbei und klatscht die Wolken wie ein Flaggentuch. Es ist so viel Majestät in dieser Natur, dass der Mensch auf Augenblicke das kleine Ich vergisst und sich zum Gegenstand wird wie die Muschel, die eine Woge neben ihn ins Trockene geschleudert. Aber dann fasst es ihn wieder, er träumt sich fern in der bescheidenen Heimath.

Es ist ein Sommerabend, er schlendert die Flur entlang durch friedliche Gehöfte und sieht den häuslichen Rauch aus dem Schornstein wirbeln. Knechte ziehen vorbei, die Dorfglocken läuten den Feierabend über die Felder, und er fühlt die grösste Seligkeit einfacher Menschen, die Ruhe nach dem Tagewerk. Mit dankbarem

Auge begrüsst er den ersten schüchternen Stern. Mücken umspielen ihn und er sinnt grosse Plane. Wollt ihr ähnliches fühlen? Wollt ihr mitten im prestissimo des schmetternden politischen Concerts an eine klagende Jugendmelodie erinnert werden und das ganze Heimweh nach der alten stillen Zeit empfinden, so tretet in die halbe Dämmerung von Kaulbach's Atelier. Ungestört vom tollen, zeternden Chor der Zeit lebt der Künstler in seiner Zelle voll Welten. Und während draussen nach verhüllten Gesetzen Kräfte und Kräfte sich packen und im wilden Reigen sich wirbeln, beugt er reine Gestalten zur anmuthigen Gruppe und schafft, was der Künstler Schönstes schaffen kann, einen Kosmos; denn Kosmos heisst Welt, heisst Zier, heisst vor allem Gesetz und Ordnung.

Das zweite Bild des grossen Cyklus, in welchem Kaulbach die Entwicklung des Menschengeschlechts darstellen will, ist der Homer. Wir sind am Ufer der stillen brütenden See. Aufrecht, die Leier im Arm, steht der mythische Sänger im Kahn, den ein hehres Frauenbild, die cumäische Sibylle, mit dem Ruder hält. Von den Klängen gezogen, hebt sich, das göttliche Lied vom Sohne zu hören, Thetis aus dem Meere, von dienenden Frauen begleitet, denen Schwäne nachstellen, lüstern geworden von den lockenden Biegungen üppiger Formen. Tiefer im Bild umtanzen junge Krieger in harmonischem Ring einen dampfenden Altar, während die Götter, vom Liede des Sängers geboren, auf dem Opferdunst dahin ziehen, den Tempeln zu, die der sinnende Mensch ihnen jüngst gegründet. Eros, der Aelteste, schwebt voran, den Grazien zugewandt, die ihm schwesterlich folgen; Apollo dann mit männlichem Tritt, und nach ihm das edle Gefolge der Musen, deren kindlich frohste, die komische, losen Sprunges dem Zuge nachhüpft. Darauf nahen die Grossen: Zeus und Here, von Wolken königlich getragen, Pallas Athene dicht dahinter, und dann die geringeren Götter und Göttinnen. Am Strande, dem Dichter zunächst, sitzen im Kreis edle Hellenen von perikleischem Adel. Sokrates mit dem stoischen Humor und der Miene des befriedigten Kritikers. Aeschylus mit dem Staunen des Begreifenden und Sophokles, im Auge den Blick fürs Erhabene, des Genies, das vom Genie entzündet wird. Näher im Bild, vor der horchenden Gruppe, lehnt ein Vater mit seinem Sohne, beide geleerte Schalen Weines in der Hand, gefesselt von der Macht der geniessenden Phantasie. Hinten aber, in ehrerbietiger Ferne,

Schulter an Schulter, der gläubig empfangende Demos. Künstler rühren sich im Rücken der Gruppe, den Gedanken Gestalt zu schaffen durch würdige Bauwerke. Ein Meister mit den lernenden Knaben hat sich gemüht, ein rohes Abbild menschlicher Gestalt anmuthlos dem Stein abzugewinnen, während die Luft bevölkert ist von dahinziehenden edlen Gestalten, im fürstlichen Schritt die zierlichen Glieder bewegend.

Das sind die Figuren im Bild, und wer die trockene Schilderung unerquickten Auges so hinliest, obgleich gar manches vergessen oder verschwiegen wurde, der staunt gewiss, als spräche ich vom Schild des Achilles, wo der göttliche Künstler zwölf Dramen menschlichen Lebens auf kleinem Feld aus dem Erz trieb. Aber wer kennt nicht Kaulbach's Talent, Hunderte im engen Rahmen zu versammeln und es doch jedem bequem zu machen, als hätte der Raum sich ins Zehnfache gedehnt! Blicken wir jetzt von den Figuren hinweg tiefer ins Bild.

Was die Hellenen mit der göttlichen Sinnlichkeit in der Kette menschlicher Geburten, das ist Homer wieder in der Geschichte der Hellenen. Physiologen behaupten, die Psyche des Thieres befinde sich fortwährend in einem traumähnlichen Zustand, und Shakespeare sagt dasselbe vom Menschen:

> We are such stuff,
> As dreams are made of, and our little life
> Is rounded with a sleep.

Das will denn sagen, dass der Mensch auf niederer Bildungsstufe Form und Wesen selten sondert. In die Welt der Begriffe wagt er sich nur scheu, er denkt und spricht nur in Bildern, und legt um jeden Gedanken schamhaft eine grüne Hülle. So ist der Poet immer früher als der Philosoph, und wer sie verlassen, dem gibt es keine Rückkehr aus dem mittagshellen Verstandesleben zu den schimmernden Inseln der Phantasie. Es ist der herrlichste Moment im Leben des Einzelnen, wenn aus der Dämmerung sinnlicher Schleier plötzlich das erste Frühlicht des geheimnissvollen Wesens durchbricht, wenn das Kind den glücklichen Eltern aus den Augen entgegenlacht: euch kenn' ich! Was in der kleinen Seele da vorgehen mag, das können wir ahnen, wenn wir im grossen die Völker betrachten in der unbefleckten Kindheit. Halb Ahnung, halb Bewusstsein geben sie die Eindrücke der frommen Gotteswelt treu und ohne Falsch wieder; wir knieen aus Scheu

vor ihrer Unschuld und wissen kaum, was das Schönere sei: die Natur oder Homer, der sie erzählt. Wie glücklich, wie heimlich weht es uns zu aus dem rein menschlichen Götterglauben der Griechen! Ganz aus dem Volk entsprungen, durch Hinüber- und Herübertauschen sind die antiken Mythen das geadelte Bild der Hellenennatur — ein Sittenspiegel mit grossen, kräftigen Freskengestalten. Ueberall findet man den tiefen, warmen Himmel wieder und die grünend dämmernden Buchten, wo sich blendende Jugend im Bade neckt. Wie sittlich rein die Hellenen gewesen, zeigt ihr Schönheitssinn, den ein frivoles Zeitalter nie besitzen, nicht einmal borgen kann. Auch der mosaische Gott war ein Gott des Volkes: es war ein heissblütiger, patriarchalischer Hebräer. Unser Zeitalter, ob zum Guten oder Verderben, sei unentschieden, hat dem Glauben alles Blut ausgesogen, eine Locke nach der andern musste fallen, und wir haben nur noch den kahlen Schädel des Begriffs. Wahrlich, wenn man den Sprung vom jugendfrischen Homer hinabsieht bis zu unsern Tagen, man möchte ausrufen: die Gottheit habe gealtert mit der Geschichte des Menschen. O blickt auf Homer und das Volk, dem er singt!

Nach welchen Gesetzen die Gedanken kommen und gehen, jenen innern Zeugungsprocess, der aus der Schale der Erfahrung rasch den Gedanken hervorleuchten lässt, hat kein Philosoph, kein Anatom, kein Psycholog zergliedert. Man behauptet: der Gedanke denkt sich selbst, und wahrlich, je tiefer ich mich in das Bild hineinlebe, möchte ich sagen, die Iliade habe sich selbst gesungen. Ist es nicht so still um den Sänger, dass man das Schwanken des Schilfes hören könnte? Alles lauscht, alles horcht, die Pulse scheinen zu stocken, und dennoch dreht sich die innere Welt wie ein Planet um seine Achse. Sie erleben die Ilias, sie streiten die Schlacht zwischen der Stadt und dem Meere, sie sehen die Wolken auf dem Ida zum Brautbett sich sammeln, schlürfen den Duft der aufsprossenden Narcissen und Hyacinthen, und wenden den Blick keusch ab von dem Dunstschleier, der sich um Here verbreitet, die den Gemahl berückt. Dann plötzlich sind sie im Getümmel wieder, die Speere sausen und die Feuerbrände flackern in die Schiffe. Sie bücken sich, die Riemen um Patroklus' Leiche zu schnüren, und schlagen sich durch Schwerter und Steinwürfe nach dem Lager, wo der Freund im Hemd ängstlich nach

dem Freunde hinausschaut. Das ist kein Bild vom Homer, was Kaulbach uns malt, es ist die Geburt der Iliade, wie sie von beredtem epischem Mund strömt und wieder erwacht in dem einzelnen Hörer, der sie mit rhythmischer Gabe weiterträgt als Dichtwerk des ganzen Volkes.

Haben doch die wunderlichen »Professoren« der nachhomerischen Zeit mit den sieben Städten gelehrte Noten gewechselt und darüber vergessen, dass das Dichtwerk eine Schöpfung aller, ein Eigenthum des ganzen Stammes war, der Säulenschaft eines längst in Trümmer gegangenen hohen Geschlechtes. Dass auch der Humor nicht fehlte, hat sich ein Silen unter den Demos geschlichen, der mit der Dreistigkeit des Dummen das alberne Zeug, was er zu hören meint, mit Grimassen belohnt. Wie gesund und heiter zeigt sich auch im Silen griechischer Sinn, der durch die Unflätigkeit der Waldgötter die Menschen an ihre thierische Unsauberkeit erinnert und dann, ein Liedchen pfeifend, über den Schmutz des Lebens hinwegspringt, wenig bekümmert, denn über ihm ist die reine Bläue des Aethers.

Aber an der Gruppe der Bildhauer dürft ihr nicht so achtungslos vorübergehen. Da ist dem Maler gelungen, einen seltenen Moment menschlicher Freuden und Leiden darzustellen. Seinem eigenen rohen Bildwerk den Rücken kehrend, erblickt der Meister die idealen Göttergestalten, und aus seiner Hand gleitet der Meissel. Wer nie in der Kunst sich versuchte, wird Mühe haben, den Künstler hier zu verstehen. Er hat ihn selbst erlebt, jenen Moment, wo der Blick, für das Höhere geschärft, die Natur als roh erkennt und der Veredlung fähig. Von dem Handwerk der Nachahmung zur Erkenntniss des Schönen ist ein Schritt. Ach, und wer fasst es, wie es im Innern des Menschen da zuckt und reisst, das Herz vor Schöpferlust zerspringen will, und doch kleinmüthig seiner Kraft misstraut, so wehmüthig, was es geherzt wie ein Kind, die Schöpfung unreifen Talents zum Trödel zu verdammen. Das Schöne lebendig vor Augen, staunt der Künstler die Welt an, in der es zum ersten Mal tagt; er faltet die Hände, von heiligen Schauern berührt, und möchte hinknieen vor dem eigenen Ich, dem Ebenbild des Höchsten, das er im Spiegel sieht, selber zur Gottheit, selbst zum Priester sich werdend. Wahrlich, wenn jetzt ein Blitz auf den Mann herabschlüge, der eben noch Handwerker war, er wäre doch als Künstler gestorben! Unterdessen nichts

ahnend, haben die Buben um den Meister gespielt, und greifen wieder zu dem plumpen Steinwerk.

Mitten in der Gruppe steht die Sibylle von Cumä, eine marmorkalte, leblose Maske. Mir war sie der tragische Chor in diesem Blatt der Menschengeschichte. Während wir droben in den Göttern natürliche Erzeugnisse schöner Phantasie, unsere besseren Ebenbilder wiedererkennen, fühlen wir hier die kalten Athemzüge aus der verdünnten Luft der Geisterwelt. Von der Lippe des Dichters ergiesst sich das Lied wie ein breitgegürteter Strom, auf dessen Welle das farbensaftige Bild des Lebens schaukelt, hinter ihm aber ragt die geheimnissvolle Gestalt, als sähen wir durch sie »grau in grau« in die Gebilde der formentfesselten Seele. Ich weiss nicht, wie es kam, ich musste mir jene Stelle aus Faust vorsagen, wo er, bis zum Mark erschüttert, ausruft: »die Mütter! Mütter! 's klingt so wunderlich!«

Da ich, am Ende angekommen, meine Schreiberei wieder durchgelesen, find' ich, dass ich von allerlei Dingen gesprochen habe, vom schlechten Wetter am Meeresufer und beinahe auch von der deutschen Nation in Kindesnöthen. Wird der Künstler mir das verzeihen? O gewiss! Denn er weiss, dass Lessing sagt: man lobt den Künstler am feinsten, wenn man ihn über dem Kunstwerk vergisst. So habe ich denn von einem Bilde sprechen wollen, vorher tief Athem geholt und am Ende nichts gesagt, als wie es mir auf dem Heimweg von Kaulbach zu Muthe war. Und doch ist es so besser, denn das Bild konnte ich euch nicht zeigen, das müsst ihr sehen, was ich heimnahm war eine Erinnerung, und die nur konnte ich verschenken.

II.

(Allgem. Zeitung 1849. Beilage zu Nr. 119. 29. April.)

Die Morgenluft weht kühl, westwärts treiben flockige Gewölke vor der klaren Helle durchbrechenden Lichtes. Aufrecht steht das Korn, die Aehren horchen andächtig, denn drüben ruft das Glöcklein zur Messe. Geputzte Kirchengänger ziehen den blumenfrohen Rain hinauf, die züchtigen Töchter, in der Hand »das abgegriffene Büchelchen, halb Gott, halb Kinderspiele im Herzen«. An solchem frommen Gottesmorgen zeigt uns Kaulbach in der Ferne Jerusalem; Thore, Mauern, Zinnen, Thürme, Tempel goldig

angehaucht von der steigenden Sonne. Die Hügel hinan sich windend und jenseits hinüber zieht die christliche Streitmacht. Helle Posaunen und jubelnd flatternde Standarten voran. Bedächtiger an diese mit einander verkehrend schliessen sich drei Bischöfe, während auf der Höhe des Hügels sechs Chorknaben, die Lade des neuen Bundes auf den Schultern, mit priesterlichem Anstand ihnen folgen. Der nächste im Zuge ist Gottfried von Bouillon. Das Haupt vom Helm entblösst, ein Fürst auf fürstlichem Rosse, unter Helden noch Held, neben dem Heiligen ehrwürdiger Laie. Saracenische Trophäen, Fahnen, Schilder, Waffen, Diademe, Kronen, Kleinodien werden als kostbarste Beute ihm nachgetragen. So zieht die ritterlich-fromme Procession an betrachtenden Gruppen vorüber. Da steht rechts mit seinem Knechte ein Enkel der Geschlechter aus der Nibelungenzeit und stösst mit dem Behagen bewusster Stärke sein breites Schwert in die Scheide. Ein angelsächsischer Recke, gutmüthig gespreizt, treu und lauter, wie sein verlässliches Schwert, Typus jener Zeiten, wo man in der Ueberfülle der Kraft »for fighting sake« sattelte. Oder was hätte dich sonst, gesunder Gesell mit der breiten Brust und dem massiven Wehrgehäng, das mich krumm drücken würde, hergezogen vor die Stadt der seltsamen Schicksale? Doch — du glaubst ja, glaubst an Gut und Bös, an Lohn und Rache; du hast den wahren »Köhlerglauben« deines Ebenbildes im Drama: dass das Böse seinem Schicksal nicht entgehen könne:

»Fehlt dir ein Strick, so reicht der dünnste Faden,
Den eine Spinn' aus ihrem Leibe zog,
Dich zu erdrosseln hin; ein Strohhalm wird zum Balken,
Dich d'ran zu hängen; willst du dich ertränken,
Thu' etwas Wasser nur in einen Löffel,
Und es wird sein, so wie der Ocean,
Genug, um solchen Schurken zu ersticken.«

Ihm zur Seite, einer auf des andern Schulter sich stützend, stehen betrachtend drei junge Krieger, nicht minder lüstern durch den Glanz der Waffen, als andächtig gestimmt durch die Nähe des Heiligen. Zu ihren Füssen, die Erde küssend, liegt eine Schar Pilger, unter ihnen Peter von Amiens mit der hartgewanderten Sohle und dem Märtyrerputz des härenen zerfetzten Gewandes, ein starkknochiger, cholerischer Phantast, wie das wirre, in harte Locken geschüttelte Haar verräth. Weiter nach links

tragen Mohren auf einer Senfte ein jugendliches Frauenbild. Sie hebt den Schleier von der morgenfrischen Stirn und ihr Auge glänzt begeistert vom Anblick der ersehnten Stadt. Aber dieses Auge hat sich nur vom Begleiter weg dem historischen Panorama zugewendet, um rasch, in der alten Richtung, die gleiche Begeisterung im Auge des Geliebten zu suchen. Dieser, mit hochgeschwungenem Schwert ihr zur Seite, wird von Kampfeslust gehoben, möchte im Augenblicke auf die Ungläubigen stürzen und Thaten vollbringen, würdig eines Epos zu Ehren Gottes und zum Schauspiel seiner Dame, während einer der Neger, äthiopisch grinsend, im blöden Genusse zu der strahlenden Frau hinaufglotzt. Hinter ihnen zieht ein anderes Paar den Hügel herauf. Ein Ritter in vollem Waffenschmuck, einen Falken auf dem Rand des Schildes, hat sein Liebchen hinter sich aufsitzen lassen. Ohne eigenen Willen schmiegt sich das Weib mit den weichen Armen zart an die eherne schwere Gestalt. Hunde folgen dem Herrn, als ging's zur Jagd, und tiefer hinten ziehen immer mehr gewappnete Scharen nach. Oben aber in der Luft schwebt segnend der Erlöser, umgeben von den sechs Märtyrern, die zu Jerusalem geblutet, ihm zu Füssen knieend, der Erde und den Menschen näher die Mutter Maria. Das ist ungefähr das Kaulbach'sche Bild, welches die Periode der Kreuzzüge zum Vorwurf hat.

Es ist ein altes, zu Ehren gekommenes Gleichniss, wenn nicht mehr, dass Nationen leben und sterben wie die einzelnen Menschen. Man spricht von ihrer Kindheit, ihrer Jugend, von Charakter, Vorzügen und Lastern, fühlt ihnen den Puls und prophezeit ihnen goldenes Alter oder jähen Tod. Vielleicht ist es auch so mit der Menschheit im Ganzen, dass wir von einer Wiege, Brautbett und Sarge reden könnten, nur dass hier unsere Berechnung aufhört und die Phantasie uns verlässt, von wem, wann und wohin sie zu Grabe getragen wird. Umgekehrt finden die Nationen ein getreues Abbild im einzelnen Menschen wieder, und so durchleben alle alles, was vor uns durchlebt wurde, was nach uns durchlebt werden wird. Am Ende kommt alles auf Eins hinaus, sind es doch immer dieselben Strahlen, die durch das reine Medium als Regenbogen scharf hervorbrechen, oder dort im matten Kiesel erlöschen. Die Erde dreht sich um ihre Axe, der Mond um die Erde, beide um die Sonne, diese mit ihrem Planetengeschlecht um andere Sonnen, und zuletzt der ganze Stoff im Raum um

seine eigene mystisch verhüllte Spindel. Treffen wir nur überall dasselbe Gesetz, wie Kräfte sich bedingen, was kommt darauf an, wie klein oder gross die Durchmesser sind? Wäre es dem Menschen versagt, alles, was jemals erlebt wurde, in sich zu erfahren, längs der ganzen Peripherie, welche die Tragweite seines Volkes oder der Gesammtheit aller Völker erreicht, seinen kleinen Lebensumschwung zu vollenden, wie könnte sich dann jemand rühmen, die aufgeschriebene Geschichte zu fassen? Sie bliebe ein Nacherzählen ohne Empfindung, ein drolliges Märchen, von dem man nur behielte, dass es seit dem Beginn drei- oder viermal auf dem Thurm geschlagen hätte. Auch in unserm, von den Uhren regierten Leben, trotz aller in ihrer Langeweile vergnügten Gesichter, denen wir überall in den Gassen begegnen müssen, gibt es eine Periode des frommen, schmachtenden Ritterthums. Freilich, wie lächerlich der, welchem sie noch in alterdürren Gliedern rumort, aber noch viel armseliger, wer sie nie oder kaum erlebte! Besinnt ihr euch nicht jener Dämmerung mit den bunten, in einander fliessenden Tinten? Wo man am grünen Ufer sass und den Schatten des Fichtenrandes jenseit im stillen Wasser sich spiegeln sah, bis es dunkler und tiefer wurde, die Schiffe abwärts flossen, lange Streifen ziehend, der Fährmann leise in die Wellen pfiff, oder von fern aus flachem Weiher melancholisch Unkenstimmen sich weithin verloren, dass man aufsprang und empfindsam eine Wehmuththräne zerdrückte, um dann gleichsam aus Scham über eine Tollheit sich selbst auszulachen. Als man nach dem Bach hinaufging, wo er zwischen der zersprungenen Fassung eines vergessenen Brunnens hervorquoll, hingestreckt dann auf das Moos unter dem geheimnisshegenden Waldesdunkel, sich du und du nannte mit den kleinen Geschöpfen der grossen Sorgfalt, dem Würmchen, das sich eine Welt aus Grashalmen zusammenleimte, architektonische Geheimnisse verrieth und mit den alten Familienstämmen im Hain altkluge Gespräche führte, während das neugierige Eichhörnchen vor Verwunderung einen Fichtenkern verlor. Wo man nachdachte über die geheimnissvollen »Brüder in Busch und Wald«, die Seele alle Fühlhörner zurückzog, um, in sich selbst ruhend, dem lichterlosen Letzten ins Antlitz zu schauen, was allwärts übrig bleibt, wo der Mensch nicht weiter denken kann. Herrliche Zeit, wo man noch wähnte, den Zweck des Lebens ausserhalb des Lebens zu finden, um da-

nach die Zeiger zu rücken! War es nicht Ueberfülle der Kraft, die wir spürten, wenn wir versuchten, an der granitschweren Fügung der Dinge zu rütteln, und es dem wetterleuchtenden Geist so leicht schien, mit seinem Nebeldunst die ruhenden Massen wegzuschwemmen? Und als zum erstenmal ein Frauenblick die schlummernden Nerven gereifter Gefühle berührte! wir bebend lauschten dem Naturlaute von kindlich frohen Lippen und unter der schattigen Wimper hineinschauten in den Gottesfrieden eines reinen Gemüthes. Verdanken wir doch dem veredelnden Umgang mit dem Weibe, dass wir so recht ehrfürchtig und baarhaupt vor allem Hohen gestanden, die Welt uns einmal vorkam wie ein geweihter Ort, den man nur schüchtern betreten darf, und die Menchen alle so lauter und rein schienen, wie die Zitterperlen in der Flur. Und davon ist uns nichts geblieben als gutmüthiger Humor und psychologisches Ergötzen, wenn wir rings um uns weibliche Eitelkeit und Schwäche unschädliche Minen aufwerfen sehen, oder dass wir mitunter andächtig das fahle Sträusschen betrachten, welches wir einst überglücklich in Heine's Buch der Lieder trocken gequetscht! So ist das Leben ein ewiges Bergabsteigen der weiten, alles fassenden Fläche zu. Als Knaben jagen wir mit glühender Wange den neckenden Schmetterlingen über die Alpenmatte nach, plätschern durch Bach und Lachen und lassen unsere Kleider in den Hecken zurück, bis wir tiefer kommen und artig sein lernen. Die Menschen werden grösser, die Berge kleiner, die Strassen weichen noch weniger von der Schnur, und die Fülle des Kornes legt sich schwer über den Rain, rechts eine Barrière, links ein Meilenzeiger, und nur dann und wann ein Blick nach rückwärts, wo die Alpenkante phantastisch geschwungen, o! so klein hinter uns liegt, während die Ferne ihren blauen lockenden Duft dazwischenlegt. Dann geht's weiter beim Sonnenschein mit dem Regenschirm unter dem Arm, und am Abend haben wir vielleicht keinen grössern Jammer, als dass unsere Schuhe staubig geworden.

Ich weiss nicht, ob alle Leser mit mir dieselbe Aehnlichkeit finden zwischen unsern ritterlichen und philosophischen Nachtwandeleien, dem Drang der Jugend, die Kraft unnütz zu brauchen, und jenen christlich-phantastischen Fahrten nach der heissen Küste der Levante. Vielleicht! Trifft doch rohe Kraft, Fanatismus bis zur Unduldsamkeit mit weicher Zärtlichkeit und anbetender De-

muth fast überall zusammen. Es gibt keinen Menschen, der nicht bewusst oder unbewusst ein Gnadenbild in sich trüge, vor dem er scheu bisweilen die Hände faltet. Und wo er's thut, merkt er's am wenigsten, denn unser bestes Theil bleibt wohl am längsten uns Geheimniss. Je weniger aber der ungebildete, zügellose, harte Mensch vor dem Höhern Achtung empfindet, desto gewaltiger vor dem Wenigen. So genügte es, nach der Barbarei der Völkerwanderung die Lehre der Geheimnisse und testamentlichen Mythen leuchtenden Auges mit der Beredsamkeit des Glaubens zu predigen, und die Phantasie der Naturvölker wurde die wunderbaren Bilder nicht wieder los. Sie fingen an, in ihnen lebendig zu werden, zeigten mit Fingern, liessen Flämmchen auf ihrem Scheitel spielen, und der Mensch, der bis jetzt nur die Wollust des Vernichtens gekannt, mordete jetzt in religiöser Angst zur Ehre des Ewigen, oder empfand plötzlich das melancholische Sehnen nach einem Opfertode. Begreift ihr, wenn der Pilger am heiligen Grabe verschmachtend ausruft: Seigneur, vous êtes mort pour moi, je suis mort pour vous? Ihr begreift es, denn in einem Wahne, der euch Ehre macht, habt ihr gewiss schon mancher schönen Thorheit euch zum Opfer gebracht.

Möglich, dass man im stillen mir längst eingewendet: jene Kreuzzüge waren weniger eine Aufwallung vollblütiger katholischer Völker, als ein Manöver päpstlicher Diplomatie, welche mit Benutzung der abergläubigen Menge den Fürsten und Herren das Kreuz aufzwang, um sie dadurch zu Vasallen der Kirche zu machen, ein Kampf um politische Rechte zwischen pfäffischer Intelligenz und dem brutalen Lehnsstaat. Und wiederum waren es nicht bloss gottesfürchtige Ritter, welche nach der Wüste wanderten, einen seligmachenden Kuss auf das heilige Holz zu drücken, sondern der Auswurf Europa's, der giftige Schaum der gährenden Körper, denn eben diese geweihten Scharen wurden auf ihrer Wanderung mehr gefürchtet, als der Gottseibeiuns. Freilich finden viele in der Völkergeschichte immer nur die schmutzige Gasse unter ihren Fenstern wieder, wo alltäglich gemarktet wird, und solchen ist auch die deutsche Revolution nichts als Gezänk von Parteien um ein Portefeuille. Allein der wahre Historiker hat neben den Thaten menschlicher Erbärmlichkeit auch Raum für das Walten der unsichtbaren Naturkräfte, für die Ideen, die in den Geistern Wolken sammeln und reiben bis zum Sprühen des

electrischen Schlages. Hier vollends stehen wir vor einer künstlerischen Composition und schauen in die verklärte Natur, wo es keine Staatspapiere und Coupons gibt. Zwar hat auch Kaulbach ein paar üble Gesellen gemalt, die nach Palästina gepilgert, um erschlagenen Sarazenen den orientalischen Waffenschmuck abzuziehen, oder die schmutzigen Finger nach Kleinod und Krone zu spitzen, aber man hüte sich, mehr darin zu finden, als den ästhetischen Gegensatz, die Folie für die begeisterten Scharen, die anbetend den Boden des christlichen Ilion küssen. Gottfried von Bouillon, hoch zu Ross, ist der Träger des ganzen Bildes, und Gottfried von Bouillon, nicht der Gottfried, welcher wirklich gewesen sein möchte, sondern der überlieferte und darum historische Gottfried von Bouillon mit dem religiösen, fleckenreinen Schwerte, ist der Typus der Kreuzfahrten. Denn was die zeitlichen Geschlechter Grossartiges oder Schändliches vollbrachten, wird die Geschichte immer in einer Person sammeln. Je weiter die Zeit sich von der Zeit entfernt, wächst der Schatten des Hervorragenden, und zuletzt bleibt uns fast nichts übrig als eine Galerie hoher, gigantischer Figuren. Jene Fabeln der Hellenen von den Fahrten des Bacchus sind vielleicht die Geschichte eines ganzen Stammes, die in eine Maske mit gewaltigen Zügen zusammenschrumpfte und uns jetzt aus grossen Augen ansieht. Mit tiefempfundener Scheu betrachten wir, was Grosses hier in wenig Linien erstarrte, und es ist, als könnte man hinter dieser Marmordecke bis an den Ursprung erster Menschheit blicken. Gehen doch unter unsern Augen in der Gegenwart solche Processe vor sich, nur dass man nicht hineinreden soll.

Zum Schluss noch ein Wort über die Kaulbach'sche Gemäldereihe selbst. Man hört hin und wieder den Vorwurf, dass der Künstler alle dramatische Wirkung ferngehalten und mehr auf den Verstand als auf das Auge wirken wollte. Hier ist kein Raum, die Grenzen scharf zu ziehen, wo die Kunst über ihr natürliches Gebiet hinaus durch Gebrauch der Symbolik in eine conventionelle Zeichensprache, ich möchte sagen, in künstlerischen Mysticismus sich verliert. Kaulbach's Idee bleibt immerhin ein ästhetisches Wagniss, darum aber müssen wir vor unserm Urtheil das Ganze abwarten und vertrauen, dass der grosse Künstler von seinem Instinct so sicher geführt wird, wie ein Somnambüle. Vielleicht aber wurde das dramatische Element absichtlich vermieden, damit der

Künstler in epischer Ruhe uns an der Folge der Gemälde vorüberführen könnte, und das Ganze geniessbar würde, wenn kein einzelner Moment das Auge am Momente haften liesse.

Schwerlich aber hat ein gewisser Theil der Presse seine Aufgabe der Kunst gegenüber begriffen, wenn er im Reich des unwandelbaren Masses der Missgestalt des Parteineides Sitz und Stimme verschaffen will. Wir sollen den Künstler dem Publicum näher bringen, so weit nur unsere bescheidene Kraft zureicht, und sollten es um so mehr in einer Zeit, wo die Kunst ein dürftiges Leben fristet. Wie selten findet sich nahrungsreicher Boden für ihre Wurzeln, und wehe der Roheit, die über die zarten Keime tritt. Was ein Volk an Kunst besitzt, ist mehr als irgend etwas Besitz aller: es ist das nie verbleichende Geschmeide, das Nationen vor andern Nationen ziert. Ihr habt alle Ursache, der deutschen Kunst sehr dankbar zu sein, Deutsche; denn sie war eher als Deutschland und wird das Volk überleben als unsterbliches Theil des nationalen Ich.

3. Deutsche Lyriker.

Friedrich Halm und Nikolaus Lenau.

(Allg. Zeitung 1851. 17. April. Beil. zu Nr. 107.)

Es ist noch gar nicht so lange her, dass wir seit dem Wiedererwachen der deutschen Literatur lyrische Dichter besitzen, denn Goethe war der erste. Alle, die ihm vorausgingen, verdienen den Namen nicht, nicht einmal Lessing, den sein Schulmeisterton selbst im Liebesgedicht nicht verlässt. Die Geschmacklosigkeit der damaligen Dichter zeigt sich recht deutlich in der Kleinigkeit, dass sie von den herkömmlichen Liebschaften nicht zu lassen wagen und alle eine Doris, Dorilis, Dorinde anbeten, oder wie die anderen Glücklichen, trochäischen oder jambischen Puppen hiessen. Nicht einmal Klopstock kann hier gelten, so mächtig er auch auf seine Zeitgenossen, Erwachsene und Schulkinder, gewirkt hat, wofür uns Goethe als Beweis in Wahrheit und Dichtung jene komische Scene schildert, wie er und seine Schwester in pathetische Declamation ausbrechen, während der erschrockene Vater beinahe dem Barbier ins Messer geräth. Die grosse Geschwulst von Worten und Ausrufungszeichen, die man aus Höflichkeit noch heute Gessner'sche Idyllen nennt, kann uns ebensowenig Poesie bedeuten wie das gute Herz und die Versemacherei des alten Gleim. Sie entzücken uns nicht mehr, sie unterhalten uns nicht einmal, und ihre Lebensklugheit ist uns längst in zierlicherer Form übermittelt worden, sie sind eine Beute der Historiker, der Philologen und ach! der Literarhistoriker geworden.

Vergleicht man damit unseren jetzigen Reichthum bei vergleichsweiser grosser Armuth an dramatischen und epischen Kunstwerken, so scheint es fast, als wäre es die lyrische Poesie, wofür unsere Zeit ausschliessliche Befähigung besässe. Und wie rasch hat sich dieser Flor entfaltet! Mit Goethe begann es. Er liess

uns zuerst die Naturlaute der verschiedensten Empfindungen hören, wie sie sich regen in dem schlichten, bürgerlich gedrückten Gretchen, in dem zarten geheimnissvollen Liebling Wilhelm Meister's, bis hinauf in die düstere Verwirrung des wahnwitzigen Harfenspielers. Dann kam Uhland mit seiner epischen Kraft und schöpfte einen frischen, hellen Trank aus dem Urquell unserer Sprache. Rückert hämmerte mit seinen eisernen Worten den Harnisch für die Befreiungskriege, aber nach dem Waffenlärm wendete er sich den künstlichen Metren zu, um seine sinnigen Gedanken mit Fleiss und Glück hineinzuschmiegen. Platen erreichte nach erworbener Virtuosität die höchste Freiheit der Kunst, wo die Rede nicht mehr unter dem Metrum leidet, sondern von diesem in gesetzmässiger Bewegung wie durch innere Kraft getragen erscheint, und wo sie zu den andern Schönheiten noch den musikalischen zum Naturwohlklang gesellt. Nach diesen Vorbildern konnten die Modernen sich leicht entwickeln. Heinrich Heine, der Goethen um seine Naivetät und Naturwahrheit beneidete, ahmte als Muster den grossen britischen Lyriker nach, wenn es mitunter auch neckisch genug ausfiel. Wir zählen weiter auf: Emanuel Geibel voll arkadischer Sanftmuth und Lieblichkeit, den frommen und keuschen Gustav Schwab, den epigrammatischen Dingelstedt mit phantasievollem Colorit, den sonnengebräunten, entzündlichen Freiligrath, Moritz Hartmann mit seinem Geschmack für wilde Ehen, ein Nachahmer des nachgeahmten Lord Byron.

Wie nach einer schwülen Lenznacht hat sich das gesättigte Grün der Wiese mit Frühlingsschmuck bedeckt. Da sind Veilchen, rothe Nelken, dunkle Genzianen, elegische Glockenblumen und, damit der Strauss voll werde, gelbe Butterblumen und Maslieb. Wir können das Einzelne nicht aus dem lyrischen Flor brechen, ohne über Tausende von Blumen zu treten. Ausser jenen einzelnen bedeutenden Persönlichkeiten besitzen wir schon vollständige Gattungen von Liedersängern. Wir haben eine Gelbveiglein-Poesie, eine besondere Poesie, die mannbaren Jungfrauen arglos in die Hände gegeben werden kann; wir haben, von der politischen nicht zu reden, eine Poesie der Gesellschaftsschäden; wir haben eine weinerlich philosophische Poesie, die noch heute mit dem lieben Herrgott processirt, dass er die deutschen Lyriker nicht am siebenten, sondern am sechsten Tag der Schöpfung, und nicht viel besser gemacht als das andere eiserne Vieh des Erdenballes.

Es füllen sich die Bücherschränke mit den saubern Kleinigkeiten, und blitzen wie Geschmeide in einem Goldschmiedladen. Es sind nicht immer Brillanten, Türkise und Rubinen in der eleganten Fassung, sondern häufig böhmische Granaten, und man verfällt oft dabei auf die Grille der Chemiker: dass sich der Diamant aus Kohle darstellen lasse. Vor dem Luxus der Einbände würden die Classiker des römischen Rechts ihren Satz nicht mehr unbedingt hinstellen: dass die scriptura die res principalis, das Papier und die Zuthat des lyrischen Buchbinders nur die accessoria sei. Da sind alle Metren zu haben, nicht bloss die antiken mit ihrem durchschlagenden Tact, auch die hastigen uns fortreissenden spanischen und die schmeichelnden italienischen. Es ist eine Zeit angebrochen, wie in unserm reim- und spottfertigen Mittelalter, wie in Spanien zu Zeiten des ernsthaften Philipp, wo Meister, Gesell und Lehrling in Sonetten und Redondillen liebten. Alles dichtet jetzt, trotz unserer reimkargen Sprache und ihrer zweideutigen Silbenmasse. Mit wahrer Pfingstbehendigkeit rühren sich die Zungen, und wir wissen kaum, wohin wir uns retten sollen vor diesem Schwall, wenn er zunimmt; und er nimmt zu, man lese nur in den Anzeigeblättern die anonymen Seufzer und die gereimten Empfehlungen der Gastwirthe — namentlich wenn frisch geschlachtet wurde. Wir können es noch erleben, dass die hohe Polizei, welche von jeher bei notorischen Lastern christliche Nachsicht übte, ihre Edicte über Maulkörbe und Hundeleinen in geflügelten Elegien, ihre Steckbriefe in Sonettenform erlassen wird. Für diese Ueppigkeit in der Literatur finden wir im Nachlass Lenau's den köstlichen Vergleich mit dem Cavalleriepferde, das, eingeschult, das Bäuerlein im Bügel mit der Schwadron vorwärts reisst:

Also trägt das deutsche Wort,
Das von Meistern ward geritten,
Als sie sich den Kranz erstritten,
Manchen Stümper mit sich fort.

Und trotzdem braucht man aus dem lyrischen Schwarm nur den ersten besten zu ergreifen, um ihn an Geschmack, Eleganz und Gewandtheit vorzüglicher zu finden als den vorzüglichsten jener wackern Magister bonarum artium des vorigen Jahrhunderts. Lessing behauptet irgendwo, man dürfe keineswegs einen Lyriker verschmähen, der unter hundert Gedichten doch zwei bis drei gelungene aufweisen könnte. Weil Lessing keine Ahnung hatte von

der Fülle, die später aufging, muss man diesen Satz nicht anfechten, der als historisches Selbstbekenntniss der damaligen Armuth gelten darf.

Von den österreichischen Dichtern schwiegen wir bisher mit Absicht. Wie sind wir allein von dorther mit Blüthen ganz überschneit worden! Von Alters her klang es an den Ufern der Donau gar wundersam, haben sie doch schon äusserlich einen sagenhaften Reiz. Da strömt durch die Enge der Berge der Strom in völliger Einöde dahin, die dunklen kräftigen Wälder brausen, und das Wasser strudelt seltsam vorüber, dass es nicht gut ist, lange hineinzublicken; man weiss ja, wie wunderlich es dem Fischerknaben dabei geworden, bis er nicht mehr gesehen wurde. Dort ist die Heimath von Anastasius Grün, der erst recht genossen wird, wenn man ihn zu Zweien liest. Nicht etwa mit einem alten Universitätsfreund zusammen, oder mit einem Kameraden loser Abenteuer, der saftiger und schlechter Anspielungen voll ist, sondern in traulicher Nähe, wo man unter dem Tisch ein warmes Händchen fasst, und es »den braunen Augen wohl thut in ein paar blaue zu sehen«. Da ist Zedlitz, den die letzten Kriegszüge aus träumerischer Waldesdämmerung aufgescheucht, dass er im Romanzenton die Glieder in Tirailleurketten auflöst, und dann in tiefen Colonnen die Defilés nimmt. Da ist Karl Beck, als Deutschungar natürlich mehr Ungar als Deutscher, phantastisch und reich an Staffage in seinen Schilderungen, mit besonderer Liebhaberei für einen hitzigen Ritt und wehende Schnurrbärte. Es liessen sich noch ein halb Dutzend andere nennen, darunter Bauernfeld, auf dessen gesammelte Gedichte längst gewartet wird.

Und schon liegen wieder zwei Bände Gedichte vor uns, die aus dem liederreichen Oesterreich kommen.[1]) Zum ersten Male haben wir Friedrich Halm's Gedichte bei einander, und siehe, es sind lauter Kinder einer frohen Muse, die harmlos und unbefangen sich geben, wie sie entstanden sein mögen. Sie haben — und darin besteht ihr grosser Vorzug — keinen Zweck, der über das Lied hinausläge, sie sind rein um ihrer selbst willen da. Ein glücklicher Moment, eine poetische Stimmung wird mit Leichtigkeit benützt, und es scheint fast, als hätte der Dichter nichts beabsichtigt als ein Gedenkblatt aufzuheben, das ihm später die

1) Gedichte von Friedrich Halm. Nikolaus Lenau's dichterischer Nachlass. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

besseren und darum so vergänglichen Empfindungen wieder auffrischen soll. Diess ist die echte Art des Schaffens, die nicht berechnet, die nicht bemerkt, was um sie vorgeht. Viele unserer Landsleute, und treffliche sogar, haben nach langer übler Gewohnheit zuletzt aus ihrem Missbehagen ein Gewerbe gemacht. Ihr guter Wille ist zur Hast, zur Ungeduld, zur Tobsucht ausgeartet. Was sie schaffen, trägt die krankhaften Merkmale der Anstrengung, sie haben sich überreizt, und machen zuletzt den Gang der Dinge für ihre üble Laune und ihre Ueberreizung verantwortlich. Im Gegensatz dazu finden wir in den Halm'schen Gedichten vollen Seelenfrieden, eine fast ländliche Ruhe und Unbekümmertheit. Der Dichter ist nur beschäftigt, die freundlichen Gaben des Lebens zu höherem Genusse zu vergeistigen. Jeder Keim eines erwachenden Gefühles wird sorgfältig gepflegt, jeder erwärmende Sonnenblick dankbar empfangen, jede Blüthe mit Entzücken begrüsst. Solche Gemüther treffen den Ton des vollen, befriedigten Glückes am besten, sie stürmen nicht den Olymp, aber sie wissen uns zärtlich und liebevoll festzuhalten, dass es eines recht harten Entschlusses bedarf, sich davon zu machen. Daraus entspringen zum Theil auch die Mängel der Gedichte, die selbst eine liberale Kritik nicht verschweigen darf. Dass sich der Dichter nur bisweilen gehen und im Fleisse nachliess, das zeigen die Gaselen, die von Fehlern fast ganz rein, in der Form das Vorzüglichste der Sammlung sind. Der künstliche und schwierige Bau des Verses forderte hier den Dichter auf, seine ganze Meisterschaft zu zeigen, und der Gedanke wurde unwillkürlich, in die knappe Form gepresst, an Gehalt schwerer, ich möchte fast sagen, metallener. Die erzählenden Gedichte sind sichtlich auf eine wachsende dramatische Spannung berechnet, weshalb sie sich für den declamatorischen Vortrag besonders eignen und vielfach dazu benützt worden sind. Allein darin liegt auch ein stiller Vorwurf, denn gegen den Charakter der Gattung wird durch sie eine fremde, ungehörige Wirkung erzielt. Diesen kleinen Fehler wollen wir gern verzeihen, weil er anderwärts zum Vorzug geworden. Wenn Friedrich Halm nicht gegen die Regeln des epischen Gedichts gesündigt, wäre er der Dramatiker, der er ist?

Die andere Gabe aus Oesterreich ist Nikolaus Lenau's dichterischer Nachlass, der gewiss überall mit wehmüthiger Bangigkeit empfangen worden. So oft ich Lenau zur Hand genommen, ist

mir zuerst und hauptsächlich die tiefe Innigkeit seiner Poesie aufgefallen. Möglich, dass es bei ihm künstlerische Vollendung war und in mir die Täuschung erzeugte, der Dichter habe sich immer unbewusst gegeben und es nie dahin gebracht, sein Gedicht als ein drittes, völlig von ihm Losgelöstes anzuschauen. Dafür spricht leider das vielbeweinte Ende des Dichters. Was er litt, klang melodisch durch seine Lieder, aber zu seinem Unglück war er keine jener gesunden Naturen, die sich befreien, indem sie die Gedankenlast künstlerisch gestalten. Lenau ist so durch und durch wahr gewesen, dass er nichts erfand, keinen eilenden Moment zu lyrischem Guss benützte, sondern dass die Bangigkeit des Gemüthes, die sich fast in jedem Lied ausprägt, bei ihm zum dauernden Zustand wurde. Diese Vermuthung wird fast Gewissheit, wenn man die letzten Gedichte vor der Katastrophe und namentlich den wunderbar ergreifenden »Blick in den Strom« betrachtet. In naher Vorempfindung des Drohenden singt er:

Die Seele sieht mit ihrem Leib
Sich selbst vorüberfliessen.

Das ist kein eingebildeter Zustand, sondern er empfindet es wirklich, er glaubt es zu sehen, er hat den sinnlichen Eindruck. Wie ähnlich damit ist der Vergleich in dem Gedichte »Eitel nichts!« wo er den beständigen Verlust an Lebenslust und Kraft mit dem zerbrochenen Krug vergleicht, der seinen Inhalt längs des Wegs verliert. Aehnlich wird der Trübsinn, der an der innerlichen Zerstörung arbeitet, bei Hamlet laut, der voll Schrecken in die lange Oede des Lebens blickt und ausruft:

O schmölze doch diess allzufeste Fleisch,
Zerging' und löst' in einen Thau sich auf.

So schmelzen, zergehen und erweichen sich allmählich die Geistes- und Sinneskräfte, bis sie in einander übergehen und nach gestörtem Einklang der organischen Thätigkeiten die klare Erkenntniss in bunten Wahn überschlägt. Lenau hat diess in seinen herrlichen Liedern der Beobachtung preisgegeben, und weil seine Gedichte der wirkliche, nicht der poetische Ausdruck seiner Stimmung waren, üben sie auf uns einen unentrinnbaren Zauber. Bis auf einzelne Züge ist Lenau einem beliebten Dichter des vorigen Jahrhunderts gemüthverwandt. Es ist dasselbe klagende und anklagende Pathos wie bei Young, nur dass die Poesie des Engländers durch grössere Eintönigkeit uns rasch ermüdet, weil ihr der wahre

poetische Hauch fehlt, der bei Lenau nie vermisst wird. Lenau zwingt uns mit ihm zu leiden und lässt den Verstand mit seinen Gegengründen nicht aufkommen. Wir vergessen, was Platen allen diesen Schmerzbewegten zugerufen hat:

Was forscht ihr früh und spat dem Quell des Uebels nach,
Das doch kein and'res ist als Creatur zu sein?
Sich selbst zu schau'n erschuf der Schöpfer einst das All,
Das ist der Schmerz des Alls: ein Spiegel nur zu sein.

Zu solcher beruhigenden Entsagung hat es Lenau nicht gebracht, er brachte es nicht einmal dazu, was in seinen Liedern webte, als ein Spiegelbild zu schauen, und seinen trüben Zustand wie eine Erfahrung zu behandeln. So lange seine Lieder noch auf deutschen Zungen klingen, wird sich die Trauer um den Untergang dieses trefflichen Gemüthes erneuern. Wenn es wahr ist, dass die Schalthiere unter Angst und Schmerzen und tödtlich erkrankt in ihrer engen Kammer die Perle erzeugen, so ist uns diess ein Gleichniss für Lenau's Genius, der seine Lieder in gleicher Herzensangst geboren. Glücklich, wer sich beruhigt, dass ihm als Creatur mancherlei aufgenöthigt worden, was er willig oder unwillig und am klügsten willig ertragen muss. Ein gut Theil Unempfindlichkeit gehört zur Gesundheit, Lenau aber war zu reizbar, die Fäden, womit er fühlte, waren zu zart für die scharfen Flächen des Lebens. Denn es finden sich nun einmal im Leben Strecken voll Unrath, wo keiner ausweichen kann, jeder hindurch muss. Der Eine watet hindurch, ohne Ahnung, was unter ihm ist, der Andere setzt lachend über die unsaubere Furt, der Dritte, geschult von der Erkenntniss der Nothwendigkeit, geht besonnen und beruhigt hinüber. Lenau war viel zu empfindsam, viel zu wund gerieben, als dass es ihm auf die eine oder andere Art gelungen wäre, und unter der Bürde des Daseins brach er allmählich zusammen.

Der »Don Juan« als halbvollendetes Werk ist kein Gegenstand für eine rücksichtslose Kritik, denn wir können nur vermuthen, was Lenau gewollt und was bei einer längeren Bearbeitung unter seiner feinen Hand aus dem Stoff geworden wäre. Ueberhaupt wird das Kritisiren bei Lenau äusserst schwer, denn seine Gedichte sind so ganz er selbst, und er selbst der höchsten Theilnahme werth, dass ein strenges Wort gegen seine Verirrungen nur Härte des Gemüthes verrathen würde. Wir finden im Don Juan

alle Vorzüge und Eigenheiten, die rhetorische Kraft in seinem Pathos und den seltsam eindringenden Ton seiner Wehklagen wieder. Wo er es für gut fand, der Erzählung eine Staffage zu geben, da steht sein Colorit, wie wir es gewöhnt sind, in höchstem künstlerischem Einklang zu den Dingen, die er vorgehen lässt. Alle diese Schönheiten verhindern aber nicht, dass man über den unheimlichen Stoff erschrickt, den Lenau kurz vor seinem Ende und vielleicht zur Beschleunigung desselben wählen musste. Und eben weil wir dieses Ende jetzt kennen, lesen wir den Don Juan mit höchster Spannung, mit dem grössten Seelenschmerz um den geliebten Todten; es fasst uns dabei »der Menschheit ganzer Jammer« an. Bei Lenau's philosophischem Hang ist es wohl anzunehmen, dass Don Juan etwas Allgemeineres bedeutet als jene wohlbekannte Maske, die zur Bezeichnung der Gattung geworden. Er hat dem Don Juan geliehen, was ihm nach der Fabel nicht zukommt, und manches genommen, was sein Wesen verändert. So gab er ihm ein tiefes geistiges Wesen, damit er uns verständlicher Rede stehe über die thierische Brunst des sinnlichen Menschen. Aber wo die Natur selbst die Forschung verboten hat, da sollte sich der vermuthende Verstand nicht in ein Dunkel wagen, das grössere Geheimnisse verschliesst, als unser Geist zu fassen vermag. Besser ist es, wir gehen mit verdeckten Augen an den Räthseln der Schöpfung vorüber. Gelänge es wirklich einem sinnlichen Wesen, bis an die Stätte vorzudringen, wo die Naturgeheimnisse vollzogen werden, die unfassbare Apokalypsis würde seine klare Erkenntniss zerstören. Schon der alte Mythus warnt davor, denn nach ihm wurden die Götter nur kenntlich, wenn sie ihr Antlitz abgewendet hatten.

Man kann Lenau nachrühmen, was fast beispiellos unter unsern Landsleuten ist: er war von allen geliebt und von keinem beneidet. Dass ein Schriftsteller auch Andersdenkenden und Widersachern Achtung abnöthigt, ist nichts Ungewöhnliches, dazu braucht es nur einen vorwurfsfreien, geraden Wandel. Bei Lenau aber erleben wir es zum ersten Mal, dass von der liebenswerthen, edlen Persönlichkeit alle gewonnen wurden, und sich Mitbewerber beeilten, seine Vorzüge anzuerkennen, als ob es ihre eignen gewesen. Und gerade er . . .!

IV.

Press- und Redactionswesen.

Zehn Jahre deutscher Pressfreiheit.

(Deutsche Vierteljahrsschrift 1858. Nr. 84.)

Etliche Monate über zehn Jahre sind verstrichen, dass die polizeilichen Censorenämter gefallen und die Censur der politischen Presse auf eigene Wagniss und Verantwortung den Herausgebern und Redacteuren überlassen worden ist. In welcher Lage nach Ablauf dieser Lehrzeit sich das Handwerk befindet, darüber wird wohl niemand unbefangen urtheilen, der selbst noch zur politischen Presse gehört, während der journalistische Dilettant viel zu wenig und der gewöhnliche Zeitungsleser gar nicht mit den Zunftgeheimnissen vertraut ist, um die Erscheinungen beobachten, die Entwicklungen unseres Zeitraumes verstehen zu können. So wäre also ein amphibisches Wesen zwischen Laien und Meister vielleicht der beste Mann für diese Aufgabe, wenigstens derjenige, der die geringsten Vorurtheile gegen sich zu bekämpfen hat und die wenigsten Verstösse gegen die wahren Verhältnisse begehen wird. Aus dieser Veranlassung sind die folgenden Erörterungen entstanden, die von einem Manne herrühren, der als politischer Publicist seine Erfahrungen unter der Censur begann, die Schule der bewegten Zeit durchmachte, und dann von dieser Beschäftigung ohne Reue und ohne Sehnsucht schied, der also Ursache hat, billig über die Schwächen des wichtigsten Instrumentes unserer Gesittung zu denken, der aber auch längst den glänzenden Nebeln entrückt ist, die bisweilen die unerfahrenen Götter eines kleinen journalistischen Olympes mit trügerischer Glorie necken.

Bedenken wir zuerst, dass die Presse an Bedeutung und Wirksamkeit im Laufe eines Menschenalters durch die wunderbaren Beschleunigungen des bürgerlichen Verkehrs in nie geahnten Verhältnissen gewonnen hat. Das politische Wort ist das vergänglichste aller Dinge, vergänglicher noch wie eine Sternschnuppe

oder Flocken des ersten Schnees. Es erlischt, zerfliesst, verdunstet, so wie es niederfällt, und ist im Laufe einer Woche beinahe vollständig veraltet. Deshalb ist es so wichtig, dass jetzt die Gedanken mit Gedankenschnelle ihre Ziele erreichen. Im Zeitalter der reitenden und fahrenden Posten konnte die politische Presse Heil und Unheil nur im Weichbilde grosser Städte stiften, während ihre Anregungen in matten und matteren Ringen über das flache Land sich verbreiteten. Jetzt ist es möglich, dass das grösste Journal der Welt, die Times, an einem Tage von wenigstens vier Fünfteln des englischen und schottischen Volkes gelesen werden kann, ja summarisch wird ein wichtiger Inhalt durch die Telegraphen fast gleichzeitig auf allen wichtigen Punkten entfernter oder naher Gebiete bekannt. Diese beinahe gleichzeitige Allgegenwart der Presse, das Zusammentreffen ihrer Wirkungen in so grossen Räumen verstärkt ungemein die schädlichen oder unschädlichen Leistungen dieses seltsamen tausendköpfigen Werkzeuges. Dazu gesellt sich denn noch, dass in Folge der grossartigen Volkserziehung in unserem Jahrhundert die analphabete Bevölkerung durch Aussterben sich zu immer schwächeren Bruchtheilen erniedrigt. In gleichem Grade schmälert sich auch der Einfluss der Kanzel auf die öffentlichen Angelegenheiten. Früher war die Kirche der einzige Ort, wo das Wort zu einer Menschenversammlung gelangen, wo ein Gedanke zündend in den Demos fahren konnte. Was abgelegene Gemeinden nicht von dem Pfarrer erfuhren, das war für sie nicht vorgefallen und daher ist auch überall dort, wo die Laienbildung noch dürftig ist, der Clerus ein wichtiges politisches Element, weil er das Monopol der Oeffentlichkeit besitzt, Stimmungen wecken, verbreiten, bekämpfen, leiten und missbrauchen kann. Zwar hört auch da, wo die Presse eindringt, der Einfluss des geistlichen Wortes nicht auf, allein die Zuhörer stehen bereits unter doppelten Eindrücken und der Priesterstand selbst, ohne dass er es weiss, unter dem Einfluss des geschriebenen Wortes. Die Rednerbühne dagegen hat nur ein exotisches und kränkliches Dasein in den Ländern der gemässigten Zone und eines feuchten oceanischen Klimas. Ihre Saison ist so kurz und so ungünstig wie ein nordischer Sommer, denn unter Regenschirmen lassen sich keine Gluthen anfachen und erst seit den Zeiten der Glaspaläste ist eine künstliche Abwendung neidischer meteorologischer Störungen hie und da möglich geworden. Wir müssten

alle Erlebnisse aus dem holden Chaos des Jahres 1848 vergessen, wenn wir behaupten wollten, dass das gesprochene Wort politische Gemeinden mit nicht viel grösserem Ungestüm zu erfassen vermöchte, als das wildeste Pamphlet. Die Atmosphäre einer lauschenden Volksmasse, die Unruhe so vieler Köpfe, die sichtbar werdenden Leidenschaften, die hohle Brandung eines wirren, fortschleichenden Gemurmels versetzen jeden Theilnehmer in eine Art von Rausch, so dass der Gleichgiltige selbst von einer Pfingsterleuchtung erfüllt wird und die Reflexe dann wiederum zurückwirken auf das Gehirn des Redners. Sicherlich sind solche Scenen von unberechenbarer dramatischer Gewalt, doch lassen sich mit allen demagogischen Fertigkeiten doch nur sehr vergängliche Impulse einem unklaren Pöbelhaufen mittheilen. Die Wirkung des gesprochenen Wortes erlischt eben so rasch, als sie sich durch Ansteckung verbreitete.

Bei uns gehören Volksversammlungen gegenwärtig zu den Seltenheiten, ja sie sind wegen ihrer revolutionären Physiognomie so gut wie verpönt. In England, wo die Erscheinung alltäglich geworden ist, und durch Brauch und Missbrauch ihre Gefährlichkeit und ihre Schrecken verloren hat, sind die Meetings nur noch Gelegenheitswaffen der Parteien, durch Musterungen der Kopfzahl den Gegner einzuschüchtern. Auf dem Festlande ist daher nur die ständische Rednerbühne der lebendigen Rede zugänglich, und da zeigt es sich bald, wie gering die Radien des Einflusses dem gesprochenen Worte zugemessen sind. Man wundert sich mit Unrecht über das schattenhafte Dasein der heutigen französischen Kammern und legt einen falschen Werth auf einzelne Wahlsiege der Opposition. Selbst wenn sie an Zahl viel grösser wäre, würden ihr dennoch die Kräfte fehlen, irgend etwas Erspriessliches für ihre Sache durchzusetzen. Der Zauber solcher Stimmen liegt darin, dass sie deutlich, wörtlich und weithin vernommen werden. Alle Reize öffentlicher Verhandlungen, jede Anmuth, die in dem Wechsel zwischen Rede und Widerspruch liegt, der dramatische Gang, das oratorische Feuer und Gift erstarren leblos in den abgekürzten, trockenen amtlichen Protokollen. So lange die Journale getreue Kammerberichte bringen durften, nahm Paris, nahm ganz Frankreich mit Spannung Antheil an den dialektischen Kämpfen der Senatshallen. Kannte das Volk dann die Redner ersten Ranges, klang ihnen der bekannte Ton eines Parteihauptes aus

dem gedruckten Wort vertraulich ins Ohr, so wiederholte sich im Lesen noch einmal das ganze Drama. Womit der Redner gestern seine Versammlung und seine Zuhörer überrascht, ergriffen, bewältigt, gewonnen oder getäuscht hatte, das wirkte, im Journal gedruckt, dann auf hunderttausende begieriger oder neugieriger Leser mit derselben Kraft. Das Wort wurde aus dem engen Raum hinausgetragen in jeden Winkel des Landes, wo ein Lauscher sich befand. Die Redner kannten recht gut die Gewalt des Echos, welches sie weckten, und berechneten wohl darnach ihre Silben. Weil sie dieses Echos und ihrer Berechnungen sicher waren, bestiegen sie auch mit mehr Muth die Stufen, die zum Ohr der Nation hinaufführten. Von dem Augenblick an, wo kein getreuer Bericht der Verhandlungen mehr gelesen wurde, war jeder Zauber der Rednerbühne gebrochen, denn das Wort erstarb innerhalb der Wände oder gelangte in kurzem Fluge nur zu der auserwählten Bevölkerung weniger Logen. Man kann dieses System der Heimlichkeit wegen seiner Wirkungen bewundern, wenn man auch nicht für despotische Gewalten schwärmt. Ob sich, wo und wie lange sich ohne eine kräftige Volksvertretung regieren lasse, ist eine Gewissens- und Verstandesfrage für Regenten und für Minister. Gewiss finden sich viele todte Zeiträume in der Geschichte und Entwicklung von Völkern, wo die ständische Mitwirkung entbehrlich, wo sie lästig, wo sie gefahrvoll sein kann. Mit ihr zu regieren, wird immer eine Unbequemlichkeit bleiben; ohne sie zu regieren, ist ein Wagniss geworden, denn verwickelt und trübt sich die politische Lage, ist man genöthigt, ein Volk zu ungewöhnlichen Leistungen aufzubieten, dann ist der Augenblick versäumt, die helfenden Geister einzuladen, sie kommen gewöhnlich von selbst, drängen herbei oder werden vielmehr gedrängt, und verdrängen dann, was sie finden. Regenten und Dynastien, die immer solche Verlegenheiten abzuwenden glauben — die Glücklichen, oder vielmehr die Thörichten — mögen Kammern und Stände entbehren und das wirksamste Mittel, diese souveränen Gevattern so zahm und unschädlich wie möglich zu erhalten, bleibt immer eine halbe Verheimlichung ihrer Verhandlungen und ihrer öffentlichen Worte. Man lege ein Schloss vor die Pforten der Parlamente, dass kein Wort und kein Gedanke die Schwelle zu überschreiten vermag, und alle Wunder der Rednerbühne sind diesem Bann verfallen. Ohne Vervielfältigung durch die Presse

ist das laute Wort in politischen Verhandlungen eine sehr kurze Waffe, ohne diese Vervielfältigung sind aber auch die Kammern nur schattenhafte Körper, denn hörbar muss die Stimme sein, wenn sie überhaupt zur Geltung gelangen soll. Freilich geniesst der Deputirte eine unbeschränkte Amnestie für alles, was er sagt, und er muss sie geniessen, wenn überhaupt sein Wort von Nutzen sein soll. Diese Freiheit kann missbraucht werden und ist sehr oft missbraucht worden. Wollte man auch der Presse das Recht zugestehen, alles im Parlament Gesprochene wiederzugeben, so verstiesse diese Licenz gegen die nothwendigen Einschränkungen des gedruckten Wortes, und jenes Vorrecht der Deputirten möchte zum Freibrief aller zerstörungslustigen Blätter werden. Selbst in dem britischen Musterlande haben die Journale kein Recht, die Parlamentsverhandlungen wiederzugeben, sondern sie thun es auf eigene Gefahr, und setzen sich dabei gerichtlichen Händeln oder der Chicane von Parlamentsmitgliedern aus, die bisweilen von ihrem Recht Gebrauch machen, die Galerien säubern und den Berichterstattern der Presse die Thür weisen zu lassen. In den deutschen Staaten gilt daher die gewiss verständige und gerechte Gesetzgebung, dass die Journale die Kammerberichte wiedergeben können, wie sie wollen, aber auf Gefahr des Blattes und der Herausgeber, die für den sträflichen Inhalt einstehen müssen. So ist den Kammern die Oeffentlichkeit, den Deputirten die Straflosigkeit der Rede, der Presse Freiheit gewahrt und Ordnung geboten: der Druck ist verstattet, aber das gedruckte Wort steht unter seinen Gesetzen. Zeigt sich aber nicht gerade in diesen Einrichtungen und an diesen Beispielen, um wie vieles mächtiger man das geschriebene, als das gesprochene Wort hält? Das erstere bleibt tiefer haften, ist minder vergänglich und vor allem einer grossen Ortsbewegung fähig, weshalb auch die Wirkung der Presse, wie wir oben zeigten, in einem gewissen mathematischen Verhältnisse steht zu den Leistungen unserer Verkehrsmittel.

Das grosse Publicum der literarischen Verzehrer weiss im Grunde, obgleich es täglich deren betastet, nicht recht, was eine Zeitung ist, wissen es doch sehr viele nicht, die Zeitungen entstehen sehen und ihre Hände dabei haben, wissen es doch auch die nicht, welche die Zeitungen ungebührlich beneiden, oder ungebührlich fürchten, hassen und verfolgen. Deshalb wird es gar vielen neu sein, wenn sie vernehmen, dass die Zeitungspresse, freilich nicht

die echte Zeitungspresse, nichts anderes ist als ein Gewerbszweig, denn da, wo die Erzeugung auf künstliche Weise durch Almosen der Parteien oder aus öffentlichen Cassen betrieben wird, entstehen nur kränkliche Erscheinungen, denen alle Merkmale und Bedingungen der Lebensfähigkeit abgehen. Eine Zeitung ist auch nicht denkbar ohne grosse Capitale, wie man aus einem idealen Beispiele sehen mag. Gesetzt ein Blatt erscheine täglich zu einem vollen Bogen des üblichen grossen Formates, so werden sich die Kosten des Druckes bei einer Auflage von 5000 Exemplaren jährlich auf 10,000 fl. belaufen, oder auf etwa 2 fl. für ein Exemplar. Das Papier selbst, nämlich 360 Bogen im Jahr, wird je nach der Güte auf 2 bis $2^1/_2$ fl. zu stehen kommen. Wird nun den Abonnenten ein solches Blatt von einem Bogen für 6 fl. jährlich abgelassen, so erfordert der Druck für 5000 Exemplare 10,000 fl., das Papier 10—12,000 fl. Aufwand. Da die Einnahmen vom Abonnement für 5000 Abdrücke aber nur 30,000 fl. eintragen, so müssen mit den 8—10,000 fl., die als Rest nach Bestreitung der Papier- und Druckkosten übrig bleiben, die Gehalte der Herausgeber und Correctoren, die Honorare der mitarbeitenden Schriftsteller, telegraphische Depeschen, Briefporto und das Material des Redactionsbureaus, nämlich die zu benutzenden Zeitungen und Zeitschriften bezahlt werden. Da lässt sich nun im voraus sagen, dass eine so kleine Summe nicht sehr weit reicht, oder höchstens damit ein Blatt sich herstellen lässt, welches mit der Scheere aus andern Zeitungen zusammengeschnitten wird. Das Eigenthümliche des deutschen Zeitungswesens besteht überhaupt darin, dass die Abonnementspreise mit geringen Ausnahmen so niedrig gestellt sind, dass sie nur knapp den Aufwand für Druck und Papier decken, so dass die andern Spesen durch die Annoncen allein bestritten werden müssen. Die Erscheinungen verwickeln sich dann oft so, dass der Abonnementspreis nicht völlig die Kosten des rohen Productes deckt, wenn die Zeitung vielleicht zu zahlreichen Annoncenbeilagen veranlasst wird. Ist diess der Fall, und es überschreitet eine solche Zeitung einen gewissen Abonnentenkreis (man sage: zehntausend), so mindern sich die reinen Gewinne mit dem Wachsthum der Leser. Wem das auf den ersten Augenblick unverständlich sein sollte, der erinnere sich, dass der Preis für eine Ankündigung von einem bestimmten Flächenraum immer derselbe bleibt, mag die Zeitung 8 oder 12,000 Exemplare ab-

drucken. Wird nun für eine Annonce 10 fl. bezahlt, und daran 5 fl. gewonnen bei 8000fachem Abdruck, so wird sie natürlich nur etwas mehr als $2^1/_2$ fl. eintragen, wenn sie 12,000 mal gedruckt werden muss. Wir haben oben von einer Zeitung gesprochen, die nur einen Bogen täglich für 6 fl. Jahresabonnement gewährt, und doch gesehen, dass sie schon etliche tausende von Exemplaren absetzen musste, um nur ihre Ausgaben für Druck und Papier zu decken. Grosse Zeitungen, die auf zwei Bogen erscheinen, an die man höhere Ansprüche auf Originalität und Schnelligkeit der Nachrichten stellt, werden ihre Ausgaben noch über das Doppelte steigen sehen. Bei einer Auflage von 10,000 Exemplaren wird der Druck sich dann auf mehr als 30,000 fl., das Papier auf mehr als 40,000 fl. stellen, das Honorar und die andern Spesen aber das Budget weit über 100,000 fl. hinauftreiben. Je nach dem Flächenraum des Blattes, seinem Annoncenerträgniss und dem Abonnementspreis wird sich also die Nothwendigkeit ergeben, dass ein Journal — nur um seine Kosten zu decken — 4, 5, 8—10,000 Exemplare absetzen muss. Nun erwäge man folgendes.

Entsteht ein neues Blatt, so kann es sich wohl durch den Glückszufall erhalten, dass gleich bei seiner Eröffnung die unentbehrliche Abonnentenzahl sich einstellt. Solche Glücksfälle kommen bisweilen vor, wenn der Augenblick besonders günstig ist und die Unternehmer wie die Herausgeber ihre Lage verstehen und ausbeuten. Solche Glücksfälle und solche Leute sind aber rarae aves. Im Gegentheil zählen wir in jedem Jahre ein Dutzend solcher misslungener Versuche, denn wäre die Sache so leicht und sicher, es gäbe keinen Marktflecken im lieben deutschen Bundesgebiete, der für ein Pärchen solcher Erscheinungen zu klein oder zu obscur wäre. In der Regel ist das Loos solcher Unternehmungen sehr rasch entschieden. Fallen die Würfel beim ersten Becherumdrehen nicht hoch, so wird das todtgeborne Blatt geräuschlos nach kurzen Wochen begraben, denn da die Ausgaben sich anfangs schon in die Tausende belaufen, so darf der Erfolg nicht ausbleiben. Die wenigsten Journale aber beginnen mit einem Reingewinn, sondern es verstreicht vorher eine Reihe von Jahren und jedes Jahr bringt sein Deficit, das sich so lange häuft, bis endlich die geduldig fortgesetzte Arbeit eine ergiebige Silberader erreicht. Auf solche Verluste muss also der Unternehmer gefasst sein, und wer nicht aus-

zuhalten vermag, wer nicht an ein verlornes Capital ein zweites, und nach dem zweiten ein drittes setzen kann, wer in den ersten zwei oder drei Jahren gewinnen muss, wer nicht fünf oder wohl zehn Jahre warten kann, der thut wohl, an dieses gefährliche Spiel nicht heranzutreten, denn er müsste es ja doch verlassen, wenn nach den ersten Taillen die Karten sich nicht günstig gezeigt hätten.

Ist nun das Zeitungswesen zumeist ein Gewerbszweig, so sehen wir deutlich aus dem Gesagten, dass auch nur das grosse Capital grosse Journale zu begründen vermag. Man hört oft neugierig fragen, wer denn eigentlich die unsichtbare Seele eines Blattes, wie die Times, sei. Man weiss genau, dass es nicht die Leute sind, welche ihr tägliches Erscheinen besorgen, man weiss auch, dass nicht dieser oder jener Minister, diese oder jene Partei im Parlament die veränderliche Gunst des grossen Wetterglases zu fesseln vermögen. Die Frage ist aber auch völlig müssig. Die Times mit einem Jahresbudget von 300,000 Pfd. Sterling oder $3^1/_2$ Mill. Gulden Einnahme ist ein Herzogthum. Mag nun souffliren, schreiben und redigiren, wer da will, die unsichtbare Seele ist jenes Capital, welches den Geldwerth der ungeheuren Maschine ausdrückt, die vom Umsatz jener Millionen betrieben wird. Mag das eine Person oder eine Pluralität von Personen sein, so ist uns das ganz gleichgiltig. Ein so gewaltiges Capital ist eine Persönlichkeit für sich, die ihre denkenden und thätigen Gliedmassen sich schafft, sich ernährt und andere nährt, aber immer nach ihren eigenen Gesetzen, nach den Gesetzen der bürgerlichen Vermögen lebt. Darum ist die Times in einem völlig decentralisirten, in Parteien zerspaltenen, gegen Autoritäten aufsässigen, allen Monopolen abholden Volke doch ein kleiner Despot — scheinbar wenigstens — ein Alleinherrscher, dem die Götter zweiter Rangordnung nicht viel weiter als halben Leibes reichen. Und wie schwer ist eine solche papierne Dynastie zu verdrängen! Wo sollte sich aber auch ein Gewerbscapital finden, welches sich mit dem der Times messen könnte?

Wir sagen ausdrücklich Gewerbscapital, denn es gibt Geldmächte in England genug, die im Stande wären, ihre Kräfte vereint gegen die Times ins Feld zu stellen. Aber das Geld selbst allein genügt noch nicht, denn wir sehen ja mit leibhaftigen Augen, dass eine beträchtliche Anzahl Journale von Regierungen, Parteien

oder Körperschaften unterstützt werden, von denen bis zum heutigen Datum keines — auch nicht ein einziges! — den Eigenthümern eine Birne getragen hat. Ihnen fehlt das Capital aber nicht: folgt ein Deficit auf den Fersen seines Bruders, so öffnen der Staat oder die Pathen des Journals ihren Beutel und fröhlich beginnt ein neuer Jahrgang. Hier nun liegt das letzte Geheimniss der Zeitungspresse. Die Regierungen können sich zu den höchsten Opfern entschliessen und die redlichste Mühe geben, ein glänzendes oder nur ein gutes Journal zu begründen, und werden doch nie andere als kränkelnde Gewächse ziehen. Ja man darf dreist voraussagen, dass, wenn das gesuchteste und beste Journal plötzlich mit seinem schriftstellerischen Generalstab und Heergeräth klingenden Spieles zu einer officiellen Gönnerschaft überginge, vom neuen Zeitabschnitt der Leserkreis abmagern und bald ganz der Schwindsucht verfallen würde. Es steckt dahinter kein Wunder, sondern seltsam wäre es, wenn die Sache anders ausfiele. Nicht etwa weil der Leserkreis Abneigung und Misstrauen gegen die amtliche Presse empfände, sondern weil von dem Augenblick an, wo das Journal nicht mehr seine Abonnentenzahl erhalten und vergrössern muss, das Geschäft dem Phlegma verfällt und von allem dem Unkraut, welches selbst kräftige und von jeden amtlichen Zuschüssen verschonte Blätter nicht verschont, gänzlich umsponnen und ausgesogen würde. Der Herausgeber einer gewöhnlichen Zeitung trachtet seinen Leserkreis zu befriedigen und ihn auszudehnen, der officielle Redacteur denkt nur an seine Regierung. Der erstere späht umher, dass kein anderes Blatt an Trefflichkeit ihm den Rang abgewinne oder an Schnelligkeit ihm zuvorkomme, der andere kümmert sich um diese Mitbewerber gar nicht, sondern bemüht sich nur, die officiellen Gedanken zu veröffentlichen. Der eine wehrt sich gegen jeden Ballast, der seine Spalten füllen soll, gegen Dienste und Gefälligkeiten, die ihm auf Kosten seiner Leser von Leuten zugemuthet werden, die sich gern ins Gerede bringen wollen, der andere, gleichgiltig gegen die Oekonomie des Raumes, gezwungen nach vielen Seiten verbindlich zu sein, und schwach gegen Gevattern und Freunde, füllt seine kostbare Papierfläche mit leblosem Stoff, weil er nie nach dem Eindruck auf seine Leser fragt. Kurz: der eine vertritt, der andere tritt nur seine Abonnenten. Selbst dann aber, wenn die Herausgeber und Mitarbeiter ungewöhnliche Naturen wären, während sie doch

sterblich bleiben wie wir alle, würden doch selbst Engelskünste nicht ausreichen, um für ein amtliches Blatt Leser und Verbreitung zu gewinnen, weil der officielle Anstand immer verhindern wird, die Bedürfnisse des Publicums vollständig zu befriedigen, und das unbefriedigte nothwendig abtrünnig wird. Ganz unnöthig ist es, Beispiele solcher Art anzuführen, denn beinahe in jedem grösseren Staat ist irgend einmal eine Probe gemacht und die alte Erfahrung neu bestätigt worden; auch wird sich das Spiel von Zeit zu Zeit wiederholen, weil man sich noch immer nicht überzeugen will, dass man gegen die Natur der Sache selbst etwas unternimmt und sich die zahllosen missglückten Versuche durch irgend eine Ungeschicklichkeit oder Fehler in den verwendeten Personen zu erklären sucht. Auf dem rein politischen Felde ist ein amtliches Blatt schon von vornherein auf karge Mahlzeiten gesetzt. Eine Menge Streitfragen darf es gar nicht berühren, eine Anzahl von Thatsachen muss es verschweigen, weil sie noch nicht notorisch geworden sind, oder weil bei ihrer Aufzählung der Regierung selbst irgend eine Absicht untergeschoben werden könnte. Die Unfruchtbarkeit der amtlichen Journale offenbart sich aber am deutlichsten dadurch, dass, wenn eine Regierung, namentlich bei internationalem Zwiespalt, ihre Gedanken und Absichten zu erkennen geben, an die öffentliche Meinung sich wenden und ihre Gegner widerlegen will, sie niemals oder nur in geringfügigen Sachen sich ihrer eigenen Journale bedient, sondern immer durch die unabhängigen Blätter zu sprechen gewöhnt ist. Am liebsten stellt sie ihre Wünsche oder ihre Polemik unter die Verantwortung einer neutralen Redaction, weil sie weiss, dass die Stärke ihrer Beweisführung ebenso gut, ja weit besser in einem freien Blatte den Gegner erreicht, und weil sie unter der Tarnkappe der bürgerlichen Presse weniger schonend und, weil aufrichtiger, also auch viel beredsamer sein darf, insofern ihre Herzensergüsse sie dort nie in Verlegenheit setzen können und nie verleugnet zu werden brauchen. Es hat Momente in der neuesten Geschichte gegeben, wo solche clandestinen Dialoge zwischen Regierung und Regierung in neutralen Blättern weit folgenreicher wirkten, als der unverhüllte Notenwechsel, so dass es historisch einmal viel lohnender werden wird, diess versteckte Vorpostengefecht zu beobachten, als die farblosen veröffentlichten Actenstücke zu studiren. Ja die Actenstücke selbst sahen wir nur ausnahmsweise in officiellen Blättern an das Tages-

licht kommen, sondern gewöhnlich, entfernt von ihrem Ursprung, durch irgend eine unbefangene Zeitung veröffentlicht werden. Kann also auf dem politischen Felde die amtliche Presse nicht die Bedürfnisse der Lesewelt befriedigen, so sollte man doch meinen, dass sie anderer Gebiete mit desto grösserem Glücke sich bemächtigen würde.

Im Feuilleton, in den kritischen Registern, bei Kunstbesprechungen, bei Darstellung wirthschaftlicher Erscheinungen und in den Chroniken über wissenschaftliche Fortschritte und Entdeckungen beengen nicht mehr die Rücksichten auf den officiellen Anstand oder die mittelbare Verantwortlichkeit der Regierung. Aber auch auf diesen Gebieten schon haben wir sehr ernst gemeinte Bestrebungen trotz Aufbietung der reichsten Mittel klanglos und kläglich zu Grunde gehen sehen. Bisweilen waren stattliche Geldsummen geopfert, Herausgeber von Talent und Namen gefunden, Mitarbeiter von europäischem Rufe gewonnen worden, der Erfolg schien durch die Mittel schon gesichert, der Anfang strahlte in ungewöhnlichem Glanze, und dennoch folgte immer auf das vergängliche Licht eine rasch einbrechende literarische Finsterniss. Auch ist dieser Hergang dem Fachkundigen leicht erklärbar. Die Thätigkeit geschickter Herausgeber ist eine doppelte: sie müssen nicht bloss den Geschmack und die Bedürfnisse ihrer Leser errathen, sondern auch ihre Mitarbeiter zu fesseln verstehen. Nun ist die Höhe des Honorars für die letzteren ein sehr entscheidendes Moment, denn obgleich es noch gar manche Gelegenheitsschriftsteller gibt, die auf jeden Gelderwerb für ihre Bemühungen verzichten, so kommt man doch mit solchen freiwilligen Beiträgen nicht weit, und im Allgemeinen kann man sagen, dass unbezahlte Sachen mit geringen Ausnahmen auch sehr werthlose, und schlecht bezahlte auch schlechte Sachen sind, da sich nirgends kräftiger als bei der Schriftstellerei das Goethe'sche Wort von der Bescheidenheit der Lumpen bewährt. Zur Ehre der deutschen Schriftsteller darf man aber hinzusetzen, dass der Geldverdienst nicht der einzige und nicht der entscheidende Antrieb zu ihren Leistungen sei. Wäre es der Fall, so müssten eben jene officiellen Unternehmungen so sicher geglückt sein, als wir sie alle absterben sahen. Der Schriftsteller will auch gelesen sein und er möchte eine gute Arbeit auch nur an einem ehrenvollen Platze zur Welt kommen sehen. Es gibt gar viele Autoren, und

es sind diess gewöhnlich diejenigen, welche durch ihre Arbeiten einem Blatte seinen Glanz verleihen, welche gar keinen Reiz fühlen, in einem Journal zweiten Ranges aufzutreten; natürlich, es erlitte ihr literarischer Ruf dadurch eine kleine Erniedrigung. Dabei ist es ganz gleichgiltig, ob die Artikel unterzeichnet werden oder anonym erscheinen, denn die Eitelkeit ist so mächtig, dass jeder Autor sich einbildet, die gesammte Lesewelt müsse ihn aus dem Ton jeder Zeile unter Tausenden herauserkennen. Die Furcht nun, in einem schwachen Blatte unmittelbar durch die Nähe eines obscuren Mitarbeiters beschämt zu werden, hält viele ehrgeizige Schriftsteller ab, eine andere, als eine solche Oeffentlichkeit zu suchen, die an und für sich schon ihren Arbeiten Glanz verleiht. Findet dann ein Autor ersten Ranges, dass eine werthvolle Mittheilung von ihm nicht den erwarteten Eindruck gemacht hat, so besinnt er sich keinen Augenblick, die Schuld auf die geringe Geltung des Blattes zu schieben, so dass sich dieses rasch von seinen besten Kräften gemieden und vernachlässigt und auf jene Cohorte von literarischen Producenten beschränkt sieht, die nur »nach der Elle« und auf den besten Markt liefern.

Wir haben behauptet, dass das grosse Capital allein Pressunternehmungen gross zu beginnen, in den schweren Jahren der ersten Entwicklungszeit aufzuziehen und endlich einen Fruchtertrag ihnen abzugewinnen vermag. Ist das Capital nur gross genug, so ist der Erfolg gewiss erreichbar. Aber man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, dass jedes Capital diese Aufgabe erfüllen könnte, da wir schon sahen, dass das officielle Geld nutzlos aus den Fenstern geworfen wurde. Selbst ein Gesellschaftsvermögen darf sich an solche Unternehmungen nicht wagen, sondern allein die grossen Capitalisten. Es gibt sehr viele auf Actien begründete Journale und hat deren noch weit mehr gegeben, aber die Annalen solcher Blätter sind meistens nur eine Patientengeschichte wie die der officiellen Presse. Wo solche Journale sich gehalten haben oder zur Blüthe gekommen sind, wird man immer finden, dass entweder die Mehrzahl der Actien in Eine Hand gelangt oder die Herausgeber selbst mit ihrem Vermögen stark bei dem Unternehmen betheiligt waren, in welchen Fällen dann das Actiencapital wieder seine entscheidenden Merkmale verloren hatte. Ein Gesellschaftsvermögen dient vortrefflich zum Betrieb von grossen Verkehrsmitteln, beim Bergbau, bei der Verhüttung von Erzen,

bei Darstellung von sehr einfachen Producten, wie Zucker oder selbst Garn, dagegen sind gewöhnlich alle Actiengesellschaften zu Grunde gegangen, sobald sie ein verwickeltes Gewerbe ergriffen. Beinahe sämmtliche Maschinenfabriken mit Actiencapital sind gescheitert, selten oder nie hat man mit solchem Gelde eine Zeugdruckerei oder eine Fabrik von Geschmacksartikeln versucht. Dort wollen die Unternehmen nur gelingen, wenn das Vermögen in Einer Hand ruht, denn selbst da, wo mehrere Theilnehmer zu einer Firma vorhanden sind, wird in der Wirklichkeit immer nur ein Kopf vorhanden sein, von dem die ersten Anregungen ausgehen.

Was nun von der Production in den grossen mechanischen Gewerben gilt, das muss nothwendiger Weise noch viel bestimmter bei der Darstellung von geistigen Erzeugnissen fühlbar werden. Darüber bedarf auch niemand einer Belehrung, welcher überhaupt nur einen annähernden Begriff von der Thätigkeit in den Zeitungsbureaus hat. Die erste Eigenschaft eines guten Herausgebers ist nämlich eine Unzertrennlichkeit von dem Werke, das seinen Namen trägt. Mit der Zeit muss zwischen der Person und dem Dinge eine Zärtlichkeit entstehen, die sich bei empfindlichen Gemüthern bis zu einer Art von mystischer Ehe steigert. Wo aber ein Blatt das Product eines Gesellschaftsvermögens ist und das geistige Band nur in einem Contract oder einer Tantième besteht, da sind solche sentimentale Beziehungen undenkbar. Sie stellen sich nur dort ein, wo zwischen dem Herausgeber und dem Unternehmer enge persönliche Verhältnisse sich entwickeln und gegenseitige Verpflichtungen entstehen, die besser und anders wirken, als obligatorische Rechtszusicherungen. Zwar ist es schon schwierig, dass sich nur zwei Personen völlig unter allen äussern Wechseln der politischen Welt und ausgesetzt den Strömungen der Zeit und den Aufregungen der Gesellschaft, immer treu bleiben sollten, es wird vielmehr und es muss Zwiespalt entstehen, ja um so häufiger, je feuriger und gewaltiger Absicht und Kraft auf beiden Seiten ist, aber die Gewohnheit gemeinsamer Schicksale, die Theilnahme am Gelingen und Misslingen, erzieht die Gemüther zu gegenseitiger Nachgiebigkeit und es entwickelt sich ein System von Concessionen, welches für beide Theile ausserordentlich erspriesslich ist, weil sich immer die Einseitigkeit und Schroffheit in Folge der Opposition mildern muss. Ein solches Verhältniss ist Actionären gegenüber

undenkbar, weil hier die kahlen Ergebnisse der Jahresbilanz zur Herrschaft kommen. Was der Herausgeber thut, geschieht aus Liebhaberei für die Tantième oder aus literarischem Ehrgeiz. Er wird in Zeiten der sieben fetten Kühe dem Gesellschaftsvermögen seinen Willen vorschreiben und ihm für nichts dankbar bleiben, wie umgekehrt dieses keine sittlichen Verpflichtungen gegen ihn anerkennen wird, sobald eine Reihe von Missjahren das Journal heimsucht; der Herausgeber tritt den Unternehmern persönlich kein Haar breit näher, denn da ihre Actien von Hand zu Hand wandern, so ist kein dauerndes Band denkbar. Die Hauptsache aber ist, man muss einem solchen Unternehmen mit Leib und Seele angehören, nicht bloss mit einem Bruchtheil seines Vermögens, nicht bloss mit Actionärbegierde.

Hier endet aber noch nicht die Herrschaft des Vermögens über die Pressunternehmungen, sondern die Abhängigkeit der Journale von materiellen Gesetzen gibt sich am fühlbarsten dadurch kund, dass der Absatz schon die politische Farbe im voraus bestimmt. Man kann aus dem Abonnementspreis in sehr vielen Fällen mit Sicherheit schon die Haltung des Blattes vermuthen. Ein theures Journal wird allein nur von den wohlhabenden Classen gehalten werden können, es muss daher die Bestrebungen dieser Classen vertreten und die conservative Farbe bekennen, wenn die höheren Stände in einem Lande der Erhaltung des Bestehenden hold sind, was allerdings nicht überall der Fall ist, wenn man in gewissem Sinne an Frankreich, wenn man an Italien denkt. Umgekehrt wird ein Blatt, welches sich die Aufgabe stellt, auf die Massen zu wirken, nach höchster Wohlfeilheit trachten müssen, da es sonst gar nicht seine Leute erreichen könnte. So ist der Preis jedes Presserzeugnisses gewissermassen der Massstab seiner Gefährlichkeit, ja man könnte schon an der Güte des Papiers und an dem Druckaufwand seine Wirkung im voraus berechnen. Hätte man vollends immer genaue Verzeichnisse über den Abonnentenwechsel in der politischen Presse eines Landes vor sich, so würde die Bewegung der Ziffern demjenigen, der sie zu lesen versteht, deutlich die Stimmung und die Herrschaft der Gedanken in einem Staate ausdrücken. Hören wir z. B., dass ein Journal wie die genuesische Italia e Popolo dem Erlöschen nahe sei, so klingt es dem Kundigen wie ein Todesurtheil für alle Hoffnungen der mazzinistischen Partei. In den Vereinigten Staaten, wo sich nun seit

länger als zwanzig Jahren alle innern politischen Regungen auf die Ausbreitung und Beschränkung der Negersclaverei beziehen, ist die Zeitungsstatistik ein getreues Instrument, um die örtliche Stärke der Parteien zu messen. Ein Antisclavereiblatt in einem Sclavenstaat herauszugeben wäre ebenso toll, als in einer Pulverkammer Tabak zu rauchen. Es würde zunächst völlig an Absatz fehlen, ganz abgesehen davon, dass Unternehmer und Herausgeber sich heimlichen und öffentlichen Mordanfällen aussetzten, ohne Aussicht, dass die Behörden gegen die an ihren Personen oder ihrer Habe verübten Verbrechen die geringste Strafe verhängen würden. So wird denn das Auftreten einer Gegensclavereipresse in etlichen Staaten jenseits der Sclavereigrenze von allen Beobachtern sogleich als der Beginn einer fortrückenden Eroberung der Menschlichkeitsgrundsätze gegen Süden gedeutet werden.

Wer mit diesen Thatsachen bekannt ist und wer ihnen nachgesonnen hat, der gelangt bald zu sehr veränderten Begriffen über das Ding, was man Pressfreiheit nennt, denn Zeitungen sind so abhängig wie alles andere in der Welt. Die Bedingungen ihrer Existenz liegen von Anfang an in dem Flächenraum Papier, den sie verbrauchen. Sie stehen in der Dienstbarkeit eines Herrn, den sie kaum kennen, der überaus launisch ist, dessen Willen sie erst merken, wenn sie durch das Erkalten seiner Gunst ihre Fehltritte und Verstösse inne werden, die sich dann nie, oder nur sehr schwer und nach empfindlichen Verlusten wieder gut machen lassen; mit Einem Worte: sie stehen im Dienste des Publicums. Wird man diese Verhältnisse erst gewahr, dann denkt man auch anders über das, was man die Macht, was man Verdienste und Sünden, was man gute und schlechte Presse nennt. In der Regel glaubt man, es seien die Zeitungen, welche die öffentliche Meinung erzeugten, während sie doch nichts anderes sind, als der unfreiwillige Ausdruck der vorhandenen, schwer berechenbaren und nie beherrschten Stimmungen, als das Product von Empfindungen und Gedanken, die selbstherrlich auftreten und ihre eigenen Gesetze sich geben. Der Spielraum, wo die Freiheit und der Selbstwille der Presse beginnt, ist ein ausserordentlich enger, viel enger, als man fürchtet oder sich einbildet, und wer da meint, die Presse allein vermöchte Stürme zu erregen oder zu beschwichtigen, der muss sich auch einbilden, das Schaukeln des Schiffes sei es, welches den hohen Wogengang der See verschuldet habe.

Man zergliedere sich nur ein solches Geschöpf, wie die Times, und man wird genau die Bedingungen seines Daseins erkennen. Die grossen englischen Blätter haben nur einen beschränkten Kreis fester Abonnenten, die sich auf Monate und auf Quartale verpflichten. Die Times wird einzeln um 6 d. (18 kr.) das Exemplar verkauft und ihre Auflage schwankt von heute auf morgen um mehr als um 10 und um 20,000 Exemplare. Sie wird in der sogenannten todten Jahreszeit beim Beginn der Parlamentsferien viel niedriger stehen als vorher, und ein einzelnes politisches Ereigniss, wie die Februarrevolution, vermag ihre Auflage binnen 24 Stunden zu verdoppeln. Von vornherein darf man sagen, dass ein solches Blatt, welches jährlich am Druckort über 80 fl. kostet, nie socialistische Zwecke verfolgen darf. Würde man Herrn Proudhon oder Herrn Louis Blanc die Erlaubniss geben, einen Monat lang die Times nach Herzenslust zu redigiren, so würde dieses Journal wahrscheinlich am Ablauf dieser Frist schon nicht mehr auf der Welt sein. Die Times ist nebenbei auch ein Blatt für Gewerbsanzeigen, die eine Roheinnahme von nahezu einer Million im Jahre gewähren. Würde das Blatt minder verbreitet sein, so würden die Annoncen weniger gelesen werden, sie hätten geringeren Werth, könnten daher auch nicht hoch bezahlt werden und nicht so massenhaft sich andrängen. Die Times muss also, wenn sie bleiben will, was sie ist, immer dafür sorgen, das am meisten gelesene und das am weitesten verbreitete Blatt zu bleiben. Wollte die Times nun beginnen, plötzlich eine absolutistische Farbe anzunehmen, oder nur die whiggistische Farbe mit einer torystischen zu vertauschen, so würde augenblicklich ihr Absatz hinwegschmelzen, sie hörte auf, ein Weltblatt zu sein, die Annoncen gingen auf das Journal über, welches, den Fehler benutzend, sich hurtig auf den verlassenen Platz gestellt haben würde, und die Times sänke in Vergessenheit.

England hat nun Momente in seiner Geschichte gehabt, wo die strenge Monarchie das Ziel der Volkswünsche gewesen ist, z. B. in den ersten Jahren der zurückgekehrten Stuarts. Würde sich nun heute unter veränderten Verhältnissen eine solche Strömung wiederholen, so müsste die Times nothwendig dem Fahrwasser folgen, oder ihr gesammter Organismus ginge auseinander. Will ein solches Journal bleiben, was es ist, so muss es immer auf der siegreichen Seite stehen, denn es richtete sich selbst zu

Grunde, wollte es einen verlorenen Posten noch halten oder einen gefallenen Minister retten. Wohl hört man oft auf die Unzuverlässigkeit des Weltblattes schmähen, weil seine Sprache von gestern nicht immer seiner heutigen Rede gleicht, weil es heute steinigt, was es vor einem Jahre noch brünstig anbetete, hier für Nationalitäten und für unreife Freiheitsgedanken schwärmt, an einem andern Fleck der Erde die neunschwänzige Katze schwingt oder Regungen der Unabhängigkeit verhöhnt und mit Füssen tritt. Man sage in Deutschland, wenn man will, pfui über ein solches Gewerbe, über eine so studirte Grundsatzlosigkeit, über eine solche geistig und sittlich demüthigende Beschäftigung, der politisch gebildete Engländer schätzt und achtet dennoch die Times hoch, und wenn ein Blatt auf dem ganzen Erdkreis eine Macht besitzt, so ist es dieses gesinnungslose, und weil es gesinnungslos ist, wenigstens so veränderlich in seinen Grundsätzen und in seinen Neigungen, als politisch gebildete Nationen zu sein pflegen. Wer kaltblütig die Dinge betrachtet, der wird zuletzt sich überrascht gestehen, dass die Times, wie sie ist, trotz ihrer, ja wegen ihrer entsetzenden Eigenschaften, das Ideal, der verkörperte Genius der politischen Presse ist.

Auch gibt es kein Journal der Welt, welches sich rühmen darf, einer Nation bessere Dienste zu leisten, als gerade die Times. Ihre grossen Fonds verstatten ihr die Unterhaltung von Correspondentenposten an den entferntesten Punkten der Welt, in der Levante, in Indien, in China, in jedem Winkel, wo irgend eine politische Begebenheit reift. Kein öffentlicher Beamter kann sich dieser Beaufsichtigung entziehen, jeder seiner Schritte wird beobachtet, vor die Oeffentlichkeit gezogen und von der Nation gerichtet. Des Guten geschieht dann wohl zu viel, und es mischen sich Dilettanten in Angelegenheiten, die sie nicht völlig durchschauen. Der berüchtigte Roebuck'sche Untersuchungsausschuss über die Missstände der britischen Militärverwaltung, die in dem Feldzug in der Krim sich fühlbar gemacht hatten, war nur durch die Thätigkeit der Presse zu Stande gekommen. Freilich nahm die Sache einen klanglosen, aber doch einen weit besseren Ausgang, als wenn die Mängel völlig verheimlicht geblieben wären. Wenigstens wurde den Angeschuldigten doch die Natur der Anklage bekannt und Gelegenheit geboten, sich zu rechtfertigen, während, wenn man die Oeffentlichkeit scheut, die heimlichen

Kritiker und Angeber immer Recht behalten und die Anschuldigungen erst später ans Licht treten, wo es den Betroffenen sehr schwierig wird, ihre Gegner auf der Stelle zu widerlegen. Ueberhaupt bewährten sich im orientalischen Kriege sehr kenntlich der Nutzen und die Nachtheile einer freien Presse. Die Russen hielten ihr Spiel völlig verdeckt. Niemand wurde durch ihre Presse von der Lage der Nation und von der Grösse der Kriegsmittel unterrichtet, während die englische Presse jedes segelfertige Schiff, jedes abgehende Regiment, jede Zufuhr an Kriegsbedarf bekannt machte und die Lage der kriegführenden Truppen mit behaglicher Ausführlichkeit schilderte. So verzichtete die britische Nation auf den unermesslichen Vortheil, den Gegner in Unkenntniss über die eigene Lage zu lassen. Hätte es in Russland unter Kaiser Nikolaus Pressfreiheit, eine Times und ein Publicum dieser russischen Times gegeben, niemals wäre es Diebitsch gelungen, nach seinem Balkanübergang der Pforte und mittelbar den vier andern Mächten den Frieden von Adrianopel vorzuschreiben. Man wäre damals so genau von dem Zustand des russischen Heeres und von dem Mangel noch verfügbarer Mittel unterrichtet gewesen, dass die Diplomatie in Konstantinopel mit ebenso viel Wärme die Türken zur Ausdauer, als damals zur Nachgiebigkeit ermahnt haben würde. Gerade so hätten 1856 die Engländer viel grössere politische Erfolge in der Krim geerntet, wenn ihre Presse so verschwiegen gewesen wäre als die französische. Ganz Europa wusste im Gegentheil, dass die Leistungen Englands nach dem eigenen Eingeständniss weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben waren, und seit diesem Augenblick begann man, gering von dieser Macht zu denken und ihren Werth als Feind oder Alliirter, auf dem zuletzt der entscheidende Einfluss der grossen Politik beruht, herabzusetzen. Diese Nachtheile der freien Presse kennt man über dem Canal so gut, wie anderswo, und erträgt sie nicht bloss wie eine Last und ein unvermeidliches Uebel, sondern man hält sie für kleiner im Vergleich zu den Diensten, welche die Presse der Nation zu leisten vermag und geleistet hat, denn ungleich weniger wäre noch geschehen, wenn die Presse nicht beständig die Trommel gerührt hätte. Für glänzende Erfolge in der Politik, die theilweise auf Täuschung Anderer beruhen, ist Verschwiegenheit die höchste Aufgabe, allein in Fällen, wo sich das Kriegsglück wendet, rächt sich auch die Verfälschung der Wahrheit. Eine freie Presse bereitet

die Nation auf eine mögliche Katastrophe vor, sie drängt dazu, dem Unglück zeitig zu steuern, sie verhindert, sobald es eintritt, die Lähmung des Schreckens, so dass nicht völlig rath- und widerstandslos ein Volk dem ersten Missgeschicke unterliegt. Der grosse Napoleon legte der Presse völliges Schweigen auf und bediente sich ihrer höchstens, um seine Gegner, die französische Nation und sich selbst durch Verfälschungen zu täuschen. So lange er glücklich war, hatte er dieses Gewerbe nicht zu bereuen, beim ersten Unfall aber rächte sich die Summe aller früheren Sünden, und sehr wahrscheinlich wäre die Katastrophe nie eingetreten, wenn der grosse Mann Wahrheit und Oeffentlichkeit zu ertragen vermocht hätte.

Es gibt nun freilich gar Viele, welche der Presse eine Art magischer Gewalt über die Gemüther zuschreiben und ihr die Aufgabe stellen, nach Recepten irgend eine Stimmung oder Geistesrichtung in einer Nation hervorzurufen. Die Staatsmänner sowohl als die meisten Journalisten hegen solche Irrthümer. Die einen sind immer bereit, die Presse für jeden Widerstand verantwortlich zu machen, den ihre Absichten finden. Sie glauben, dass die Presse allein das Volk verführe, die Stimmung sauer mache, zerstörende Leidenschaften wecke, das Gefühl von unabänderlichen Missständen verbittere, und sie schliessen dann weiter, dass, wenn man nur die Presse bewältige und sie erziehe, durch sie die öffentliche Meinung völlig geleitet werden könne. Ganz ähnlich denken sehr viele Journalisten. Sie glauben, mit Gutem und Bösem aufwarten zu können, Revolutionen und Dynastien in der Tasche, die wahre politische Aufklärung in der Feder zu haben. Solche Täuschungen machen die Menschen allzu selig, als dass sie sich leicht zerstören liessen, und an dem hochfahrenden, didaktischen Ton so manches journalistischen Ergusses hört man oft recht deutlich heraus, dass der Verfasser sich einbildet, die Geister am Seile zu haben und die öffentliche Meinung, wie einen Gaul, durch Schenkeldruck leiten zu können.

Da, wo sich Völker noch auf einer niedern Entwicklungsstufe befinden, wo ein politisches Urtheil mangelt, die Mehrzahl der gebildeten Classen vielmehr zum Verständniss des öffentlichen Lebens erst befähigt, oder ihre Theilnahme an den Staatsgeschäften erweckt werden muss, da hat freilich die Presse eine Art pädagogischer Aufgabe und dort kann sie, wenn sie verwahrlost wird,

ihre Kraft im Bösen an den Massen furchtbar üben. Je mehr aber ein Volk an politischen Erfahrungen reicher, je mehr es geübt wird, echte politische Klugheit von journalistischem Dunst zu unterscheiden, desto weniger Einfluss wird es der Presse verstatten. Bei reifen, öffentlichen Zuständen bleibt der Presse nur die Wahl, entweder bei Parteien in den Sold zu gehen, oder sorgfältig die Stimmungen und Regungen der Mehrzahl zu erforschen und den geschäftigen Gedanken des Augenblicks die Worte in den Mund zu legen, damit die urtheilsfähige Menge das Bild ihres Innern im Spiegel wieder erkenne. Ist nun ein solches Journal wie die Times vorhanden, welche durch die Bedingungen ihres Daseins gezwungen ist, nicht anders zu reden, als ein grosses Volk eben fühlt, hätte es auch vor zwei Jahren anders gefühlt oder bei früherer analoger Gelegenheit anders gehandelt, so besitzen alle Beobachter ein unersetzliches Instrument, um die Eingeweide eines Staates zu prüfen, und der Einzelne selbst, um gewahr zu werden, ob seine Auffassungen mit der Gesammtheit in Einklang stehen. Für solche Zwecke zu dienen und die Rolle von Knecht und Magd zu übernehmen, halten nun gar Viele für eine Erniedrigung der Presse, die nur den Eid auf gewisse und ewig dauernde Grundsätze ablegen, die elastische, öfters irrende, mehr instinctartige als bewusste Sinnesart der Nation auf die richtigen Pfade leiten soll. Einen solchen rechtschaffenen Eigensinn straft aber die Natur der Dinge selbst. Die Presse hat nur Macht, sobald sie das Product und der Ausdruck einer öffentlichen Stimmung ist; wo sie gegen diese strebt, ist sie, selbst wenn sie mit Engelszungen spricht, ein Papier im Winde, und wer sich den Zauber zutraut, er könne den Sturm der allgemeinen Meinung in seine Höhlen bannen oder nach andern Himmelsstrichen lenken, der bringt es in der Regel nicht weiter, als dass man ihn achselzuckend entehrender Motive verdächtigt und für bestochen ausruft, mag auch sein ganzer Lebenswandel bis dahin als fleckenlos gegolten haben.

So lange die Presse eine starke öffentliche Meinung hinter sich hat, ist ihre Macht nie zu brechen. Wo noch je die Presse unter Vormundschaft gestellt und ihr magere Diäten vorgeschrieben werden durften, hatte sie vorher die öffentliche Meinung sich entfremdet oder gegen sich empört, oder es waren überhaupt die politischen Regungen im Phlegma der Zeit erloschen. Wäre die

Presse wirklich im Stande, der öffentlichen Meinung ihren Inhalt zu geben und die Reizbarkeit einer Nation immer in gleicher Spannung zu erhalten, so wäre es nie und nimmer gelungen, die einmal entfesselten Stürme wieder in die Aeolusschläuche zu schnüren. Es wäre nun freilich traurig, wenn die öffentliche Meinung völlig jeder Beherrschung entzogen wäre, wenn sie sich nicht läutern, erspriesslichen Richtungen nicht zukehren, von verderblichen Pfaden nicht abwenden liesse, wenn das Wahre, das Rechte und das Schöne glücklich ausgedrückt keinen Einfluss auf die Menge zu gewinnen vermöchte. Es ist auch ganz sicher, dass der Einzelne, der mit genialen Kräften ausgestattet ist und der die Gabe besitzt, anzuziehen und sich verständlich zu machen, seinen Zeitgenossen manchen Dienst erweisen kann, im Geheimen aber dient er doch, wenn er es auch nicht merkt, nur der öffentlichen Meinung. Er träumt vielleicht und Andere träumen mit ihm, er habe diese Meinung selbst erschaffen, wie gar Viele die französische Revolution als das Werk einzelner Männer, als die Producte der Denkungsart des Montesquieu, des Voltaire und gleichgesinnter Zeitgenossen ansehen, als ob nicht jeder Mensch, also auch die »Väter« der Revolution unter dem Druck des historischen Dunstkreises, unter dem sie geboren wurden, gestanden hätten, als ob nicht jeder, ohne dass er es merkt, genau das nämliche erleidet, fühlt und denkt, wie in der gleichen Lage alle Zeitgenossen, nur dass bei klaren Köpfen das Bewusstsein des allgemeinen Zustandes früher erwacht und von ihnen mächtiger ausgedrückt zu werden vermag. So wurden die sogenannten grossen Denker, die als Vertreter ihrer Zeit gelten und denen die Urheberschaft gewaltiger Begebenheiten zugeschrieben worden, doch nur gross, weil sie echte Kinder des historischen Momentes geblieben sind, während andere nicht minder gewaltige Geister klanglos vorübergingen, weil sie schon einer Vergangenheit angehörten oder erst von künftigen Geschlechtern begriffen wurden. Wie der Einzelne, so steht die Gesellschaft und die Nation unter dem Eindruck ihrer vergangenen Erlebnisse und unter dem Einfluss noch unbekannter, sich vorbereitender Ereignisse. Diese unsichtbaren Mächte sind es, welche die Stimmungen und Meinungen eines Volkes beherrschen, und ihnen dient alles bewusst oder unbewusst. Will also die Presse ihre echte Aufgabe erfüllen, so muss sie die allgemeine Stimmung zu ergründen suchen und den Strömungen gehorchen oder sie benutzen, denn es ist das

Gesetz ihres Daseins, jede Fahrt »zu Berge« zu vermeiden, weil sie sonst an der Vernachlässigung des Publicums zu Grunde gehen würde. Gesetzt, ein menschenfreundlicher Mann geriethe in den Besitz eines grossen Journals in den amerikanischen Sclavenstaaten und er hielte es für seine Pflicht, sich gegen die Knechtung schwächerer Racen zu kehren. Er würde dann nur erreichen, dass sein Blatt durch Abonnentenverlust zu Grunde ginge und dadurch ein Werkzeug zertrümmert würde, womit er sehr viel andere gute Dinge anregen, womit er vielleicht ein wenig die Lage der Neger hätte mildern können. Man glaubt, die Presse besitze die Macht, zu züchtigen und zu richten, allein man täuscht sich, denn es ist die Presse nicht, welche züchtigt und richtet, sondern es ist allein der öffentliche Geist. Die Presse verrichtet nur die Dienste einer Polizei und des öffentlichen Angebers, sie kann niemanden beschämen, wenn seine That nicht gegen das öffentliche Gefühl für Anstand und Ehrbarkeit verstösst.

Gar oft beschleicht uns der Gedanke, ob nicht das gesammte Zeitungswesen, wie es jetzt sich entwickelt hat, nur ein Bedürfniss künstlicher Angewöhnung, ein kostspieliger Luxus, das Gewächs an einem ausgearteten Organismus, also im Grunde entbehrlich, wo nicht schädlich sei. Wenn man die Masse der Zeitungsleser in drei Classen scheidet: in solche, die nur Unterhaltung, in solche, die gezwungen, und in solche, die freiwillig Belehrung suchen, so wird man sich sagen müssen, dass eine überwiegende Mehrzahl zu der ersten Abtheilung, zu den Gewohnheitslesern gehört, die gewöhnlich eine leere Stunde zur Zeit der Verdauung oder vor dem Schlafengehen den Journalen opfern, und nichts als Neuigkeiten, einen frivolen Zeitvertreib oder Stoff zu Bier- und Theegesprächen sucht. Diese Classe ist jedoch wichtig in ihrer Eigenschaft als Consumenten des Zeitungsdruckes. Wie man kein treffliches Theater ohne den Zuspruch der Masse unterhalten könnte, wie man classische Dichtungen mit classischen Schauspielern nur dann aufführen kann, wenn man durch sogenannte Zugstücke den niedern Geschmack zur Cassenfüllung befriedigt, die Vergnügungslust gleichsam besteuert, um mit dem Gewinn den Aufwand für die höchste Kunst bestreiten zu können; so vermag auch kein gutes Blatt allein von einem auserwählten Leserkreise zu bestehen, es muss gute und schlechte Sachen bringen und die Massen zu fesseln verstehen. Daher finden wir denn oft so reichlich Criminal-

neuigkeiten und einige bis ins Detail hinabreichende Berichte über anziehende Processe. Zur Nahrung dieser Classe dienen zum Theil die sogenannten öffentlichen Calamitäten: Feuersbrünste, Wasserschäden, Epidemien, in gewissem Sinne auch Erdbeben, Schifffahrtsunglücke, Bankerutte etc. Auf sie ganz besonders sind die malerischen Berichte über Kriegsvorfälle, Attentate, Duelle, Ereignisse an öffentlichen Spielbanken, die Statistik der Bäder, die Hof- und Stadtanekdoten und all der Kram berechnet, der im Wirthshause oder im Salon noch einmal verarbeitet wird. Von solchen Lesern vernimmt man in der Regel die Seufzer, dass die Zeitungen so »leer« seien, und zwar oft genug in Momenten, wo die Situationen für Andere die höchste Spannung besitzen, wo das Wetter sich zu trüben beginnt, wo grosse Gegensätze sich reiben, wo sich Dinge entwickeln wollen, wo aber die Pistolen noch nicht knallen und das Blut noch nicht fliesst. Diese nach Aufregung gierige, durch ihre Kopfzahl stattliche, durch ihre Consumtion achtbare Menge, die entweder den Zeitungsinhalt verschlingt, oder nach kurzem Ueberfliegen ihn überdrüssig fortschiebt, für deren Bequemlichkeit man besonders die Uebersichten erschaffen hat, will und muss vor allen Dingen befriedigt werden. Komisch ist dann der edle Zorn der bessern Leser, die man oft genug in die Worte ausbrechen hört: wie kann dieses oder jenes Blatt zu solchen Possen und Bagatellen sich herabwürdigen! Es muss wohl! Denn ein grosses Publicum wird stets ein gemischtes sein, unter dem gemischten werden aber triviale Neigungen vorherrschen, und ohne ein grosses Publicum ist eine gute Zeitung nicht denkbar, weil der Kostenaufwand für eine solche nur durch einen hohen Absatz sich deckt.

Eine zweite Classe der Leser geht an die Zeitung, wie an ein Geschäft, welches Zeit kostet. Es sind diess die Geschäftsleute in der weitesten Bedeutung. Sie müssen unterrichtet sein, um zu wissen, was in der nächsten Zeit bevorsteht. Für sie ist das Zeitungslesen ein Bedürfniss, wie auch die Geschichte uns lehrt, dass an Handelsplätzen die ersten Zeitungen entstanden sind und noch gegenwärtig solche Städte immer einen günstigen Boden für Begründung von Journalen bieten. Dieser Theil der Zeitungsleser bildet zwar nur noch ein Fragment der Masse, aber er verdient deshalb eine höhere Beachtung, weil ihm einzig daran liegt, genau unterrichtet zu werden, weil er diesen Unterricht gar nicht

entbehren kann, und weil die materielle Wohlfahrt eines Volkes oder eines Staates von diesem Unterricht theilweise wieder abhängt. Der Kaufmann, der Gewerbtreibende, der Landwirth, sobald ihre Geschäfte nur etwas ins Grosse reichen, können nicht im Finstern calculiren, sie müssen wissen, wie es in der Welt im allgemeinen und wie es in ihren Geschäftszweigen insbesondere aussieht. Welche Vortheile gewährt es nicht, den Zustand einer künftigen Ernte, die Lage der Weltmärkte, das Fortschreiten von Erzeugung und Verbrauch und die Wirkungen historischer Ereignisse auf alle diese Dinge im Gedächtniss zu behalten? Jetzt besonders, wo in Folge der grossen Verkehrsmittel und einer aufgeklärten Handelspolitik jeder kleine Fleck von den allgemeinen Erscheinungen des Weltverkehrs berührt wird, muss jeder, der zu der erzeugenden Bevölkerung gehört, oder die Vertheilung der Erzeugnisse vermittelt, alle wichtigen Vorgänge auf den grössten Räumen überwachen. Durch das Verdienst der öffentlichen Presse ist denn auch das Verständniss der grossen Erscheinungen und der Gesetze auf dem Gebiete von Handel und Wandel so allgemein geworden, dass jeder bei bevorstehenden Aenderungen der Finanz- oder Tarifpolitik den Ruck am eigenen Beutel fühlt, also nicht mehr gleichgiltig zuwartet, was man über sein Haus und seinen Herd verhängen wird.

Die dritte Classe der Leser sucht weder frivole Unterhaltung, noch wird sie durch ihren Nutzen zum Zeitungslesen angehalten, sondern sie folgt dem reinen Triebe, sich zu belehren, an den Vorgängen und öffentlichen Begebenheiten mit Innigkeit und Leidenschaft theilzunehmen. Diess ist der politisch gebildete und gereifte Theil der Nation, der wirklich miterleben möchte, was in seiner Zeit vorgeht, der seinem Dasein einen geistigen Werth und einen höhern Inhalt durch diese Antheilnahme verleiht, den die Begebenheiten ernsthaft beschäftigen können, der unter ihnen leidet, der sich ereifert, der selbständig urtheilt, der ein messbarer Bestandtheil, ein Moment jener Kraft ist, die wir die öffentliche Meinung nannten. Dieses seltsame und unberechenbare Ding äussert sich gegenwärtig in Deutschland mit einer Stärke, wie man es in der Regel nicht voraussetzt. Der Deutsche war von jeher gewöhnt, seinem Dasein irgend einen geistigen Zweck zu geben. Ein bewusstloses Pflanzenleben hat ihm zu keiner Zeit genügt; denkend, sinnend und beobachtend blieb er immer

beschäftigt. Der Inhalt dieser geistigen Beschäftigung ist aber nach und nach mehr ein historischer geworden, wie er ehedem ein philosophischer und ein künstlerischer gewesen ist. Man nehme, wenn man diese grosse Veränderung unserer geistigen Richtungen messen will, irgend einen Roman oder einen Briefwechsel bedeutender Männer aus unserer poetischen Sturm- und Drangperiode her. Mit einer Art von Beschämung wird man sich zuerst gestehen, dass wir jetzt wie die Heiden und Barbaren leben, insofern wir gänzlich die ehemals geübte strenge Aufsicht über unser Gemüth vernachlässigen. Den Blick von der Aussenwelt ab- und dem Innern zugekehrt, sassen unsere Grossväter und zergliederten sauber jede ihrer Empfindungen, jeden sogenannten innern Vorgang, sie trieben Anatomie mit ihren Handlungen und Physiologie mit ihren geistigen Kräften, sie versetzten ihre Empfindungen in den Zustand krankhafter Reizbarkeit und wussten sich auf ihre Weise wieder zu curiren, indem sie sich eigenen Heilmethoden und Diäten unterwarfen. Die Welt der sogenannten innern Erlebnisse beschäftigte ihre Beobachtung und mit ihren Entdeckungen füllten sie die Briefe, die sie mit Adepten gleicher Sinnesart wechselten. Diese Art psychologischer Alchymie ist uns gänzlich verloren gegangen, und wenn man heute einen guten Freund mit der Frage anfallen würde, er solle Rechenschaft geben, wie es in seinem Innern aussehe, er würde entweder stumm bleiben, oder verkehrt antworten, als ob man ihm ein Glaubensbekenntniss abverlangt hätte. Wir finden es unbegreiflich und können es kaum verzeihen, dass zur Zeit unserer tiefsten Demüthigung unter französischem Joche unsere besten Köpfe in orientalische oder optische Studien sich vertieften, oder emsig mit der Beobachtung ihrer Seelenzustände beschäftigt waren. Kämen aber die grossen Schatten heute wieder in unsere Gesellschaft, sie würden mit Entsetzen gewahren, wie selten die Leute geworden sind, die überhaupt noch etwas von ihren »innern Erlebnissen« zu erzählen wissen, und dass den Uebrigen ihr Ich vollständig ein Fremdling geworden ist. Sind wir nun deswegen roher, zerstreuter, oder genüsssüchtiger geworden? Sicherlich nicht, sondern es haben sich nur die Gegenstände der Beobachtung geändert, und, statt auf die eigenen Gemüthsregungen zu lauern, fassen wir jetzt unsere Mitmenschen, die Bestandtheile der menschlichen Gesellschaft, den Staat und seine historische Entwicklung ins Auge. Mehr und mehr hat sich

im geistigen Leben unseres Volkes ein Uebergang vom Belletristischen zum Historischen, eine Auswanderung aus einer geträumten in eine sichtbare, aus einer metaphysischen in die physische Welt, aus dem Mondschein in das Sonnenlicht vollzogen. Gleichviel nun, ob wir ihn der politischen Presse, oder die politische Presse ihre heutige Stellung diesem Umschwung verdankt, so stehen doch beide Dinge in dem nächsten Zusammenhang und das Eine hat immer das Andere gefördert.

In Deutschland hat, weit mehr als anderswo, die politische Presse noch einen besondern und hohen Beruf auszufüllen, sie muss den Trieb nach Selbstunterrichtung zu befriedigen suchen, sie ist zugleich ein Bildungs- und Belehrungsmittel. Sind die Schulen und Universitäten hinter uns, so beginnt die Zeit des Vergessens, das sauer Erworbene geht wieder davon und nichts neues wird mehr hinzugefügt. Um von vorn wieder anzufangen, dazu fehlt es uns an Lust und Zeit, so dass wir eigentlich in unsern Kenntnissen wieder unter unsere Classenjahre zurücksinken, während um uns herum alle Wissenschaften Fortschritte gemacht haben und unsere Kinder uns über die Achsel zu wachsen und über die Ignoranz ihrer Väter sich zu schämen drohen. Hier nun hat die Presse einen herrlichen Beruf, auf geschickte Art mit den entlaufenen Schülern wieder Repetitionen anzustellen und ihnen mit ein paar hastigen Worten einzuflüstern, was etwa seit ihrem letzten Schulbesuch sich zugetragen haben mag. In der That ist auch, da dieser Beruf von der deutschen Presse zum Theil verstanden worden ist, das Lesen der Journale eine Art clandestiner Schulbesuch geworden, und es kann sogar soweit kommen, dass uns die Lectüre gewisser Blätter zu einer Art Gewissenspflicht und rein unentbehrlich für unsere Fortbildung wird, unentbehrlich selbst denjenigen, die selbst auf Lehrstühlen sitzen. Es frage sich nur jeder, wie vieles er, ohne dass er es merkt, dem Zeitungsstudium dankt. Wir wissen nun freilich, dass gar Viele sich über das sogenannte Halbwissen und einen so seichten Unterricht beschweren oder wohl gar eine Entwürdigung der Wissenschaft darin erblicken, dass man sie dem Laien durch eine sogenannte populäre Form zugänglich macht. Allein durch solche grämliche und neidische Einwürfe darf man sich nicht irre machen lassen, denn sie kommen gewöhnlich nur von dem Gelehrtenhochmuth her. Das Halbwissen ist nie gefährlich und nie schädlich gewesen, denn vom halben

Wissen gelangt man doch erst zum gründlichen Wissen. Widerwärtig und anstössig ist nur die Anmassung des Halbwissens und die Frechheit der Dilettanten. Da aber die Wissenschaft sicherlich nicht um ihrer selbst willen, auch nicht bloss für die Gelehrten vorhanden ist, so ist es deren Pflicht und Schuldigkeit, die Gesellschaft, die sie ernährt und der sie die Musse zu ihren Arbeiten, die materiellen Bedingungen und die Möglichkeit ihrer Forschungen verdanken, durch ein höfliches Entgegenkommen, durch möglichst einfache, klare und gemeinverständliche Mittheilungen zu entschädigen. Noch immer lässt sich den deutschen Gelehrten mancher Disciplinen rathen, an den französischen und englischen Collegen ein Muster sich zu nehmen, die es nicht verschmähen, auch denen ihre Lehren fasslich zu machen, die nicht über ein gewisses Vermögen von Vorkenntnissen verfügen können, die vielmehr sorgsam sich hüten, die Sprache aus Prahlerei oder Unbehilflichkeit mit einer Fluth entbehrlicher technischer Ausdrücke zu verwelschen. In neuerer Zeit sind es namentlich unsere Naturwissenschaften, die mit Benutzung der grossen Presse nach Laienverständniss trachten, und es lässt sich gar nicht ermessen, wie zahlreich die Schüler sind, bei denen auf diese Art die Lust zu einem geregelten Studium der Wissenschaft angeregt worden ist. Wird auch dadurch, dass sich die Zahl der Verständigen mehrt, noch nichts für die Vergrösserung menschlicher Kenntnisse gewonnen, so ist doch schon der sittliche Nutzen viel werth, den jede wissenschaftliche Beschäftigung mit sich führt, indem sie den Menschen von allerhand üblen Streichen des Müssiggangs abhält und ihn durch reine und sittsame Freuden dafür entschädigt.

Was die Universität für den zum Fache sich ausbildenden Jüngling, das könnte die öffentliche Presse für den beschäftigten Mann werden, ein Mittel zu beständiger Fortbildung, zum Festhalten der erworbenen, zum Erwerb neuer Kenntnisse; auch bezeichnet es vollständig die Begier der Deutschen nach geistiger Ausbildung, dass der wissenschaftliche Charakter gewisser Blätter ganz entschieden auf ihre Verbreitung Einfluss hat. Neben diesem Gebiete liegt auch noch das Reich der Kunst, in welchem der Deutsche von jeher gut bewandert war. Hier hat, ohne Ausnahme wohl, immer Pressfreiheit geherrscht und ist die Censur nie beschwerlich gewesen, ausser wo die Kunst auf Abwege gerieth und durch die politische Absicht sich Beifall zu erschleichen suchte.

Wer sich noch immer mit dem Gedanken der Allmacht eines Journales berauscht, der wird in der ästhetischen Welt am besten belehrt werden, wie weit diese Macht reicht. Es gibt freilich Künstler genug, die immer bereit sind, die Magerkeit ihrer Erfolge den Zaubersprüchen eines illiberalen Kritikers beizumessen. Es gibt auch sehr viele Künstler, welche einen Beistand der Presse nicht entrathen zu können glauben, die daher mit diplomatischem Geschick sich den guten Willen von Journalisten und Herausgebern zu sichern verstehen. Nie aber wird es einen Künstler geben, der sich rühmte, ja der nur sich selbst eingestände, dass die Presse den geringsten Antheil an den Eindrücken seiner Werke besässe. Und doch ist es ganz gewiss, dass in recht zahlreichen Fällen Journale es waren — wir sagen nicht: die den Künstler zum Künstler, das Kunstwerk zum Kunstwerk erhoben — sondern die dem Mann und seinen Erzeugnissen zur Notorietät verhalfen. Es ist ein grosser Dienst, den Namenlosen und nicht Gekannten der grossen Oeffentlichkeit vorzustellen. Deshalb hat die Presse eine doppelte Waffe für Feinde und Freunde, nämlich Schweigen und Reden. Was sie sagt, ist beinahe gleichgiltig für die Wirkung eines Kunstwerkes und einer Kunstrichtung, denn (wir legen die Hand auf den Mund, um ein merkwürdiges Beispiel unserer Tage nicht zu nennen) es sind Fälle vorgekommen, wo die Presse beinahe einstimmig und unablässig gegen Künstler und ihre Schöpfungen aufgetreten ist und ihnen gerade dadurch den Weg durch die ganze Welt gebahnt hat. Was einem Kunstwerk allein zur Anerkennung nothwendig ist, besteht in Erregung der öffentlichen Aufmerksamkeit, gleichviel auf welche, wäre es selbst auf gehässige oder neidische Art. Es gefällt dann, oder es gefällt nicht, und dazu kann die Presse nichts beitragen und daran nichts verhindern. Freilich, freilich stehen wir hier in Widerspruch mit Künstlern und Journalisten, mit den Kritisirten und den Kritikern. Diese meinen immer, der Geschmack des Publicums lasse sich beherrschen, lenken, verderben oder läutern, kurz: künstlich erzeugen. Der öffentliche Geschmack und die öffentliche Meinung sind ein paar Geschwister und beide ziemlich gesichert gegen beabsichtigte äussere Einflüsse, gegen eine Läuterung sowohl, als gegen Verderbung. Seit Lessing hat die dramatische Kritik in Deutschland keine Rückschritte gemacht, sie hat unablässig im allgemeinen für treffliche Grundsätze gefochten, und dennoch — wenn nicht alles trügt — ist die

Schauspielkunst mehr und mehr in Coulissenreisserei ausgeartet. Das spanische Schauspiel blühte zu einer Zeit, wo es keine geschriebene Kritik gab und ein Schauspieler, der ein einziges Wort falsch betont hätte, von einem Missfallsturm niedergeschmettert worden sein würde. Gab es irgendwo einen Kunstrichter, so war es ein bescheidener Schuster oder ein anderer Handwerker, auf dessen Beifall alles lauschte. Damals war alles vortrefflich, die Dichter fruchtbar, die Schauspieler begeistert, das Publicum gesammelt und dankbar. Ist der gute Geschmack einmal erregt und Gemeingut geworden; dann ist die Kritik im Guten wie im Schlimmen machtlos, fehlt es aber am guten Geschmack oder hat sich der Geschmack verirrt, so ist es gewiss nicht die Kritik, die uns helfen kann, sondern es sind allein die guten Muster, an denen sich der verlorene Geschmack bei Rückkehr besserer Regungen wieder bildet. Was hat sich nicht auch die Presse für Mühe gegeben, den Ungeheuerlichkeiten der jetzigen Kleidermoden zu steuern, aber alle ihre kaustischen Mittel sind wirkungslos verschüttet worden — die Mode, der Geschmack und die öffentliche Meinung sind unangreifbare Mächte, sie sind die Herrscher, die Gesetzgeber, die Vollstrecker!

Alles, was die Presse für die Kunst etwa thun kann, besteht darin, solchen Künstlern, die gegen den verirrten Geschmack der Zeit gute Muster aufzustellen sich bemühen, Muth und Trost zu spenden, und mit ihnen gemeinsam Einsprache zu erheben, dass die Nachwelt nicht einen vollständigen Verlust echten Schönheitssinnes ihrer Zeit zum Vorwurf mache; einem echten Künstler aber in seiner Zeit zu den höchsten Kunstehren verhelfen, wenn der Geschmack verdorben ist, oder einen Stümper und Charlatan zum Künstler erheben, wenn der Geschmack gut ist, das vermag die Presse leider, das vermag sie gottlob nicht, denn die echte und treffliche Kritik ist weit mehr das Kind eines herrschenden guten Geschmacks, als der gute Geschmack ein Erzeugniss fleissiger und beredsamer Kritiker. Es hat Jahrhunderte in Italien gegeben, wo man Dante gar nicht gelesen hat, und andere, wo man wieder nicht satt wurde, seine grossen Dichtungen zu erklären und zu verklären. So entfliegt und so kehrt das Behagen an dem wahrhaft Schönen wieder, aber den Wechsel beherrscht kein Mensch, denn die Empfänglichkeit und die Fähigkeit zu geniessen erzeugt wohl die Lust zur Kritik, niemals aber hat die

Kritik uns diese Empfänglichkeit oder Fähigkeit mitzutheilen vermocht.

In keinem Fache, scheint uns, hat bis jetzt die deutsche Presse ihre Aufgabe mehr missverstanden, als in Bezug auf Kritik wissenschaftlicher Werke, und nichts unterscheidet sich innerlich und äusserlich mehr als eine Kritik in den englischen und in den deutschen Blättern. Mitunter erlauben sich bei uns einzelne Schriftsteller unter der Maske bibliographischer Berichte literarische Fehdebriefe zu schreiben, und der entrüstete Leser findet in der kritischen Anzeige irgend einer morgenländischen Grammatik oder eines Reisewerkes in die andere Hemisphäre ein Stück aus der Lästerchronik irgend einer der gelehrten Republiken, oder die schmutzige Wäsche irgend einer längstvergessenen persönlichen Polemik. Ein anderer Fehler besteht wieder darin, dass die Kritiker sich berufen fühlen, nicht dem Leser einen Begriff von dem Autor und seinem Buche, sondern von dem Werthe beider zu geben, dass sie ihnen einen Dienst zu erweisen glauben, wenn sie den Verfasser und sein Opus durch die orientalische Gluth ihres Lobes verherrlichen, oder dass sie ihn mit dem griechischen Feuer ihres Tadels versengen. Ganz anders gehen die englischen kritischen Journale zu Werke, sie verstatten ihren Mitarbeitern selten oder nie, sich auf den Kriegspfad zu verirren, und den Skalp eines wissenschaftlichen Gegners zu erbeuten, sondern sie kümmern sich rein nur um die Bedürfnisse ihrer eigenen Leser. Nun ist es ganz gewiss, dass niemand eine literarische Anzeige liest, um über die »kritische Vernichtung« dieser oder jener Arbeit oder über die Anpreisung eines ihm bekannten Autors oder eines Lieblingsschriftstellers zu frohlocken, sondern jedermann will den Inhalt und den Werth der neuesten literarischen Erscheinungen kennen, um entweder seine Bibliothek zu bereichern oder seine Studienzeit diesem oder jenem Werke zuzuwenden. Lob und Tadel sind daher sehr sparsam in den englischen Blättern, dagegen wird der Inhalt möglichst getreu berichtet, und der unbekannte Autor oder das fremde Buch in ausgewählten Fragmenten dem Leser vorgelegt. Schriftsteller, die sich auf ihren Vortheil verstehen, werden solche nüchterne Anzeigen jedem Lobespsalm vorziehen, denn der Inhalt des Buches ist es, welcher die Neugierde und Aufmerksamkeit der Lesewelt erregt, und nicht das Attestat, welches dieser oder jener literarische Gevatter öffentlich ausstellt.

Auch hier, wie überall, wiederholt sich die goldne Regel für die Presse: »Achtet auf die Bedürfnisse der Leser und sucht sie zu befriedigen, werdet ihnen nützlich und unentbehrlich, dann gründet und erhaltet ihr euch eine Macht, gegen die keine Gunst oder Ungunst der Menschen aufzukommen vermag.«

Da für eine unendliche Mehrzahl von Personen die Zeitungen die hauptsächlichste, ja die einzige Lectüre sind, so können diese für Ausbildung der Sprache höchst erspriessliche Dienste leisten, wie sie auch für Verderbung dieses Kleinods zur Verantwortung gezogen werden dürfen. In dieser Beziehung hat die deutsche Presse sowohl von den Franzosen, als noch mehr von den Engländern zu lernen. Doch muss man auch in diesem Stücke nicht zu viel fordern. Eine völlige Correctheit ist wohl nie von einem literarischen Erzeugniss zu verlangen, welches innerhalb 24 Stunden entstehen muss. Und wenn diese 24 Stunden wirklich noch gegönnt wären, wenn sie nicht oft auf zwei, auf eine Stunde zusammenschrumpften, wenn die Arbeit nicht zu Tags- oder Nachtzeiten geschehen müsste, wo die geistigen Kräfte durch körperliche Erschöpfung ihre vollen Dienste versagen! Die grossen finanziellen Mittel der französischen wie der englischen Presse erlauben auch den Schriftstellern Weniges aber Gutes zu liefern, während in Deutschland vorzüglich die Quantitäten sich bezahlt machen. Bei den grossen britischen Journalen herrscht sogar eine Theilung der Arbeit. Die politischen Gedanken und die journalistische Fom kommen sehr oft aus zwei verschiedenen Köpfen. Der eine liefert den rohen Inhalt und gibt den Gang und das Ziel der Arbeit an, der andere macht das gelieferte Wildpret gar und schmackhaft. Eine solche doppelte Arbeit würde bei uns den Aufwand nicht lohnen, und zu unserer Ehre sei es gesagt, sind auch keine Talente auf dem Markte, die sich zu einem solchen literarischen Dienstbotenwesen verdingen und ihre geistige Anmuth zur Zierde und Verjüngung fremder Gedanken feil bieten würden. Deshalb gehören stylistische Musterstücke in der deutschen Presse zu den Seltenheiten, während sie sehr häufig in der englischen angetroffen werden, und in der französischen angetroffen wurden.

Wenn wir auch die Aufgabe der Presse als sehr bescheiden geschildert haben, wenn wir ihr die Macht nicht zutrauten, die öffentliche Meinung zu beherrschen oder eine solche Meinung zu

erzeugen, so bleibt ihr doch immer die Gewalt, der öffentlichen Meinung zur Anerkennung zu verhelfen, also hinlänglich genug, um ein redliches Streben zu befriedigen und den Publicisten Liebe zu ihrem Berufe einzuflössen. Allein wer sich ihr Tagewerk nicht näher angeschaut hat, der hüte sich wohl, ihre Lebensaufgabe allzu beneidenswerth sich vorzustellen. Wir haben bereits gezeigt, welche Rolle die Presse im öffentlichen Leben spielt, wie ihr jeder Schritt durch ihr eigenes Publicum vorgezeichnet, wie sie von den wechselnden Stimmungen, von den unberechenbaren Launen eines Volkes hin- und hergeworfen wird, wie sie erschlaffen muss, wenn eine Nation aus Phlegma oder Uebersättigung von den öffentlichen Angelegenheiten sich abwendet, wie sie von heissen Köpfen immer dazu gedrängt wird, ausserordentliche Leistungen und Opfer in ermatteten Zeiten zu begehren, und wie sie gänzlich verlassen steht und kein Finger sich für sie rührt, wenn sie irgend zu weit sich wagte. Ihr ganzes Können besteht einzig nur darin, Thatsachen und Meinungen bekannt werden zu lassen, die dann je nach der Unempfindlichkeit oder Reizbarkeit der öffentlichen Meinung geringere oder stärkere Wirkungen hervorbringen. Ein gewissenhafter Herausgeber wird immer von Reue und Pflichtgefühl gequält werden, dass er diess oder jenes unbedachtsam der Oeffentlichkeit übergeben oder aus falscher Besorgniss ihr vorenthalten habe, ein leichtsinniger wird die Oeffentlichkeit wie seine Domäne behandeln, sie gewähren oder versagen, um seine Eitelkeit und seinen Eigensinn oder wohl gar seinen Vortheil zu befriedigen. In der That gibt es mit seltenen Ausnahmen wenig Redacteure, die nicht bestechlich, die nicht schon bestochen worden wären. Man verstehe uns aber nicht falsch, denn von jener Bestechlichkeit, die Banknoten oder Bullion nicht widerstehen kann, ist in der deutschen Presse noch kein Fall nachzuweisen gewesen. Was darüber gefabelt wird, verdient kaum eine Widerlegung, denn kleine und obscure Blätter wird niemand bestechen wollen, und grosse Blätter sind deswegen schwer oder gar nicht bestechlich, weil, wenn sie etwas gegen ihr eigenes Interesse aufnehmen wollten, sie sich viel weher thun würden, als irgend jemand ihnen Entschädigung bieten könnte. Was sollte sich zum Beispiel die Times für eine Servilitätshymne gegen irgend einen fremden Monarchen oder eine auswärtige Macht zur Besänftigung britischer Antipathien zahlen lassen, damit der nachfolgende Verlust an

Absatz ihr durch eine solche Prämie reichlich ersetzt werden könnte? Und wer würde die zweifelhafte Wirkung einer solchen Prostitution mit schwerem Gelde erkaufen wollen? Wenn man nicht an die Rechtschaffenheit der Menschen glauben will, so glaube man doch wenigstens an ihren Eigennutz, und diesen lehrt die Klugheit, dass die Unbescholtenheit eines Publicisten sein grösstes Vermögen ist. Aber es sind nicht immer Banknoten, welche wirken, sondern süsse Worte und Schmeicheleien, unverhoffte Artigkeiten oder wohl gar ein heisser Blick aus dem Auge einer begehrenswürdigen Frau! Wenn vollends die Herren von der Bureaukratie und der Diplomatie es wüssten, wie schwach in der Regel der gesammte Stand der Journalisten gegen ein freundliches Wort oder gar einen Händedruck ist, wie wenig es ihnen kosten möchte, öffentliche Blätter von ihrem Lob triefen zu machen, sie würden vielleicht noch öfter als bisher die Festigkeit harmloser Seelen auf die Probe stellen. Es gibt unter den Römern freilich auch Catonen, aber sie gehören zu den Seltenheiten, und man darf sie am wenigsten unter den Aufgeregten und politisch Ueberspannten suchen, denn nirgends geht die Geschmeidigkeit weiter, als bei denen, die Verirrungen zu bereuen und durch Renegatenfanatismus eine Vergangenheit zu bedecken haben. Wer den Nachstellungen staatsmännischer Liebenswürdigkeit nicht erliegt, weil er mit Misstrauen gegen tendenziöse Liebkosungen gewaffnet ist, und seine eigenen Schwächen und Eitelkeiten unter strenger Aufsicht hält, der sieht sich doch gleichwohl unablässig von einer Schaar belagert, die mit Geduld und Zudringlichkeit die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken wünscht. Es gibt eine Menge Leute, die von dem Gelüste gequält werden, ihren Namen in dem Wochenblättchen zu lesen und Gegenstand des Stadtgesprächs zu werden. Bisweilen ist es sogar eine ganz gemeine Speculation, um seinem Namen Notorietät zu geben, weil man sich einbildet, bekannt zu werden sei gleichbedeutend mit berühmt zu werden. Mit welcher kindlichen Unbefangenheit Personen solche Schwächen offenbaren und wie ihnen kein Aufwand zu hoch ist, um sich die vermeintliche Celebrität zu erschleichen, darüber könnten die Herausgeber der Conversationswörterbücher höchst ergötzliche Aufschlüsse geben. Die Redacteure der Zeitungen sind nicht immer in der Lage, derartige dreiste Zumuthungen zurückzuweisen, sei es in Folge ihrer geselligen Verbindungen, sei es, weil sie

selbst sehr oft Gefälligkeiten von Andern heischen müssen, sei es, weil sie die Feindschaft und die Chicanen dieser oder jener einflussreichen Person befürchten müssen, sei es, weil wie bei allen Menschenkindern ihr Widerstand endlich vom Tropfenfall beharrlicher Bitten und Winke ausgehöhlt wird. So wird denn die Oeffentlichkeit sehr oft mit ungehörigem Stoff belastet und die Lesewelt gezwungen, mit Personen sich zu beschäftigen, denen eine verschwiegene Obscurität am besten frommte. Selten erreichen die Dränger, was sie wollten, denn der öffentlichen Meinung lässt sich einmal nicht mit List oder Gewalt eine Gunst abringen, vielmehr hört man überall nur Spott über solche Personen, die sich dem Gedächtniss des Publicums unablässig von neuem aufdringen, und nebenbei ungerechte Scheltworte gegen die Herausgeber von Zeitungen über den Missbrauch des öffentlichen Wortes, weil nur Wenige wissen, wie lange man sich gegen die Zudringlichen mit den furchtbaren Waffen des Schwerhörens, des Missverstehens, der Vergesslichkeit, der Vertröstung gewehrt hat, bis an die Hartnäckigkeit endlich die letzte Schanze verloren geht und der Redacteur unwillig und erröthend seinen Frieden und seine kostbare Zeit mit Bewilligung der Zumuthung erkauft.

Man glaubt immer, ein trefflicher Schriftsteller müsse einen guten Redacteur abgeben. Allein beide Eigenschaften sind sich völlig fremd, und da die trefflichen Schriftsteller und die guten Redacteure nicht auf der Strasse zu finden sind, so ist die Vereinigung beider Qualitäten in einer Person ein so grosser Glücksfall, wie die Ambe im Lotteriespiel. Ein echter Weltmann hat das Zeug zu einem guten Redacteur. Goethe hätte sich zum Exempel vortrefflich für eine solche Beschäftigung geeignet. Obgleich er es nur so nebenher betrieb, hat er doch in dem Briefwechsel mit Schiller über die Herausgabe der Horen, bei der er ja betheiligt war, Regeln und Grundsätze hingeworfen, aus denen man die »Kriegsartikel« für die Journalisten hätte zusammenstellen können. Wenn aber der grosse Mann auch völlig das Handwerk mit allen Schlichen und Feinheiten durchschaute, wenn er namentlich das Publicum gründlich kannte, und alle Mittel für literarische Unternehmungen in Ueberfülle besass, so war er doch ein viel zu grosser Mann, als dass er auf die Dauer ein guter Redacteur hätte bleiben sollen; denn das erste Erforderniss eines solchen ist das völlige Verwachsen mit den Interessen seiner Zeitschrift. Wer

nicht, wie wir oben sagten, eine mystische Ehe mit einem Blatte eingeht, wer nicht alles auf diese eine Quadratfläche Papier zusammenrafft, dort sein Reich, sein Haus und seinen Hof gründet, wer nicht allen Ehrgeiz, alle Liebe, alle Leidenschaft an das Gedeihen dieses Geschöpfes setzt, wer darüber hinaus andere Ziele verfolgt und nach andern Befriedigungen trachtet, der kann zwar alle Tauglichkeiten und Kräfte zu dem Berufe besitzen, nie aber das Muster und Ideal eines Redacteurs werden. Jeder andere Ehrgeiz, als der journalistische, jede andere Liebhaberei ist hier verpönt, und wer hier nicht Einem Herrn dient, der dient falschen Göttern. Ist der Redacteur solcher Leidenschaften fähig, so haben alle seine schriftstellerischen Begabungen einen secundären Werth, wie denn in neuester Zeit ein deutsches Blatt von grösster Popularität durch einen Mann begründet wurde, der keine andere Ansprüche auf Autorenglück machen konnte, als die Tintenflecke an den Fingern, die er sich beim Schreiben zuzog. Unter den weltmännischen Eigenschaften, die ein Redacteur besitzen und erwerben muss, ist unter den heutigen Verhältnissen der politische Tact die wichtigste. Ein feines Gefühl für das, was Andere verletzen kann, Bekanntschaft mit dem Tone der guten Gesellschaft und ein ruhiges Temperament gewähren von selbst diese Begabung. Uebrigens wird man auch sagen können: wem Gott eine Redaction gibt, dem gibt er auch den Tact, nur folgt diese zweite Gabe etwas später, mitunter auch sehr spät; da jeder Verstoss gegen den Tact mit Verdruss, Aerger, Reibung und Verlust gebüsst wird, so schleifen sich zuletzt die rauhen Flächen ab, wenn der Betreffende nicht von besonders unstäter und leicht explodirender Gemüthsart ist, wo dann der liebe Gott des Sprichwortes sehr unbesonnen war, wenn er ihm eine Redaction gab. Verschwistert mit dem Tact ist die kritische Gabe, den echten vom gefälschten Stoff zu sichten. Je zahlreicher die Verbindungen eines Blattes sind, um so leichter wird es sein, irrthümliche Angaben zu erkennen und mit gewisser Sicherheit die Grenzen des Möglichen und des Wahrscheinlichen zu ziehen. Der telegraphische Dienst beschränkt in neuerer Zeit ausserordentlich das Feld kritischer Missgriffe, insofern entscheidende Thatsachen immer voraus angekündigt werden und in zweifelhaften Fällen die Telegraphen selbst ein Mittel gewähren, um rasche Erkundigungen einzuziehen. Bisweilen aber ist es wieder die telegraphische Correspondenz, welche einem falschen

Lärm den Schimmer der Echtheit gewährt. Man wird sich noch der berüchtigten Tatarenbotschaft vom vorzeitigen Fall Sebastopols erinnern. Die Täuschung wurde damals unwiderstehlich, weil dieselbe Nachricht, die von der türkischen Grenze ihre Fahrt antrat, in rücklaufender Bewegung von London und Paris eintraf, so dass es schien, als seien alle diese Nachrichten nicht Wiederholungen, sondern ebensoviele Bestätigungen des muthwillig oder böswillig ausgestreuten Gerüchtes.

Eine Eigenschaft, nach der in der Regel das gedankenlose Publicum den Werth einer Redaction schätzt, und die im Gegentheil sehr entbehrlich oder sogar schädlich sein kann, ist der Besitz einer sogenannten Gesinnung, wenn darunter die krystallene Unveränderlichkeit der politischen Glaubensbekenntnisse und eine nie erkaltende Liebhaberei für gewisse politische Modeartikel verstanden wird. Gesinnungen dieser Art kann man nur bei allwissenden Halbgöttern voraussetzen oder bei gusseisernen Intelligenzen antreffen. Das Handwerk und die höchste Kunst der grossen Staatsmänner besteht, wie ein hochgepriesener britischer Historiker bemerkt hat, vielmehr gerade darin, zu Zugeständnissen sich zu entschliessen, nicht öfter freilich, als sich verweigern lässt, und nicht weniger, als erzwungen werden könnte. Diese Kunst lässt sich nur durch echte historische Bildung erlangen, aber eine solche Bildung selbst reicht nicht hin, um uns für das ganze Leben gegen jede Erschütterung und Zersetzung unserer Ansichten zu sichern, denn unsere Ansichten und die Ansichten der Mitlebenden, also die öffentliche Meinung steht fortwährend unter den Eindrücken neuer, jüngst vergangener und älterer Begebenheiten, und weit mehr unter dem Eindruck der ersteren als der anderen. Wer sich diesen Eindrücken verschliesst, um sich der Gefahr von Zugeständnissen nicht auszusetzen oder vielmehr um vor dieser Gefahr die Augen zuzudrücken, der wird sich freilich seine »Gesinnung« unerschüttert bewahren, sich aber auch mehr und mehr seiner Zeit entfremden und dadurch das Mittel verlieren, der Gegenwart nützlich zu sein. Für ein Journal, für die Redaction und Publicisten wäre diess der Weg in das offene Grab, denn die öffentliche Meinung beseitigt mit unwiderstehlicher Gewalt jeden Widerspruch dadurch, dass sie ihn nicht beachtet. Vielmehr ist es die höchste Aufgabe gerade des Journalisten, sich völlig den Eindrücken der Thatsachen Preis zu geben, immer mit den Begebenheiten und

Ansichten abzurechnen, immer nach dem Verständniss des Geschehenden zu trachten, seinen Ursachen nachzuspüren und nichts, was geschieht, für unvernünftig, für seltsam oder für unbegreiflich zu halten. Seine Gesinnungen und Ansichten darf er beileibe nicht seinen Lesern aufdrängen wollen. Wer seine Zeit nicht versteht, wie will der seiner Zeit verständlich werden, und wie will der Unverständliche ihr etwas nützen? Längst waren diese Erörterungen niedergeschrieben, als dem Verfasser eine neue Nummer der Times (10. September) in die Hände gerieth, worin dieses Blatt das Geheimniss von der Macht der britischen Presse ausplaudert, und zwar, als ob es Wort für Wort im Sinne dieser (natürlich viel später auftretenden) Erörterung gedacht worden wäre. »Die englische Presse,« bemerkt der Doppelgänger über dem Canal, »unterscheidet sich durch das glückliche Merkmal, dass ihre wichtigsten politischen Veröffentlichungen aus Anzeigern (newspapers) im strengen und ursprünglichen Wortsinne bestehen. Unter den älteren Stuarts, wo sich zuerst der geistige Trieb der Nation mit Entschiedenheit den Staatsangelegenheiten zukehrte, gab es nur zwei Arten von Presserzeugnissen: die Zeitungen und das Pamphlet. Die einen brachten die Nachrichten kurz, kahl und karg, die anderen beantworteten die höchsten öffentlichen Aufgaben mit solcher Kraft und Grösse, dass sie noch das heutige Geschlecht damit überraschen. Dennoch hat der gute Genius der englischen Presse und Nation gewollt, dass die Zeitungen unserer Tage weit mehr Aehnlichkeit mit einem ehemaligen »Merkur« oder »Postboten«, als mit den Untersuchungen von Milton und Halifax besitzen. So ist die Tagespresse ihrem frühesten und einfachsten Beruf, nämlich dem Sammeln und Verbreiten von Thatsachen, in unserm Lande niemals durch politisches Parteigetriebe oder literarisches Virtuosenthum entfremdet worden. Jeder Versuch, eine Zeitung für andere Zwecke, als zur Veröffentlichung früher und genauer Nachrichten zu begründen, ist ein Fehlgriff gewesen. Was die Franzosen »Journalismus« nennen, hat nie Wurzel in unserem Lande geschlagen. Der Ausdruck selbst enthält schon die Geschichte der französischen Presse und löst das Siegel von dem Wunder ihres plötzlichen Emporkommens, ihres gewaltsamen und verwegenen Wandels, und ihres flinken Erlöschens durch Despotengriff bei gänzlicher Gleichgiltigkeit oder unter dem Beifall des Volkes. Es war keine saure Mühe, die französischen

Zeitungen zu unterdrücken oder unter strenge Aufsicht zu stellen, weil sie, mehr oder weniger gewissenlos, als Gliedmassen von Parteien oder einzelner Personen sich hatten brauchen lassen. Die Leute kümmerten sich wenig darum, als dieses Sprachengewirr greller Stimmen zum Schweigen gebracht wurde, und sie verloren nichts, wenn die Gemeinplätze frecher Mittelmässigkeit verstummten, sobald das Blatt irgend eines Staatsmannes auf die Gant kam, oder die Lästerungen der trübsinnigen Demokratie durch einen Besuch von Gensdarmen und Versiegelung der Druckereien abgeschnitten wurden. Niemals in der That waren die Franzosen gewöhnt, in ihre Journale nach treuem Unterricht über innere oder auswärtige Begebenheiten zu schauen, und spürten auch gar keine sonderliche Lust und Neugierde, etwas von den Vorgängen in der Welt zu vernehmen. Mit einer Handvoll Neuigkeiten unter der Ueberschrift »Verschiedenes« (Faits divers), mit beliebigen Auszügen aus Blättern der Provinz oder des Auslandes und mit einem Dutzend Gewerbsanzeigen wurde die Lücke ausgefüllt, welche die Untersuchungen eines literarischen Magnaten über die Institutionen des künftigen Europa's noch übrig gelassen hatten. Gerade dadurch, dass die englische Presse einen völlig entgegengesetzten Weg einschlug, ist sie in die Lage gekommen, dem Lande die ausgedehntesten Dienste zu leisten und sich gleichzeitig vor jeder Gefahr von Regierungseingriffen zu decken.«

Ein kurzes Nachdenken wird jeden Unbefangenen von der tiefen Wahrheit dieser Behauptungen überzeugen. Der Weg, wie die Presse wirklich eine Macht ausüben kann, liegt hier klar vor jedermanns Augen: so bald sie sich nützlich, so bald sie sich der Gesellschaft unentbehrlich macht, so lange sie die Gedanken an eine Beherrschung der Gemüther aufgibt, und ihnen nicht ihre Gedanken und Anschauungsweise aufdrängen will, sondern sich nur redlich bemüht, getreue Darstellungen von Thatsachen herbeizuschaffen und sie zu verbreiten, den Anblick der Zustände, die historischen Lehren eintretender Begebenheiten auf das Urtheil der gebildeten Volkstheile wirken zu lassen, wenn sie danach trachtet, die reichste Quelle historischer und politischer Belehrung für jedermann, also auch für ihre eigenen Feinde, für die Gegner und Neider der freien Presse zu werden, wenn ein Blatt sich erzwingt, gelesen zu werden, weil es das grösste Hilfsmittel zu einem klaren Ueberblick der Gegenwart gewährt — dann ist

es ganz sicher, dass seine Freiheiten ihm nicht verkürzt werden, weil niemand ohne einen solchen Genuss von Unterricht zu bestehen sich getraute. Man darf der deutschen Presse nicht bloss nachrühmen, dass sie in noch weit höherem Grade als die britische eine Rundschau über die politischen Erscheinungen des gesammten Erdkreises gewährt hat, sondern dass die deutschen Zeitungen dabei noch viel höhere Ziele verfolgen als die englischen. Der Brite ist über auswärtige Politik nur deshalb so gut unterrichtet, weil er überall seine Hände im Spiel hat und seine Interessen über den ganzen Erdball sich verflechten. Wo dieses Interesse nicht vorhanden ist, da haben auch seine Kenntnisse ein Ende. Der Deutsche nimmt dagegen an den Erscheinungen selbst den regsten Antheil. Ihn berühren der Aufstand der Sipahis in Indien, die Kämpfe für und gegen Sklaverei in den Vereinigten Staaten, oder der Bürgerkrieg in den Freistaaten am Silberstrome Südamerika's persönlich sehr wenig und er denkt gewöhnlich erst zuletzt daran, in welchem Sinne etwa die erntfernten Begebenheiten auch auf seine Heimath hinüberwirken möchten. Er erwirbt sich die Kenntnisse der politischen Entwicklungen ferner Länder hauptsächlich nur zur eigenen Belehrung und geht dabei mit einer beispiellosen Gewissenhaftigkeit zu Werke. Man braucht den deutschen Zeitungen nur ins Gesicht zu sehen und die Anordnung des Stoffes zu beobachten, so wird man ihnen zugestehen, dass sie ganz andere Aufgaben bewusst oder unbewusst verfolgen, als die französische, ja selbst als die englische Presse. Die sogenannten leitenden Artikel mit trockenen oder durch Leidenschaft gefärbten Untersuchungen über Staatseinrichtungen sind durchaus nicht nach unserem Geschmack und erscheinen noch immer wie eine aufgedrungene fremde Form, deren Verpflanzung (eben weil man sich von keiner Redaction ein Gedanken-Recept aufdrängen lassen will) nicht gerathen kann und durchaus nur beibehalten wird, wo es der abgesonderten Erörterung drängender Angelegenheiten aus dem thätigen Leben gilt. Jetzt nach zehn Jahren der Befreiung vom Censurzwange werden sich wohl in ganz Deutschland nur sehr vereinzelte Köpfe oder gar keine finden, die mit dem heutigen Wandel der Presse nicht viel befriedigter wären, als mit den Zuständen vor 1848. Est ist allerdings wahr, dass die Regierungen in Bezug auf ihre auswärtigen Beziehungen durch die feindseligen Farben, die hie und da von den Blättern entfaltet werden, in

mannigfache Verlegenheit gerathen. Auch kann man nicht genug die Presse in dieser Rücksicht zur Vorsicht warnen. Reizbare Nachbarn werden, wenn sie die Gelegenheit lockt, gewiss nicht versäumen, wie diess nach Ablauf des Friedens von Amiens geschah, solche Angriffe zum Vorwand eines Bruches zu wählen, und der Presse werden dann die Drangsale oder Missgeschicke eines Krieges zur Last gelegt und daraus die Pflicht neuer Beschränkungen ihrer Freiheit abgeleitet werden. Man hüte sich also in Bezug auf auswärtige Zustände vor dem Ton politischer Pamphlete, wenn man die Freiheit der Presse für grössere Momente zu retten gedenkt. Ausserdem dürfen wir nie erwarten, dass auf dem Festlande jemals die Ungezwungenheit herrschen könne, wie auf den vor jedem Ueberfall durch ihre Flotten geschützten britischen Inseln. Da die Nachbarn unsere Ruhe und Entwicklung zu stören vermögen, haben wir grössere Ursache, auch die Nachbarpflichten gegen sie zu erfüllen. Endlich stehen die Festlandsstaaten immer halb gerüstet nach links und nach rechts, wachsam auf ihre Grenzen, auf die Erhaltung des Gleichgewichts der Kräfte und gefasst auf die Augenblicke, wo Bund und Kampf allein die gestörten Verhältnisse wieder in die alte Ordnung bringen könnten. So verlangt die auswärtige Politik und die Sorge für die Unabhängigkeit eine fortdauernde militärische Bereitschaft und eine bureaukratische Gliederung der Festlandsstaaten, die nothwendig ihre bürgerliche Freiheit verkümmern muss. So müssen wir uns denn auch nur mit den Reflexen solcher Einrichtungen, wie sie England besitzt, begnügen, und so wenig eine echt parlamentarische Regierung für einen Festlandsstaat möglich ist, so wenig wird jemals auf die Dauer die britische Freiheit der deutschen Presse verstattet werden. Ist unsere Freiheit, wie sie ist, auch jetzt noch bisweilen in Bezug auf die auswärtigen Beziehungen unbequem, so haben auf der andern Seite die Regierungen doch weit weniger Verantwortung für die freie, als für die censirte Presse. Jede Feindseligkeit, die sich ein Journal in Frankreich oder in Russland jetzt gegen eine auswärtige Macht erlaubt, trägt gleichsam das Imprimatur der kaiserlichen Regierungen und verletzt deshalb viel tiefer. Für unsere innern Einrichtungen aber ist die Freiheit der Presse doch gewiss bis jetzt nur segensreich gewesen. Namentlich da, wo noch an ein persönliches Eingreifen der Monarchen gedacht wird, gibt es wohl keine Einrichtung, die

heilsamer wirken könnte, als eine völlige Freiheit der Presse, denn sie gewährt dem Fürsten die Möglichkeit, sein weitverzweigtes Beamtenheer unter Aufsicht zu halten. Die Presse bietet einen Weg der Beschwerde, der jedermann offen steht, und weil durch sie die Möglichkeit, sich kräftig zu beschweren und seine Klagen an die richtige Adresse zu befördern, gegeben ist, werden sich auch unbesonnene Beamte vor jedem Fehltritt und jeder Willkür besser hüten. Ja selbst den Behörden kann es nur lieb sein, wenn ihre Ankläger offen gegen sie auftreten müssen, denn nur gar zu oft werden Absichten oder Handlungen von Obrigkeiten entweder missverstanden oder entstellt verbreitet. Da ist es nun gut, dass man von der schiefen Wirkung seiner eigenen Schritte Kenntniss erhält, dass man sie erläutert, oder durch Untersuchung alle Verleumder beschämt. Welches Glück ist es nicht, wenn die Feinde zum Reden, zur Begründung ihrer Anklagen gezwungen werden, um sie widerlegen und einer Ansteckung der heimlich fortschleichenden Missstimmung vorbeugen zu können! Aber gar oft erbittern sich die Leute gerade über diese Thätigkeit der Presse, wenn sie irgend eine vermeintliche oder eine wirkliche Unbill aufdeckt, ohne zu bedenken, dass die Presse in dem einen wie in dem andern Falle nicht nur ihre Pflicht gethan, sondern der Gesellschaft auch einen Dienst erwiesen hat. War die Unbill eine wirkliche, so erhält die höchste aufsehende Behörde rechtzeitige Kenntniss, wo sie einschreiten soll, und war sie nur vermeintlich, so besitzt der Angeschuldigte die Gelegenheit, sich zu rechtfertigen und die Oeffentlichkeit für sich zu gewinnen. Es gibt daher gar keine Einrichtung, welche die Nachtheile der Bureauherrschaft besser ausgleichen und eine echte monarchische Thätigkeit so geniessbar machen kann, als die freie Presse. Der Mongolenkaiser Akber hatte in seinem Cabinet eine goldene Glocke, deren Schnur auf die Strasse hinabreichte. Jedermann konnte sich durch ein Ziehen an der Schnur Gehör bei dem Monarchen verschaffen und seine Bedrängniss eröffnen. Diese liebevolle Sorge kam aber nur den Bewohnern von Delhi zu gute, denn was in den fernen Provinzen vorging, erfuhr der Kaiser nur auf dem hierarchischen Wege. Die freie Presse kann dieselben Dienste verrichten wie die goldene Glocke des Mongolen, und vollkommener, denn sie ist nicht bloss den Bewohnern der Kaiserstadt, sondern jedermann auf dem flachen Lande erreichbar. Und dazu wird auch diese Glocke wirklich

jetzt in unserm Vaterland benutzt. Wer es wohl meint mit den monarchischen Institutionen, der wird sorgen, dass das Mongolenglöckchen stets erreichbar bleibe und dass es niemand gereuen möge, die Schnur gefasst zu haben, und wer es wohl meint mit der Freiheit und der öffentlichen Achtung der Presse, der wird dafür sorgen, dass nicht muthwillig an der Schnur gezerrt werde, dass sich das Ohr der Fürsten nicht zuletzt an den Klang des Glöckchens gewöhne und ihn zu überhören anfange, dass sein Schall nicht wie eine verdriessliche Störung gehasst werde, sondern dass er immer Aufmerksamkeit erwecke und bedeutsam bleibe.

Was dann weiter die deutsche Presse vor der überrheinischen und der britischen auszeichnet, ist ihre Bemühung auch um die nichtpolitische Ausbildung ihres Leserkreises. Alles wofür wir Deutsche uns interessiren — und wofür interessirt sich der Deutsche nicht? — wird jetzt mehr oder weniger in den Bereich der Zeitungslectüre hereingezogen. Die Sache hat natürlich ihre Missstände, da der Schuster bisweilen ultra crepidam sich wagt, die Redacteure nach einer seichten Universalität ringen, und dann den verhungerten griechischen Wichten des Juvenal gleichen:

> Grammaticus, rhetor, geometres, pictor, aliptes,
> Augur, schœnobates, medicus, magus: omnia novit.

Bei grossen Journalen ist wenigstens noch eine Vertheilung der Fächer möglich. Wer klug ist, beschränkt sich dann auf etliche Specialitäten und wählt sich auswärtige Hilfe für andere, denn bei dem aufreibenden Geschäfte der Publicisten, welches die geistigen Kräfte so völlig erschöpft, bleiben sehr wenige Mittel zur Fortsetzung der Selbstausbildung übrig. Irren wir nun nicht, so winkt der deutschen Presse, wenn sie ihrem bisherigen Entwicklungsgange treu bleibt, noch ein höherer Beruf. Alles strebt in unserer Zeit nach populärem Verständnisse. Die Wissenschaft sucht dem dumpfen Mauerloch und ihren Faustseufzern zu entfliehen und will der Mitwelt geniessbar und erfasslich werden. Die alten Leute fangen wieder an in die Schule zu gehen. Wenn auch nicht mit Tafel und Schieferstift bewaffnet, zieht es sie doch hinauf nach den hölzernen Bänken, auf denen kurz zuvor ein redlicher Besucher der Collegien rutschte und sich während der Vorlesung eines traurigen Professors in Holzsculpturen an den frugalen Möbeln des akademischen Hörsaals versuchte. Für diesen Bildungsdrang sind jetzt die eleganten öffentlichen Vorlesungen

entstanden und gleichzeitig wird auch die Presse als eine Art Hörsaal für das reifere Alter mehr und mehr benutzt. Selbst die Häupter der Wissenschaft verschmähen nicht mehr incognito oder öffentlich das Auditorium der Zeitungen aufzusuchen. Da kann es nun nicht fehlen, dass auch die gelehrten Anforderungen an die Presse sich steigern. Die Fälle werden immer seltener werden, wo man in Deutschland mit Witz und glücklichem Ausdruck die Rolle von Publicisten vertreten kann. Eine kurze Weile dauert es wohl, dass man durch Dreistigkeit seine Ignoranz verdecken kann, allein so gewiss es ist, dass jetzt das deutsche Publicum nicht mit lauter belletristischem Backwerk sich sättigt, sondern sehr kräftige Nahrung bewältigt, dass es, verführt durch das Popularisiren der Gelehrten, mit Begier an die sogenannten strengen und an die historischen Wissenschaften geht, so nothwendig ist es auch jetzt für die Publicisten geworden, sich gründlichere Kenntnisse zu erwerben und sich zu einer höheren Vorbereitung für ihren Beruf zu entschliessen. Es besteht bisher noch immer das Vorurtheil, dass, wenn die Ausbildung zu einem andern Fache missrathen sei, man noch immer zur Journalistik hinreichend befähigt sei. In der That gibt es auch ganze Provinzen der deutschen Presse, welche beinahe vollständig von dem Volke Israel als Domäne in Beschlag genommen worden sind. Der scheinbar leichte Erwerb, das Wegfallen der lästigen öffentlichen Prüfungen, die Reize und Aufregungen literarischer Thätigkeit und der Trieb zur Geldspeculation haben jenes merkwürdige Völkchen, dem man, wie die Spanier sagen, Neigung zu oficios de holganza, das heisst zu spielendem Erwerb nicht ohne Unrecht vorwirft, mächtig in die publicistische Laufbahn gezogen. Einzelne von ihnen haben auch mit sehr viel Verstand ihren Beruf aufgefasst und die Presse sogar geistig gehoben, allein da, wo die Presse der Mehrzahl nach in ihre Hände gerieth, hat sie nie die öffentliche Achtung in höherem Grade zu erringen vermocht und ist die journalistische Thätigkeit ihrem Werth nach unmittelbar auf das Tabakrauchen und den Müssiggang gefolgt. Nun müssen aber mit jedem Tage die Anforderungen von Gründlichkeit und Universalität an die Presse steigen, je mannigfaltiger die Kenntnisse, je reifer die Bildung der höheren Classen in Deutschland wird. In den letzten Jahren ist der Absatz wissenschaftlicher für den gebildeten Laien berechneter Bücher staunenswerth gewachsen. Während man sonst

nur mit Romanen, mit dem Schauspiel und mit belletristischen Zeitschriften sich beschäftigte, sind jetzt verschiedene Zweige der Naturwissenschaften, die Nationalökonomie, und vor allem die Geschichte Lieblingsstudien für die Laien geworden. Unwillkürlich hat diess zurückgewirkt auf die Beurtheilung der öffentlichen Angelegenheiten. Der Sinn für historische Stoffe, der Geschmack in ihrer Behandlung, der Eifer, womit neuen Quellen nachgespürt wird, die Vorliebe für urkundliche Darstellung, die Jagd nach den Geheimnissen der Diplomatie, nach Ergründung grosser Motive der Cabinette und ihrer auswärtigen Politik hat in unserer Zeit beinahe vollständig die Liebhabereien unserer Grossväter für die Erscheinungen in dem menschlichen Gemüthe verdrängt. Da ist es denn ganz natürlich, dass man auch jetzt von dem Journalisten mehr fordert, als jene geringen Begabungen, die in der belletristischen Epoche ausreichten, dass man ihm namentlich eine gründliche historische Bildung und ein Verständniss des Staatshaushaltes zumuthet. Jeder nun, der den Beruf der öffentlichen Presse gehoben wünscht, wird sich über diesen Entwicklungsgang freuen, der mit der Zeit das literarische Freischaarenwesen gänzlich vertilgen muss. Der Deutsche hat eine gewisse Abneigung gegen jedes unzünftige Gewerbe, also auch gegen das gesammte Journalistenthum, zu dem sich alle schiffbrüchigen bürgerlichen Existenzen begierig drängen, als sei es ein Spital oder ein Findelhaus. Die Gelehrten vom Fach sahen bisher nicht ohne Grund auf die Schriftsteller der Tagespresse mit etwas Corpshochmuth, wie auf eine schlecht geübte Miliz herab. In England, wo die politische Presse immer ein Gewerbe blieb und wo der gelehrte Stand neben dem exclusiven ackerbautreibenden Adel, der seinen Einfluss auf Wohlstand und sorgfältige Erziehung gründet, neben der hohen Geltung der Geistlichkeit in einem kirchlich gesinnten Volke, und neben dem Geldhochmuthe der mercantilen Classen eine dürftige Rolle spielte, mussten die Schriftsteller mit einer völligen Obscurität sich begnügen. In Frankreich dagegen wurden sie um die Oeffentlichkeit ihrer Namen beneidet, der Weg zu Staatsämtern führte am leichtesten durch die Bureaus der Zeitungen, ja er führte sogar zu den Sesseln der Akademie, was in Frankreich weit mehr sagen will, als anderwärts. In Deutschland dagegen haben sich nur diejenigen Schriftsteller eine gesellschaftliche Geltung erworben, die sich demjenigen Theile der Presse

anschlossen, der auf die wissenschaftliche Bildung Einfluss gewann und der auch die politische Aufgabe der Presse mit kritischer Sorgfalt und höheren Kenntnissen zu erfüllen suchte. Die Achtung, die sich Einzelne erwarben, galt dann aber nicht ihrem Berufe oder ihrem vermeintlichen Einflusse, wie in Frankreich, sondern rein nur den persönlichen Eigenschaften, die sie zu dem Berufe mitbrachten.

Stürmische Zeiten sind gewiss die gefährlichsten Momente zur Befreiung der Presse, denn die Leidenschaften bemächtigen sich des Werkzeuges, um es zu missbrauchen, auch drängen eine Menge Unberufener herein, die, angesteckt von der plötzlich erwachten Liebhaberei, ohne Ahnung von dem Wesen und dem Vermögen der Presse, geschwind in die Literatenmaske sich stürzen. In Deutschland liegen ausserdem eine Menge geistiger Zündstoffe. Andere Völker besitzen eine sittlich läuternde Kraft, die ihnen selbst während der wüsten Saturnalien der Pöbelherrschaft nicht abhanden kommt, nämlich die Liebe zum Vaterland und die Hingebung für das Wohl der Nation. Wo die Ehre oder die Grösse Frankreichs oder Englands im Spiele ist, da werden immer die politischen Gegner innerhalb des Staates einen Bund schliessen und die Parteien nie einiger sein, als zur Zeit, wo das Ausland sie bedroht. Bei uns ist die Liebe des grossen Vaterlandes eigentlich nur ein Wahn, der, wenn wir aufrichtig sind, auf einer Fiction beruht. Sobald bei uns die Geister entfesselt werden, ist die Gefahr nahe, dass sich augenblicks zwei streng gesonderte Heerlager mit einer lockern und schwachen neutralen Mitte bilden. Was bei unsern Nachbarn Patriotismus heisst, das geht bei uns im Gegentheil auf gänzliche Spaltung des Vaterlandes, auf Ausschluss der einen oder der andern Hälfte hinaus. Ferner trennt die Masse unserer Nation die Verschiedenheit zweier Bekenntnisse, die nur durch den Faden des Religionsfriedens verknüpft sind. Diese schlimmen Gegensätze hatten in den verflossenen zehn Jahren wiederholt Gelegenheit, in offenen Kampf auszubrechen. Das Jahr 1849 brachte uns die denkwürdige Verhandlung des Frankfurter Parlaments über die Eingangsparagraphen der Verfassung, wo es sich um die Absonderung Oesterreichs von dem deutschen Bunde handelte, dann folgten die Kriegsrüstungen gegen Preussen, die endlich mit dem Friedensschlusse in Olmütz endigten, unmittelbar hinterdrein trat Hannover in den Zollverein und sollte dieses Bündniss in zwei

Hälften zerrissen werden, bis der Februarvertrag den drohenden Abgrund schloss, zuletzt kam der orientalische Krieg, wo sich die alten Gegensätze deutlich wieder erneuerten.

Alle diese Prüfungen hat die deutsche Presse glücklich überstanden, jede von ihnen gab Gelegenheit, die Freiheit zu missbrauchen und so grobe Fehler zu begehen, dass man ihr die Censur wieder hätte auflegen oder sie zu dem Zustande der französischen Presse hätte erniedrigen können. Kamen auch hie und da einige Roheiten zum Vorschein, so blieb doch die Presse ihrem Berufe getreu, hütete sich vor der Sprache des Pamphlets und vermied die sträflichen Ausbrüche, so dass man ihr wohl nachrühmen darf, sie habe auf eine glänzende Art ihre Reife zur Freiheit gerechtfertigt. Vielleicht meinen gar manche, diess sei ein Verdienst der strengen Pressgesetzgebung oder der überwachenden Behörden. Zufälligerweise aber sind in Deutschland beide Dinge nur innerhalb der particulären Grenzen wirksam, und so oft die Gegensätze Deutschland in zwei Lager theilen, wird diesseits und jenseits vollständige Freiheit zu Ausschweifungen der Presse herrschen. Die Behörden werden immer nur das verfolgen, was örtlich illoyal ist, aber auch die Loyalität kann Excesse begehen, kann in den Ton des Pamphlets verfallen, kann übertreiben und aufreizen, kann kaiserlicher werden als der Kaiser, katholischer als der Papst, patriotischer als die Regierung. Es sei weit entfernt von uns, zu leugnen, dass solche Sünden gar nicht vorgekommen wären, allein ihre Zahl ist ausserordentlich gering auf Seite der echten Zeitungspresse, bemerklich nur auf Seite der Tendenzblätter gewesen, die ihr Dasein gegliederten Parteien und Körperschaften, überhaupt ausserordentlichen Fonds verdanken, und selbst da waren sie nicht so häufig, dass sie Grund zu Klagen über die Gefahren der bestehenden Presszustände gegeben hätten. Wer die Lebhaftigkeit der Gegensätze in Deutschland, nicht bloss zwischen Süd und Nord, zwischen der protestantischen und der katholischen Hälfte, sondern zwischen Stamm und Stamm, ja zwischen einzelnen Provinzen desselben Landes kennt und der vielen heftigen Ausbrüche von Feindseligkeit gedenkt, die man im täglichen Verkehr zu vernehmen pflegt, der wird mit Achtung auf die grosse Presse in Deutschland blicken, die sich nie durch solche Gehässigkeit befleckt, sondern das lästerliche Gewerbe immer nur den Winkelblättern überlassen hat.

Ein grosses Verdienst der französischen Presse ist es, dass sie sich rein hält von Angriffen gegen Personen und dass sie es stets verschmäht hat, den bürgerlichen Wandel von Gegnern der Oeffentlichkeit auszusetzen. Die deutsche Presse ist in diesem Stücke nicht so fehlerfrei, jedoch ungleich schonender als die britische, wie diese wiederum voll Engelsunschuld im Vergleich zu der amerikanischen ist. Der bürgerliche Scandal findet stets ein andächtiges Publicum und die Verführung, seine Leser damit zu sättigen, ist begreiflicherweise auf Seite der Zeitungen sehr gross. Nirgends aber erscheint der Leichtsinn so sträflich, als bei ehrenrührigen Angriffen in öffentlichen Blättern. Die Presse hatte, wie wir sahen, sehr geringe Macht und selten Gelegenheit, das Glück irgend einer Person zu gründen, aber das bürgerliche Dasein unbescholtener Leute zu vernichten, darin ist ihr ein beinahe unbegrenzter Spielraum gegeben. Das Schlimmste aber ist, dass die Wunden, die sie schlägt, nie völlig heilen, und dass sie nicht die Freiheit besitzt, ihre Irrthümer völlig wieder zu verwischen. Allerdings steht jedermann bei solchen erlittenen Unbilden der Weg des Injurienprocesses offen, allein sehr oft ist es rein unmöglich, bei dem schlüpfrigen Rechtsbegriff das Vorhandensein und die Absicht von Ehrenkränkungen zu beweisen, und wenn diess auch gelingt, wenn auch die Gerichte verurtheilen, das Urtheil in dem beschuldigten Blatt veröffentlicht werden muss, so hat doch ein solcher Rechtsspruch eine matte Wirkung auf die öffentliche Meinung. Bei jedem frechen Angriff gegen eine Person, wenn sie auch Zeit ihres Lebens als unbescholten gegolten hat, wird sich immer ein Chor trivialer Stimmen und gemeiner Seelen erheben, welche die pöbelhafte Maxime aussprechen: etwas Wahres muss doch an der Beschuldigung sein. Daher ist die Lage eines Mannes, der sich nie öffentlich zu rechtfertigen brauchte, unendlich begünstigter gegen einen Ehrenmann, der sich rechtfertigen konnte. Es gibt nichts Schändlicheres, als wenn die Presse aus Leichtsinn oder Absicht auf diese Art missbraucht wird, denn sie kann, selbst wenn sie möchte, nicht mehr durch einen Widerruf helfen, weil alle Scandalsüchtigen und Schadenfrohen sogleich die Anklage für echt, den Widerruf für erzwungen oder für erschlichen zu erklären pflegen. Ganz nahe an diesen Frevel der freien Presse grenzt die Lust zu literarischer Fehde zwischen Zeitungen und zwischen Journalisten. Das Publicum schaut entweder schadenfroh und ge-

lassen diesen dialektischen Prügeleien zu und gönnt beiden Parteien die Tracht der Schläge, oder es wendet sich geekelt und gelangweilt ab. Von Sieg und Lorbeeren kann dabei nie die Rede sein, sondern höchstens, dass die öffentliche Meinung ihre Achtung vor den Streitenden um etliche Scalastriche herabsetzt.

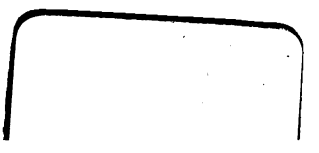
Wenn nun der Nachdruck unserer Erörterungen immer darauf lag, nicht der Presse, sondern allein nur der öffentlichen Meinung eine Macht zuzutrauen, bei dieser die richtende Stimme, bei der Presse nur die Function der Mittelsperson zu suchen, so werden manche fragen, woher denn Redacteure die Möglichkeit besitzen sollen, die öffentliche Meinung zu ergründen. Journale, die weitreichende und auserwählte briefliche Mittheilungen besitzen, haben Gelegenheit, eine Menge Stimmen zu hören und zu vergleichen. Findet sich dann auf völlig von einander abliegenden Punkten Uebereinstimmung, so wird man einen bedeutenden Fingerzeig erhalten. Allein diese Quelle des Unterrichtes kann höchst trügerisch werden. Man schreibt einer Zeitung nicht zum Vergnügen, sondern entweder in der löblichen Absicht, den Zeitgenossen zu dienen, oder um des Erwerbs willen. Zeitungscorrespondenten haben wenigstens den Zweck vor Augen, die Aufnahme ihrer Berichte zu erzielen. Sind es Leute, die eine solche Erwerbsquelle nicht entbehren können, so merken sie sehr rasch an dem, was aufgenommen und was nicht aufgenommen wird, wie die Ansichten des Herausgebers klingen, und sie beeilen sich dann, in gleichem Sinne Thatsachen aufzuspüren und Meinungen zu äussern. Ein Herausgeber, der diesen Instinct nicht kennt, mag sich dann einbilden, dass alle seine Mitarbeiter mit ihm eines Herzens und eines Sinnes sind. Er vergisst nur, dass er sie alle an seinen Fäden hält, dass er sie förmlich für gewisse Ansichten gedrillt, dass er sich, wie Despoten, die jeden Widerspruch zum Schweigen bringen, einen Flor trügerischer Uebereinstimmung um die Augen gelegt hat. Ist er gegen sich selbst auf der Hut und liegt es ihm am Herzen, die wahre Meinung zu erfahren, so wird er manchen verschwiegenen oder verschluckten Widerspruch entdecken. Er hat Verbindungen auch mit Leuten und das sind die ehrenwerthesten Correspondenten, die jene Erwerbsquelle entbehren können, die für ein Blatt nur arbeiten, s o l a n g e ihre Ansichten dabei unversehrt bestehen können. Ihr Schweigen und ihr Ausbleiben ist beredsamer, als alle Zustimmung journalistischer Lohndiener, enthält Lob oder

Tadel der Redactionen. Ausserdem ist es für Redactionen ganz nothwendig, sich in der Welt zu bewegen und gern Belehrungen zu ertragen, ja sie herauszufordern, denn nur von der Opposition kann man etwas lernen.

Unsere Regierungen haben da, wo sie auf die Eigenschaften der Presse einwirken wollten, beinahe immer falsche Wege eingeschlagen. Gewiss kann man sehr weit kommen, wenn man sich auf die Einschüchterung des Widerspruchs verlegt, aber man gewinnt dadurch gewiss nicht die öffentliche Meinung. Hat man aber diese, dann kann der Widerspruch nicht schaden, sondern nur nützen. Man kann die sogenannte schlechte Presse recht wohl vertilgen, die gute aber doch nicht gewinnen. Um diess auszuführen, sind aber die Wege ausserordentlich einfach und leicht, wenn man nur immer daran denkt, dass das Zeitungsgeschäft ein bürgerlicher Erwerb ist. Alles Trachten conservativer Staatsgewalten sollte darauf zielen, nur wenige grosse Blätter zu dulden. Grosse Blätter sind kostspielig, sind nur für die wohlhabenden, vermögenden, für die conservativen Classen vorhanden. Sie allein können auch die besten literarischen Kräfte für sich gewinnen, und der Sieg über die kleine Presse ist daher unter allen Umständen ihnen gesichert. Wohlfeile Oppositionsblätter von gleichem Umfang und Werth könnten nur dann entstehen oder fortdauern, wenn sie eine vier- und fünffache Verbreitung erzielten. Selbst dann aber würde auf den Betrieb einer solchen Zeitung ein so grosses Vermögen eingesetzt werden müssen, dass ein solches Journal immer noch die Grenzen des Erlaubten beobachten müsste. Kleine und wohlfeile Blätter nähren sich allein vom Raub der grösseren. Ihr Aufwand beschränkt sich hauptsächlich auf Papier und Druck, und die andern Spesen bestehen nur in einer wohlgeschliffenen Scheere, um die Nachrichten der grossen Blätter auszuschneiden. Um dieses Gewerbe zu beseitigen und nur eine grosse Presse zu dulden, hat man Caution und Stempel ersonnen, beide bis jetzt mit sehr geringem Erfolg. Ein einziges Gesetz würde genügen, um dem gesammten Unfug ein Ende zu machen, nämlich ein Schutz gegen Nachdruck von Zeitungsnachrichten bei hohen Geldstrafen. Die grossen Blätter würden dann selbst dafür sorgen, dass sie nicht mehr ausgeplündert würden, und das, was sie mit hohen Summen anschaffen, nicht jedermanns Scheere erreichbar bleiben sollte. Aber, wird man sagen, es gibt keine

noch so grosse Zeitung, die nicht theilweis sich des Inhalts anderer Journale bemächtigte, und keine Zeitung könnte bestehen, ohne dass sie es nicht thäte. Sicherlich ist es so, aber hier liegt ein Ausweg schon vor Augen. Man überlasse es den Zeitungen, sich gegenseitig durch Vertrag diese Benutzung zuzugestehen. Geschieht diess, so wird man nebenbei noch den Erfolg erzielen, dass sich die grossen conservativen Blätter fester an einander schliessen. Allerdings lässt sich auch dann das Gesetz umgehen, denn die Räuberpresse würde sich darauf verlegen, den Stoff der grossen Blätter etwas umzuarbeiten und unter fremder Form zu wiederholen, so dass sich dann der Diebstahl kaum mehr entdecken liesse. Nun wohlgemerkt! Sind nur die Nachdrucksblätter genöthigt, die Contrebande zu fälschen, so ist Alles gewonnen, denn die Fälschung erfordert Zeit und arbeitende Kräfte. Sie würden mit dem Falsificat viel später erscheinen, und es würde ihnen einen Aufwand kosten, den sie nicht zu ertragen vermöchten. Das wäre der technische Weg gegen die parasitische Presse, die einzig gefährliche, die es in einem Staate geben kann; um aber die Wirksamkeit des Mittels einzusehen, dazu muss man selbst der Presse angehört haben, während unsere wohlmeinenden Staatsmänner dem papiernen Drachen mit schwerem Geschütz zu Leibe gehen, und den gesunden Stamm umhauen, damit das Schmarotzergewächs vertilgt werde.

Sollten diese Blätter jungen Talenten in die Hände fallen, die im Begriff stehen, den Sprung in die Presse zu wagen, so möchten sie noch einmal wohl den Schritt überlegen. Verführt sie der ehrgeizige Wahn von der Macht eines Publicisten, so mögen sie im voraus gewiss sein, dass diese Illusion mit den Flegeljahren der Journalisten zerrinnt, dass man den wirklichen Zustand der Abhängigkeit dann erst inne wird, wenn es zu spät ist, eine andere Wahl zu treffen, dass selbst ausgezeichnete, geniale Publicisten schwere Eisen an den Füssen tragen, wenn sie sich bewegen wollen, dass die etwaigen Reize ihres Berufes durch täglichen Verdruss, Quälereien, Anfeindung und Neid verbittert werden, dass es täglich schwerer wird, eine Sprache zu reden, die der hohen Bildungsstufe unseres Volkes angemessen ist, dass man sich sauer die Kenntnisse erwerben muss, damit man öffentlich gehört werde, dass dazu nicht mehr wie früher bloss eine Herrschaft über die Muttersprache und oberflächliche Kenntnisse, sondern jetzt

sogar eine Art von Universalität erforderlich ist, dass nur wenige sich auszeichnen, und wer sich nicht auszeichnet, nothwendig zu literarischen Handlangerdiensten sich bequemen muss. Will der neue Adept alle diese Zufälligkeiten herausfordern und sich auf das schaukelnde Element wagen, so möge er den Rath eines erfahrenen Vorgängers nicht verschmähen. Das erste Erforderniss, zu Verbindungen zu gelangen, ist eine klare und freundliche Handschrift! O! wenn doch Viele wüssten, wie wichtig es ist, einem so flinken Geschäftsmann wie dem Redacteur einer Zeitung immer in leserlicher Gestalt sich vorzustellen! Eine schlechte Handschrift wird mit Widerwillen empfangen, sie wird bei Seite geschoben und auf zuletzt verspart, mit Ingrimm dann endlich angesehen und in der Regel hastig beseitigt. So machen mittelmässige, aber zierlich geschriebene Sachen sicherer ihr Glück, als auserwählte Arbeiten im Style der Keilschriften. Die Forderung einer saubern Handschrift ist um so billiger, als es eine Ungerechtigkeit gegen das typographische Personal, welches darüber einen Theil des Tagelohns verliert, und überhaupt eine Unhöflichkeit, um nicht zu sagen eine Brutalität ist, die Augen eines Andern muthwillig zu quälen und ihm unnöthig seine Arbeitszeit durch Entzifferung assyrischer Denkmäler oder mikroskopischer Wunder zu verkürzen. Diejenigen aber, die der Presse sich auf immer verschrieben haben und welchen die Erfahrung allmählich den Journalistenhochmuth und die Journalistenthorheiten abgestreift hat, und denen vielleicht in trüben Stunden der verhängnissvolle Zweifel sich nähert, ob denn ihr Beruf den erforderlichen Aufwand von Talent und Schweiss verdiene, und ob sie nicht, ohne es zu wissen, bloss das frivole Bedürfniss einer überfeinerten zerstreuungssüchtigen Gesellschaft befriedigen, die mögen sich doch an den ernsten Seiten ihrer Aufgabe und an der Vorstellung festhalten, dass sie einem gereiften Zuhörerkreis täglich die Hilfsmittel sammeln, um sich über die Erlebnisse ihrer Zeit genügend belehren und zu einem höheren Verständniss gelangen zu können.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.